Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LIII.

(October — November — December 1887.)

309149
11 - 12
35

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Hoffmann & Herrnsdorf. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Capstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, Inghirami & Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Albert Müller (Nachf. v. Orell Füßli & Co., Sortiment).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 53

Inhalts-Verzeichniß

zum

Dreiundfünfzigsten Bande (October — December 1887).

		Seite
I.	Die Versuchung des Pescara. Novelle von **Conrad Ferdinand Meyer.** I.	1
II.	Goethe's und Carlyle's Briefwechsel. Von **Herman Grimm**	43
III.	Eine Infectionskrankheit des Menschen. Von Dr. **Ernst Meißen**	58
IV.	Griechische Mythologie. Von **L. Friedlaender**	83
V.	Tunesien als französische Colonie. Von Prof. Dr. **Theobald Fischer**	101
VI.	Stein und Gruner in Oesterreich. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Befreiungskriege von **August Fournier.** I.	120
VII.	Katkow und seine Lobredner. (Aus einem St. Petersburger Briefe.)	143
VIII.	Politische Rundschau	149
IX.	Zu Theodor Storm's siebzigstem Geburtstage	155
X.	Literarische Notizen	157
XI.	Bibliographie	160
XII.	Die Versuchung des Pescara. Novelle von **Conrad Ferdinand Meyer.** II. (Schluß.)	161
XIII.	Schiller's Vater. Von **Otto Brahm**	200
XIV.	Stein und Gruner in Oesterreich. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Befreiungskriege von **August Fournier.** II./III.	214
XV.	Unter den Linden. Bilder aus dem Berliner Leben. Von **Julius Rodenberg.** I.	248
XVI.	Zur neueren geschichtswissenschaftlichen Literatur. Von **Elimar Klebs**	270
XVII.	Kairuan. Eine Pilgerfahrt nach dem Mekka des Magreb	285
XVIII.	Goethe und Karoline v. Staupitz. Ein Scherflein zur neuen Goethe-Ausgabe	303

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XIX.	Politische Rundschau	305
XX.	Eine neue Folge von E. du Bois-Reymond's Reden. Von Dr. **Emil Schiff**	311
XXI.	Sanders' Deutsches Stil-Musterbuch	314
XXII.	„Berichtigung". Von **Herman Grimm**	316
XXIII.	Literarische Notizen	317
XXIV.	Bibliographie	319
XXV.	Erwin Dürer. Novelle von **Ludwig Fulda.** I.	321
XXVI.	Stein und Gruner in Oesterreich. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Befreiungskriege von **August Fournier.** IV. (Schluß.)	348
XXVII.	Die Kunstsammlungen in Moskau. Von **Julius Lessing**	363
XXVIII.	Der Herzog von Broglie. Von **F. Heinrich Geffcken**	385
XXIX.	Reisen in Deutsch-Afrika. Von Dr. **Rudolf Marloth.** I./II.	400
XXX.	Die neue Goethe-Ausgabe. Von **Herman Grimm**	425
XXXI.	Johannisfest. Erzählung von **Alexander L. Kielland.** I./IV.	437
XXXII.	Politische Rundschau	462
XXXIII.	Graf Dürkheim's Erinnerungen. Von **C. F. M.**	468
XXXIV.	Max Duncker's Abhandlungen aus der neueren Geschichte. Von **G. Egelhaaf**	470
XXXV.	Weihnachtliche Rundschau	472
XXXVI.	Literarische Notizen	476
XXXVII.	Bibliographie	479

Die Versuchung des Pescara.

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Erstes Capitel.

In einem Saale des mailändischen Castelles saß der junge Herzog Sforza über den Staatsrechnungen. Neben ihn hatte sich sein Kanzler gestellt und erklärte die Zahlen mit gleitendem Finger.

„Eine furchtbare Ziffer!“ seufzte der Herzog und entsetzte sich vor der Summe, welche die mit Eile betriebenen Festungsarbeiten verschlungen hatten. „Wie viele Schweißtropfen meiner armen hungernden Lombarden!“ Und um dem Anblick der verhängnißvollen Zahl zu entrinnen, ließ er die melancholischen Augen über die Wände laufen, die mit hellfarbigen Fresken bedeckt waren.

Links von der Thür hielt Bacchus ein Gelag mit seinem mythologischen Gesinde, und rechts war als Gegenstück die Speisung in der Wüste behandelt von einer flotten, aber gedankenlosen, den heiligen Gegenstand bis an die Grenzen der Ausgelassenheit verweltlichenden Hand. Oben auf der Höhe, klein und kaum sichtbar, saß der göttliche Wirth, während sich im Vordergrunde eine lustige Gesellschaft ausbreitete, die an Tracht und Miene nicht übel einer Mittag haltenden lombardischen Schnitterbande glich und zum Lachen alle Gebärden eines gesunden Appetites versinnlichte.

Der Blick des Herzogs und der demselben aufmerksam folgende seines Kanzlers fielen auf ein schäkerndes Mädchen, das, einen großen Korb am Arme, wohl um die überbleibenden Brocken zu sammeln, sich von dem neben ihr gelagerten Jüngling umfangen und einen gerösteten Fisch zwischen das blendend blanke Gebiß schieben ließ. „Die da wenigstens verhungert noch nicht,“ scherzte der Kanzler mit muthwilligen Augen.

Ein trübes Lächeln bildete und verflüchtigte sich auf dem feinen Munde des Herzogs. „Warum Festungen bauen?“ kam er auf den Gegenstand seiner Sorge zurück. „Das ist ein schlechtes Geschäft! Pescara, der große Belagerer, wird sie schnell wegnehmen und mir dann noch die Kriegskosten aufsalzen. Höre, Girolamo,“ und er richtete seinen binsenschlanken Körper in die Höhe, „laß mich

weg aus Deinen geheimen Bündnissen und Artikeln, Du unermüdlicher Zettler! Ich will nichts davon wissen. Du richtest mich und meine Lombarden zu Grunde, Du Strafe Gottes! Ich will mich nicht an dem Kaiser versündigen: er ist mein Lehnsherr. Und lieber will ich mich von seinen höllischen Spaniern schinden lassen, als daß mich meine neuen Bundesgenossen voranschieben und verrathen." Wie ein sich Aufgebender ließ er sich, die spitzen Kniee vorgestreckt, in seinen Sessel niedergleiten und rief: „Ich will eine Muhme oder eine Schwester des Kaisers heirathen! Das sollst Du veranstalten, wenn Du der große Staatsmann bist, der zu sein Du Dir einbildest."

Der Kanzler brach in ein zügelloses Gelächter aus.

„Du hast gut lachen, Girolamo. Von den steilsten Dächern herabrollend, kommst Du wie eine Katze immer wieder auf die Füße zu stehen! Ich aber gehe in Stücke! Ich und mein Herzogthum verflüchtigen uns in dem Hexenkessel, der in Deinem Kopfe brodelt. Miserere: eine Liga mit dem heiligen Vater, mit San Marco, mit den Lilien! O die böse Klimax! O die unheilige Dreieinigkeit! Dem Papste traut man nicht über den Weg, weder ich noch irgend Einer. Er ist ein Medici! Marcus aber, mein natürlicher Feind und Nachbar, ist der ruchloseste aller Heiligen. Und nun gar Frankreich, das mir den Vater in einem Kerkerloche verwesen ließ und den armen Bruder Max, den Du verkauft hast, Du Schlimmer, in Paris verkostgeldet!" Die beweglichen Züge des fürstlichen Knaben entstellten sich, als sehe er den Genius seines Hauses die Fackel langsam senken und auslöschen. Eine Thräne rann über seine magere Wange.

Der Kanzler streichelte sie ihm väterlich. „Sei nicht unklug, Fränzchen," tröstete er. „Ich hätte den Max verrathen? Keineswegs. Es war die Logik der Dinge, daß er sich gab nach der Zermalmung der Schweizer. Ich habe seine Rente mit König Franz vereinbart und noch um ein Gutes hinaufgemarktet. Er selbst sah es ein, daß ich es redlich mit ihm meine, und dankte mir. Er ist ein Philosoph, der die Welt von oben herunter betrachtet, sage ich Dir, und da er zu Rosse stieg, um von hinnen zu ziehen, hat er, schon im Bügel, noch Weisheit gesprochen. „Ich segne den Himmel," sprach er, „daß ich in Zukunft nichts mehr zu schaffen habe mit den groben Fäusten der Schweizer, den langen Fingern des Kaisers" — er meinte die hochselige Majestät, Fränzchen — „und den spanischen Meuchlerhänden." Auch hatte der Max gar nicht das Zeug, einen italienischen Fürsten darzustellen, plump und unreinlich, wie er ist. Da bist Du denn doch eine andere Erscheinung, Fränzchen. Du hast etwas Fürstliches, wenn Du Dich aufrecht hältst, und dazu die Kunst der Rede, die Du von Deinem unvergleichlichen Vater, dem Mohren, geerbt. Ich sage Dir, Du wirst mit den Jahren noch der klügste und glücklichste Fürst in Italien werden."

Der Herzog betrachtete seinen Kanzler zweifelnd. „Wenn Du mich nicht vorher verkaufst und mein Leibgeding in die Höhe markest," lächelte er.

Morone, der jetzt in seinem langen schwarzen Juristenrocke vor ihm stand, entgegnete zärtlich: „Mein holdseliges Fränzchen! Dir thue ich nichts zu Leide. Du weißt ja, daß Du mir ins Herz gewachsen bist. Du bleibst der Herzog von Mailand, so wahr ich der Morone bin. Aber Du mußt Dich hübsch belehren und überzeugen lassen, was zu Deinem Besten dient."

„Nicht einen einzigen guten Grund hast Du mir gegeben für Deine neugebackene Liga! Und ich will mich einmal nicht empören gegen meinen Lehnsherrn! Das ist sündhaft und gefährlich."

Schnellen Geistes wählte der Kanzler unter den Truggestalten und Blendwerken, über welche seine Einbildungskraft gebot, eine hinreichend wahrscheinliche und wirksame Larve, um sie seinem beweglichen Gebieter entgegenzuhalten und ihn damit heilsam zu erschrecken.

„Fränzchen," sagte er, „der Kaiser ist für Dich eine verschlossene Pforte. Hast Du ihm nicht die rührendsten Briefe geschrieben, und er hat niemals geantwortet! Es ist ein in der Ferne verschwindender Jüngling, und wie man behauptet, die geduldige Wachspuppe in den formenden Händen seiner burgundischen Höflinge. Da bist Du ihm überlegen, Du beurtheilst die Dinge selbständig. Das Wetter aber in Madrid macht der Vorbone, der verschwenderische Connétable, der das Gold mit vollen Händen auswirft und dessen Treue außer allem Verdachte steht, da er seinen König Franz verrathen hat und jetzt in Ewigkeit zum Dienste des Kaisers verdammt ist. Der Vorbone aber will Mailand. Dein Lehen ist ihm zugesagt. Er ist ein Gonzaga von der Mutter her und strebt nach einem italienischen Throne. Warum kann sich der Kaiser nicht entschließen, Dich zu belehnen, nachdem Du ihm Hunderttausende bezahlt hast? Weil er Dein Mailand dem Vorbone zuhalten will, darauf nehme ich Gift. Dieser ist seiner Sache gewiß. Unlängst, da Du mich in das kaiserliche Lager sendetest, hat er mich mit Liebkosungen fast erdrückt und mir sogar einen Beutel zugesteckt, um mich auf die günstige Stunde vorzubereiten. Denn freilich sind wir alte Bekannte von der französischen Herrschaft her."

Das war Lüge und Wahrheit: der Connétable hatte in einer tollen Weinlaune einen vorzüglichen Witz seines Gastes fürstlich belohnt.

„Und Du nahmst, Ungeheuer?" wimmerte der geängstigte Herzog.

„Mit dem besten Gewissen von der Welt," versetzte Morone leichtfertig. „Weißt Du nicht, Fränzchen, was die Casuisten lehren, daß ein Weib so viel nehmen darf, als man ihr gibt, wenn sie nur ihre Tugend behauptet? Das gilt auch für Minister und erlaubt mir, in dieser kargen Zeit unter Umständen auf mein Gehalt zu verzichten. Dafür kannst Du Dir zuweilen ein gutes Bild kaufen, Fränzchen. Du mußt auch Deine ehrbare Ergötzung haben."

Sforza war erbleicht. Das Schreckbild des Vorbone in seiner Burg und in seinem Reiche, welche beide dieser schon einmal — vor seinem berühmten Verrath — Jahre lang als französischer Statthalter besessen hatte, brachte ihn um alle Besinnung. „Ich habe immer geglaubt, und es verfolgt mich auf Schritt und Tritt," jammerte der Aermste, „daß der Vorbone mein Mailand haben will. Rette mich, Girolamo! Schließe die Liga! ohne Verzug! Sonst bin ich verloren." Er sprang auf und ergriff den Kanzler am Arm.

Dieser erwiderte gelassen: „Ja, das geht nicht so geschwind, Fränzchen, doch wird sich vielleicht heute noch Etwas dafür thun lassen. Es trifft sich. Gestern ist die Excellenz Nasi — nicht der Horatius, sondern der schöne Lälius — bei unserm Wechsler Lolli abgestiegen, und durch einen glücklichen Zufall auch Guicciardin hier angekommen, der trotz seiner Borsten im Vatican eine angenehme

Person ist. Mit diesen zwei gescheiten Leuten ließe sich reden, und ich habe den Venezianer und den Florentiner an Deine Abendtafel geladen, da ich weiß, daß Du gerne harmlos plauderst und unterhaltende Gesellschaft liebst."

„O verfluchte, nichtswürdige Verschwörung!" klagte der Herzog wankelmüthig.

„Und auch noch ein Anderer ist eingeritten, im Morgengrauen. Dieser hat sich auf die dritte Stunde Nachmittags angesagt, er wolle erst ausschlafen."

„Ein Anderer? Welcher Andere?" Der Herzog zitterte.

„Der Borbone."

„Gott verpeste den bleichen Verräther!" schrie Sforza. „Was will Der hier?"

„Das wird er selbst Dir sagen. Horch! es läutet Vesper im Dome."

„Empfange Du ihn, Kanzler!" flehte der Herzog und wollte durch eine Thür entwischen. Morone aber ergriff ihn am Arme und führte ihn zu seinem Sessel zurück. „Ich bitte, Hoheit! Es geht vorüber. Wenn der Connétable eintritt, erhebe sich die Hoheit und empfange ihn stehend. Das kürzt ab." Er umkleidete seinen Herrn mit dem am Stuhle hangen gebliebenen Mantel, und dieser nahm allmälig, seine Angst bekämpfend, eine fürstlichere Haltung an, indem er seinen hübschen Wuchs geltend machte und den natürlichen Anstand, den er besaß.

Inzwischen blickte der Kanzler durch das Fenster, das den Schloßplatz und hinter demselben den Umriß eines der neu angelegten Bollwerke des Castelles zeigte. „Köstlich!" sagte er. „Da steht dieser treuherzige Connétable, zehn Schritte vor seinem Gefolge, und zeichnet unbefangen unsere neue Schanze in sein Taschenbuch. Ich will nur gehen und ihn einführen."

Da er mit Morone eintrat, der berühmte Verräther, eine schlanke und hohe Gestalt und ein stolzes farbloses Haupt mit feinen Zügen und auffallend dunkeln Augen, eine unheimliche, aber große Erscheinung, verbeugte er sich höflich vor dem Herzog, der ihn scheu betrachtete.

„Hoheit," sprach Karl Bourbon, „ich bezeuge meine schuldige Ehrerbietung und bitte um Gehör für eine Botschaft der Kaiserlichen Majestät."

Herzog Franz antwortete mit Würde, daß er bereit sei, den Willen seines erhabenen Lehnsherrn ehrfürchtig zu vernehmen, wankte dann aber und glitt in seinen Sessel zurück.

Als der Connétable den Herzog sich setzen sah, blickte auch er sich nach einem Stuhl oder wenigstens nach einem Schemel um. Nichts dergleichen war vorhanden und auch kein Page gegenwärtig. Da warf er seinen kostbaren Mantel dem Herzog gegenüber an den Marmorboden und lagerte sich geschmeidig, den linken Arm aufgestützt, den rechten in die Hüfte setzend. „Hoheit erlaube," sagte er.

Karl Bourbon lebte seit seinem Verrathe in einer sengenden und verzehrenden Atmosphäre des Selbsthasses. Niemand, sogar der Vornehmste nicht, hätte es gewagt, den stolzen Mann auch nur mit einer Miene an seine That zu erinnern und ihn das Urtheil errathen zu lassen, welches die öffentliche Meinung einstimmig über ihn gefällt hatte, aber er kannte und er selbst bestätigte es.

Die gründlichste Menschenverachtung brachte er, bei sich selbst anfangend, der ganzen Welt entgegen, doch beherrschte er sich vollkommen, und Niemand benahm sich tadelfreier und redete farbloser, jeden Hohn, jede Ironie, selbst die leiseste Anspielung sich und damit auch den Anderen untersagend. Nur selten verrieth, wie eine plötzlich aus dem Boden zuckende Flamme, ein höllischer Witz oder ein cynischer Spaß den Zustand seiner Seele.

Nachdem der Connétable eine Weile gesonnen, begann er mit angenehmer Stimme und einer leichten Wendung des Kopfes: „Ich bitte Hoheit, mich nicht entgelten zu lassen, was meine Sendung Unwillkommenes für Sie haben könnte. Meine Person völlig zurückstellend, übermittle ich der Hoheit einen Beschluß der Kaiserlichen Majestät, welchen dieselbe in ihrem Ministerrathe gefaßt hat, allerdings nach Vernehmung ihrer drei italienischen Feldherren, Pescara, Leyva und meiner Unterthänigkeit."

„Wie befindet sich Pescara?" fragte der Kanzler, der in gleicher Entfernung von den zwei Hoheiten stand, frech dazwischen. „Ist er geheilt von seiner Speerwunde bei Pavia?"

„Freundchen," versetzte der Connétable geringschätzig, „ich bitte Euch, nicht zu reden, wo Ihr nicht gefragt werdet."

Da nahm der Herzog die Frage auf. „Herr Connétable," sagte er, „wie befindet sich der Sieger von Pavia?"

Bourbon verneigte sich verbindlich. „Ich danke der Hoheit für die huldvolle Nachfrage. Mein erlauchter und geliebter College, Ferdinand Avalos, Marchese von Pescara, ist völlig hergestellt. Er reitet ohne Beschwerde seine zehn Stunden." Dann fuhr er fort: „Lasset mich jetzt zur Sache kommen, Hoheit. Bittere Arznei will schnell gereicht sein. Die Kaiserliche Majestät wünscht sehr, daß die Hoheit zurücktrete aus der neuen Liga, die sie mit der Heiligkeit, den Kronen von Frankreich und England und dem heiligen Marcus abgeschlossen hat oder abzuschließen im Begriffe ist."

Jetzt fand der Herr von Mailand den Fluß der Rede und betheuerte mit gut gespieltem Erstaunen und herzlicher Entrüstung, daß ihm von einer solchen Liga nichts bekannt sei und er selbst sicherlich der Erste wäre, nach seiner Lehenspflicht den Kaiser ungesäumt zu unterrichten, wenn seines Wissens in Oberitalien derlei Frevel gegen die Majestät gesponnen würde. Und er legte die Hand auf das feige Herz.

Mit vorgebogenem Haupte höflich lauschend, ließ der Connétable den jungen Heuchler seine Lüge in immer neuen Wendungen wiederholen. Dann erwiderte er in kühlem Tone, mit einer unmerklichen Färbung verächtlichen Mitleids: „Die Worte der Hoheit unangetastet, muß ich glauben, daß dieselbe von der Sachlage nicht genau unterrichtet ist. Wir denken es besser zu sein. Der Friede zwischen Frankreich und England mit einer bösen Absicht gegen den Kaiser ist eine Thatsache, die uns mit Sicherheit aus den Niederlanden gemeldet wurde. Ebenso gewiß sind wir, daß in Oberitalien gegen uns gerüstet wird. Und soweit sich der heilige Vater beurtheilen läßt, scheint auch er, den wir verwöhnt haben, sich verdeckt gegen uns zu wenden. Zu unterscheiden, was gethan und was im Werden ist, kann nicht unsere Aufgabe sein: wir bauen vor. Ehe die

Liga," fügte er mit leiserer Stimme bedeutsam hinzu, „einen Feldherrn gefunden hat."

Dann stellte er seine Forderung: „Hoheit gibt uns Sicherheit, in Monatsfrist, daß sie Neutralität hält. Das ist die inständige Bitte Kaiserlicher Majestät. Unter Sicherheit aber versteht sie: Verabschiedung der Schweizer, Beurlaubung der lombardischen Waffen auf die Hälfte, Einstellung aller und jeder Festungsbauten und Ueberlassung dieses erfindungsreichen Mannes" — er wies mit dem Haupte seitwärts — „an die Majestät. Wo nicht" — und er erhob sich ungestüm, als wollte er zu Pferde springen — „wo nicht, blasen wir zum Aufbruch, den letzten September, um Mitternacht, keine Stunde früher, keine später, und besetzen in wenigen Märschen das Herzogthum. Hoheit überlege." Er verbeugte sich und schied.

Da ihm Morone das Geleite geben wollte, verfiel Bourbon in eine seiner tollen Launen und wies den Kanzler mit einer possenhaften Gebärde ab. „Adieu, Pantalon, mon ami!" rief er über die Schulter zurück.

Morone gerieth in Wuth über diese Benennung, welche seiner Person allen Ernst und Werth abzusprechen schien, und entrüstet auf und nieder schreitend verwickelte er sich mit den Füßen in den liegen gebliebenen Mantel des Connétable; der junge Herzog aber hielt den Kanzler fest, hing sich ihm an den Arm und weinte: „Girolamo, ich habe ihn beobachtet! Er glaubt sich hier schon in dem Seinigen. Schließe ab! heute noch! Sonst entthront mich dieser Teufel!"

Noch lag der hilflose Knabe in den Armen seines Kanzlers, als ein greiser Kämmerer den Rücken vor ihm bog und feierlich das Wort sprach: „Die Tafel der Hoheit ist gedeckt." Die Beiden folgten ihm, der mit wichtiger Miene durch eine Reihe von Zimmern voranschritt. Eines derselben, ein Cabinett, das keinen eigenen Ausgang hatte, schien mit seiner Tapete von moosgrünem Sammet und seinen vier gleichfarbigen Schemeln ein für trauliche Mittheilungen bestimmter Schlupfwinkel zu sein. In seiner Mitte blieb der Herzog verwundert stehen, denn in dem sonst leeren Raume blickte ihn von der Hinterwand ein Bild an, das er nicht als sein Eigenthum kannte. Es war heimlich in den Palast gekommen, eine ihm bereitete Ueberraschung, das Geschenk des Markgrafen von Mantua, wie auf dem Rahmen zu lesen stand. Der Herzog ergriff seinen Kanzler an der Hand und beide Italiener näherten sich mit leisen Tritten und einer stillen andächtigen Freude dem ausdrucksvollen Gemälde: auf einem weißen Marmortischchen spielten Schach ein Mann und ein Weib in Lebensgröße. Dieses, ein helles und warmes Geschöpf in fürstlichen Gewändern, berührte mit zögerndem Finger die Königin und forschte zugleich verstohlenen Blickes in der Miene des Mitspielers, der, ein Krieger von ernsten und durchgearbeiteten Zügen, in dem streng gesenkten Mundwinkel ein Lächeln versteckte.

Beide, Herzog und Kanzler, erkannten ihn sogleich. Es war Pescara. Die Frau errieth sie mit Leichtigkeit. Wer war es, wenn nicht Victoria Colonna, das Weib des Pescara und die Perle Italiens? Sie konnten sich nicht von dem Bilde trennen. Sie fühlten, daß sein größter Reiz die hohe und zärtliche Liebe war, welche die weichen Züge der Dichterin und die harten des Feldherrn in ein

warmes Leben verschmolz, und nicht minder die Jugend der Beiden, denn auch der benarbte und gebräunte Pescara erschien als ein heldenhafter Jüngling.

In der That, achtzehnjährig Beide, waren sie miteinander an den Altar getreten, und sie hatten sich mit Leib und Seele Treue gehalten, oft und lang getrennt, sie bei der keuschen Ampel in Italiens große Dichter vertieft, er vor einem glimmenden Lagerfeuer über der Karte brütend, dann endlich wieder auf Ischia, dem Besitzthum des Marchese, wie auf einer seligen Insel sich vereinigend. Solches wußte das sittenlose Italien und zweifelte nicht, sondern bewunderte mit einem Lächeln.

Auch die zwei vor dem Bilde Stehenden empfanden die Schönheit dieses Bundes der weiblichen Begeisterung mit der männlichen Selbstbeherrschung. Sie empfanden sie nicht mit der Seele, aber mit den feinen Fingerspitzen des Kunstgefühls. So wären sie noch lange gestanden, wenn nicht der Kammerherr unterthänig gemahnt hätte, daß zwei Geladene im Vorzimmer des Eßsaales warteten. Durch ein paar Thüren wurde jenes erreicht und, nach einer kurzen Vorstellung der Gäste, dieser betreten.

Jetzt saßen die Viere an der ausgesuchten, aber nicht überladenen Tafel. Während des ersten leichten Gespräches besah sich der Herzog insgeheim seine Gäste. Keine Gesichter konnten unähnlicher sein als diese dreie. Den häßlichen Kopf und die grotesken Züge seines Kanzlers freilich wußte er auswendig, aber es fiel ihm auf, wie ruhelos dieser heute die feurigen Augen rollte und wie über der dreisten Stirn das pechschwarze Kraushaar sich zu sträuben schien. Daneben hob sich das Haupt Guicciardin's durch männlichen Bau und einen republikanisch stolzen Ausdruck sehr edel ab. Der Venezianer endlich war eines schönen Mannes Bild mit einem vollen weichen Haar, leise spottenden Augen und einem liebenswürdigen verrätherischen Lächeln. Auch in der Farbe unterschieden sich die drei Angesichter. Die des Kanzlers war olivenbraun; der Venezianer besaß die durchsichtige Bläße der Lagunenbewohner, und Guicciardin sah so gelb und gallig aus, daß der Herzog sich bewogen fühlte, ihn nach seiner Gesundheit zu fragen.

„Hoheit, ich litt an der Gelbsucht," versetzte der Florentiner kurz. „Die Galle ist mir ausgetreten, und das ist nicht zum Verwundern, wenn man weiß, daß mich die Heiligkeit in ihre Legationen versendet hat, um dieselben zu einem ordentlichen Staate einzurichten. Da schaffe einer Ordnung, wo die Pfaffen Meister sind! Nichts mehr davon, sonst packt mich das Fieber, trotz der gesunden Luft von Mailand und den guten deutschen Nachrichten." Er wies eine süße Schüssel zurück und bereitete sich mit mehr Essig als Oel einen Gurkensalat.

„Nachrichten aus Deutschland?" fragte der Kanzler.

„Nun ja, Morone. Ich habe Briefe von kundiger Hand. Die Mordbauern sind zu Paaren getrieben und — das Schönste — Fra Martino selbst ist mit Schrift und Wort gewaltig gegen sie aufgetreten. Das freut mich und läßt mich an seine Sendung glauben. Denn, Herrschaften, ein weltbewegender Mensch hat zwei Aemter: er vollzieht, was die Zeit fordert, dann aber — und das ist sein schwereres Amt — steht er wie ein Gigant gegen den aufspritzenden Gischt des Jahrhunderts und schleudert hinter sich die aufgeregten Narren und bösen Buben, die mitthun wollen und die sein gerechtes Werk übertreiben und schänden."

Der Herzog war ein wenig enttäuscht, denn er liebte Krieg und Aufruhr, wenn sie jenseits der Berge wütheten und seine Einbildungskraft beschäftigten, während er selbst außer Gefahr stand. Der Kanzler aber that einen Seufzer und sagte mit einem wahren menschlichen Gefühle: „In Germanien mag jetzt viel Grausames geschehen."

„Thut mir leid," versetzte der Florentiner, „doch ich behalte das Ganze im Auge. Jetzt, nach Bändigung der trotzigen Ritter und der rebellischen Bauern, führen die Fürsten. Die Reformation, oder wie ihr es nennen wollet, ist gerettet."

„Und Ihr seid ein Republikaner?" stichelte der Kanzler.

„Nicht in Deutschland."

Auch der schöne Lälius gönnte sich einen Scherz. „Und Ihr dienet dem heiligen Vater, Guicciardin?" lispelte er.

Dieser, dem das süßliche Lächeln widerstand und den seine Gelbsucht reizbar machte, antwortete freimüthig: „Ja wohl, Herrlichkeit, zur Strafe meiner Sünden! Der Papst ist ein Medici, und diesem Hause ist Florenz verfallen. Ich aber will nicht aus meiner Vaterstadt vertrieben werden, denn flüchtig sein ist das schlimmste Loos und gegen seine Heimath zu Felde liegen das größte Verbrechen. Der heilige Vater weiß, wer ich bin, und nimmt mich nicht anders als ich bin. Ich diene ihm, und er hat nicht über mich zu klagen. Aber ich lasse mir nicht das Maul verbinden, und so sei es mit Wonne ausgesprochen unter uns Wissenden, Fra Martino hat eine gerechte Sache, und sie wird sich behaupten."

Dem Herzog machte es Spaß, und er empfand eine Schadenfreude, es zu erleben, wie der große germanische Ketzer von einem Sachwalter des heiligen Vaters verherrlicht wurde, obwohl ihn eine Gänsehaut überlief, daß solches in seiner Gegenwart und in seinem Palaste geschehe. Nur winkte er die Diener weg, welche eben die Früchte aufgesetzt hatten und der spannenden Unterhaltung ihre stille Aufmerksamkeit widmeten.

Jetzt forderte Morone, der sich auf seinem Stuhle hin und her geworfen, mit flammenden Augen den Florentiner auf: „Ihr seid ein Staatsmann, Guicciardin, und auch ich pfusche ins Handwerk. Wohlan, begründet Eure merkwürdigen Sätze: Bruder Martinus thut ein gerechtes Werk, und dieses Werk wird gelingen und dauern."

Guicciardin leerte ruhig seinen Becher, während der schöne Lälius ein Zuckerbrot zerbröckelte, der Herzog nach seiner Art sich im Sessel gleiten ließ und Morone begeistert von dem seinigen aufsprang.

„Nicht wahr, Herrschaften," begann der Florentiner, „kein Kind, kein Thor würde es ertragen, wenn ein Ding vorgeben wollte, dasselbe Ding geblieben zu sein, nachdem es sich in sein Gegentheil verwandelt hätte, zum Beispiel das Lamm in den Wolf oder ein Engel in einen Teufel. Wie wir nun in unserm gebildeten Italien von der heiligen Gestalt denken mögen, die sich in den Päpsten fortsetzt, Eines ist nicht zu leugnen: daß sie nur Gutes und Schönes gewollt hat. Und ihre Nachfolger, die das Werk und Amt des Nazareners übernommen haben? — Sehet nur die Viere der Wende des Jahrhunderts! Da ist der Verschwörer, der unsern gütigen Julian gemeuchelt hat! Da ist der schamlose

Verkäufer der göttlichen Vergebung! Dann kommt der Mörder, jener unheimliche zärtliche Familienvater! Keine Fabelgestalten, sondern Ungeheuer von Fleisch und Blut, in colossalen Verhältnissen vor dem Auge der Gegenwart stehend! Und noch der Vierte, den ich von Jenen trenne: unser großer Julius, ein Heros, der Gott Mars, aber ein Gegensatz noch schreiender als jene Dreie zu dem seligen Friedestifter! Viermal nacheinander dieser Widerspruch, das ist ein Hohn gegen die menschliche Vernunft. Es nimmt ein Ende: entweder verschwindet jene erste himmlische Gestalt in dieser dampfenden Hölle und flammenden Waffenschmiede, oder Bruder Martinus löst sie mit einem scharfen Schnitt von solchen Nachfolgern und Amtsbrüdern."

„Das ist lustig," meinte der Herzog, während der Kanzler wie besessen in die Hände klatschte.

„Eine Predigt Savonarola's," ließ sich der schöne Lälius vernehmen, ein leichtes Gähnen verwindend. „Wenn wir Fra Martino in Venedig hätten, so könnten wir ihn zügeln und sachdienlich verwenden. Aber seinem germanischen Trotzkopf überlassen, wird er, fürcht' ich, über kurz oder lang Fra Girolamo auf den Scheiterhaufen folgen."

„Nein," versetzte Guicciardin heiter, „seine braven deutschen Fürsten werden ihr Schwert vor ihn halten und ihn schützen."

„Doch wer schützt seine Fürsten?" spottete der Venezianer.

Guicciardin schlug eine fröhliche Lache auf. „Der heilige Vater," sagte er. „Sehet, Herrschaften, das ist eine jener verdammt feinen Zwickmühlen, wie sie der Zufall oder ein Besserer in der Weltgeschichte anlegt. Seit unsere Päpste sich verweltlicht haben und einen Staat in Italien besitzen, ist ihnen das kleine Scepter theurer als der lange Hirtenstab. Ist nicht, diesem Scepter zu Liebe, unser Clemens im Begriff, dem frommgläubigen Kaiser förmlich den Krieg zu erklären? Einem heiligen Vater aber, der mit Kanonen auf ihn schießt, wird Karl kaum den Gefallen thun, seine tapfern germanischen Landsknechte in die Kirche zurückzuzwingen. Und umgekehrt: wenn die ketzerischen deutschen Fürsten gegen die Kaiserliche Majestät sich empören und Panier aufwerfen, wird der heilige Vater nicht ihre Seele vorläufig in Ruhe lassen und sich heimlich ihrer Waffen bedienen? Unterdessen aber wächst der Baum und streckt seine Wurzeln."

Jetzt wurde der Herzog unruhig. Es kam die angenehmste Stunde seines Tagewerkes, in welcher er seine Hunde und Falken mit eigenen Händen fütterte. „Herrschaften," sagte er, „mich würde dieser germanische Mönch nicht verführen. Man hat mir sein Bildniß gezeigt: ein plumper Bauernkopf, ohn Hals, tief in den Schultern. Und seine Gönner, die saxonischen Fürsten — Bierfässer!"

Guicciardin zerdrückte den feinen Kelch in der Hand und einen Fluch zwischen den Zähnen. „Es ist schwül hier im Saale," entschuldigte er sich, und gleich hob der Herzog die Tafel auf. „Wir wollen frische Luft schöpfen," meinte er. „Auf Wiedersehen, Herrschaften, nach Sonnenuntergang, im grünen Cabinette."

Er verließ das Zimmer, um dem Venezianer, an welchem er ein Wohlgefallen fand, seine Gebäude, Terrassen und Gärten zu zeigen. Es waren noch jene unvergleichlichen Anlagen, welche der letzte Visconti gebaut und mit seinem

gespenstischen Treiben erfüllt hatte, die Ueberbleibsel jener „Burg des Glückes", wo er, wie ein scheuer Dämon in seinem Zauberschlosse, Italien mit vollendeter Kunst regierte und aus welcher er seine Günstlinge, sobald sie erkrankten, wegtragen ließ, damit niemals der Tod an diese Marmorpforten klopfe.

Ein guter Theil der alten Pracht war verfallen oder zertreten und verschüttet durch den Krieg und die neu aufgeworfenen Bollwerke. Immerhin blieb noch genug übrig für die schmeichelnde Bewunderung des schönen Lälius, und Franz Sforza verlebte ein paar hübsche Stunden. Nur da sie eine Reitbahn betraten, welche der Bourbon während seiner mailändischen Statthalterschaft errichtet, verstellten sich die fürstlichen Züge, um sich dann aber gleich wieder zu erheitern. Er hatte das schallende Gelächter Guicciardin's vernommen und darauf diesen selbst erblickt, der sich in eine ländliche Veranda hemdärmlig mitten unter lombardische Stallknechte gesetzt hatte, mit ihnen Karten spielte und einem herben Landweine zusprach. „Die Vergnügungen eines Republikaners," spottete Franz Sforza. „Er erholt sich von seinem fürstlichen Umgange." Der schöne Lälius lächelte zweideutig, und sie setzten ihren Lustwandel fort.

Der Erste, welcher sich in dem moosgrünen Cabinette einfand, wenn er es nicht etwa gleich nach aufgehobener Tafel betreten und nicht wieder verlassen hatte, war Girolamo Morone. Er stand vertieft in das Bild. Eine Weile mochte er die entzückten Augen an dem holdseligen Weibe geweidet haben, jetzt aber durchforschte er mit angestrengtem Blicke das Antlitz des Pescara, und was er aus den starken Zügen heraus oder in dieselben hinein las, gestaltete sich in dem erregten Manne zu heftigen Gebärden und abgebrochenen Lauten. „Wie wirst Du spielen, Pescara?" stammelte er, die schalkhafte Frage, die in Victoria's unschuldigem Auge lag, ingrimmig wiederholend und die pechschwarze Braue zusammenziehend.

Da erhielt er einen kräftigen Schlag auf die Schulter. „Verliebst Du Dich in die göttliche Victoria, Du Sumpf?" fragte ihn Guicciardin mit einem derben Gelächter.

„Spaß bei Seite, Guicciardin, was denkst Du von Dem hier mit dem rothen Wamse?" und der Kanzler wies auf den Feldherrn.

„Er sieht wie ein Henker."

„Nicht, Guicciardin. Ich meine: was sagst Du zu diesen Zügen? Sind es die eines Italieners oder die eines Spaniers?"

„Eine schöne Mischung, Morone. Die Laster von Beiden: falsch, grausam und geizig! So habe ich ihn erfahren, und Du selbst, Kanzler, hast mir ihn so gezeichnet. Erinnere Dich! in Rom, vor zwei Jahren, da der witzige Jakob uns zusammen über den Tiber setzte."

„Hab' ich? Dann war es der Irrthum eines momentanen Eindrucks. Menschen und Dinge wechseln."

„Die Dinge, ja; die Menschen, nein: sie verkleiden und spreizen sich, doch sie bleiben, wer sie sind. Nicht wahr, Hoheit?" Er wendete sich gegen den Herzog, welcher eben eintrat und dem der Venezianer auf dem Fuße folgte.

Die vier grünen Schemel besetzten sich und die Thüren wurden verboten. Das offene Fenster füllte ein glühender Abendhimmel.

„Herrschaften," begann der Herzog mit würdiger Miene, „wie weit die Vollmachten?"

„Meine Bescheidenheit," sagte der schöne Lälius, „ist beauftragt abzuschließen."

„Die Weisheit des heiligen Vaters," folgte Guicciardin, „wünscht ebenfalls ein Ende. Die Liga war langeher der Liebling ihrer Gedanken: sie stellt sich, wie ihr gebührt, an die Spitze, mit Vorbehalt der schonenden Formen des höchsten Hirtenamtes."

„Die Liga ist geschlossen!" rief der Herzog muthig. „Kanzler, statte Bericht ab!"

„Herrschaften," begann dieser, „nach meinen Briefen verspricht die französische Regentschaft, im Einverständniß mit dem zu Madrid gefangen sitzenden Könige, ein ansehnliches Heer und entsagt zugleich endgültig, in die Hände des heiligen Vaters, den Ansprüchen auf Neapel und Mailand."

„Optime!" jubelte der Herzog. „Und Schweizer bekämen wir so viel wir wollen, in lichten Haufen, wenn wir nur Dukaten hätten, ihnen damit zu klingeln. Nicht wahr, Kanzler?"

„Da ist Rath zu schaffen," versicherten die zwei Andern.

„Aber Herren," drängte Morone, „es eilt! Der Borbone war hier. Man blickt uns in die Karten. Die drei Feldherren drohen in Monatsfrist Mailand zu nehmen, wenn wir nicht abrüsten. Wir müssen losschlagen, und um loszuschlagen, müssen wir unseren Capitano wählen, jetzt, sogleich!"

„Dazu sind wir gekommen," sprachen die Zweie wiederum einstimmig.

„Der Liga den Feldherrn geben!" wiederholte der Kanzler. „Das ist nicht weniger als über das Loos Italiens entscheiden! Wen stellen wir dem Pescara entgegen, dem größten Feldherrn der Gegenwart? Nennet mir den überlegenen Geist! Zeiget mir die begeisternde Gestalt! Unsern großen Kriegsleuten, dem Alviano, dem Trivulzio, ist längst die Grabschrift gemacht, und die übrigen hat Pavia getödtet. Nennet mir ihn! Wo ist die gepanzerte rettende Hand, daß ich sie ergreife?"

Eine trübe Stimmung kam über die Gesellschaft, und der Kanzler weidete sich an der Niedergeschlagenheit der Verbündeten.

„Wir haben den Urbinaten oder den Ferraresen," meinte Nasi, doch Guicciardin erklärte bündig, den Herzog von Ferrara schließe die Heiligkeit aus als ihren abtrünnigen Lehensmann. „Wählen wir den Herzog von Urbino. Er ist kleinlich und selbstsüchtig, ohne weiten Blick, ein ewiger Verschlepper und Zauderer, aber ein versuchter Kriegsmann, und es bleibt uns kein Anderer," sprach der Florentiner mit gerunzelter Stirn.

„Da wäre noch Euer Hans Medici, Guicciardin, und Ihr hättet den jungen Waghals, nach dem Euer Herz zu begehren scheint," neckte ihn der Venezianer.

„Höhnt Ihr mich, Nasi?" zürnte Guicciardin. „Daß ein junger Frevler unsere patriotische Sache entweihe und ein tollkühner Bube unsern letzten Krieg mit dem Würfelspiel einer leichtsinnigen Schlacht vergecke? Der Urbinate wird uns wenigstens nicht verderben, wenn er den Krieg verewigt, die Hilfe eines würgenden Fiebers oder eines Auflaufes der Landsknechte im kaiserlichen Lager abwartend. Wählen wir ihn." Er seufzte, und in demselben Augenblicke fuhr

er wüthend gegen den Kanzler los, den er das Ende seiner Rede mit einem verzweifelnden Gebärdenspiele begleiten sah. „Laß die Grimassen, Narr!“ schrie er ihn an, „... ich bitte um Vergebung, Hoheit, wenn ich ungeduldig werde, und Hoheit ist auf meiner Seite, wie ich glaube . . .“ Der Herzog blickte auf seinen Kanzler.

„Sei es,“ sagte Morone, „wir stimmen bei, aber es ist ein unfreudiges Ja, das die Hoheit zu dem seelenlosen Anfange unsers Bündnisses gibt.“ Der Herzog nickte trübselig. „Nein,“ rief der Kanzler, „sie gibt es nicht, die Hoheit tritt zurück, sie kann es nicht verantworten, die letzten Kräfte dieses Herzogthums zu erschöpfen! Sie zieht nicht zu Felde, im Voraus entmuthigt und geschlagen! Die Liga ist aufgehoben! Oder wir suchen ihr einen siegenden Feldherrn.“

Die zwei Andern schwiegen mißmuthig.

„Und ich weiß einen!“ sagte Morone.

„Du weißt ihn?“ schrie Guicciardin. „Bei allen Teufeln, heraus damit! Rede! Wen werfen wir in die Wagschale gegen Pescara?“

„Redet, Kanzler!“ trieb auch der Venezianer.

Morone, der von seinem Schemel aufgesprungen war, trat einen Schritt vorwärts und sprach mit starker Stimme: „Wen wir gegen Pescara in die Wagschale werfen? Pescara, ihn selber!“

Ein Schrecken versteinerte die Gesellschaft. Der Herzog starrte seinen außerordentlichen Kanzler mit aufgerissenen Augen an, während Guicciardin und der Venezianer langsam die Hand an die Stirn legten und zu sinnen begannen. Beide errieten sie als kluge Leute ohne Schwierigkeit, wie Morone es meinte. Sie waren die Söhne eines Jahrhunderts, wo jede Art von Verrath und Wortbruch zu den alltäglichen Dingen gehörte. Hätte es sich um einen gewöhnlichen Condottiere gehandelt, einen jener fürstlichen oder plebejischen Abenteurer, welche ihre Banden dem Meistbietenden verkauften, sie hätten wohl dem Kanzler sein frevles Wort von den Lippen vorweggenommen. Aber den ersten kaiserlichen Heerführer? aber Pescara? Unmöglich! Doch warum nicht Pescara? Und da Morone leidenschaftlich zu sprechen begann, verschlangen sie seine Worte.

„Herrschaften,“ sagte dieser, „Pescara ist unter uns geboren. Er hat Spanien niemals betreten. Die herrlichste Italienerin ist sein Weib. Er *muß* Italien lieben. Er gehört zu uns, und in dieser Schicksalsstunde, da wir mit dem noch ledigen Arm unsern andern schon gefesselten befreien wollen, nehmen wir den größten Sohn der Heimath und ihren einzigen Feldherrn in Anspruch. Wir wollen zu ihm gehen, ihn umschlingen und ihn anrufen: Rette Italien, Pescara! Ziehe es empor! Oder es reißt Dich mit in den Abgrund!“

„Genug declamirt!“ rief Guicciardin. „Ein Phantast wie Du, Kanzler, mit den wilden Sprüngen seiner Einbildungskraft ist dazu da, das Unmögliche zu erdenken und auszusprechen, das vielleicht, näher betrachtet, nicht völlig unmöglich ist. Jetzt aber sei still und laß die Vernünftigen es beschauen und sich zurecht legen, was Du im Fieber geweissagt hast. Gebärde Dich nicht wie ein Rasender, sondern setze Dich und laß mich reden!

Herrschaften, oft, und in verzweifelten Lagen immer, ist Kühnheit der beste und einzige Rath! Der Krieg unter dem Urbinaten starrt uns an wie eine

Maske mit leeren Augen. Wir Alle fühlen, er würde uns langsam lähmen und methodisch zu Grunde richten. Lieber ein halsbrechendes Wagniß. Also ja! Wenn es nach mir geht, versuchen wir den Pescara! Verräth er uns an den Kaiser, so kann er uns Alle verderben. Aber wer weiß, ob er nicht seinem Dämon unterliegt? Zuerst müssen wir uns fragen: wer ist Pescara? Ich will es Euch sagen: ein genialer Rechner, der die Möglichkeiten scharfsinnig scheidet und abwägt, der die Dinge unter ihrem trügerischen Antlitz auf ihren wahren Werth und ihre reale Macht zu untersuchen die Gewohnheit hat. Wäre er sonst, der er ist, der Sieger von Bicocca und Pavia? Wenn wir ihn antreten, wird er zuerst eine große Entrüstung heucheln über eine Sache, die er sicherlich selbst schon in gewissen Stunden sich besehen und betrachtet hat, wenn auch vielleicht nur als Uebung seines immerfort arbeitenden Verstandes. Dann wird er langsam und sorgfältig abwägen: den Stoff, den wir ihm geben, das heißt unser Italien, ob sich daraus ein Heer und später ein Reich bilden ließe, und — seinen Lohn. Und da der Stoff zwar edel aber spröde ist und einer gewaltig bildenden Hand bedarf, müssen wir ihm die größte Belohnung bieten: eine Krone."

„Welche Krone?" stammelte der Herzog angstvoll.

„Eine Krone, Hoheit, sagte ich, keinen Herzogshut, und meinte die schöne von Neapel. Sie ist in Feindeshand, also erledigt, und ein Lehen der Heiligkeit."

„Wenn wir Kronen austheilen," spottete der Venezianer, „warum bieten wir dem Pescara nicht gleich die Fabel- und Traumkrone von Italien?"

„Die Traumkrone!" Das Antlitz des Florentiners zuckte schmerzlich. Dann sprach er trotzig, sich und die Umsitzenden vergessend: „Die Krone von Italien! Wenn Pescara an der Spitze unserer Heere reitet, wird sie ungenannt vor ihm her schweben. Möchte er sie, als der Größte unserer Geschichte, fassen und ergreifen, diese ideale Krone, nach welcher schon so manche Hände und die frevelhaftesten sich gestreckt haben! Möchte sie auf seinem Haupte zur Wahrheit werden! Und," sagte er kühn, „weil wir heute jedes gewöhnliche Maß verlassen und unsern Endgedanken und innersten Wünschen Gestalt geben, so wisset, Herrschaften: ist Pescara der Vorausbestimmte, wie es möglich wäre, in der Zeit liegen große Begünstigungen und in den Sternen glückliche Verheißungen. Baut er Italien, so wird er es auch beherrschen. Aber, Kanzler, ich habe Dich einen Phantasten genannt, und phantasire größer als Du. Kehren wir zurück aus dem Reiche des Ungebornen in die Wirklichkeit und stellen wir die Frage: wer übernimmt die Rolle des Versuchers?"

„Ich stürze mich wie Curtius in den Abgrund!" rief der Kanzler aus.

„Recht," billigte Guicciardin. „Du bist die Person dazu. Einem Andern würde die Stimme versagen, und er würde vor Scham versinken, wenn er vor Pescara träte, um mit ihm von seinem Verrathe zu reden. Du Schamloser aber bist zu Allem fähig, und Deine Schellenkappe bringt Dich aus Lagen und Verwicklungen, wo jeder Andere hängen bliebe. Will Pescara nicht, so nimmt er Dich von Deiner närrischen Seite und behandelt Dich als Possenreißer; will er, so wird er unter Deinen tragischen Gebärden und Deinen komischen Runzeln den Ernst und die Größe der Sache schon zu entdecken wissen. Gehe Du hin, mein Sohn, und versuche den Pescara!"

Der Herzog, der sich grübelnd auf seinem Schemel zusammengekauert hatte, wollte eben nach Licht rufen, denn die Dämmerung wuchs, und er fürchtete das Dunkel. Da sah er die Dinge unvermuthet auf ihre Spitze kommen und wurde ängstlich. „Kanzler, Du darfst nicht!“ verbot er. „Ich will mit diesem großmächtigen Pescara nichts zu schaffen haben. Bekommen wir ihn, so wird er zuerst meine Ebenen nehmen, welche den Krieg anlocken, und meine Festungen, welche sie behaupten. Und hat er sie, so wird er sie behalten. Verspielt er aber, so büße ich zuerst und verfalle ohne Gnade dem Spruche des Kaisers, meines Lehnsherrn. O, ich durchschaue Euch! Ihr Alle, selbst Dieser da“ — er blickte wehmüthig nach seinem Kanzler — „habet immer nur Euer Italien im Sinne, und ich gelte Euch“ — er blies über die flache Hand — „so viel! Ich aber bin ein Fürst und will mein Erbe, mein Mailand, und nichts als mein Mailand! Und Du, Girolamo, gehst nicht zu Pescara. Die Geschäfte würden darunter leiden. Ich kann Dich keine Stunde entbehren!“

Jetzt nahm der schöne Lälius das Wort und lispelte: „Wenn Hoheit darauf bestünde, so würde durch ihren Einspruch unser Plan hinfällig, und ich hätte einen andern zu belieben. Da wir uns einmal sonderbarer Weise nach unserm Capitano unter den kaiserlichen Feldherren umsehen, wäre nicht etwa der Versuch zu machen, ob sich der Borbone, gegen ein großes Anerbieten, zu einem zweiten Verrath entschlösse?“

Der Herzog schrak zusammen. „Wann verreisest Du, mein Girolamo?“ fragte er.

„Zuerst, Kanzler,“ fiel Guicciardin ein, „habe ich Auftrag, Dich nach Rom mitzunehmen. Der heilige Vater wünscht Dich näher kennen zu lernen. Denn er hat eine große Meinung von Dir. Er nennt Dich den Kanzler Proteus und behauptet, Du seiest, trotz Deiner tollen Augen, einer der klügsten Männer Italiens.“

„Das ist gut,“ bemerkte der Venezianer, „schon weil es die entscheidende Stunde verschiebt, in welcher Girolamo Morone als Versucher zu Pescara tritt. Ich wünsche dieser Stunde zuvor einen Grund und eine Wurzel in der öffentlichen Meinung zu geben. Darf ich mich darüber verbreiten, Herrschaften?“

Das fade Gesicht des Venezianers nahm, soweit sich in der Dämmerung noch unterscheiden ließ, einen energischen Ausdruck an, und er redete mit markiger Stimme: „Der Kanzler, da er sein bedeutendes Wort aussprach, hat uns ohne Zweifel erschreckt, aber nicht eigentlich in Verwunderung gesetzt. Nachdem der vernichtende Schlag von Pavia dem Kaiser unser ganzes Italien wehrlos zu Füßen geworfen hatte, suchte die öffentliche Meinung von selbst eine Schranke gegen die drohende Allmacht und ließ aus der Natur der Dinge unsere Liga emporwachsen. Zugleich beschäftigte sich die öffentliche Meinung mit dem Lohne, der Pescara für seinen vollkommenen Sieg und die Erbeutung eines Königes gebühre. Und da die Kargheit und der Undank des Kaisers weltbekannt sind, zog sie den Schluß, daß er seinen Feldherrn nicht zufrieden stellen und dieser anderwärts einen Ersatz suchen werde. Jetzt verbindet die öffentliche Meinung diese beiden Dinge: unsern schon durchschimmernden patriotischen Bund und einen möglichen größeren Gewinn des Pescara. So wird sein Uebertritt glaubwürdig,

bevor er sich vollzieht. Nur ist es dienlich, daß dieser begründeten allgemeinen Ansicht durch eine geschickte Hand eine überzeugende Gestalt und durch eine geläufige Zunge eine für ganz Italien verständliche Sprache gegeben werde. Nun ist seit Kurzem ein wanderndes Talent unter uns aufgetaucht, ein vielversprechender junger Mann, der sich hoffentlich noch an Venedig fesseln läßt —"

„Einen Fußtritt dem Aretiner! Er hat mich schändlich verleumdet . . ." „Ein göttlicher Mann! Er hat mich den ersten Fürsten Italiens genannt!" riefen Guicciardin und der Herzog miteinander aus.

„Ich sehe," lächelte Nasi, „daß der Mann auch hier nach seinem Werthe gekannt ist. Seine Briefe, an wahre oder erfundene Personen, in tausend und tausend Blättern ausgestreut, sind eine Macht und beherrschen die Welt. Ich will ihm eine sehr starke Summe senden, und Ihr werdet Euch über die Saat von schönfarbigen Giftpilzen verwundern, die über Nacht aus dem ganzen Boden Italiens emporschießt: Verse, Abhandlungen, Briefwechsel, ein bacchantisch aufspringender, taumelnder Reigen verhüllter und nackter, drohender und verlockender Figuren und Wendungen, alle um Pescara sich drehend und um die Wahrscheinlichkeit und Schönheit seines Verrathes. So bildet sich eine unüberwindliche allgemeine Ueberzeugung, welche den Pescara zu uns herüberreißt und ihn zugleich — da liegt es — am kaiserlichen Hofe so gründlich und endgültig untergräbt, daß er zum Verräther werden muß, er wolle oder nicht."

„Nichts da, Excellenz!" rief der Kanzler aus dem Dunkel: „Ihr verderbt mir das Spiel! Der Befreier Italiens soll sich in voller Freiheit entscheiden, nicht als das Opfer einer teuflischen Umgarnung . . ."

„Du bist prächtig, Kanzler, mit Deinen moralischen Scrupeln!" unterbrach ihn Guicciardin. „Wisse, auch mein Herz empört sich und nimmt Theil für den unrettbar Ueberlisteten! Aber ich heiße den Menschen schweigen, und handle als Staatsmann. Das Mittel der Excellenz ist ohne Vergleichung unter alle dem, was heute Abend gefunden wurde, das ruchloseste, aber auch das klügste und wirksamste. Erst jetzt wird die Sache wahrhaft gefährlich für Pescara, und sein Verrath wahrscheinlich. Ans Werk."

„Er ist unter uns und lauscht!" schrie der Herzog mit gellender Stimme, daß Alle zusammenfuhren. Ihre Blicke folgten seinem geängstigten. Der Mond, der als blendende Silberscheibe über den Horizont getreten war und seine schrägen Strahlen in das kleine Gemach zu werfen begann, spielte wunderlich auf der Schachpartie. Victoria's hervorquellendes Auge blickte erzürnt, als spräche es: Hast du gehört, Pescara? Welche Verruchtheit! und jetzt fragte es angstvoll: Was wirst du thun, Pescara? Dieser war bleich wie der Tod, mit einem Lächeln in den Mundwinkeln.

Zweites Capitel.

In der weiten hellen Fensternische jener edeln vaticanischen Kammer, an deren Dielen und Wänden Raphael die Triumphe des Menschengeistes verherrlicht, saß ein Greis mit großen Zügen und von ehrwürdiger Erscheinung. Er sprach bedächtig zu dem emporgewendeten, mit dunkelblonden Flechten umwundenen Haupte eines Weibes, das zu seinen Füßen saß und mit einem warmen

menschlichen Blut in den Adern ebenso schön war als die Begriffe des Rechtes und der Theologie, wie sie der Urbinate in herrlichen weiblichen Gestalten verkörpert. Der betagte Papst mit seinem langen gebückten Rücken und in seinem fließenden weißen Gewande ähnelte einer klugen Matrone, welche lehrhaft mit einem jungen Weibe plaudert.

Noch nicht gar lange mochte Victoria auf ihrem Schemel gesessen haben, denn der heilige Vater erkundigte sich eben erst nach dem Befinden ihres Gatten, des Marchese von Pescara. „Die Seitenwunde von Pavia macht sich nicht mehr fühlbar?" sagte er.

„Der Marchese ist völlig geheilt," erwiderte Victoria unschuldig. „Die Seitenwunde ist vernarbt sowie auch die schlimmere Stirnwunde. Er wird Eure Heiligkeit begrüßen, wenn er den Urlaub antritt, den ihm die Gnade des Kaisers zugesagt hat und der uns Glückselige" — sie sprach es mit jubelnden Augen — „auf unserer Meeresinsel vereinigen wird. Aber er selbst verweigert sich denselben für einmal noch, weniger des politischen Horizontes wegen, der nicht heller noch trüber sei als sonst — so schreibt er — sondern weil er gerade jetzt das Heer ungern verlasse. Der Mörder," sagte sie lächelnd, „beschäftigt sich nämlich mit einer vervollkommneten Feuerwaffe und einem neuen Manöver. Das brächte er nun gerne erst zu einem Ergebniß. So hat er mich, die er anfänglich hier in Rom überraschen wollte, in sein Feldlager nach Novara beschieden, und ich reise morgen, nicht im Schneckenhaus meiner Sänfte, sondern im Sattel meines hitzigen türkischen Pferdchens. Hätte ich Flügel! mich verlangt nach den Narben meines Herrn, dessen Antlitz ich nicht gesehen seit jener berühmten Schlacht, die ihn unsterblich gemacht hat. Und so bin ich zu der Heiligkeit geeilt in der Freude meines Herzens, um mich bei ihr zu beurlauben: denn das ist der Zweck meines Besuches." So redete Victoria aufwallend und überquellend wie ein römischer Brunnen.

Ihre aufrichtigen Worte belehrten den heiligen Vater, daß Pescara sein Thun und Lassen in dasselbe Zwielicht stelle, welches auch er liebte. Nur mit dem Unterschiede, daß der junge Pescara im entscheidenden Augenblicke wie ein Blitz aus seiner Wolke hervorsprang, während Clemens unentschlossen, über sich selbst zornig, in der seinigen verborgen blieb, weil er aus greisenhafter Ueberklugheit den Moment zu ergreifen versäumte. Er schärfte, in einem andern Bilde gesprochen, den Stift so lange, bis zu seinem Aerger die allzufeine Spitze abbrach. Jetzt trat er leise und tastete.

„Einen Urlaub hat der Marchese verlangt?" verwunderte er sich. „Ich dächte, seinen Abschied? Achilles zürnt im Zelte, so hörte ich."

„Davon weiß ich nichts, und das glaube ich nicht, heiliger Vater," entgegnete Victoria und warf mit einer stolzen Gebärde das Haupt zurück. „Warum seinen Abschied?"

„Nicht wegen einer rosigen Briseis, Madonna," antwortete Clemens ärgerlich mit einem frostigen Scherze, „sondern geprellt um einen erbeuteten König und die Thürme von Sora und Carpi."

Damit spielte der Papst auf zwei bekannte Thatsachen an. Der Vicekönig von Neapel hatte bei Pavia, Pescara zuvorkommend, den Degen des französischen

Königs in Empfang und damit die Ehre vorweggenommen, die erlauchte Beute nach Spanien führen zu dürfen. Und dann hatte der Kaiser Sora und Carpi den stolzen Colonnen, den eigenen Verwandten der Victoria geschenkt, nicht seinem großen Feldherrn, welcher ebenfalls einen begehrlichen Blick danach geworfen.

Victoria erröthete unwillig. „Heiliger Vater, Ihr denkt gering von meinem Gemahl. Ihr stellet Euch einen kleinlichen Pescara vor: gebet mir Urlaub, damit ich reise und mich überzeuge, daß Euer Pescara nicht mein Pescara ist. Ich habe Eile, vor den wahren zu treten."

Sie erhob sich und stand groß vor dem Papste, aber schon verbeugte sie sich wieder tief mit demüthiger Gebärde, um seinen Segen flehend. Da bat er sie, sich wiederum zu setzen, und sie gehorchte. Clemens durfte sich die Gelegenheit nicht entrinnen lassen, Pescara durch den geliebten Mund seines Weibes zum Abfalle zu bereden. Daß aber mit Anspielungen und Vorbereitungen bei der Colonna, wie er sie vor sich sah, nichts gethan wäre, begriff er leicht: entweder würde sie sich gegen das Halbverständliche und Zweideutige aufbäumen, oder es als etwas Nichtiges unbesehen in den Winkel werfen. Er mußte dieser wahren und auf Wahrheit dringenden Natur die Sache in klaren Umrissen vorzeichnen und in ein volles Licht stellen, damit sie dieselbe ihres Blickes würdige. Das ging ihm gegen seine Art, und er that einen schweren Seufzer.

Da fand er eine Auskunft, die nicht ohne Geist und List war. Er fragte Victoria mit einer harmlosen Miene, während er die Hand mit dem Fischerring auf ein in blauen Sammet gebundenes Buch mit vergoldeten Schlössern legte: „Spinnst Du wieder etwas Poetisches, geliebte Tochter? Wahrlich, ich bin ein Verehrer Deiner Muse, weil sie sich mit dem Guten und Heiligen beschäftigt. Und ich liebe sie insbesondere, wo sie moralische Fragen stellt und beantwortet. Aber das schwerste sittliche Problem hast Du noch in keinem Deiner Sonette behandelt. Weißt Du, welches ich meine, Victoria Colonna?"

Diese wunderte sich nicht über den plötzlichen Einfall des heiligen Vaters, weil sie hier auf dem eigenen Boden stand und, bei ihrem schon gefeierten Namen, Gelehrte und Laien wohl nicht selten ähnliche Fragen an sie richten mochten. Sie fühlte sich und erhob den schlanken Leib kampflustig, während sich ihre Augen mit Licht füllten. „Der größte sittliche Streit," sagte sie ohne Besinnen, „ist der zwischen zwei höchsten Pflichten."

Jetzt hatte der heilige Vater Fahrwasser gewonnen. „So ist es," bekräftigte er mit theologischem Ernste. „Das heißt: scheinbar höchsten, denn eine der beiden ist immer die höhere, sonst gäbe es keine sittliche Weltordnung. Ich flehe zu Gott und seinen Heiligen, daß sie Dir beistehen und Dich die höhere Pflicht erkennen lassen, damit Du sie der geringeren vorziehest, Du und Dein Gatte, denn siehe, dieser große und schwere Kampf wird an Euch beide herantreten."

Victoria erblaßte, da ihr die akademische Frage plötzlich in das lebendige Fleisch schnitt, der heilige Vater aber redete feierlich: „Höre mich, meine Tochter! Alles, was ich Dir jetzt zu sagen habe, ist auch dem Marchese gesagt, den meine Worte durch Dich erreichen. Vernimm es: der heilige Stuhl trennt sich zu dieser Stunde von der kaiserlichen Majestät und bietet ihr die Spitze. Ich handle so als Fürst und als Hirte. Als Fürst: weil heute die Schicksalsstunde Italiens

ist. Lassen wir sie verrinnen, so verfallen wir italienischen Fürsten alle auf Jahrhunderte hinaus dem spanischen Joche. Frage, wen Du willst: so urtheilen alle Einsichtigen. Aber auch als höchster Hirte. Ersteht in jenem räthselhaften Jüngling, der Völker in seinem Blut und auf seinem Haupte Kronen vereinigt, der alte Kaisergedanke, so ist die ganze leidenvolle Arbeit meiner heiligen Vorgänger umsonst gewesen, und die Kirche wird durch die neue Staatskunst enger gefesselt und tiefer gedemüthigt, als von den eisernen Fäusten jener fabelhaften germanischen Ungethüme, der Salier und der Staufen. So steht es. Blieb Dir fremd, was Italien mit Furcht und Hoffnung erfüllt?"

„Der Marchese will es nicht glauben," sagte Victoria mit einem schnellen Erröthen. Der heilige Vater lächelte. „Heiligkeit vergesse nicht," lächelte sie ebenfalls, „ich bin eine Colonna, das ist eine Ghibellinin."

„Du bist eine Römerin, meine Tochter, und eine Christin," wies sie Clemens zurecht.

Es entstand eine Pause. Dann fragte sie: „Und Pescara?"

„Pescara," antwortete der Papst und dämpfte die Stimme, „ist eher mein Unterthan als derjenige des Kaisers. Denn er ist ein Neapolitaner, und ich bin der Lehnsherr von Neapel. Glaube nicht, Victoria, daß ich leichthin rede. Wie dürfte ich es, da ich das Gewissen der Welt bin? Wahrlich, ich sage Dir: in schlaflosen Nächten und bekümmerten Frühstunden habe ich mein Recht auf Pescara geprüft. Meiner politischen Vernunft mißtrauend, habe ich die zwei größten Rechtsgelehrten Italiens zu Rathe gezogen, Accolti und . . . hm . . . den Zweiten."

Der Papst zerdrückte den Namen klüglich auf der Zunge, da ihm noch zur rechten Zeit einfiel, dieser zweite Rechtsgelehrte, der Bischof von Cervia, genieße des Rufes der schamlosesten Käuflichkeit. „Beide" — Clemens klopfte mit dem Fischerring auf das blaue Buch — „stimmen zusammen, daß Pescara — nach strengem Rechte betrachtet — viel mehr mein Mann sei als der des Kaisers, und Beide erinnern mich daran, daß ich überdieß, kraft meines Schlüsselamtes, jetzt da der Kaiser mein Feind wird, die Macht besitze, den Marchese eines Eides zu entbinden, den er einem Feinde des heiligen Stuhles geschworen hat."

Der Papst hatte sich langsam erhoben. „Und so thue ich!" sagte er priesterlich. „Ich löse Ferdinand Avalos vom Kaiser und zerbreche seine Treue. Ich ernenne den Marchese von Pescara zum Gonfaloniere der Kirche und zum Feldherrn der Liga, welche die heilige heißt, weil Christus in der Person seines Nachfolgers an ihrer Spitze steht." Der Papst hielt inne.

Jetzt hob er die rechte und die linke Hand in gleicher Höhe, als hielten sie eine Krone über dem Haupte der Colonna, die, von Staunen überwältigt, auf die Kniee sank, und sprach mit lauter Stimme: „Die Verdienste meines Gonfaloniere um mich und die heilige Kirche voraus belohnend, kröne ich Ferdinand Avalos Marchese von Pescara zum Könige von Neapel!" Die junge Königin erbebte vor Freude. Sie glaubte eine Krone zu verdienen. Sprachlos, mit brennenden Wangen empfing sie den Segen. Dann stand sie auf und ging, in gemessenen aber eiligen Schritten, als könne sie es nicht erwarten, dem erhöhten Gemahl seine Krone zu bringen.

Der heilige Vater, selbst aufgeregt, folgte ihr so hastig, daß er beinahe einen Pantoffel verloren hätte. An der Schwelle erreichte er sie und wollte ihr den Band von blauem Sammet bieten. „Für den Marchese," sagte er.

Da erblickte er hinter ihr Guicciardin mit Morone, die vielleicht ein bischen an der Thüre gehorcht hatten. Victoria mit strahlenden Augen voll glühender Wonne erschien dem Kanzler als ein solches Wunder, daß er fast von Besinnung kam. Rasch gesammelt aber flehte er den Papst an: „Die Heiligkeit mache mich Unheiligen bekannt mit der himmlischen Victoria!" worauf Clemens ihm einen kleinen Klaps auf die Schulter gab und ihn mit den Worten vorstellte: „Der Kanzler von Mailand, ein Weltkind, auf das sich der heilige Geist herabzulassen beginnt!" Dann wisperte er Victorien ins Ohr: „Morone, Buffone."

Diese verschwand in der Verwirrung ihres Glückes, während der Papst in der seinigen das wichtige blaue Buch zurückbehielt, denn er war noch ganz berauscht von der kühnen symbolischen That, zu welcher ihn der Anblick der schönen Frau hingerissen hatte. Nun fühlte er doch, daß er das Gleichgewicht verloren; er wies mit einer Handbewegung den Besuch des Florentiners und des Lombarden ab und trat in die raphaelische Kammer zurück.

Die beiden nicht Empfangenen sahen sich einen Augenblick an, dann ergriff Guicciardin lachend den Arm des Kanzlers und zog ihn sanftgestufte Treppen hinunter in die vaticanischen Gärten, deren Schattengänge sie nicht aufzusuchen brauchten, denn der Himmel hatte sich mit schwarzen Wolken bedeckt.

„Eigentlich," plauderte Guicciardin, „mag ich den Alten leiden. So fein er spinnt und so bedacht er redet, ist er doch innerlich ein leidenschaftlicher, ein zorniger Mensch wie ich, und jetzt höchst aufgeregt, weil er der Colonna unsere gefährliche Heimlichkeit geoffenbart hat. Du in Deiner Verzückung hast es freilich nicht gesehen, wie er ihr die Gutachten des Accolti und des Angelo de Cesis in die Hand drücken wollte. Zwei käufliche Schurken, die den Meineid mit Bibelstellen belegen! Uebrigens ist es ein starkes Ding, daß Clemens in seinen alten Tagen so Kühnes und Folgenschweres unternimmt, und noch seltsamer, daß er es unternimmt mit tiefem Mißtrauen gegen sich selbst, ohne Glauben an seinen Stern, denn er hält sich heimlich für einen Pechvogel. Und das ist schlimm. Da war denn doch der Leo ein anderer, immer strahlend und triumphirend, und darum immer glücklich, während die gegenwärtige Heiligkeit, wie sie mir neulich im Tone des Jeremias prophezeite, die ewige Stadt schon geplündert und aus diesen Dächern" — er wies auf den Vatican — „wilde Flammen züngeln sieht. Dennoch beginnt er den Kampf gegen den Kaiser, und das rechne ich ihm hoch an, ob es ihm auch zuerst um sein Florenz zu thun ist. Er hat noch Blut in den Adern und knirscht die Zähne, soviel ihm geblieben sind, wenn er den hochmüthigen spanischen Adel auf dem Capitole stolziren sieht wie in Neapel oder Brüssel. Aber wohin träumst Du, Kanzler? von dem Weibe? Natürlich."

„Ich will zu der Römerin reden wie ein alter Römer!" rief der Kanzler.

„Schön! Nur hüte Dich, daß Du in der Begeisterung nicht Deinen classischen Bocksfuß unter der Toga hervorstreckest. Sei züchtig, mache große Worte und packe sie fest an ihrer Poeteneitelkeit!"

„An ihrem Herzen will ich sie packen!"

„Das heißt, an ihrer Tintenflasche, denn die Herzen schreibender Weiber sind mit Tinte gefüllt," lästerte der schmähsüchtige Florentiner. „Aber weißt Du, Kanzler" — und Guicciardin kniff ihn kräftig in den Arm — „daß es nicht der heilige Vater allein ist, den unsere Unternehmung schlaflos macht. Auch ich habe in dieser Woche noch kein Auge geschlossen. Immer muß ich mir diesen Pescara zurechtdenken. Auf seinen Groll gegen den Kaiser gebe ich nichts: sie können sich über Nacht versöhnen. Ebensowenig auf den Einfluß des Weibes. Sie wird ihm die Botschaft des Papstes ausrichten dürfen: weiter wird er nicht auf sie hören. Aber ich glaube auch nicht an seine feudale Treue. Pescara ist kein Cid Campeador, oder wie die Spanier ihren loyalen Helden nennen, dafür ist er zu sehr ein Sohn Italiens und des Jahrhunderts. Er glaubt nur an die Macht und an die einzige Pflicht der großen Menschen, ihren vollen Wuchs zu erreichen mit den Mitteln und an den Aufgaben der Zeit. So ist er und so paßt er uns. Unfehlbar, er wird unsere Beute und wir die seinige. Dennoch... lache mich aus, Morone . . . etwas umhaucht mich. Ich wittere Verborgenes oder Geheimgehaltenes, etwas Wesentliches oder auch etwas Zufälliges, etwas Körperliches oder einen Zug seiner Seele, kurz, ein unbekanntes Hinderniß, das uns den Weg vertritt und unsere genaue Rechnung fälscht und vereitelt."

„Aber," sagte Morone nachdenklich werdend, „wenn er so ist, wie Du ihn nimmst, und wenn die Thatsachen liegen, wie wir sie kennen, aus welcher Geisterquelle sollte denn jenes Feindselige aufsteigen?"

„Ich weiß es nicht! Nur — von diesem Pescara geht der Ruf, er verstehe es, einen stürmenden Feind alle Höhen erklimmen zu lassen, um ihm dann plötzlich einen letzten mit Feuerschlünden besetzten und ihn zerschmetternden Wall entgegenzustellen. Wenn in seinem Innern ein solcher Wall gegen uns emporstiege gerade im Augenblicke, da wir glauben, seine Seele bewältigt zu haben? Doch weg mit dem Spuk, der nichts ist als die Schwüle vor dem Gewitter, die natürliche Angst und Ungewißheit, die jedem großen und gefährlichen Unternehmen vorangeht."

Ein Blitz flammte über den Vatican. Er stand in weißem Feuer und zeigte die schönen Verhältnisse der neuen Baukunst. Unter dem Rollen des Donners verloren sich die Zweie zwischen den Säulen eines Porticus, Guicciardin betroffen und sich fragend, was das Omen bedeute, der Kanzler unbekümmert um den Himmel und seine Zeichen, denn er sah sich schon zu den Füßen der Colonna.

Diese hatte im Taumel ihrer Begeisterung den Vatican über die nächste seiner zahlreichen Treppen und durch eines seiner Nebenthore verlassen. Sänfte und Gefolge, welche sie an der Hauptpforte vergeblich erwarteten, hatte sie vergessen und wandelte, mehr von ihrem ehrgeizigen Traume getragen, als von dem aufziehenden Gewitter gejagt, mit bewegten Gewanden nach ihrem Palast am Apostelplatze zurück. Sie schritt mit einer geraubten Krone wie die erste Tullia, nicht über den Leichnam des Vaters, sondern über die gemeuchelte Staatstreue; denn die Tochter des Fabricius Colonna und die Gattin Pescara's war eine Neapolitanerin und die Unterthanin Karl's des Fünften, des Königs von Neapel.

Die krönende Gebärde des Papstes hatte sie überwältigt. Gewöhnung und Umgebung, der Glaube der Jahrhunderte und die überlieferten Formen der

Frömmigkeit ließen sie in dem Haupte der Kirche, so entartet diese sein mochte, immer noch eine Werkstätte des göttlichen Willens und ein Gefäß der höchsten Rathschlüsse erblicken — und wie hätte das eigene Selbstgefühl und mehr noch der Stolz auf den Werth ihres Gatten sie zweifeln lassen an dem päpstlichen Rechte, auf das würdigste Haupt eine Krone zu setzen? So konnte ihr die anmaßende Handlung des Medicäers trotz der veränderten Zeiten als ein Ausspruch der Gottheit erscheinen.

Die neue Königin ohne Gefolge hatte den Borgo durcheilt, die Engelsbrücke überschritten und ging nun schon durch die „gerade Gasse," wie sie hieß, im Gelärme der Menge. Diese gab der Colonna ehrerbietig Raum, ohne zu erstaunen über den unbegleiteten Gang und die eilenden Füße der erlauchten Frau, welche jetzt der dem Gewitter vorangehende Sturm beflügelte. Nach und nach aber verlangsamten sich ihre Schritte in dem dichter werdenden Gewühle der nicht breiten Straße, obwohl der schmale Himmel darüber immer dunkler und drohender wurde.

Da erblickte sie über die Menge hinweg eine Cavalcade. Herren der spanischen Gesandtschaft begleiteten, wohl zu einer Audienz im Vatican, den dritten kaiserlichen Feldherrn in der Lombardei, Leyva. Dieser vormalige Stallmeister, der Sohn eines Schenkwirths und einer Dirne, den ein knechtischer Ehrgeiz und ein eiserner Wille emporgebracht, hatte einen plumpen Körper und das Gesicht eines Bullenbeißers, denn Stirn, Nase und Lippe waren ihm von demselben Schwerthiebe gespaltet. Neben ihm, auf einem herrlichen andalusischen Vollblute, ritt in einen weißen Mantel gehüllt ein vornehmer Mann mit braunem Kopf und energischen Zügen, welcher jetzt mit einer devoten Verbeugung Victorien zu grüßen schien; aber er hatte sich nur vor den steinernen Heiligen einer nahen Kirche verneigt.

War es die grelle Gewitterbeleuchtung oder die gemessen feindselige Haltung der Herren in einer Stadt, von deren dreigekröntem Gebieter sie ihren König insgeheim verrathen wußten, oder war es Victoria's erregte Einbildungskraft, sie sah und fühlte in der Grandezza der Reiter und Rosse, den in die Hüfte gesetzten Armen, den verächtlich halb über die Schulter auf die Romulussöhne niedergleitenden Blicken und bis in die steifen Bartspitzen den Hohn und die Beleidigung der beginnenden spanischen Weltherrschaft; sie empfand Grauen und Ekel, und ein tödtlicher Haß regte sich in ihrem römischen Busen gegen diese fremden Räuber und hochfahrenden Abenteurer, welche die neue und die alte Erde zusammen erbeuteten. Warum war der junge Kaiser zugleich der König dieser ruchlosen Nation, in deren Adern maurisches Blut floß und die Italien mit ihren Borjas vergiftet hatte?

Sonst hätte sie wohl der uralte Familiengeist ihres ghibellinischen Geschlechtes, das Jahrhunderte lang seinen Vortheil darin gefunden hatte, der kaiserlichen Sache ohne Gehorsam zu dienen, an Karl gefesselt, aber nein, nicht an diesen Kaiser, auch wenn er kein Spanier gewesen wäre. Sie konnte sich nichts machen aus dem undeutlichen Jüngling, den sie nie von Angesicht gesehen, weder sie noch irgend wer in Italien, das jener zu betreten zögerte.

Einen Brief freilich hatte er an sie geschrieben nach dem Siege von Pavia,

um sie zu beglückwünschen, daß sie die Gattin Pescara's sei. Aber gerade in diesen kargen Zeilen schien sich ein kümmerliches Gemüth zu spiegeln, und was der großgesinnten Frau am meisten mißfiel, war die in ihren Augen ängstliche und frömmelnde Demuth, mit welcher der junge Kaiser Gott und seinen Heiligen die ganze Ehre des Sieges gab. Obwohl selbst dem Himmel dankbar, schätzte Victoria solche Demuth gering an einem Manne und an einem Herrscher. War hier nicht das Geständniß, daß der begeisternde Sieg den Fernstehenden kühl gelassen hatte, ja, war hier nicht die kleinliche Absicht, den Lorbeer Pescara's zu schmälern? Darum mußte der Himmel Alles gethan haben. Victoria aber war brennend eifersüchtig auf den Ruhm ihres Gatten. Und wie ungroßmüthig hatte sich Karl erwiesen! Er hatte es über sich gebracht, dem Feldherrn, welchem er Italien verdankte, zwei armselige italienische Städtchen zu verweigern! Nein, einen so kleinen Menschen konnte man gar nicht verrathen, man konnte höchstens von ihm abfallen und ihn fahren lassen.

Jetzt blendete sie ein gewaltiger Blitz, derselbe, der den Kanzler und Guicciardin unter die Dächer des Vaticans zurückgetrieben, und eben, da der Regen zu stürzen begann, erreichte sie, rechts durch ein Seitengäßchen biegend, die dunkeln Stufen des Pantheon und seine erhabene Vorhalle. Ohne das Innere des machtvollen Tempels zu betreten, lehnte sie, die entstehende Kühle einathmend, an eine der enge zusammengerückten gewaltigen Säulen, und unter dem Vordache des alten Bauwerkes kehrte ihr Geist in ein noch früheres Alterthum zurück, dessen Tugenden die flüssige Bildkraft des Jahrhunderts verherrlichte, ohne sie zu besitzen oder auch nur begreifen zu können in ihrer eintönigen Starrheit und strengen Wirklichkeit.

Jene tugendhaften Lucretien und Cornelien traten ihr wie Schwestern vor das alterthumstrunkene Auge; trug sie doch zwei Namen, die beide so römisch als möglich klangen, und war ihr doch wie jenen hohen Frauen das weibliche Böse unbekannt. Jene schlichten und stolzen Geschöpfe hatten die Eroberer der Welt geboren, Virgil's großartiges „Tu regere imperio," das sie sich wie oft schon vorgesagt hatte, überwältigte sie jetzt bis zu den Thränen. Sie betrat den Tempel und warf sich nieder in der Mitte desselben unter der wetterleuchtenden Wölbung und rang die Hände und flehte, daß Rom und Italien nicht versinke in das Grab der Knechtschaft. Sie flehte in den christlichen Himmel hinauf und nicht minder zu dem Olympier, der über ihr donnerte, zu alle dem, was da rettet und Macht hat, mit der wunderlichen und doch so natürlichen Göttermischung der Uebergangszeiten.

Da sie das Pantheon verließ — wie lange sie auf den Knieen gelegen, wußte sie nicht — heiterte sich der rasche italienische Himmel eben wieder auf, und in ihrem gewöhnlichen Wandel, leicht und gemessen, beendigte sie den Weg nach ihrem Palaste.

Jetzt kehrten ihre Gedanken zu Pescara zurück. Nicht diese ihre Frauenhände konnten den Spanier verjagen, sondern nur er vermochte es, welcher in jeder der seinigen einen Sieg hielt, wenn sie und die Umstände ihn dazu überredeten. Durfte sie es hoffen? Hatte sie solche Gewalt über ihn? Und Victoria mußte sich sagen, daß sie trotz ihrer langen und trauten Ehe den innersten Pescara

nicht kenne. Sie wußte sein Angesicht, seine Gebärde, die kleinste seiner Gewohnheiten auswendig. Daß der Enthaltsame ihr treu sei, glaubte sie und täuschte sich nicht. Daß er sie anbetete und als sein höchstes Gut mit der äußersten Liebe und Sorgfalt hegte, zärtlich und verehrungsvoll zugleich, darauf war sie stolz. In den seligen Stunden ihres kurzen, stets wieder von Feldzug und Lager aufgehobenen Zusammenseins warf er Pläne und Karten und seinen Livius weg, um sein Weib und gemeinsam mit ihr Meerbläue und wandernde Segel zu betrachten. Er spielte mit ihr Schach, und sie gewann. Er bat sie, die Laute zu schlagen, schloß die Augen und lauschte. Er gab ihr für ihre Sonette spitzfindige Themata auf und verschärfte zuweilen den Umriß ihrer allgemeinen Gedanken und weiten Wendungen, denn er selbst hatte früher, in der unfreiwilligen Muße einer Gefangenschaft — und wahrhaftig gar nicht übel für einen Geharnischten — zur Verherrlichung Victoria's einen „Triumph der Liebe" gedichtet.

Seine Siege aber erzählte er, jung wie er war und größerer gewärtig, seinem Weibe niemals, da er sie, wie er sagte, weder langweilen noch mit Blut bespritzen wolle, denn ein Feldzug sei eine lange Geduldsprobe, die zu der rothen Lache einer Schlachtbank führe. Von Politik sprach er ihr gar nicht, weder von Vergangenem noch von Schwebendem, obwohl ihm einmal das Wort entschlüpfte, Menschen und Dinge mit unsichtbaren Händen zu lenken, sei das Feinste des Lebens, und wer das einmal kenne, möge von nichts Anderem mehr kosten. Doch gewöhnlich meinte er, Politik sei ein schmutziger Markt, und sein Weib dürfe nicht einmal die helle Spitze ihres Fußes in den ekeln Sumpf tauchen.

So gestand sich Victoria, daß ihr der Alles untäuschbar durchblickende Pescara undurchdringlich und sein Denken und Glauben verschlossen sei.

War das recht? Durfte es für sie verbotene Thüren und verschlossene Kammern geben in der Seele ihres Mannes? Nach den Plänen des Feldherrn und den Ränken des Staatsmannes war sie nicht begierig, aber sie verlangte, eingeweiht zu werden in seinen Ehrgeiz und in sein Gewissen. Und jetzt, da Pescara vor einer ungeheuren Entscheidung stand, nein, jetzt ließ sie sich nicht abschütteln von seinem kämpfenden Herzen, nicht abspeisen mit einer Liebkosung oder einem Scherze, jetzt wollte sie mitrathen und mithandeln. Hatte sie ihm nicht eine frische Seele und eine reine Jugend gebracht? War sie nicht eine Colonna? Brachte sie nicht heute eine Krone? Ob er diese zurückweise, ob er sie aus ihren Händen nehme und sie sich aufs Haupt setze, hier wollte sie seine Mitschuldige oder seine Mitentsagende sein, ein bewußter Theil seiner verschwiegenen Seele. Wäre sie schon bei Pescara! Herz und Sohlen brannten ihr vor Ungeduld, und schon durchschritt sie den Apostelplatz, wo ihr ein geharnischter Jüngling entgegentrat, der unter dem Thor ihres Palastes auf sie gewartet hatte.

„Ich war um Euch in Sorge, erlauchte Frau," begrüßte er sie, „da Eure Sänfte und Eure Leute ohne Euch aus dem Vatican zurückgekehrt sind. Nun, da seid Ihr ja, Pathin, wenn ich Euch so nennen darf, wie ich von jung an gewohnt war und es auch mein gutes Recht ist." Ohne Antwort zu geben, stieg sie mit ihm die Treppen hinan, kaum auf seinen dargebotenen Arm sich lehnend.

Diesen gewöhnlichen Dienst von ihm anzunehmen, durfte sie sich nicht weigern, was sie auch gegen ihn haben mochte. Denn Del Guasto — so hieß der

Jüngling — war der Neffe Pescara's und wie er ein Avalos. Victoria hatte den Knaben gemeinsam mit ihrem jetzigen Gatten aus der Taufe gehoben als ein fünfzehnjähriges Mädchen. So hatte es ihr Vater, der Feldherr Fabricius Colonna veranstaltet, um seine zwei Lieblinge, den unter seiner Kriegsführung stehenden jungen Pescara und sein aufgeblühtes Kind zusammen vor einen Taufstein zu stellen und die beiden Gesichter und Gestalten sich einander erblicken zu lassen.

Später nahm Victoria den wohlgebildeten und feurigen Knaben, der in seinem kostbaren Taufhäubchen ihre Ehe mit Pescara gestiftet und dem die Eltern früh wegstarben, an Kindes Statt. Wäre er nur ein Knabe geblieben! Mit der Weichheit seiner Züge aber verlor er auch die Liebenswürdigkeit seiner Seele. Das schöne Profil bekam einen Geierblick und den immer schärfer sich biegenden Umriß eines Raubvogels, und die sich offenbarende Unbarmherzigkeit begann Victoria zu befremden und abzustoßen. Pescara hatte ihn dann in den Krieg entführt, und in der einzigen Schule des von ihm vergötterten Feldherrn war er zu dem verwegenen Soldaten erwachsen, der in der Schlacht von Pavia durch Niederlegung der Parkmauer den Sieg begann, aber auch zu dem harten, grausamen Menschen, der auf dem vorjährigen schnellen Rückzug aus der Provence ein Haus, in dessen Keller ein Dutzend seiner Leute sich verspätet hatten, ohne mit der Wimper zu zucken, anzünden und in Flammen aufgehen ließ.

Doch Victoria hatte ihm Schlimmeres vorzuwerfen, einen Frevel, der die Frau in ihr empörte, und davon sollte er nun hören, jetzt da er zum ersten Male seit diesem jüngsten Verbrechen vor ihr stand. Sie erkundigte sich, ob er von Pescara komme und was er bringe. Er antwortete, daß er da sei, um die Herrin nach Novara zu geleiten. Er glaube zu wissen, daß sein Anblick der Herrin mißfalle, habe aber den Auftrag des Feldherrn nicht ablehnen dürfen, der die Marchesa nur dem sichersten Schwerte anvertrauen wolle. Denn die Straße werde ebenso unsicher wie die Weltlage, und er müsse die Marchesa ersuchen, sich morgen in der Frühe bereit zu halten; er brenne, ins Lager zurückzukehren, wo jeder nächste Moment den Krieg bringen könne, und da dürfe er nicht fehlen. Der Mailänder, Venedig, die Heiligkeit betheuern in die Wette ihre friedlichen Gesinnungen: also stehe der Kampf bevor. „Das wissen wir lange schon, es ist nur eine Frage des günstigen Augenblickes. Aber" — er trat einen Schritt zurück — „etwas Anderes, etwas Neues, etwas Ungeheures habe ich auf meiner Reise durch Mittelitalien gehört, und ich brauchte nicht einmal zu lauschen. In Städten und Herbergen rauschte es öffentlich wie die Brunnen auf den Plätzen. Freilich reiste ich unter fremdem Namen und mit nur einem Diener." Er hielt inne und blickte mit brennenden Augen, als verfolge er die spannende Wendung einer Jagd oder einen in Monddämmerung kriechenden Hinterhalt.

„Redet, Don Juan," flüsterte Victoria.

„Für Euch, Madonna, die aus dem Vatican zurückkehrt, gibt es kein Geheimniß, und es ist nicht einmal eines, sondern, wie ich sagte, ein öffentliches Geflüster, ein schadenfrohes, rachsüchtiges Gekicher, ein kaum unterdrückter italienischer Jubel, eine allgemeine patriotische Rede und Ermunterung, von der

ich die größte Eile habe, den Feldherrn zu unterrichten. Denn noch weiß er nichts davon. Wie ich meine," fügte er argwöhnisch bei.

Victoria erbleichte. „Was wird geflüstert," fragte sie beklommen, „und über wen? doch nicht über Pescara?"

„Von ihm. Er ist überall. Sie sagen" — er dämpfte die Stimme — „der Feldherr löse sich vom Kaiser und unterhandle mit der Heiligkeit und den italienischen Mächten."

Victoria erschrak über den glühend sinnlichen Ausdruck seines Gesichtes. „Und Pescara . . ." sagte sie undeutlich.

„Wie ich den Feldherrn beneide!" träumte Don Juan. „Welche Aufregungen, welche Genüsse! Italia wirft sich ihm in die Arme . . . er wird sie liebkosen, unterjochen und wegwerfen . . . o, er wird mit ihr spielen wie die Katze mit der Maus!" und er machte mit der Rechten eine haschende Gebärde.

Ein flammender Zorn übermochte die Colonna. „Verworfener," rief sie, „habe ich Dich gefragt, wie Pescara thun würde? Bist Du der Mensch, es zu wissen? Habe ich Dir erlaubt, an ihm herumzudeuten? . . . Wie die Katze mit der Maus . . . abscheulich! So hast Du mit Julien gespielt, Ehrloser!"

Diese Julia stammte aus einem edeln novaresischen Geschlechte und war die Enkelin des gelehrten Arztes Messer Numa Dati, welcher die Speerwunde Pescara's geheilt hatte. Del Guasto, der im Hause des Arztes Quartier genommen, hatte das Mädchen mißleitet und die Wohnung gewechselt. Die Preisgegebene war dann, von Scham vernichtet, vor dem arglosen Antlitz ihres Großvaters von Novara weit weg in ein römisches Kloster geflohen und hatte die mächtige Colonna auf den Knieen angefleht, sich ihrer zu erbarmen und ihre Ehre herzustellen.

Da ihn Victoria einen Ehrlosen hieß, biß sich Don Juan die Lippe. „Sachte, Herrin," sagte er, „wäget Eure Worte. Ich bin kein Ehrloser, sondern ich wäre es, wenn ich Julien nicht verlassen hätte. Ich rede nicht von dem Unterschiede des Blutes eines Avalos und einer Dati, sondern einfach davon, daß mir wie jedem Manne keine Gefallene, sondern eine Unschuldige zur Braut geziemt."

Victoria's menschliches Herz empörte sich. „Du bist es, der die Aermste mit Deinen Liebkosungen und Betheuerungen, ja vielleicht gar mit falschen Gelübden und Eiden zu Falle gebracht! Bist Du es nicht? Kannst Du es leugnen?"

Er erwiderte: „Ich leugne es nicht, aber es war mein Kriegsrecht, denn Krieg ist zwischen dem männlichen Willen und der weiblichen Unschuld. Ich versuchte sie, ja. Warum widerstand sie nicht? Warum gab sie sich? Warum beschuldigt Ihr *mich*, daß sie schwach war und daß ich sie jetzt verachte und verschmähe?"

Victoria erstarrte vor Entsetzen. „Ruchloser!" stöhnte sie.

„Madonna," kürzte der Jüngling das Gespräch, „das ist eine peinliche Unterhaltung, und Ihr thut mir leid dabei. Ich schlage Euch ein Tribunal vor. In Novara angelangt, treten wir vor den Feldherrn, und Ihr verklaget mich. Ich werde mich rechtfertigen, und der Feldherr, der die Welt und ihre Ordnungen kennt, wird mich freisprechen, wie ich denke. Jetzt verlasse ich Euch. Ich habe

noch Leute zu werben, denn ohne eine starke Bedeckung wage ich in diesen unruhigen Zeiten nicht für Euch zu haften." Er verbeugte sich und verließ sie hohen Hauptes.

Victoria wendete sich unwillig und wählte den entgegengesetzten Ausgang. Sie bedurfte Kühlung und stieg in den Garten hinab. Mit dem letzten Tageslichte betrat sie den hinter dem Palaste liegenden Raum, welcher, von hohen Mauern eingehüllt, voller Lorbeer und Myrte war und den der nachtröpfelnde Regen erfrischte. Ihre Schritte suchten das den Garten abschließende Casino.

Die Helle genügte noch, wenn auch mit Mühe die Lettern zu unterscheiden in dem Evangelienbuche, welches sie im Vorbeigehen aus der Bibliothek genommen und vor das sie sich gesetzt hatte, die heiße Stirne in den gefalteten Händen. Ganz erfüllt von dem Schicksale Juliens und dem größern Pescara's, durchlief sie mit den Augen gedankenlos die aufgeschlagene Seite und athmete in vollen Zügen die erfrischte Luft. Nach einer Weile wurde sie sich dessen bewußt, was sie las: es war die dreimalige Versuchung des Herrn durch den Dämon in der Wüste. Sie las weniger mit dem leiblichen als dem geistigen Auge, was sie von Kind an auswendig wußte.

Sie sah den Dämon vor den Heiland treten, welcher das einfache Wort der Treue und des Gehorsams den Sophismen des Versuchers entgegenhielt. Als der Versucher heftiger drängte, zeigte des Menschen Sohn mit seiner Rechten unter seine linke Brust, wo die künftige Speerwunde sich öffnete . . . Allmälig wandelte sich das helle Kleid in einen blitzenden Harnisch, und die friedfertige Rechte bepanzerte sich. Es war Pescara, welcher seine Hand auf die durchschimmernde Wunde legte, während der Dämon jetzt einen langen schwarzen Juristenrock trug und sich wie ein Gaukler gebärdete. So sah es die Colonna auf dem vor ihr liegenden Bibelblatte. Aergerlich über das Spiel ihrer Sinne, that sie sich Gewalt an und blickte auf.

„Wer bist Du und was willst Du?" rief sie erstaunt, und eine vor ihr stehende dunkle Gestalt antwortete: „Ich bin Girolamo Morone und komme zu reden mit Victoria Colonna." Victoria erinnerte sich, wen ihr heute der Papst gezeigt hatte, und gewahrte jetzt auch den einführenden Diener. Dieser entflammte ie über der Herrin schwebende Ampel, rückte dem Kanzler einen Schemel und entfernte sich, während die Marchesa in der entstehenden Helle das häßliche, aber mächtige Gesicht ihres nächtlichen Gastes betrachtete, das ihr keinen Widerwillen einflößte.

„Zu später Stunde," sagte sie, „suchet Ihr mich; doch Ihr bringet mir wohl einen Auftrag an meinen Herrn, Pescara, zu welchem ich morgen in der Frühe verreise."

„Vor Pescara denke ich bald selbst zu stehen," erwiderte Morone, „und nicht von ihm werde ich Euch reden, sondern allein von Victoria Colonna, welche ich mit ganz Italien verehre und anbete wie eine Gottheit, der ich aber zürne und gegen die ich Klage erhebe."

Wer seid Ihr, um so mit mir zu sprechen? lag es auf den Lippen der Marchesa, doch sie fragte rasch und warmblütig: „Wessen klaget Ihr mich an? Was ist meine Schuld, Morone?"

„Daß Ihr Euer helles und begeisterndes Antlitz in Rollen und Bücher vergrabet und unter Schatten und Fabeln lebet! Daß Ihr den ersten Cäsar verabscheut und dem neuesten huldigt, daß Ihr Troja beweinet und Euer Volk vergesset, daß Euch Prometheus' Bande drücken und die Fesseln Italiens nicht schmerzen! Drei Frauen haben sie geschmiedet!"

„Welche dreie?" fragte sie.

„Die erste war Beatrix Este. Wann ihr alternder Gemahl, der Mohr, sie auf den schwellenden Mund küßte, flüsterte sie, daß ihren blonden Flechten ein Diadem anstünde; der kluge Mohr verstrickte sich in die blonden Flechten und vergiftete seinen Neffen, den Erben von Mailand."

„Die Schändliche!"

„Der welkende Knabe hatte ein stolzes und feuriges Weib, die Aragonesin Isabelle, die Beatrix tödtlich haßte und mit ihren jungen kräftigen Armen den siechen Knaben, ihren Gemahl, auf den vorenthaltenen Thron heben wollte; sie beschwor und bestürmte ihren Vater, den König von Neapel, bis dieser den Mohren bedrohte."

„Aermste!"

„Der Mohr war sicher, solange der Gebieter von Florenz, der junge Medici, dazwischen stand. Dieser war das Spielzeug seines schönen Weibes, der hochmüthigen Alfonsine Orsini, und das Weib übermochte ihn, daß der Thor dem Mohren Freundschaft und Bündniß kündigte. Da rief der Mohr den Fremden."

„Unselige!"

„Dreie haben Italien gefesselt. Die Vierte, die Ihr seid, muß es erlösen!"

„Kanzler, ich bin nicht das Weib eines Greises, noch eines Knaben, noch eines Thoren, noch eines andern von denen, die sich vom Weibe berücken lassen, und . . . ich begehre keine Krone." Sie erröthete und wurde wie Purpur.

„Herrin," sagte der Kanzler, „die Krone begehrt Euch. Erbarmt Euch Eures Volkes und vertretet es bei Pescara! Ich sage nicht: liebkoset, umgarnet, verleitet ihn! Ich verschwöre mich nicht mit Euch, ich verabrede keine Rollentheilung, ich lasse Euch reisen, ich laufe mit Euch in die Wette, wer ihn zuerst erreiche. Und seid Ihr die erste, so umfanget seine Kniee und redet aus der Fülle Eures Herzens und flehet: Pescara! Ich bin Italien und liege zu Deinen Füßen: erhebe mich und nimm mich an Deine Brust!"

Victoria war gerührt, und auch der Kanzler vergoß Thränen.

„Erlauchte Frau," sagte er, „wer bin ich, der so zu Euch reden darf! Ich bin nicht werth, daß ich den Saum Eures Gewandes küsse. Ludwig der Mohr, mein allergütigster Herr, hat mich in Mailand von der Gasse aufgelesen und wie einen drolligen kleinen Pudel zu seinen Füßen spielen lassen. Da habe ich meine Erziehung genossen und an seinem Hofe und später in seinem Dienste das Gesicht und die Gebärde meiner Zeit, den ganzen ausgelassenen Triumphzug des Jahrhunderts betrachtet.

Der arme Mohr! Sein Unstern und die Franzosen entführten ihn nach Loches, wo er zehn lange Jahre im Kerker schmachtete. In seinem letzten habe ich ihn dort wiedergesehen; denn damals, durch die Macht der Umstände, stand

ich in französischem Dienste, und mich verlangte nach dem Antlitz meines Wohlthäters. Da ich ihn erblickte, erschrak ich und hatte Mühe, ihn zu kennen. Er sah wie ein Geist: Kerker und Elend hatten seine Miene seltsam veredelt. Erst da er den Mund öffnete, fand ich mich wieder in ihm zurecht. Er lächelte und sagte in seiner unvergleichlich feinen Weise: „Bist Du es, Girolamo? Es ist hübsch von Dir, daß Du mich besuchest. Ich verarge Dir nicht, wenn Du in den Dienst meines Feindes getreten bist. Die Umstände zwingen, und, wie ich Dich kenne, wirst Du meinen Söhnen noch ein treuer Freund und Berather sein, wenn das Rad der Fortuna sich wiederum gedreht haben wird. Du bist nun ein gereifter Diplomat geworden und verräthst keine schlechte Schule. Weißt Du noch, wie ich Dir untersagte, Dein komisches Gesicht wegzulegen und Dein Gebärdenspiel zu mäßigen, mit dem Du nun, was mir Freude macht, aller Welt Gunst gewonnen hast?“

So scherzte er eine Weile großmüthig, dann aber redete er ernst und sagte: „Weißt Du, Girolamo, was mich hier in meiner Muße beschäftigt? Nicht mein Loos, sondern Italien und immer wieder Italien. Ich betraure als die Qual meiner Seele, daß ich, vom Weibe verlockt, den Fremden gerufen habe, mit dem Ihr jetzt rechnen müßt und der ein zerstörender Theil Eures Körpers zu werden droht. Ich aber sinne, wie Ihr wieder Euer werdet. Da war der Valentino, jener Cäsar Borgia, der versuchte es mit dem reinen Bösen. Aber, Girolamo, mein Söhnchen, das Böse darf nur in kleinen Portionen und mit Vorsicht gebraucht werden, sonst bringt es um. Da ist jetzt der Rovere, dieser Papst Julius, der auf einer Donnerwolke gegen den Fremden fährt, welchen er selbst gerufen hat nicht minder als ich. Aber der Greis verzehrt sich; seine gewaltthätige Seele wird bald in den Hades schweben, und nach ihm bleibt der gewöhnliche Hohepriester, der zu schwach ist, Italien zu gründen, doch gerade stark genug, um jeden Andern an dem Heilswerke zu hindern.

Girolamo, mein Liebling: ich glaube nicht, daß mein Italien untergeht, denn es trägt Unsterblichkeit in sich; aber ich möchte ihm das Fegefeuer der Knechtschaft ersparen. Gib acht, Söhnchen: ich lese zwischen Deinen Augen, daß Du noch eine Rolle spielen wirst in dem rasenden Reigen von Ereignissen, der über meinen lombardischen Boden hinwegfegt. Tritt eines Tages aus diesen wechselnden Bildungen eine Macht und aus diesen flüchtigen Gestalten eine Person, aber weder ein Frevler noch ein Priester, sondern ein Feldherr, der den Sieg an seine eiserne Sohle fesselt, wer und wessen Stammes er sei, nur kein Fremder, dem gib Du Dich, mit Leib und Seele! Was an List und Lügen nothwendig ist — denn anders gründet sich kein Reich — das übernimm Du, mein Söhnchen; er aber bleibe makellos!“

Der Kanzler war aufgesprungen. Seine begeisterte Rede riß ihn, ohne daß er es merkte — und auch die ergriffene Victoria merkte es nicht — weit über die Grenze der Wahrheit. „Diesem Erkorenen,“ rief er aus, „stehe das schönste und reinste Weib zur Seite! Italien will die Tugend leiblich einherschreiten sehen, um ihr nachzuleben. Unser Verderben ist die Entfesselung aus der Sitte, der zerrissene Gürtel der Zucht. Hier ist ein Sieg davonzutragen, größer als der auf dem Schlachtfelde, und ein Zauberstab zu schwingen, mächtiger als der

Feldherrnstab. Ich sehe sie vor mir, diese Königin der Tugend, die Priesterin, die das heilige Feuer hütet, die Erhalterin der Herrschaft, und, hosianna! ganz Italien wandelt hinter ihren Schritten, lobpreisend und frohlockend!" Der Kanzler machte Miene, Victorien huldigend zu Füßen zu stürzen, doch er trat zurück und flüsterte verschämt: „So sprach Ludwig der Mohr in seinem Kerker."

Victoria senkte die Augen, denn sie fühlte, daß sie voller Wonne waren und brannten wie zwei Sonnen.

Da sagte der Kanzler: „Ich habe Euch ermüdet, edle Frau; die Augen fallen Euch zu. Ihr müsset morgen frühe auf und seid schwer von Schlummer." Und der Listige trat in die Nacht zurück, die sich inzwischen auf die ewige Stadt gesenkt hatte.

Drittes Capitel.

An einem Fenster, dessen Blick über die Thürme von Novara und eine schwül dampfende Ebene hinweg die noch morgenklaren Schneespitzen des Monte Rosa erreichte, saß Pescara und arbeitete an dem Entwurfe des Feldplanes, der das Heer des Kaisers nach Mailand führen sollte. So unablässig ging er seinem Gedanken nach, daß er die leisen Tritte des Kammerdieners nicht vernahm und ihn erst gewahr wurde, als jener die Frühlimonade bot. Während er das leichte Getränk mit dem Löffel umrührte, bemerkte er: „Ich schelte Dich nicht, Battista, daß Du heute Nacht gegen meinen ausdrücklichen Befehl bei mir eingetreten bist. Du magst, nebenan schlafend, mich wohl schwerer als gewöhnlich athmen gehört haben — ein Alp, eine Beklemmung . . . nicht der Rede werth." Er nahm einen Schluck aus dem Glase.

Battista, ein schlauer Neapolitaner, verbarg seinen Schrecken unter einer devoten Miene. Er log und betheuerte bei der heiligen Jungfrau, er habe geglaubt, sich bei Namen rufen zu hören; nimmer hätte er sich erdreistet, ohne Befehl das Schlafzimmer der Erlaucht zu betreten, während er doch in That und Wahrheit ungerufen und gegen ein strenges Verbot seines Herrn aus einer schönen menschlichen Regung diesem beigesprungen war. Er hatte ihn schrecklich stöhnen hören und dann in seinen Armen auf dem Lager emporgehalten, bis der Feldherr sich erholt hatte.

„Es war nichts," wiederholte dieser, „ich bedurfte keinen Beistand. Doch will ich Dich, wie gesagt, nicht schelten, jetzt da wir uns trennen müssen. Ich verliere Dich ungern, aber Sohnespflicht geht vor. Und da Deine greisen und siechen Eltern in Tricarico darben, darf ich Dich nicht halten. Gehe und bereite ihnen ein sorgenloses Alter. Als perfecter Barbier und zungenfertiger Schelm, wie ich Dich kenne, wirst Du Dir überall zu helfen wissen. Gehe mit Gott, mein Sohn, Du sollst mit mir zufrieden sein." Und er ergriff die Feder.

Battista fiel aus den Wolken. Er verschwor sich mit einer verzweifelten Gebärde, dieses Mal der Wahrheit gemäß, sein Vater sei längst im Himmel und seine Mutter, die Carambaccia, gewerbsam und kerngesund und fett wie ein Aal. Der schreibende Feldherr erwiderte: „Du hast Recht, Battista, in Potenza wohnen Deine armen Eltern, nicht in Tricarico, doch das liegt nahe beisammen." Er reichte dem verabschiedeten Diener eine Kassenanweisung.

So niedergeschmettert Battista war — er wußte, ein Wort Pescara's sei unwiderruflich — ließ er doch blitzschnell einen schrägen Blick über die Ziffer der Summe gleiten, welche nur eine bescheidene sein mochte, denn der Feldherr verschwendete weder im Großen noch im Kleinen, weder das Gut des Kaisers noch das seinige. Schmerzlich enttäuscht und seine Geburtsstunde verwünschend, fiel Battista dem gnädigen Herrn zu Füßen, umfing ihm das Knie und küßte ihm die Hand. „Lebe wohl," sagte dieser, „und räume das noch ab." Er wies auf das Geschirr und winkte den Uebertreter seines Befehles freundlich weg aus seinem Dienste.

Bevor er sich wieder in seinen Plan vertieft hatte, klirrte draußen ein fallender Löffel und ein in Scherben springendes Glas, und der Herzog von Bourbon, der den vernichteten Battista unsanft bei Seite geworfen, zeigte unangemeldet seine hohe schlanke Gestalt; denn er hatte zu jeder Stunde freien Eintritt bei dem Feldherrn.

„Hoheit?" wendete sich Pescara gegen ihn und erhob sich vom Sitze.

„Um Vergebung. Ich war im Begriffe, zu meinen Truppen zu verreiten," erklärte der Herzog, „da kam mir in der Vorstadt ein reisender Kaufmann unter die Augen, welcher eben vor der Pforte des Arztes Eurer Erlaucht, des Messer Numa Dati, von seinem Maulthier absaß. Hätte die Gestalt nicht ein würdiges Antlitz getragen, ich hätte darauf geschworen, meinen unvergeßlichen Freund, den Kanzler von Mailand zu erblicken. Ich ließ einen meiner Leute sich nach dem Fremdling erkundigen und erfuhr, der Reisende sei ein Gastfreund des Arztes, ein Juwelier aus Mailand, Namens Scipione Osnago. Vielleicht, oder auch nicht, sondern eine der zahlreichen Larven des vielgestaltigen Kanzlers. Er schiebt den Leib auf eine gewisse Weise, die sich schwer verleugnen läßt, und da ich noch nicht durch das Thor war, ritt ich leicht wieder zurück, um Euch den wahrscheinlichen Besuch dieses kostbaren Mannes zu melden."

„Ich erwartete ihn längst mit den Ausflüchten und Betheuerungen des Mailänders," erwiderte der Feldherr, „da er aber nicht erschien, und wir aus guten Quellen wußten, sein Herzog fahre fort zu befestigen und zu rüsten, begann ich auf den Kanzler zu verzichten. Nun kommt er zu spät. Morgen, um Mitternacht, verläuft die dem Herzog gegebene Frist. Schlag zwölf marschiren wir; es wäre denn, Morone brächte große Neuigkeiten."

„Ja, dieser Morone!" plauderte der Bourbon. „Der wird schon Etwas gebraut haben. Da ich unser Ultimatum nach Mailand brachte, sah ich es hinter seiner Stirne wimmeln wie in einem Ameisenhaufen. Ihr macht Euch keinen Begriff, Marchese, was das für ein frecher Kopf ist. Während ich in Mailand regierte, und er mein Rath und Schreiber war, hat er mich über Tisch — denn ich liebte es, mit ihm zu speisen und mich an seinen Fabeln und Einfällen zu ergötzen — auf alle Throne gesetzt und mit allen Fürstinnen gekuppelt. Und das Tollste: es war Verstand in dem Unsinn. Ich bin doch neugierig, was er wieder ausgeheckt haben wird, um sich und seinem Herzog aus der Klemme zu helfen. Sicherlich etwas ungeheuer Geniales, einen Gipfel, einen Abgrund. Wenn er zum Beispiel" — der Herzog lachte herzlich — „uns beiden kaiserlichen Feld-

herrn die Führung der Liga böte und als Handgeld zwei verlockende italienische Kronen aus den Falten seiner Toga zum Vorschein brächte?"

„Hoheit scherzt!"

„Wie anders, Marchese!" erwiderte der Herzog und wollte sich beurlauben. Da ergriff er noch die Hand des Feldherrn und sagte in einem weichen Tone, der eine vor der Welt verheimlichte Freundschaft enthüllte: „Pescara, ich danke Dir, daß Du mir Leyva vom Halse hältst, indem Du mir den rechten Heerflügel gibst und ihm den linken. Ich mag mit dem Unleidlichen nicht zusammenreiten. Es entstünde Unglück und größeres als jüngst auf dem Markte von Novara. Er könnte sich wiederum gegen mich vergessen, und ich müßte ihn niederstoßen wie einen tollen Hund." Er sagte es leise mit gesenktem Blick.

Pescara behielt die Rechte des Herzogs und warnte und bat. „Welch ein Auftritt!" sagte er. „Hier auf offenem Markte, wegen der Armseligkeit eines bestrittenen Quartieres! Ich versendete Leyva gleich nach Neapel, um vom Vicekönig Truppen für unseren Feldzug zu verlangen, obgleich ich weiß, daß er keine abgeben kann, nur um Euch die Verlegenheit und den Anblick eines verhaßten Gesichtes zu ersparen. Wie konntet Ihr das gegen einen Mitfeldherrn! Das war nicht gut. Das ist beklagenswerth. Das darf sich nicht wiederholen, ich bitte Euch darum."

„Der Anlaß war nicht der Rede werth, Pescara, aber —"

„Das schlimmste Wort, das Leyva gebraucht hat, war, nach Zeugen, er lasse sich nichts bieten von einem Vornehmen, und Ihr zoget und Eure Leute mußten Euch halten."

„O," flüsterte der Herzog, „von einem Vornehmen? Ich habe feine Ohren. Es war ein anderes Wort . . . das ich dem Kaiser und dem Papst in die Kehle zurückstieße!"

„Ein anderes Wort?" sagte Pescara, um seine Frage sogleich zu bereuen, da er den Herzog erbleichen und völlig fahl werden sah. Er errieth, daß der alte Leyva gemurrt, er lasse sich nichts bieten von einem Verräther, oder daß das wunde Gewissen des Bourbon so verstanden hatte.

Die unausgesprochene Freundschaft, die den einfachen Adeligen und den Mann von königlichem Geblüte verband und die das Wunder that, zwischen zwei jugendlichen und schon berühmten Feldherren mit nicht völlig klar geschiedenen Gewalten und Befugnissen die natürliche Eifersucht zu ersticken, beruhte einfach auf dem Bewußtsein des Herzogs, daß seine Verbündung mit dem Feinde Frankreichs der Achtung Pescara's keinen Eintrag thue. War es Klugheit, war es Gleichgültigkeit gegen die sittlichen Dinge, war es Freiheit von jedem, auch dem begründetsten Vorurtheil, oder war es die höchste Gerechtigkeit einer vollkommenen Menschenkenntniß, was immer — Pescara hatte den in kaiserlichen Dienst tretenden fürstlichen Hochverräther mit offenen Armen empfangen und mit der feinsten Mischung von Collegialität und Ehrerbietung behandelt. Vielleicht auch hatte er in diesem Zerrütteten, der sich selbst verfluchend sein Vaterland mit fremden Waffen verwüstete, den ursprünglichen und unzerstörbaren Adel erkannt. Dafür war der Herzog Pescara dankbar.

Der Feldherr, die Hand des Unseligen in der seinigen, redete ihm mit sanfter

Stimme zu: „Gespenster, Hoheit! Ihr habet gehört, was nicht gesprochen wurde. Werft hinter Euch! Verschüttet den Abgrund mit Lorbeer! Seid Ihr nicht der Liebling des Kriegsgottes? und ein Meister der Staatskunst? Sind nicht wir Beide noch Jünglinge mit unzähligen Tagen, diesseits der Lebenshöhe, kaum in der Hälfte der Dreißig, und im ersten Drittel eines Jahrhunderts, das überquillt von großen Möglichkeiten und weiten Aussichten! Unser die Fülle des Daseins! Karl, laß uns leben!"

Der Bourbon vernahm nicht den verstohlenen Seufzer, welcher sich der Brust des Feldherrn entwand. Er drückte heftig die Hand Pescara's, und seine dunkeln Augen blitzten eroberungslustig. Dann, um seine innere Bewegung zu verbergen, sprang er nach seiner Weise mit beiden Füßen ins Cynische über. Der feurige Ton Pescara's hatte seine frechste Jugendlichkeit erweckt. „Und schöne Männer sind wir Beide!" jubelte er. „Du begreifst, Gatte der prächtigen Victoria, daß sich mir Herz und Magen umkehrte, da mich diese Vaccaporcaccia, die Königin-Mutter, um jeden Preis zum Manne haben wollte! Siehst Du mich als den Vater König Franzens? O, das liebe Stiefsöhnchen! „Madame," sagte ich und machte ihr eine tiefe Verbeugung, „es geht nicht. Ihr würdet mich mit Eurer Nase vom Bette stoßen!" und ganze Wendung und über die Grenze!" Während er eine ausgelassene Lache aufschlug, trat der vom Staub der Reise bedeckte Del Guasto ein, begrüßte den Ohm und Feldherrn und verneigte sich vor der lustigen Hoheit.

Dann wendete er sich wieder gegen Pescara, welchen er mit erstaunten und bewundernden Augen betrachtete, als hätte die von der italienischen Verschwörung ihm angesonnene Rolle seine Gestalt vergrößert, und erzählte: „Wir verritten von Rom, nicht zur Freude der Herrin, in zahlreicher Gesellschaft, mit Leyva, der aus Neapel zurück ist, und mit einem Vornehmen, von königlichem Geblüte, wie sie sagen, der sich Moncada nennt, und den Ihr kennen werdet. Er bringt Euch eine Botschaft des Vicekönigs. Ich gewann einen Vorsprung, um Donna Victoria anzumelden. Sie strahlt vor Freude Euch wiederzusehen und schließt zugleich fest die Lippen, denn sie bringt ein politisches Geheimniß, wie ich vermuthe, und ein päpstliches Mysterium, wie ich ahne, und dieselbe Donna Victoria legt die Stirn in zornige Falten gegen Euren bei ihr in Ungnade gefallenen Neffen, den sie vor Euch in aller Form Rechtens verklagen wird. Wegen etwas Menschlichem," lächelte er.

„Oder etwas Unmenschlichem," spottete Pescara. „Meldet Ihr sonst etwas, Don Juan?"

„Wenn mich meine Augen nicht getäuscht haben, die Ankunft des Kanzlers von Mailand."

„Ah!" lachte Bourbon.

„Ich bin mit ihm schon in Rom zusammengestoßen, unfern des Palastes Colonna, da ich nächtlicher Weile dahin zurückkehrte. Längs der Mauer sah ich etwas Diebisches in langer Gewandung schleichen, und da ich das Verdächtige mit der Fackel meines Dieners beleuchtete, war es die unverschämte Stumpfnase und unter einem Juristenbarett das freche Kraushaar, das ich von Pavia her kenne, wohin der tolle Kanzler, wie sie ihn nennen, nach der Schlacht Euch

zu beglückwünschen kam. Er mag Donna Victoria eine letzte Heimlichkeit des Papstes gebracht haben, bei welchem sie sich an jenem Nachmittage verabschiedet hatte." Er sagte das mit einer leichten Bosheit.

Der Feldherr blickte streng. „Don Juan," sagte er, „Ihr habt Euch nicht um den Wandel Donna Victoria's zu kümmern und noch weniger ihn zu beaufsichtigen. Jeden ihrer Schritte, ihre leiseste Miene und Gebärde billige und lobe ich zum Voraus."

Don Juan verneigte sich. „Unterwegs nach Novara," fuhr er fort, „bin ich ihm dann noch mehrere Male begegnet, das heißt einem gewissen Fruchthändler Paciaudi aus den Marken mit einer gräulichen Warze auf der Nase, welcher mir, da ich ihn anredete, nicht vorenthielt, er sei ein zu Grunde gerichteter Mann: eine unvermuthete päpstliche Maßregel verbiete die Ausfuhr, und er habe einen strengen Lieferungsvertrag mit Euer Erlaucht. Dabei schob und gebärdete er sich nicht viel anders als der Kanzler. Dieser hat gegenwärtig allerhand Geschäfte und nimmt die possierlichsten Figuren an. Man findet ihn überall auf der Halbinsel wie — ohne die fernste Vergleichung — Eure große Gestalt."

„Was wollt Ihr sagen, Don Juan?"

Del Guasto, der vor nichts erschrak, zögerte doch mit der Antwort vor der kalten Miene Pescara's, und dann hielt ihn die Anwesenheit des Herzogs zurück.

„Ich habe kein Geheimniß für die Hoheit," sagte der Feldherr. „Redet, Don Juan."

Trotz diesem Befehle kam dem verwegenen Jüngling die allgemeine Rede an diesem Orte und zu dieser Stunde, mitten im kaiserlichen Lager, und während er durch das Fenster den taktfesten Schritt eines vorbeimarschirenden spanischen Heerhaufens vernahm, so ungeheuerlich vor, daß er der schamlosen Oeffentlichkeit der italienischen Verschwörung ein leichtes Gewand umwarf.

„Ohm," berichtete er geringschätzig, „wovon mir noch immer die Ohren gellen, das ist ein wüthender Streit, welcher unter allen Ständen, in Schenken und Barbierstuben, auf den Ballspielplätzen und, wie ich glaube, bis in die Plauderecke der Sakristeien ausgebrochen ist — über das wahre und gültige Vaterland der Avalos: ob wir Neapolitaner seien oder Spanier. Und nicht genug an Geschrei und Gebärde, auch Blätter und Schriften voll von unserm Ursprung flattern durch die Luft."

Der Feldherr zuckte die Achseln. „Das Geschreibsel," sagte er, „fand sich auch über meine Tische verstreut; ich habe es weggeworfen. Müßiges Gezänke."

Don Juan wurde hartnäckig. „Zugleich erzählte man mir, daß an den Universitäten unter Juristen und Theologen wieder heftig über Umfang und Grenzen des päpstlichen Lehensrechtes auf Neapel gestritten wird."

„Das überlassen wir diesen Gelehrten. Nicht wahr, Hoheit?" scherzte Pescara. „Und was das Vaterland der Avalos angeht, Neffe, so rathe ich Dir, Ehre zu halten, spanische oder neapolitanische."

Jetzt meldete der dienstthuende Page, ein zarter Knabe mit großen unschuldigen Augen, ein Enkel des Arztes Numa Dati und der Bruder der von Del Guasto zerstörten Julia, den Besuch eines Apothekers Namens Baldassare Bosi

aus Orvieto, welcher mit einem Packet im Vorzimmer stehe und sich durchaus nicht abweisen lasse. Er sei bei dem Großvater abgestiegen, der seinem Gaste diesen Zettel für die Erlaucht gegeben habe. Der Knabe überreichte das Papier, auf welchem mit verzitterten Zügen „Morone" geschrieben stand.

Pescara besann sich einen Augenblick. „Weiß der Fremde die Gegenwart der Herrschaften?" fragte er den Pagen.

„Ich denke nicht, Erlaucht," antwortete dieser.

„So führe ihn ein, aber erst, wann ich rufen werde."

Jetzt wendete er sich rasch gegen den Herzog. „Hoheit muß mir einen Gefallen thun. Da sie für möglich hält, daß der Kanzler von Mailand mit mir conspiriren will, würde ich gegen die gewöhnlichste Vorsicht fehlen, wenn ich den Menschen, der draußen steht, ohne Zeugen mit mir reden ließe. Ich muß solche haben, zwei höchst glaubwürdige Zeugen, wo nicht unserer Gesichter, doch eines jeden unserer Worte, damit nicht der Argwohn von Madrid, noch die Eifersucht unseres Leyva, noch" — er dämpfte die Stimme — „jener Verderbliche, mit welchem Ihr geritten seid, Don Juan, und der unter dem Vorwand einer Sendung des Vicekönigs mich hier umlauern will, Grund finde, mich, ich sage nicht des Verrathes, sondern nur eines falschen Schrittes zu bezichtigen. Hören aber will ich den Kanzler, der mir in seiner Thorheit und Leidenschaft die Pläne und Mittel des Feindes enthüllen wird. Er kann es wie kein Anderer. Unter dem Zwang dieser Umstände lasse sich Hoheit herab, den Lauscher zu machen. Und Ihr, Del Guasto, leistet der Hoheit Gesellschaft." Er schritt auf einen schweren rothen Vorhang mit goldenen Quasten zu, dessen breite Falten den Eingang in ein Nebenzimmer bis auf die Schwelle nieder verbargen und den er jetzt auseinanderschlug. „Hier ist Hoheit aufgehoben," sagte er.

So sehr den Herzog das würzige Abenteuer lockte, stand er doch einen Augenblick unschlüssig. „Aber wenn Morone die Decke hebt?" fragte er und der Marchese erwiderte: „Das wird er nicht. Keine Besorgniß. Ich stehe dafür." Del Guasto blähte die Nüstern vor Wollust. Er rückte einen Schemel für den Herzog, hinter dessen Schultern er Stellung nahm als der zweite Lauscher. Der rothe Vorhang zog sich zusammen.

Pescara aber fühlte sich von dem Pagen Ippolito umschlungen, der an ihm emporflüsterte, mit Thränen in den Augen: „Es ist kein Apotheker mehr, sondern ein Zauberer in langen schwarzen Gewändern mit einem Talisman auf der Brust und einem schrecklichen Gesichte!"

„Furchtsamer Junge! Bring ihn!"

„Da ist er schon!" schrie Ippolito und flüchtete sich.

„Ihr, Morone? Und im Staatsgewand? doch von der Reise erhitzt, wie ich sehe. Eure drei Masken haben Euch wohl den Athem benommen."

Morone athmete schwer und hörbar. Schweißtropfen quollen ihm auf der Stirn. Er stand wortlos.

„Was bringt Eure Weisheit?" fragte der Feldherr mit ernsthaften Augen und empfing von dem Stammelnden keine deutliche Antwort. Nach einer Pause ergriff Pescara mit spielender Hand die Münze, welche der Kanzler an einer

schweren goldenen Kette auf der Brust trug. „Ein Lionardo, Kanzler? Und wen stellt es dar? den Mohren? Ein geistvoller Kopf!"

Aber selbst an seinen geliebten Herrn vermochte der Kanzler nicht anzuknüpfen, so völlig war er außer Fassung.

Da begann der Feldherr ohne weitere Einleitung: „Euer Herzog, Morone, wünscht günstigere Bedingungen? Es könnte Rath werden, sobald mich die Hoheit von ihren guten Absichten überzeugt haben wird. Nehmen wir einmal mein Ultimatum Punkt um Punkt mit einander durch." Er trat an den Tisch und suchte ein Papier.

Nun empfand er einen heißen Athem an der Wange, und ein Geflüster füllte sein Ohr. „Pescara," keuchte es, „nicht darum handelt es sich, sondern Italien gibt Dir sein Heer!"

„So ist es gut," erwiderte der Feldherr, ohne den Kopf zu drehen. „Es unterwirft sich dem Kaiser?"

Da schrie es hinter ihm: „Nicht dem Kaiser, sondern Dir, wenn Du von ihm abfällst!"

Jetzt wendete sich Pescara gegen den Tollkühnen und drohte mit feindseliger Gebärde: „Du rasest! Ich weiß nicht, was mich abhält, Dich zu ergreifen und aus dem Fenster zu werfen!"

Der Kanzler blieb furchtlos und schrie zum andern Male mit flammenden Augen: „Diese Stunde bietet Dir Deine Größe, Pescara! Laß sie nicht vorüber! Du würdest es bereuen! Du würdest daran sterben!"

„St! Wie Du schreist! Wenn man lauschte! hinter diesem Vorhang . . . wenn ich selbst . . . hältst Du mich dessen für unfähig? Ueberzeuge Dich doch und hebe die Decke!"

Morone war wieder völlig im Besitze seiner selbst, nachdem er die Scham und den Schreck der ersten Worte überwunden hatte. „Pescara," sagte er, „ich habe stets gefunden, daß der Schlaueste und am meisten Argwöhnische endlich doch an eine Stelle tritt und an einem Abgrunde steht, wo er trauen und glauben muß. So der Valentino mit dem Rovere, so mein geliebtester Herzog der Mohr mit seinen Hauptleuten und Schweizern."

„Beide wurden verrathen, Morone!"

„Ja, Pescara, aber der feine Mohr und der ruchlose Borgia, beide gingen sie vertrauend unter, und das war ein heller Schimmer von Menschlichkeit über dem Dunkel ihres verdienten Sturzes. Wenn ich das Größte wage und von Dir das Größte fordere, werde ich in diesem heiligen Augenblicke so lächerlich sein, einen Vorhang zu heben, wie ein betrogener Ehemann, der den versteckten Buhlen seines Weibes sucht? Nein, ich gebe mich preis! Höre mich an, und dann überliefere mich dem Blocke, wenn Du darfst!"

„Das ist nicht klein," sagte Pescara ohne Spott und fügte dann zweifelnd hinzu: „Ob ich Dich höre? Meine Neugierde ist rege, das bekenne ich, und einem so heroischen Menschen darf ich doch nicht die Thüre weisen. Zuerst aber saget mir, Kanzler: habe ich Euch oder Eurem Fürsten Grund oder auch nur den geringsten Anlaß gegeben, meine Feldherrntreue zu beargwöhnen?"

Der Kanzler verneinte.

„Viel Unwahres wird geredet: die Majestät habe mich schlecht belohnt, und ich soll dieses schwer empfunden haben. Fußet Ihr auf diesem Undanke des Kaisers und auf diesem Grolle Pescara's, so thut keinen Schritt weiter: Ihr würdet in den trügerischen Boden versinken."

„Da fuße ich nicht."

„Oder ermuthigt Euch jene öffentliche Rede Italiens, die mir schmeichelt und mich verdächtigt, mich verherrlicht und verleumdet? Diese italienische Meinung ist eine heimtückische Mache. Sie soll mich in Madrid entwurzeln und in Italien vergewaltigen. Ich habe vorgebeugt und die arglistigen Schriften wie in einen Käfig eingesperrte Schlangen dem Kaiser überliefert. Habet Ihr Eure Finger auch in dieses Gift getaucht, Morone?"

Der Kanzler erbleichte. „Bei den Göttern der Unterwelt, daran trage ich keine Schuld!" rief er aus.

„Du willst mich nicht überlisten, Kanzler, so willst Du mich überreden."

„Nein."

„Was denn?"

„Ueberzeugen."

„Das Beste. Aber es wird Zeit kosten. Setzet Euch, Kanzler!" Er rückte mit rascher Bewegung zwei Stühle, und jetzt saßen sie sich gegenüber, Morone mit vorgebogenem Leib und Knie, während der Feldherr nachlässig zurücklehnte.

„Pescara, welches ist die schönste Deiner Schlachten, das Wunder der Kriegskunst?"

Der Feldherr gab keine Antwort, da sich diese von selbst verstand, aber er that einen leichten Seufzer.

„Und was hat der Kaiser aus Deinem Siege von Pavia gemacht?"

Ein Blitz fuhr aus dem grauen Auge Pescara's. „Er hat ihn verstümpert," murmelte er.

„Du gabst ihm einen erbeuteten König, und Karl weiß nichts mit ihm anzufangen! Er preßt ihn wie ein Wucherer. Er verlangt Vielfältiges und Unmögliches statt des Möglichen und Einfachen. Verzichte auf Italien, Bruder, so hätte ein großer Sieger zu König Franz geredet, das ist Dein natürliches Lösegeld, und das kannst Du, ohne Deinem Frankreich wehe zu thun. Verzichte und ziehe!"

Pescara lächelte. „Du bist ein gefährlicher Mensch, Morone, wenn Du Gedanken erräthst. Aber nicht ich, Du hast ihnen Worte gegeben. Ich habe nichts gesprochen."

„Ich danke dem Kaiser!" fuhr der Kanzler sich begeisternd fort. „Er hat die Siegesgöttin von Pavia beleidigt, und sie kehrt zu Dir, mein Pescara, zurück! Nicht nur für, auch gegen den Kaiser hat sie gekämpft. Sie hat Italien gegen die Fremdherrschaft vereinigt. Sie hat ihm seinen Feldherrn gezeigt.

Mein Pescara, welche Sternstellung über Dir und für Dich! Die Sache reif und reif Du selbst! Eine entscheidende Zeit, ein verzweifeltes Ringen, Götter und Titanen, Freiheit sich aufbäumend gegen Zwingherrschaft, die Welt heute noch Bewegung und Fluß, morgen vielleicht zur Lava erstarrend! Und eine That, die für Dich bereit liegt und zu welcher Du geboren wurdest! Zuckt Dir die

formende Hand nicht danach? Ein vernünftiges Werk, eine ewige Gründung! Blick' auf die Karte und überschaue die Halbinsel zwischen zwei Meerfarben und dem Schnee der Gebirge! Befrage die Geschichte: ein lebendiges Geflecht, oft gewaltsam zerrissen und immer wieder zusammenwachsend, von Republiken und Fürsten, mit zwei alten Feinden, zwei falschen Ideen, zwei grausamen Chimären, Papst und Kaiser! Siehe den ausgestreckten Finger Gottes, daran sich eine neue Menschheit emporrichtet: eine sich selbst beherrschende und veredelnde Menschheit ohne höchstes Amt, weder weltliches noch geistliches, ein Reigen frei entwickelter Genien, ein Concert gleich berechtigter Staaten —"

Pescara ergriff den beschwingten Redner am Arm, als wollte er ihn festhalten. „Fliege mir nicht davon, Girolamo," scherzte er.

Dieser riß sich los und: „Laß Dich nicht hindern an diesem göttlichen Werke," rief er, „durch abergläubische Vorurtheile und veraltete Begriffe, die weder in Deinem Kopfe noch in Deinem Herzen, noch in der Natur der Dinge sind. Ich kenne Dich, Pescara: Du bist ein Sohn Italiens und wie dieses erhaben über Treue und Gewissen!"

„Ihr seid doch ein lasterhaftes Geschlecht, Ihr Italiener," lächelte Pescara. „Aber Du machst Dich größer im Bösen als Du bist: denn diese Weisheit kommt nicht von Dir, sondern Euer Dämon, der Florentiner, hat sie Dir eingeblasen. Lebt er noch?"

Der Kanzler wußte, wen Pescara meinte. „Er darbt, vergessen und verachtet," erwiderte er mit Beschämung, „unser größter Geist."

„Verdientermaßen. Es gibt politische Sätze, die ihre Bedeutung haben für kühle Köpfe und besonnene Hände, die aber verderblich und verwerflich werden, sobald sie ein frecher Mund ausspricht oder eine strafbare Feder niederschreibt. Doch das sind Allgemeinheiten, und Alles käme auf die Anwendung an. Wie denkst Du Dir zum Beispiel, Kanzler, das Thatsächliche meines Verrathes?"

Dieser öffnete den Mund, als hätte er unerschöpflich zu reden. Da berührte ihn Pescara leise mit dem Finger. „Sachte, vorsichtig!" warnte er. „Jetzt betrittst Du ein schmales und schwankes Brett: es könnte kommen, daß ich Dich nach Deiner Rede als Verschwörer müßte in Fesseln legen lassen. Sprich nicht in Deinem eigenen Namen, rathe ich Dir, sondern laß Dir eine Maske bieten, wie Du sie liebst, und warum nicht die des verschollenen florentinischen Secretärs, ob er nun noch unter uns wandle oder schon im Geisterreiche? Rede, Niccolò Macchiavelli! Ich werde Dich schweigend und bewundernd anhören und Dir dann doch vielleicht beweisen, daß Du für einen Staatsmann immer noch viel zu viel Einbildungskraft besitzest. O, ich will Dich kritisiren, mein Niccolò! Aber beginne."

Dieser fortgesetzt scherzende Ton des Feldherrn beleidigte den Kanzler, und er empörte sich dagegen: „Jetzt sei des Spieles ein Ende! Erniedrige den nicht zum Schauspieler, welcher sein Leben wagt für die Rettung seines Vaterlandes! Pescara, ich bitte Dich um Ernst!"

„Um Ernst? Es sei!" erwiderte der Feldherr und schloß die Augen, wie um besser zu lauschen. Jetzt erschrak der Kanzler einen Augenblick vor der Bläße und Strenge des magern Angesichtes. Doch er war entschlossen.

„Es ist kein Uebel, Erlaucht," begann er, „wenn Ihr den Kaiser unterrichtet habet; es ist gut, daß Ihr Euch so lange als möglich sein Vertrauen erhaltet und Euch selbst dann noch nicht erkläret, wenn der Papst und die Liga ihr Manifest werden erlassen haben. Inzwischen befestigt Ihr Eure Stellungen und sichtet Euer Heer."

Pescara runzelte die Stirn.

„Leyva muß weg," forderte der Kanzler.

Pescara zählte an den Fingern.

„Was rechnet Ihr, Pescara?" fragte der Kanzler verwundert.

Dieser erwiderte ruhig: „Muß Leyva draufgehen, so dürfen meine deutschen Hauptleute auch nicht leben bleiben, denn sie hangen an Kaiser und Reich. Ihre Häupter müssen fallen. Oder vergifte ich sie in einem gastlichen Trunke? Was räthst Du, Kanzler?"

Morone erbleichte.

„Und was fange ich mit meinen spanischen Edelleuten an? Lasse ich sie auch ermorden?"

„Die Castilianer," antwortete Morone mit klopfendem Herzen, „fallen wohl zum Kaiser zurück. Die andern verlocket Ihr mit unendlicher Beute. Sie widerstehen nicht, am wenigsten die neapolitanischen Aragonesen. Ich kenne diese Rasse: sie gleicht den räuberischen Helden der neuen Welt. Denket nur an Euren Del Guasto, welch ein Ungeheuer!"

Pescara widersprach nicht.

„Eure Gemeinen aber, die aus allen Ländern der Erde zusammengeflossen sind, beherrschet Ihr durch Eure unerschütterliche Seele und durch Eure eiserne Kriegszucht, nicht zu vergessen einen regelmäßigen Sold, wie ihn der Kaiser nie zu geben vermochte, Euch aber gehören jetzt alle Schätze Italiens. Und erlittet Ihr eine Einbuße an Leuten, so füllet Ihr das Heer aus den Schweizern, die sich nun überallhin vermiethen, seit sie aus Mangel an Führung und an einem Staatsgedanken ihre schon gewonnene Weltstellung und ihre auswärtige Politik verscherzt haben."

„Schade," redete Pescara mit sich selber. Er hatte eine Art Zärtlichkeit für dieses tapfere Volk, das er zweimal überwunden und von welchem er bei Bicocca, mit einer insbesondere gegen dessen rasende Sturmläufe erfundenen Stellung des Geschützes, in wenig Minuten ein volles tollkühnes Tausend vernichtet hatte. Er liebte es, obwohl er seine Speerwunde von Pavia dem Stoße einer Schweizerlanze verdankte. „Ihre Kraft wird ihnen bleiben, aber schade," wiederholte er.

„Eures Heeres sicher," fuhr der Kanzler fort.

„Nehme ich Mailand," ergänzte Pescara. „Mein Plan ist entworfen."

„Ihr braucht es nicht zu nehmen, da der Herzog ein Mitglied der Liga ist, deren Feldherr Ihr seid."

„Richtig, das hatte ich vergessen. Auf alle Fälle, Mailand ist der Centralpunkt. Und dann?"

„Gebietet Ihr über die Truppen der Heiligkeit, Venedigs und Neapels, die Kleineren nicht zu nennen."

„Halt, Morone! Neapel ist spanisch."

„Nach Neapel habet Ihr dann Euren Neffen gesendet als Euren Vicekönig, der es Euch durch seine Grausamkeit in wenigen Wochen unterworfen haben wird."

„Als meinen Vicekönig? Seit wann trage ich die Krone von Neapel?" fragte Pescara.

„Siehe, die geflügelten Füße, die sie Euch bringen, sind vor Eurer Schwelle," sprach der Kanzler erröthend.

Die kalte Miene des Feldherrn erwärmte sich wie von einem Strahle berührt, nicht aus einer Krone, sondern aus dem Lichtkreise seines nahenden Weibes. „Weiter geträumt, Morone," sagte er.

„Einmal an der Spitze der vereinigten italienischen Waffen und in unnehmbaren Stellungen," fuhr der Kanzler mit erstaunlicher Sicherheit fort, „hindert nichts, daß Ihr Euch mit dem Kaiser auseinandersetzet, vielleicht sogar ohne Schlacht, denn ich weiß, daß Ihr, obschon, nein, weil der erste Feldherr der Zeit, das scharfsinnige Schachspiel und die umfassenden Berechnungen der Strategie jenen plötzlichen und immerhin blinden Entscheidungen der Walstatt vorziehet. Ich sage, vielleicht sogar ohne Blutvergießen, denn der Kaiser wird nicht so leicht einen neuen Feldherrn finden und ein zweites Heer in Italien zusammenbringen, nachdem er Euch und das Eurige verloren hat, wenigstens wenn ihm Frankreich und England zu thun geben, laut des von ihnen mit unserer Liga getroffenen Abkommens."

„Ich kenne Euer Bündniß mit König Franz, sogar seinen Wortlaut," warf Pescara hin, „kann aber keinen Werth darauf legen. Der König verquält sich in seinem spanischen Kerker. Um eine Stunde früher auf ein gesatteltes Pferd zu springen, verräth er Eure Liga hundertmal, wie ich ihn zu kennen glaube."

„Noch vor wenigen Tagen," betheuerte der Kanzler mit einem komischen Gesichte, „hat mir die Regentin Louise aus Paris geschrieben, sie halte das Bündniß fest wie ihre Tugend —"

Ein Pfiff durchschnitt das Gemach . . . der Kanzler horchte verwundert. Es mochte ein Vogel am Fenster vorbeigeschwirrt sein.

„Es sind noch Andere da, die den Kaiser beschäftigen," fuhr er fort, „der Halbmond und die deutschen Fürsten."

„Der Halbmond, ja," urtheilte der Feldherr. „Mit den deutschen Fürsten aber und selbst mit ihrer neuen Lehre könnte sich der Kaiser allenfalls vertragen. Meinst Du nicht, Morone?"

Dieser antwortete denkend: „Es scheint so, aber ist doch nicht, wenn ich richtig sehe. Jedenfalls nicht mit der neuen Lehre. Der Kaiser bedarf der Kirche für sein schweres und dunkles Gemüth, das er von der Mutter geerbt hat. Der neue Glaube verlangt kräftigere Seelen."

„Verstehst Du etwas von diesen Dingen, Kanzler?" fragte der Feldherr neugierig.

„Wie sollte ich, Pescara? Ich bin wie Du und wir Alle ein Kind der Helle und ein Bewohner der Wirklichkeit, der mit der antiken Weisheit über das Ende hinaus nichts sieht als Larven und Schemen und auf wogendem Nebel die riesigen Spiegelungen wider dieses unsers eigenen und irdischen Daseins.

Unter denen aber, welche mit dem Volke Gut und Böse glauben und Leib und Seele und die Fabel eines letzten Gerichtes, wird jetzt, wie Du weißt, unversöhnlich gestritten über die beste Rüstung an jenem Tage der blasenden Posaune. Unsere kluge Kirche öffnet ihre Buden und legt verständig ihren Vorrath an guten Werken zum Verkauf aus. Der deutsche Mönch aber zankt und schreit: Das ist Plunder! Werft euer Geld nicht weg! Ihr habt es umsonst. Eure Schulden sind bezahlt. Glaubet es nur, und sie sind nicht mehr! Solches aber zu glauben, braucht es eine große Tapferkeit, denn es ist unter dem Unglaublichen das Unglaublichste. Doch bringen es diese deutschen Köpfe fertig, so brauchen sie gar keine Pfaffheit mehr und sind in ihrer trotzigen Sicherheit uns Italienern gewaltig überlegen, die wir ungläubig sind oder abergläubisch.

Ich rede im Groben, Pescara. Aber diese Vorstellungen, nichtig an sich, werden im Leben zu den realsten Mächten, die kein Staatsmann vernachlässigen darf. Und Du mit Deiner großen Aufgabe am wenigsten, Pescara, wenn Du auch selbst ein Gottloser bist, wie ich Dich kenne." Sein Lächeln blieb unerwidert.

„Hier irrst Du Dich, Kanzler," sagte Pescara ernst. „Ich glaube an eine Gottheit, und wahrhaftig keine eingebildete. Doch in dem Andern hast Du recht. Ich habe es mit Augen gesehen. Am Abende meiner Schlacht" — er meinte die von Pavia — „sah ich im Lazareth zwei höchst frevelhafte Menschen sterben, einen Deutschen und einen Spanier, diesen unter seinen Reliquien und in den Armen zweier Priester zitternd und bebend, jenen allein, doch voller Zuversicht und Freude. Ich sprach ihn an, denn ich weiß ein paar deutsche Wörter, und erfuhr, daß er traue und trotze auf den reuigen Schächer. Doch lassen wir diese Farben der Seele. Zurück zu Deiner Sache; denn ich meine, daß Du noch nicht damit zu Ende bist."

„Gewiß nicht, Pescara. Dann erst, wenn Du durch das Schwert oder durch ein listiges Abkommen den Kaiser außer Spiel gesetzt haben wirst, dann erst baust Du Deine Größe und Italiens Freiheit. Die zwölf Arbeiten des Herkules! Doch Du rufst alle Seiten und Eigenschaften Deines Wesens unter die Waffen: Geduld und Entschluß, Begeisterung und Berechnung, Arglist und große Gesinnung. Kein Theilchen von Dir wird müßig gehen. Du kennst Dich noch gar nicht, Pescara! Dann erst wirst Du Dich zeigen als Der, welcher Du bist, in Deinem ganzen Wuchse: für das Volk ein furchtbarer und wohlthätiger Dämon, für das Heer ein unfehlbarer Sieger, für den Patrioten der Vollender Italiens, für den Gelehrten der wiederaufgelebte römische Ehrgeiz, für die Fürsten, soviel Du ihrer bestehen lässest, der herrschende Bundesgenosse. Du beutest alle Möglichkeiten und Begünstigungen des Jahrhunderts aus. Du wirst der Vertheidiger des Papstes und eroberst ihm seine Städte und Provinzen zurück, die Du für Dich behältst; Du reitest als Schiedsrichter zwischen der verröchelnden Republik und den Medicäern in Florenz ein, und sie gehorchen Dir beide. Selbst die stolze Fürstin der Hadria ziehst Du in Deinen Machtkreis, und ich sehe Dich," jubelte Morone, „wie Du ihr Doge wirst und Dich dem Meere vermählst.

So wächsest Du, bis Dich und Dein herrliches Weib auf dem römischen

Capitol tausend frohlockende Arme vergötternd in die Lüfte heben und Dich ganz Italien als seinen König zeigen, welches Du dann, wie Dir jetzt noch nicht möglich ist, ich fürchte, als Deinen Besitz und Deinen Ruhm ein wenig lieben wirst, damit endend, womit ich angefangen habe, denn allein meine Liebe zu Italien, das Beste, das einzig Gute an mir, wirft mich Dir zu Füßen, Du Kaltherziger!" Und er umfing das Knie des Feldherrn mit einer so inbrünstigen Gebärde, daß dieser aufspringend einer solchen Anbetung sich entzog, aber doch innerlich ergriffen schien, sei es, daß ihn diese Wahrheit des Gefühls in einem lügnerischen Geiste fesselte, sei es, daß sein mächtiger Verstand die angedeuteten Züge seiner und Italiens möglicher Größe unwillkürlich zu einem lebensfähigen Ganzen zusammenschloß.

Er ließ den Kanzler und schritt mit über der Brust gekreuzten Armen mehrere Male langsam durch das Zimmer, zuletzt wie zufällig wieder vor ihm stehen bleibend. „Wie viele meiner Jahre verlangst Du von mir, Morone?" warf er hin.

„Viele, ohne Zweifel," versetzte der Kanzler. „Je mehrere, desto besser! Nur mit jenen langen und fruchtbaren Pausen, welche die Dinge still und mächtig wachsen lassen, unzerstörlich scheinende Hindernisse zernagen, die Gewissen abstumpfen und beruhigen und selbst das ursprünglich Frevle entsühnen und heiligen, nur auf solchen breiten und nothwendigen Stufen ist Bleibendes im Staate erreichbar. Dein bester Verbündeter, Pescara, ist das Leben. Zehn, zwanzig, warum nicht dreißig Jahre, Pescara? Du stehst ja in der Fülle der Kraft und schöpfst nur so mit der Hand aus der überströmenden Quelle. Du hast Deinen Schatz kaum noch angegriffen, und nicht zum wenigsten darum haben Dich die unsterblichen Götter Italiens zu diesem Deinen herrlichen Werke berufen, weil Du, römisch gesprochen, ein Jüngling bist und Dich noch lange kein Todesschatten berühren darf!"

Ein plötzlich hervortretender harter und finsterer Zug hatte das Antlitz des Feldherrn verwandelt. Er traf den Kanzler mit einem so feindseligen Blicke, daß dieser um einen Schritt zurückwich. „Weißt Du," drohte er, „daß, wenn mich mein Ehrgeiz überwältigen sollte, das erste Opfer Dein Gebieter, der Sforza, wäre? Denn ich finge damit an, Euer Mailand dem Bourbon zu geben, der mein Alterego, meine rechte Hand und ein Gonzaga ist. Ich würde es ihm gönnen! Ueberlieferst Du mir den Sforza?"

„Bei allen Göttern, nein!" schrie der entsetzte Kanzler. „Ich meinen Herzog verrathen! Niemals! Nimmermehr! Und," rief er empört, „wie darfst Du daran denken, Pescara, unsere reine und heilige Sache mit dem Borbone zu beflecken!"

„Sehet diesen Menschen!" verhöhnte ihn Pescara. „Gibt es etwas Frecheres? Dem armseligsten Fürsten will er Treue halten und muthet mir zu, sie meinem erhabenen Kaiser zu brechen! Sehet diesen unzusammenhängenden Geist! Er verlockt mich zum Verrath und will rein bleiben von Verrath!"

„Das ist etwas völlig Anderes," wehklagte der Kanzler. „Der Connétable hat sein Vaterland verrathen, und Du rettest es, indem Du von einem Fürsten abfällst, welcher nicht der Deinige ist. Meinen Herzog preisgeben, meinen hold-

seligen Herrn! Der Mohr wird mir im Traume erscheinen!" . . . er that einen erbärmlichen Seufzer . . . „Doch, dennoch, es sei! Aber jetzt, Pescara, widerstehe auch Du nicht länger! Erbarmst Du Dich Italiens? Gib Antwort, Grausamer!" Und die Thränen brachen ihm aus den Augen.

„Heute nicht, Morone!" tröstete ihn Pescara. „Wir sind Beide ermüdet und bedürfen der Ruhe. Es ist die Stunde der Siesta." Er klingelte. „Ippolito," unterwies er den Knaben, „führe den Herrn, der ein großer Staatsmann ist, in den Thurmflügel. Der Haushofmeister soll ihm die ganze Zimmerreihe des Oberstockes öffnen und ihn sorgfältig bedienen und reichlich bewirthen lassen. Ihr findet eine gewählte Bibliothek, Kanzler, und wollet Ihr Luft schöpfen, so steiget in den Garten hinab, er ist schattig und reicht bis an die Wälle. Ich lade Euch nicht zu Tafel, da ich Donna Victoria erwarte, der mein Abend gehört. Lasset Euch die Zeit nicht lange werden. Morgen sehen wir uns wieder."

„Wie wird mir der Tag vergehen?" jammerte der Kanzler.

„Alles geht vorüber. Noch eins: nähert Euch, ich bitte, den Wachtposten nicht, Ihr verstündet denn das Deutsche." Er sah den Kanzler erbleichen. „Fürchtet nichts," schloß er freundlich und entließ ihn.

Wie er sich wieder umwendete, näherten sich ihm der Herzog und Del Guasto, die ihr Versteck verlassen hatten, Beide in der höchsten Aufregung, der bleiche Bourbon mit fieberhaft gerötheten Wangen, Del Guasto mit lodernden Augen. Pescara errieth, daß das belauschte Gespräch und der gezeigte Ruhm sie beide verführt und bezaubert hatte. Del Guasto lechzte nach Beute und der Herzog nach dem reinigenden Lorbeer. Noch schwiegen sie, aber ihre dringende und flehende Geberde wollte sich in Worte verwandeln. Da schloß ihnen Pescara den Mund.

„Herrschaften," sagte er, „hier wurde Theater gespielt. Das Stück dauerte lange. Habt Ihr nicht gegähnt in Eurer Loge?"

Da schlug der Bourbon in plötzlich umspringender Stimmung eine gelle Lache auf. „Trauerspiel oder Posse?" fragte er.

„Tragödie, Hoheit."

„Und betitelt sich?"

„Tod und Narr," antwortete Pescara.

(Schluß im nächsten Heft.)

Goethe's und Carlyle's Briefwechsel[1]).

Wenn ein Mann einen Weg zurückzulegen hat, der einst nach Jahrhunderten vielleicht gemessen werden muß, so kommt wenig darauf an, ob er Aufenthalt bei den ersten Schritten erfährt. Niemand hätte Carlyle in den Anfängen seiner Laufbahn zugetraut, daß er mehr hinterlassen werde, als den Ruf eines, durch von ihm selbst absichtlich aufgethürmte Hindernisse in seiner Wirksamkeit behinderten Schriftstellers, der nach Gelegenheiten suche, sich zu den bestehenden Meinungen in Opposition zu setzen. Heute gehört er zu den Wenigen, von denen angenommen wird, daß sie die socialen und geistigen Revolutionen unserer Zeit kommen sahen; aus seinen Schriften glaubt man den Trost schöpfen zu dürfen, die scheinbare Verwirrung dessen, was wir erleben, sei als etwas im Plane der Vorsehung Liegendes anzusehen, aus dem Vortheil und Glück und Schönheit und höhere Vollendung des menschlichen Völkerlebens sich enthüllen müsse. Ein junger Amerikaner, der, in Verbindung mit anderen amerikanischen Verehrern Carlyle's, neulich mich nöthigte, den „Characteristics" betitelten Essay Carlyle's zu lesen, ein längeres Stück, das so etwas wie eine Weltanschauung enthält, sagte mir, von der Kenntniß dieses Essays an datire bei ihm ein innerer Umschwung: wenn Schriftsteller erst diese Sorte Macht in Händen haben, ist für ein Quantum Unsterblichkeit bei ihnen gesorgt, und es kommt nicht darauf an, wieviel Mühe Dieser oder Jener aufzuwenden habe, um in den echtesten Sinn ihrer Schriften einzudringen. Die Schwierigkeit erhöht nun den Genuß und einstweilige Widerspenstigkeit gegen Mitlebende (die in dunkler Masse längst vorübergegangen sind) gereicht zu erhöhtem Ruhme. Bekannt ist, wie über Dante von Zeitgenossen geurtheilt wurde, „er habe nicht geschrieben wie man schreiben solle": wer heute weiß noch von dieser „Art, in der Dante hätte schreiben sollen"? Carlyle und Emerson werden einmal zu Denen gerechnet werden, die das Englische unserer Zeit repräsentiren und ihre dunkeln Stellen vielleicht als ihre Schönheiten gelten.

Carlyle wie Emerson haben begeisterte Verehrer in Deutschland. Ihre Schriften sind übersetzt, ihr Leben ist beschrieben worden; ihre Meinungen fangen an zu dem zu gehören, was sich nicht gut umgehen und übersehen läßt. Trotzdem müssen sie, ihrer eigentlichen Bedeutung nach, für beinahe unbekannt bei uns gelten. Carlyle freilich steht uns näher als Emerson. Carlyle's

[1]) Goethe's und Carlyle's Briefwechsel. Berlin, Wilhelm Hertz. 1887.

Bemühungen, Schiller's und Goethe's Persönlichkeit, ihre Schriften, und die Schöpfungen ihrer Phantasie dem englischen Publicum zu vermitteln, und das Widerstreben zu überwinden, mit dem die dort herrschenden Autoren sich ihm darin entgegensetzten, hatten ihn für uns historisch respectabel gemacht. Carlyle's Geschichte der französischen Revolution, in oft wunderlichen Wortformen geschrieben und deshalb einer Uebersetzung bedürftig, war als geistreich und eigenthümlich beinahe berühmt, aber wenig gelesen. Sein Buch „Helden und Heldenverehrung" galt als Ausbruch mehr dichterischer als historischer Weltanschauung. Seine vielen Bände über Friedrich den Großen erst gaben ihm bei uns eine Stellung. Doch schätzten wir sein Werk mehr der Wirkung wegen, die es in England hatte, als um dessentwillen, was es innerhalb der Deutschen Geschichtsschreibung werth scheint.

Die Lectüre der Carlyle'schen Schriften ist in der That keine leichte Sache. Man verlangt die Möglichkeit einer gewissen behaglichen Hingabe an einen Autor, wenn man ihn in umfangreichem Maße um seiner selbst willen kennen lernen will. Die Feinheiten einer lebenden Sprache, die nicht unsere eigene ist, stehen, sobald ein Schriftsteller sich zu individueller Ausdrucksweise erhebt, nicht so leicht dem Verständnisse offen. Man läßt sich einzelne Reden, Briefe oder kurze Artikel wohl gefallen, in denen jedes Wort das Bedenken erfordert, ob man es seinem vollen Umfange nach an seiner Stelle verstanden habe: ganze Bücher aber, die so geschrieben sind, ermüden und haben eine gewisse Verdrossenheit zur Folge. Dies nun gar, wenn ihr Autor zu den schwerfälligen, lastenden Denkern gehört, denen die geistige Behaglichkeit derer, die die Bücher lesen wollen (oder auch nicht), gleichgültig ist. Zu solcher Lectüre greift man nicht eher als bis man dazu gezwungen wird[1]).

Bei dieser Lage der Dinge sind Carlyle's Briefe das beste Material, uns mit ihm intimer bekannt zu machen. Der, dem es bei der ungeheuren Fülle des heute in Lectüre zu Ueberwältigenden nicht möglich ist, den Kern eines Schriftstellers aus dem gesammten Umfange seiner Bücher kennen zu lernen, wird in einem einzelnen Briefe manchmal das finden, was er sucht. Einsicht von Briefen ist zwar oft ein sehr gefährliches Fahrwasser, den Verkehr mit Unbekannten zu vermitteln, zuweilen aber wieder thun sie es am günstigsten. Man kennt allerdings fast nie die Stimmung des Momentes, ohne deren Antheil menschlich inhaltreiche

---

[1]) Gewisse Charaktereigenschaften eines Schriftstellers können sogar im Vaterlande desselben seinem Verständnisse mit stiller Gewalt entgegenstehen. Es war Carlyle in allen Epochen seiner literarischen Laufbahn nicht darum zu thun, das Publicum sich günstig zu machen. Es ging zögernd mit seinem Einflusse vorwärts; als er aber einmal Fuß gefaßt hatte, stand er fest. Noch nicht lange erst ist auch für England und Amerika die Zeit gekommen, wo Carlyle's Werke unentbehrlich geworden sind und es nicht mehr im Belieben steht, sich von ihm abzuwenden. Seine Schriften bilden eines der Bestandtheile des höheren Nationalreichthums der beiden Nationen, deren geistige Einheit Niemand mehr leugnen wird. Diese geistigen Einheiten sind überhaupt heute für die Völker maßgebend. Meinem Gefühle nach hat politische Getrenntheit der nationalen geistigen Einheit gegenüber nichts mehr zu bedeuten. Emerson und Carlyle (und andere Schriftsteller hohen Ranges) gehören England und Amerika derartig gemeinsam an, daß der Antheil, den beide Theile des englisch redenden und denkenden Volkes diesseits und jenseits des atlantischen Oceans am einen oder andern von ihnen haben, sich nicht mehr unterscheiden läßt.

Briefe nicht geschrieben werden, aber man ersetzt deren Mangel oft auch durch ein aus Briefen uns anströmendes feinstes persönliches Fluidum. Es ist hierauf in diesen Blättern neulich schon hingedeutet worden, als der von einem Amerikaner herausgegebene Briefwechsel zwischen Carlyle und seiner zukünftigen Frau (Jugendbriefe also) hier kurz angezeigt wurde. Der Inhalt dieser Briefe liegt uns in Deutschland fern, um so ferner als Carlyle's eigenthümliche harte Ausdrucksweise sich in besonderer Härte darin zeigt und Carlyle auch nicht die kleinste Gelegenheit versäumt zu haben scheint, mit den Gedanken, wie man sagen könnte, zu ringen. Es hat den Anschein, als ob die Verhältnisse seines inneren und äußeren Lebens ihn stets wie bedrängten. Er arbeitet sich wie auf den schlechtesten Wegen vorwärts, er kämpft, er betrachtet das Dasein vom Gesichtspunkte mühevoller Vertheidigung gegen unversöhnbare Mächte. Er zieht sich in die Einsamkeit zurück, als müsse er flüchten; er tritt wieder ins Leben ein als seien es Feldzüge, die zu unternehmen Pflicht und Ehre erfordern. Nicht selten scheinen seine Sätze — in den Büchern — wie mit dem Accente verachtungsvoller Gleichgültigkeit gegen die entgegengesetzte Meinung geschrieben zu sein. Es lag in Carlyle's Wesen; die Natur wollte es so, als sie ihn schuf. Wir ersehen aus seinem Briefwechsel mit Emerson sogar, wie dies verzweiflungsvolle Grollen mit dem Weltschicksal für Emerson, der Carlyle nahe stand, zuletzt unerträglich und die Correspondenz der beiden Freunde dadurch gefährdet wurde. Sei jetzt dagegen, wo der briefliche Verkehr mit Goethe uns zu Carlyle zurückführt, gleich ausgesprochen, daß eine beruhigende, ja rührende Ausnahme sich hier darbietet, und daß Carlyle's innerstes Wesen in sanfter, dankbarer Hingabe an einen Mann, den er rückhaltslos verehrte, so schön uns entgegentritt, daß diese Briefe, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, als eines der wichtigsten Documente für die Kenntniß seines Charakters anzusehen sind.

Nicht allein aber Carlyle leistet sein Briefwechsel mit Goethe solche Dienste, auch für Goethe tritt er ein. Soviel wir von Goethe zu wissen vermeinten: wir fangen heute doch erst an, uns von der Herrschaft kritiklos übernommener Schlagworte zu befreien, die über Goethe's Person und Schriften einen Schleier gleichsam gezogen hatten. Die beschränkten Eindrücke derer, die ihn persönlich noch gekannt hatten, oder derer, die sich mit einer gewissen Autorität wissenschaftlich als seine Richter aufwarfen, herrschen immer noch bei uns. Wir glauben Diesem oder Jenem: wem aber würde einer von uns in ähnlicher Nachgiebigkeit wohl Glauben schenken in Betreff Shakespeare's, wenn gegen diesen etwas verlautete? Und träten noch so hohe Autoritäten auf: Jeder heute bildet sich sein Urtheil über Shakespeare für sich. Goethe betrachten wir noch nicht so frei. Der „kalte Kunstgreis", wie Heine Goethe als Inbegriff seiner Erscheinung im höchsten Alter nannte, ist fester an Goethe hängen geblieben als wir wissen. Solche Worte haben wunderbare Adhäsionskraft, wenn sie einmal aufgenommen worden sind. Noch immer nicht kam voll zum Vorschein, mit welcher umfassenden Liebe zur Menschheit Goethe bis zum letzten Tage auf seiner Stelle gestanden hat. Goethe sollte allmälig versteinert sein. Zu Anfang unseres Jahrhunderts schon wäre der Mensch im Minister erstickt. Dem guten Eckermann könnte er ja nur die angenommene Maske von Gutmüthigkeit gezeigt haben. Goethe sollte in Weimar,

wie in der Mitte eines weitausgespannten ästhetischen Spinngewebes dasitzend, was die Welt an Menschen und Gedanken und Erscheinungen besitzt, herangeholt und ausgesogen haben. Aus Goethe's eigener Verwandtschaft (Leute, die heute lange nicht mehr leben), war mir über die „unnahbare Verschlossenheit" des greisen Goethe berichtet worden, mit der er sich jedem ihm unbequemen Einflusse entzogen haben sollte. Nichts berührte ihn mehr, nichts bewegte ihn mehr; mit jupiterhaftem Kopfnicken, gleichgültig, ob es den Olymp erschüttert oder nicht, fertigte er Menschen und Dinge ab.

Genug freilich ist an Erinnerungen und Briefen allmälig herausgekommen, diese Sagen niederzudrücken, dennoch tauchen sie wieder auf. Ja, um dies gleich vorweg abzuthun: Carlyle's Correspondenz mit Goethe enthält selbst eine Stelle, die stärker als manches Andere zu belegen scheinen könnte, bis zu welcher Starrheit menschliches Fühlen in Goethe erkaltet wäre.

Goethe's Sohn war 1830 in Rom gestorben. Unerwartet und plötzlich nahmen ihn die Blattern hinweg. (In Preller's Leben ist das Nähere nachzulesen.) Goethe berührt das Ereigniß. Mit seltsamen Worten thut er das. „Bei eintretendem Frühling (beginnt sein Brief vom 2. Mai 1831), welcher Sie gewiß auch schon besucht haben wird, finde ich gemüthlich, Sie wieder zu begrüßen und zu versichern, daß wir diesen Winter an Sie, als eingeschneite Freunde, öfter gedacht haben. Wenn ich sage Wir, so ist es, daß Ottilie[1]) mit ihren Kindern, nachdem der Gatte als Mittelsperson beliebt hat, in der ehemaligen Hauptstadt der Welt zurückzubleiben, sich natürlich und sittlicher Weise näher an uns anschließt." Scheint eine Art von Unbeweglichkeit der Seele nicht in diesen formelhaften Wendungen sich zu documentiren?

Erwägen wir zuerst nun aber, daß die Nachricht des Verlustes, den Goethe einsam in sich zu tragen hatte, ihn so zu Boden geworfen hatte, daß er heftig erkrankt war. Ist es nicht begreiflich, daß der in die Achtzig nun eingetretene Greis bei nachträglicher Erwähnung des furchtbaren Verlustes die allerkühlsten Wendungen wählt, weil jeder Ausdruck, der auch nur von Ferne an das angeklungen hätte, was er im Gedanken daran nachempfunden haben würde, ihm einen Stoß gegeben hätte, den er nicht mehr ertragen zu können vermeinte? 1816, als er seine Frau verloren, theilt er brieflich einmal ihren Tod in ähnlich kühler Weise mit. „Die kleine Frau sei nun auch hinweggegangen," schreibt er. Dazu aber vergleichen wir nun die im letzten Goethe-Jahrbuche gebrachte eigene Tagebuchnotiz, worin er am Tage des Verlustes seine Empfindung andeutet. Die erschütternde Tiefe seines Schmerzes gibt in den wenigen Worten, mit denen er hier sein Gefühl niederzeichnet, denen nichts nach, mit denen Lessing einst den Tod seiner Frau anzeigte. Es war Goethe unmöglich, große innere Erlebnisse leichthin abzuthun. Nach dem Tode Schiller's verfällt er wie in eine Erstarrung, die ihm nur in ganz gemessenen Ausdrücken von dem verlorenen Freunde zu reden erlaubt; er sucht sich zu retten aus den ihn zu Boden drückenden Gedanken, indem er nicht als von einem eben entrissenen, sondern wie von einem historischen Phänomen, das im Allgemeinen zu betrachten sei, davon spricht. Der Tod

[1]) Goethe's Schwiegertochter.

des Sohnes, der ihn beim bevorstehenden eigenen Tode traf, scheint dies Bedürfniß zum Höchsten gesteigert zu haben. Selbst von seiner eigenen Krankheit danach spricht er so. „Von mir selbst kann ich nur sagen," schreibt er den 31. März 1831 an Sulpiz Boisserée, „daß ich die geneigte Manifestation der Weltordnung nicht genug verehren kann, die mir erlaubte, mich körperlich und geistig auf eine Weise wiederherzustellen, die dem Augenblicke allenfalls genug thut. Denn daß die großen Unbilden, die mich in Umgebung und Persönlichkeit zu Ende des vorigen Jahres überfielen, meine Bezüge gegen die Außenwelt gar sehr verändern mußten, werden Sie denken". Die „großen Unbilden in Umgebung und Persönlichkeit" waren der Tod des Sohnes und die Krankheit! Man sieht, wie auch hier, zu gleicher Zeit beinahe als wie er an Carlyle schrieb, das Verlangen waltete, für das ihm widerfahrene Ungeheure die neutralsten Bezeichnungen zu finden. Ich hatte ein Bedürfniß, hiervon vorweg zu sprechen, weil der Satz, als ich ihn auf einem der Aushängebogen des Buches zuerst abgetrennt vom gesammten Inhalte las, sogar mir fast unerträglich klang.

Man könnte Goethe's Correspondenz mit dem jugendlichen Carlyle (den er niemals gesehen hatte und niemals sehen wollte) und mit dessen junger Frau, (die sehr bald als dritte Person an dem Verkehr betheiligt war) als eine Art Briefwechsel zwischen Liebenden ansehen. Mit reiner Hingebung kommt man von beiden Seiten sich entgegen. Carlyle, indem er Goethe die besten Gefühle zu Füßen legt; Goethe, indem er sie mit voller, unverhohlener, dankbarer Freundlichkeit aufnimmt und erwidert. Carlyle gehörte zu den Wenigen damals, welche den Engländern, jener Zeit in ganz anderem Sinne noch als heute in hochmüthiger Zurückgezogenheit auf das beschränkt, was sie selber sich gewährten, die Deutschen Classiker nahe zu bringen versuchten. Er hatte sich daran gegeben, Goethe zu übersetzen. Mit einem kurzen, von dem fast abstoßenden Selbstgefühl, das Carlyle belebte, offenbar mühsam gereinigten Briefe, gibt er Goethe über diese Dinge Nachricht und sendet seine erste Arbeit: die Uebersetzung von Wilhelm Meister's Lehrjahren. Damit beginnt die Correspondenz. Es galt, in diesem ersten Briefe grenzenlose Verehrung so zum Ausdrucke zu bringen, daß, selbst wenn der Versuch, Fühlung zu gewinnen, von Goethe unbeachtet gelassen würde, man sich nicht hinterher sagen zu müssen genöthigt wäre: du hättest Brief und Sendung lieber zurückhalten sollen. Und darauf nun Goethe's Dank und auf diesen Carlyle's Dank für das, was ihm in Goethe's Antwort zu Theil geworden war: der Ausdruck der unsäglichen Freude, von der er in seiner Einsamkeit sich beim Empfange erfüllt fühlte, und der Versuch, diesem Gefühle Worte zu geben. Goethe hat den Begriff des „Reinmenschlichen" als dessen, was uns am tiefsten ergreift, in die Literatur und, wenn ich nicht irre, das Wort in die Sprache eingeführt: hier genügt es allein, um auszusprechen, was in diesem Briefwechsel für die Seele Ergreifendes liege. Denn in dem, was sie einander sagen, erhebt sich selten bei Carlyle und nie bei Goethe die Diction zu höherem Schwunge. Es war Carlyle nicht gegeben, anders als in seltenen Momenten glühende Lava auszuströmen; sondern er mauert für gewöhnlich, scheinbar mühsam, mit Kalk und Stein auf, was er zu Stande bringt; und es war wiederum auch Goethe Carlyle gegenüber nicht einmal

verliehen, sich ganz natürlich zu geben, da seine Sätze, wahrscheinlich aus dem Gefühle heraus, welches uns im Verkehre mit Ausländern oft eine etwas steife und gezierte Sprache wählen läßt, sich bis zum Unbeholfenen steigern. Eine gewisse Vorsicht zudem, hatte Goethe sich endlich fest angeeignet, während Carlyle sie von Natur besaß. Nur die Gesinnung ist es, die diesen Mittheilungen etwas so Rührendes, Wahres, in die Erinnerung Eindringendes verleiht. Man glaubt zu sehen, mit welchem Entzücken Jeder von Beiden gewahr wird, endlich einmal einem lebendigen Menschen wieder begegnet zu sein. Man fühlt, daß sie sich nun nicht wieder loslassen werden.

Dennoch aber hat ihr Verkehr nichts Plötzliches. Gleich nach der ersten Berührung tritt eine lange Pause ein. Carlyle's erster Brief war vom 24. Januar 1824 gewesen, Goethe's kurze Erwiderung erfolgte nicht früher als im October. Carlyle hatte drei Bände der Uebersetzung Wilhelm Meister's gesandt: nach neun Monaten erst spricht Goethe sich mit, was die Arbeit anlangt, eher ablehnendem Danke aus, schließt jedoch, was die Person Carlyle's betrifft, mit der Bitte um weitere Mittheilungen. Einladend, aber, obgleich das Wort „dringend" gebraucht wird, nicht eben dringend. Dennoch hatte Goethe's Brief (dictirt und nur in der Unterschrift eigenhändig) eine ungemeine Wirkung. Der Deutsche Herausgeber des Briefwechsels fügt in einer Note die Worte bei, in denen Carlyle seiner Frau, damals noch seiner Verlobten, den Empfang dieses ersten Zeichens einer Verbindung mit Goethe meldet, mit Goethe! „dessen Namen seit dem Knabenalter wie eine Art Zauberwort seine Phantasie durchströmt, dessen Gedanken in seinen reiferen Jahren ihn fast mit der eindringenden Kraft von Offenbarungen berührt hatten". Man empfindet die ungeheure Kraft, die aus Goethe's Existenz in diesen letzten Jahrzehnten seiner irdischen Laufbahn nach allen Seiten hin, so weit die Welt war, ausging. Carlyle nennt den Brief — was er auch war — „allerlei liebenswürdiges Nichts in einem einfachen patriarchalischen Stil, höchst nach meinem Geschmack". Wer sonst hätte um 1824 Goethe's Schreibweise so treffend und unbefangen bezeichnet? Zugleich aber bittet Carlyle seine Braut, der er das Weimaraner Blatt sendet, auf dem, wie gesagt, nur die Unterschrift von Goethe's eigener Hand war, es „als die kostbarste ihrer literarischen Reliquien zu verwahren". „Schreibe," fährt er fort, „meine Copie und Deine eigene Uebersetzung davon auf das leere Blatt des Deutschen Briefes ab, ehe Du ihn verwahrst, damit derselbe Bogen eine Spur Dessen enthalte, den ich am meisten verehre, und Derer, die ich am meisten liebe in dieser seltsamsten aller denkbaren Welten."

Nun vergehen über zwei Jahre, bis Carlyle sich wieder an Goethe wendet. Schon 1825 war sein „Leben Schiller's" erschienen, aber 1827 erst schickt er es Goethe, zusammen mit vier Bänden Deutscher Romane, deren vierter diesmal Wilhelm Meister's Wanderjahre enthielt. Eine um so inhaltsvollere Zurückhaltung, als Goethe doch, wie wir sahen, um weitere persönliche Mittheilungen ersucht und außerdem einige seiner gelegentlichen Schriften in hübschem Einbande beigelegt hatte, an die sich ohne Schein von Aufdringlichkeit hätte anknüpfen lassen. Dazu kam, daß Carlyle, indem er den 15. April 1827 jetzt zum zweiten Male die

Feder ergreift, nun die Freude beschreibt, mit der er vor so langer Zeit jene Sendung empfangen, und die Eifersucht, mit der er sie bewahrte. In einer ergreifenden Mischung von Bescheidenheit und Selbstgefühl wiederholt er darauf sein Bekenntniß, was Goethe ihm sei: Rath und Hilfe in äußerster Noth! was er ihm verdanke: Alles! und wie er ihn verehre: wie ein Schüler seinen Meister, wie ein Sohn seinen geistigen Vater! „Dies," schreibt er, „ist nicht leere Schmeichelei, sondern eine von Herzen kommende Wahrheit, und so bescheiden sie ist, fühle ich doch, daß die Kunde von solchen Wahrheiten Sie mehr erfreuen müsse als aller Ruhm." Dann berichtet er über den Erfolg des Wilhelm Meister beim englischen Publicum: mehr als tausend Exemplare seien bereits verkauft, und zuletzt spricht er von seiner Frau. Ein halbes Jahr ist Carlyle nun verheirathet: sie sendet eine blaue Börse, die sie für Goethe gearbeitet hat. Von seiner eigenen Arbeit sagt Carlyle nichts.

Am 15. Mai gelangte der Brief nach Weimar. Schon am 17. antwortet Goethe; er meldet nur die Ankunft des Schreibens, das vier Wochen gebraucht hatte, und verspricht weitere umständlichere Nachricht nebst einem Packet. Nicht vor dem 20. Juli kommt er dazu, den Brief zu beendigen, und am 11. August erst kann Carlyle seiner Mutter über die Ankunft des Weimaraner Päckchens berichten, ein Ausbruch des Entzückens. Keine Weihnachtsbescheerung kann jemals Kinder glücklicher gemacht haben als der Inhalt dieses Kästchens. Eine Zusammenstellung denn aber auch von Schriftlichem, Gedrucktem und sonstigen liebenswürdigen Zeichen persönlicher Gabseligkeit darin, die dazu gemacht war, Carlyle und seine junge Frau lange zu beschäftigen. Die Sendung war reichhaltig. Ein im vorliegenden Druck fast fünf Seiten einnehmender langer Brief mit ausführlicher Kritik der Arbeiten Carlyle's, mit Aussprüchen hoher Anerkennung seines Strebens und seiner Art zu denken und zu schreiben, mit einem zierlichen Taschenbuche für ihn und in jedem Täschchen desselben Karten, auf deren einer ein artiger Reim, auf der anderen die so besonders erneute Bitte um Nachrichten über Carlyle's Leben stand; eine dritte Karte, mit einem zartverbindlichen Verse darauf, begleitet ein an Frau Carlyle gesandtes Halsband. Dazu der erste Band von Goethe's Werken in neuester Ausgabe, abermals mit eigenhändiger Inschrift Goethe's an das Ehepaar, ein Exemplar von Kunst und Alterthum, wiederum mit Inschrift, endlich einige noch unpublicirte Gedichte Goethe's in Abschrift. Diese liebenswürdig bedeutenden kleinen Geschenke waren es, die Goethe im Sinne hatte, als er dem Kanzler Müller (S. 125) von dem „Schwänchen" sprach, das er Carlyle habe zugehen lassen. „Diese Art Menschen," sagte er dann zu Müller, über Carlyle und seine Frau redend, „sind wie mitten im Weltmeere auf engem Kahne vereint, unbekümmert um das Getose und Gebrause um sie her."

Ein „königliches Geschenk" nennt Carlyle die Gaben in seiner Dankepistel, die kürzer ist, als man erwarten sollte, kürzer als Goethe's Brief, von gedrängter Fülle des Inhaltes aber. Nun spricht er, anders als vorher, offen über sich. Es ist, als ob Goethe's Vergleich zu ihm herübergeflogen sei und ihm in den Ohren klinge beim Schreiben. „Vom Sturm umgetrieben in meinen eigenen Einbildungen, ein Mensch von Menschen getrennt, erbittert, elend, fast zur Ver-

zweiflung gebracht," und so weiter, sich steigernd in Worten und Vergleichen, um dann aber zu schließen, daß nun Alles anders sei und daß er Goethe den Umschwung zu danken habe. Dieser Brief ist wichtig und kostbar. Was muß Goethe empfunden haben, als er solche Geständnisse in solcher Sprache empfing! Diese mächtige Darlegung der mächtigen Wirkung, die von ihm ausgegangen war und ausging! Und heute, ein halbes Jahrhundert nach Goethe's Tode, kommt dies Denkmal zum ersten Male ans Licht, das der Welt zu erkennen gibt, in welchem Maße England für die Entwicklung eines seiner höchsten Schriftsteller dem Deutschen Dichter verschuldet ist! Welchen Eindruck mag Carlyle's Brief auf Goethe gemacht haben? Altvergangene Zeiten vielleicht sind Goethe beim Lesen dieser leidenschaftlichen Geständnisse aufgestiegen, jene Tage der ersten Bekanntschaft mit Herder vielleicht, als er an diesen sich ebenso dringend gewandt hatte und, wie es in der Natur des Charakter- und Jahresunterschiedes lag, kein volles Echo auf seine glühende Anrede zurückempfangen hatte. Goethe ging in jenen so weit zurückliegenden Jahren angesichts der höheren, fast vollendeten geistigen Machtstellung Herder's das grenzenlose Bedürfniß der Hingabe durch die Seele, und er hatte es ausgesprochen, mit dem Willen, wie er an Herder damals schrieb, es „sofort abzusenden, weil es ihn sonst vielleicht gereuen könne". Nun stand, zum ersten Male in seinem Leben vielleicht, ihm selbst Jemand gegenüber, dem er, wie er wohl fühlen mußte, Alles sein könne. Er war zu alt, um die Rolle spielen zu dürfen, die er seinerseits einst von Herder's Seite leidenschaftlicher erwartet hatte als sie gewährt wurde, aber er war entschlossen, Carlyle's hilfsbedürftiger Seele zu gewähren, so viel er, im Abschlusse seines Lebens und seiner Erfahrungen, zu gewähren überhaupt jetzt noch im Stande war. Das Höchste, Zelter gegenüber, war gewesen, daß Goethe ihn zu duzen begann; Carlyle gegenüber unterzeichnet Goethe jetzt „Treu verbunden". Nur eine Formel, aber tiefen Sinnes. Man fühlt, diese beiden Leute, die sich nie sahen, der Greis und der junge Anfänger, gehen nun treu verbunden weiter. Immer noch waren vier Lebensjahre übrig. Vierzig Nummern Briefe bilden die gesammte Publication. Goethe's letzter vom 31. August 1831. Das schönste äußere Denkmal dieses Verkehrs ist die unter Goethe's Schutze hervorgebrachte und von ihm eingeleitete Uebersetzung des Carlyle'schen Lebens Schiller's, die 1830 in Frankfurt erschien und die, obgleich von Goethe selbst fast zu einem seiner eigenen Werke gestempelt, heute kaum bekannt ist, so wenig wie das Original selber. Man ist vielleicht der Meinung bei uns, ein 1830 herauskommendes Leben Schiller's müsse ohne Weiteres nun veraltet sein. Es ist es nicht.

Betrachten wir das Buch. Bis auf das Aeußerliche erstreckte sich Goethe's Sorgfalt. Wie fein und mit wie geringen Mitteln weiß er Carlyle in Scene zu setzen. Dieser hatte sich in ein abgelegenes kleines, man könnte der Abbildung gegenüber sagen, klimperkleines, mitten in der Einöde gelegenes Haus mit seiner jugendlichen Frau, jugendlich selber noch, zurückgezogen. Das Leben, das er so führen durfte, machte ihm allein möglich, mit geringem Einkommen sich der Schriftstellerei derart hinzugeben, daß er unabhängig von Buchhandel und Presse blieb. In Edinburgh, wo er bis dahin lebte, hätte das nicht sein können. Umgeben von Gebirg und Wäldern, lag sein Häuschen abgetrennt von anderen

Wohnplätzen in tiefer Stille da: ein Bild dieser abgelegenen Stätte in genauem Stahlstich wurde als Kupfer dem Titel gegenüber auf Goethe's Anordnung dem Leben Schiller's beigegeben und der Anblick der Wohnstätte inmitten ihrer weiteren landschaftlichen Umgebung ein zweites Mal auf dem Titel selbst als Vignette wiederholt. Schiller's Haus zu Weimar, sowie ein später abgebrochenes Gartenhaus, das er in Jena eine Zeit lang zum Arbeiten benutzt hatte, wenn er ganz ungestört sein wollte, bilden als Pendant gleichsam den Schmuck des äußeren Umschlages. Gewidmet aber ist das Buch „der hochansehnlichen Gesellschaft für ausländische schöne Literatur zu Berlin", welcher Goethe in der zunächst folgenden kurzen Zueignung seinen Dank dafür ausspricht, daß sie, ihren Horizont erweiternd, sich auch der ausländischen Literatur nun zuzuwenden beginne, und der er Herrn Thomas Carlyle als Vertreter der Deutschen Literatur in Schottland vorstellt. Es folgen, auf nur vierundzwanzig Seiten, Goethe's eigene Zusätze, bestehend in etwas mehr als einem Dutzend abgerissener literarhistorischer Ausführungen, jede für sich bestehend, jede aber dem Gedanken nach aus der vorhergehenden sich entwickelnd, in denen der Leser völlig mit dem bekannt gemacht wird, was Carlyle, sein vorliegendes Werk, seine Stellung zur englischen Literatur und die Stellung der schottischen Dichtung zumal zur Weltliteratur angeht. Einer von Carlyle's, den Dichter Burns behandelnden Briefen an Goethe wird übersetzt hier geschickt eingeschoben. Den Zweck dieser Einleitung, Interesse für Carlyle zu erwecken, sehen wir so völlig erreicht, daß die erwähnte Abbildung seines Hauses, das als in einem Schiller's Leben gewidmeten Buche als Titelkupfer zu finden, zuerst vielleicht befremdete, nun willkommen erscheint. Goethe hatte Carlyle's Eigenthümlichkeit auch für die äußere Lebensführung erkannt. Die Zurückgezogenheit, in die er sich versetzte, das leidenschaftliche Bedürfniß von Ungestörtsein, waren symbolisch für sein langes Leben. Das kleine Haus kennzeichnet ihn und die scheinbar starre Abgeschlossenheit seines Gedankenhorizontes, der jetzt zu dem so vieler Geister in England, Schottland und Amerika geworden ist. Goethe konnte um 1830 nicht voraus wissen, was aus Carlyle's Charakter und aus Englands Schicksalen sich später entwickeln mußte, um ihm so völlig bereits die Bedeutung zu geben, die er heute hat; wohl aber fand er, entfernt von Allem, was dieses Verständniß hätte erleichtern können, fremd und aus der Fremde das heraus, was Carlyle auszeichnete und was diesem verschlagenen starren Gemüthe einzig wohlthuend sein könnte. Denn mit zarterer Aufmerksamkeit als von Goethe nun ausging, ist Carlyle, so lange er lebte, niemals wohl wieder behandelt worden.

Carlyle's Leben Schiller's enthält, so weit wir nur die Lebensbeschreibung Schiller's darin suchen, für den heutigen Leser nicht Ueberraschendes. Wenn Goethe von dem Buche freilich aussagte, es enthalte an Thatsachen aus Schiller's Leben nichts, was der Gegenwart (von 1830) nicht schon aus Gedrucktem geläufig sei, so mußte es, Goethe's Urtheile zufolge also, trotz alledem Qualitäten besitzen, die abgesehen von der Mittheilung thatsächlicher Lebensereignisse seinen Werth ausmachten. Dieser Werth besteht heute noch.

Bei einer Darstellung Schiller's — darauf ist von mir an anderer Stelle schon hingewiesen worden — treten seine Erlebnisse zurück. Mögen sie noch

so aufregende Momente enthalten, für Schiller's Arbeit enthalten sie nichts Erklärendes. Schiller's Amt war, auf der Bühne zu wirken. Er baute — auch diesen Vergleich entnehme ich bereits Ausgeführtem — seine Stücke wie ein Architekt. Er berechnete und combinirte die Theile seiner Dramen mit baumeisterlicher Kenntniß. Was er hier wollte und leistete ist in erster Linie in Betracht zu ziehen. Die moderne Tragödie beginnt mit den Versuchen der Spanier, Engländer und Franzosen. Wie diese praktisch und theoretisch als Theaterdichter vorgingen, mußte Gegenstand der Untersuchung sein. Die Frage ist bei Carlyle's Darstellung darum nicht, was er mehr oder weniger gewußt von Schiller's Verhältnissen zu Vater, Schwester, Freundinnen und Freunden und, zuletzt, zu Goethe und zur eignen Frau, sondern wie er das auffaßte, was Schiller, Verfasser von auf der Bühne wirkenden Dichtungen, begünstigte und was ihm im Wege stand. Die Frage bei Carlyle's Arbeit wäre: wieweit dieser hier von den richtigen Gesichtspunkten ausgegangen sei und sie erschöpft habe.

Darüber nun können wohl verschiedene Meinungen gehegt werden. Nicht aber darüber, daß Carlyle's Art, die Dinge anzufassen, die richtige gewesen sei zu Zeiten, wo in Deutschland Niemand so unbefangen und aus so reiner Begeisterung über Schiller sich auszusprechen im Stande gewesen wäre. Hier auch liegt wohl der Grund, warum Goethe für eine Uebersetzung sorgte und ihr geflissentlich die Wege in Deutschland zu bahnen suchte. Ohne Erfolg allerdings, scheint es. Das Warum des mangelnden Erfolges bedarf nicht vieler Erklärung. Carlyle war etwa fünfundzwanzig Jahre alt als er das Werk schrieb. Es ist die Arbeit eines Anfängers. Er erklärt sie zwanzig Jahre später, als er eine zweite Auflage mit einigen Worten einleitete (1845), selbst dafür. Er nennt sie eine unbedeutende Schrift, die sich nachträglich aber nicht verbessern lasse, weil die Fehler organischer Natur seien. Das Buch soll auch heute nicht etwa denen empfohlen werden, die es nicht kennen; aber es enthält genug, das denen, die es gelesen haben, als der Anerkennung würdig erscheinen wird. Carlyle's Stil läßt ihn so jung schon als einen an den besten Autoren gebildeten fertigen Mann erkennen. Er hatte Schiller's Werke in sich aufgenommen, das vorhandene biographische Material bewältigt und sein Werk klar und einfach eingerichtet. Das thatsächlich Biographische, beinahe frei von anekdotenhaften Einzelnheiten, wird dadurch zu einem beinahe entbehrlichen Elemente, während die Werke, das, worauf die Unsterblichkeit des Dichters beruht und deren Inhalt doch seine eigenste Persönlichkeit im höheren Sinne, sein Leben also ausmachen, die Stellung nun einnehmen, die ihnen gebührt. Aus dem Besitze eines selbständigen literarischen Urtheils heraus, dem es darum zu thun ist, Schiller's Werke innerhalb des gesammten Besitzes der Menschheit an Dichtungen würdig und gerecht abzuschätzen, gibt Carlyle Ansichten über Schiller als Dichter kund, die für alle Zeiten als inhaltsreich und wichtig gelten dürfen und die sich weit über die schwankenden Beurtheilungen erheben, mit denen man sich bei uns heute Schiller gegenüber oft genug verhält. Man sucht seine Figuren vom historischen Standpunkte aus zu beurtheilen, einzeln jede für sich allein, da sie doch nur als Theile der großen dramatischen Gemälde zu verstehen sind, innerhalb deren der Dichter sie verwendet. Nach den theatralischen Contrasten muß gesucht werden, um die es ihm zu thun war, nach der Wirkung

der Scenen in ihrer Aufeinanderfolge. Schiller ist heute auf eine seltsame Weise wieder populär geworden, indem man, im Mißverständnisse seiner Absichten, die Werke als exacte Kostümstücke aufzuführen begonnen hat. Mit Architektur und Landschaft sucht man den Figuren den rechten Hintergrund zu geben, componirt sie gleichsam als Staffage in echt historische Umgebungen hinein. Die wahre Kraft seiner Dichtung aber kann sich doch erst dann zeigen, wenn die handelnden Gestalten selbst über alles scheinbar echte, kunsthistorisch nachweisbare Beiwerk erhoben, zu den reinen Effecten einander entgegengesetzt werden, auf die es Schiller in erster Linie ankam. Und deshalb, Carlyle's gemessene, zu allgemeinen Resultaten gelangende Art, die Figuren des großen Dichters als ästhetische Einheiten zu zeigen, verleiht seinem Leben Schillers dauernden Werth, und ohne Zweifel war dies der Grund, weshalb Goethe, statt nur als Recensent eine Notiz über das Buch ins Publicum gelangen zu lassen, es sorgfältig übersetzen ließ und sich durch seine Einleitung als Carlyle's Mitarbeiter bekannte. Haben wir uns, wo Ausländer über Deutschland urtheilen, meist darüber zu beklagen, daß sie ohne Verständniß unserer Verhältnisse und unseres Charakters Deutsche Zustände oberflächlich mit denen ihrer Heimath in Vergleich ziehen, so sehen wir Carlyle, ich will nicht wiederholen, mit Gerechtigkeit, sondern, was viel mehr hier bedeutet, halb doch nur aus historischer Divination heraus sowohl die allgemeine Lage der Dinge in Deutschland als auch Schiller's besondere Lage innerhalb ihrer erkennen und beurtheilen. Daß ein Fremder hier schreibe, empfindet man auf jeder Seite, zugleich aber, daß er ein Recht zu urtheilen besitze. Mit welcher Sicherheit, ohne Deutschland gesehen zu haben, empfindet er Schiller's bürgerliche Stellung in dessen erster und zweiter Heimath. Wie durchaus verständig enthüllt er, was Schiller von Goethe trennte und später doch mit ihm zusammenführte. Wie glänzend leitet er den zweiten Abschnitt (S. 59) mit allgemeinen Betrachtungen über die Lage eines auf sich gestellten Schriftstellers ein, Sätze, denen man die bereits gemachten eigenen Erfahrungen des noch so jungen und unerfahrenen Carlyle anmerkt. Des Autors Jugendlichkeit tritt uns auch in einer manchmal auffallenden stilistischen, ich möchte sagen, Geschwollenheit der Diction entgegen; die Gedankenfülle aber, die überall mit dieser verbunden ist, läßt sie kaum als fehlerhaft erscheinen. Es mangelt Carlyle's Schreibweise vielmehr in diesem Buche noch die absichtlich sich vordrängende Eigenthümlichkeit, mit der er in seinen späteren Schriften die Gedanken formt und einkleidet: das Buch macht den Eindruck eben eingetretener literarischer Reife. Offenbar schrieb Carlyle mit peinlicher Selbstkritik und nachbessernder Sorgfalt. Man weiß, daß er ein Schrecken der Setzer war. Will man Carlyle's Talent als Biograph, wie ich es hier anzudeuten versuche, recht ermessen, so lese man in den dem Leben Schiller's angehängten Excurse die kurze, zugleich aber doch nicht unausführliche Biographie Schubart's. Abgerundeter, in besserer stilistischer Haltung, in gerechterem, weltmännisch formulirtem Urtheile ließe sich das Leben des Mannes kaum erzählen. Diese zwanzig Seiten enthalten ein Meisterstück biographischer Kunst. Ich hatte bei der Lectüre den Eindruck, als sei einer von den Autoren der alten Welt in unsere Literatur eingetreten, um zu zeigen, wie man in seiner Weise neueste moderne Stoffe etwa aufgefaßt haben würde.

Carlyle studirte die Alten. Er hatte dabei den Vortheil, in Betrachtung und Kenntniß der eignen, sowie der französischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts emporzukommen: Jemand, der Voltaire inne hat und Gibbon's Landsmann ist, besitzt Vortheile in der literarischen Production, von deren Tragweite man bei uns heute wenig weiß, die Goethe wiederum aber, dem gleicher umfassender Ueberblick zu Gebote stand, zu würdigen im Stande war! Sofort muß Goethe beim beginnenden Verkehre mit Carlyle dies empfunden haben. Er sprach es gegen Eckermann aus. „Wir können lange warten, bis wir auf einen Mann wie Carlyle stoßen," sagte er. „Er hat das Leben von Schiller geschrieben und ihn überall so beurtheilt, wie ihn nicht leicht ein Deutscher beurtheilen wird." „Dagegen", setzte er hinzu, „sind wir über Shakespeare und Byron im klaren, und wissen sie vielleicht besser zu schätzen als die Engländer selber." Goethe ahnte vielleicht, daß Carlyle Byron nicht mochte.

Wer hätte bei Beurtheilung unserer Literatur einen ähnlichen Rückhalt literarischer Selbständigkeit Goethe entgegenzubringen vermocht? Goethe stand, wie aus Eckermann besser hervorgeht als aus den mit Carlyle gewechselten Briefen, unter dem Einflusse der von Carlyle in den englischen Zeitschriften über ihn publicirten Essays. Er empfand, wie frei und ohne Unterordnung ein bedeutender Geist ihn anerkannte, hier lebendiger noch als aus Carlyle's brieflichen Aussprüchen. Denn es ist ein Unterschied, ob das, was einem Autor an Bewunderung gezollt wird, mit oder ohne Zeugen zum Ausspruche gelangt. Oft genug soll mit überschwänglichem Lob unter vier Augen die Erlaubniß gleichsam abgekauft werden, sich vor den Menschen rückhaltsvoller aussprechen, oder sogar schweigen zu dürfen. Ausschlaggebend aber bei Goethe's Beurtheilung Carlyle's war sein Gefühl, wie unentbehrlich den Deutschen das Element der „Weltliteratur" sei, wie er es nannte. Er sah, daß man sich aus national beschränkter Betrachtungsweise wieder herauswinden müsse, um vorwärts zu kommen in Deutschland. Wie anders hatten England und Frankreich in seinen Jugendzeiten auf ihn gewirkt! Ihm, wie allen bedeutenden Männern aller Nationen, die wirklich etwas zu sagen haben, war das sogenannte vaterländische Sichzurückziehen in die eigene Sprache und Gedankenwelt unverständlich und der Zusammenhang der weiterstrebenden Nationen untereinander wichtiger als die chimärischen Vortheile, die aus einem Verkriechen hinter geistige Grenzen den Völkern erwachsen sollten. Uns in Deutschland hatten die Napoleonischen Kriege und die auf sie folgenden Zeitläufte von dem innigen literarischen Verkehre mit den anderen Nationen zurückgeschreckt, der uns so unentbehrlich ist. Nur August Wilhelm Schlegel und Alexander von Humboldt trugen sie aus früherem Erwerbe, gleich Goethe, noch in unser Jahrhundert hinein und haben dafür büßen müssen. Schiller selbst hatte die Kenntniß außerdeutscher Literatur in hohem Grade besessen, und Carlyle räumt ihm als beschreibenden Historiker deshalb eine so bedeutende Stellung ein. Selbst heute noch wird Schiller's dialektfreie, farblose, deutsche Prosa und seine Erzählungsgabe nicht bei uns gewürdigt, wie sie sollte. Wir stellen beim Historiker die archivalische Gelehrsamkeit so sehr heute in den Vordergrund, daß der ahnungsvolle Blick des die Ereignisse aus angeborenem Instincte aufbauenden Schriftstellers kaum in Frage kommt. Und doch ist sogar bei Schiller's Dramen wie-

der neuerdings hervorgehoben worden, wie der Dichter aus begeisterter Intuition heraus das erkannt und formulirt habe, was die intimste Forschung schließlich bestätigte. Warum sollte unmöglich sein, daß bevorzugte Naturen den Vortheil hätten, die Wahrheit physischer Erscheinungen nicht allein, sondern auch die der irdischen Ereignisse in sich zu tragen, so daß Entdeckungen nur Bestätigungen dessen wären, was der Geist vorher bereits wenn nicht erkannte, so doch witterte? Dies scheint Carlyle im Sinne zu haben, wenn er seine Besprechung Schiller's als beschreibenden Historikers damit abschließt, ihn als Geschichtsphilosophen durch die folgende eigene Schiller'sche Betrachtung zu charakterisiren: „Die Geschichte sieht sich zuweilen durch Erscheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Geiste aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menschlichen Unternehmungen fallen und den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen." Sicherlich, ohne dies Vertrauen auf eine höhere Ordnung der Dinge würde kein Krieg geführt, keine große Unternehmung unternommen werden, kein großer Mensch auch das Vertrauen bewahren können, in seinen einsamen Bemühungen zur Beförderung des allgemeinen Besten auszuharren. Carlyle bekannte aus innerster Ueberzeugung, was er hier in Schiller's Worten wiederholte, und es war seiner Natur gemäß, wenn er hiermit sein Leben Schiller's abschloß. Veraltet ist sein Buch nicht, vielmehr in der Auffassung des Geschichtlichen gedacht und geschrieben, zu der wir heute, wenn ich meine Wünsche aussprechen soll, vielleicht zurückkehren.

Goethe's, im Sinne seiner Freundschaft mit Carlyle gesprochen, allzufrüher Tod beraubte Carlyle einer Hoffnung, die er sicherlich hegen mußte: Goethe die beiden Werke zeigen zu dürfen, mit denen er vom Anfange der dreißiger Jahre im Stillen beschäftigt war, die während seines Verkehres mit Goethe sozusagen versteckt fertig in ihm lagen, die seine besten sind und aus denen sein Ruhm später am dichtesten aufsproßte: der „Sartor Resartus" und, ich habe sie oben bereits genannt, die „Französische Revolution". Werke, die, an Form und Inhalt gleich wunderbar, zu den tiefsten und großartigsten gehören, die unser Jahrhundert hervorgebracht hat. Was Goethe von Carlyle gelesen, waren doch nur arme Prolegomena dem Reichthum dieser Gedankenreservoire gegenüber; was er im Stillen von Carlyle erwartet hatte, würde er hier überboten gefunden haben. Beide Bücher ergänzen einander, so wenig sie sich gleichen. Sie repräsentiren die beiden Seiten, von denen Carlyle sein Leben lang der Welt sich zeigte und von denen er gesehen werden wollte. Der Sartor Resartus läßt ihn in Abhängigkeit von der unendlichen Literatur erscheinen, die er in sich aufnahm. Das Buch hat etwas Fragmentarisches, Schwebendes, anscheinend Unfertiges; erst wenn man es völlig kennt, offenbart sich seine Form als gewollte, berechnete Kunstform. Es beginnt wie eine Schar von Wolken, die halb in Nebel aufgelöst heranziehen, verliert nirgends dieses Gewölkartige und verrinnt zuletzt wieder in unsicherer Gestaltung. Alles aber nur scheinbar, da dieses Schwankende eben beabsichtigt war. Die Geschichte der französischen Revolution dagegen vom ersten bis zum letzten Worte ein festaufgebautes Epos in Carlyle's eigener, selbstproducirter Sprache sich entwickelnd, und eine Reihe von Bildern in unsere Seele einpflanzend, die, man empfindet es, darin Wurzel fassen. Ich

habe dieses Buch erst spät, dann aber in einem Zuge gelesen. Wie man das Gefühl hat, als ob die Dinge vor Troja überhaupt nur so erzählt werden könnten wie Homer sie berichtet, obgleich eine unermeßliche Fülle von Scenen, die, als innerhalb dieses Kampfes sich zugleich ereignend von ihm übergangen sein müßten, uns unbekannt bleiben, ebenso hat man die Empfindung, als sei nur das, worauf Carlyle Licht fallen läßt, hier das Wichtige, Entscheidende, symbolisch Inhaltreiche und das von ihm Uebergangene nebensächlichen Werthes. Es gibt Bücher, die den Anschein gewähren, als entwüchse den Ereignissen, die sie mittheilen, gleich ein Bericht über sich selbst. Wie der moderne Reporter die sprachliche Wiederholung der alltäglichen Ereignisse gibt, als werde seine Feder von einer unsichtbaren Persönlichkeit geführt, die mit unendlichen Augen parteilos, aber doch mit menschlichem Antheile, das Geschehende betrachtet, so scheint der Historiker Carlyle von den ersten Athemzügen der Revolution die Ereignisse miterlebt zu haben, um seine Leser sie miterleben zu lassen. Wie, wenn wichtige Menschen in schwere Krankheiten verfallen, von deren Ausgang das Schicksal der Völker abhängt, Tag für Tag da die Berichte ausgegeben werden und das Volk in der ungeheuren Theilnahme, die es durchdringt, mit am Krankenbette steht und die Pulsschläge und Athemzüge zählt und Hoffnung und Befürchtung in ewigem Wechsel es bewegen, so stellt Carlyle uns an das Lager der französischen Nation, die nach einem Jahrhundert der Mißhandlung unheilbar zerrüttet, von einem hitzigen Fieber ergriffen, sich dreht und wendet und alles Lebendige in den tödtlichen Kampf hineinzieht, in den sie von den Mächten des Geschickes hineingerissen wurde. Nothwendig erscheint uns auch das Furchtbarste nun. Ja sogar schön erscheint es uns im höchsten poetischen Sinne, weil es durch Carlyle's Kunst von der Seite uns dargestellt wird, von der es begreiflich ist. Eine Macht, zu schildern, Dinge sowohl als Charaktere, offenbart Carlyle, wie Shakespeare sie besitzt, der uns auch mit wenig Worten mitten in das Herz der Menschen und der Ereignisse versetzt, uns mit derselben Feder die Geheimnisse von Engeln und der wie von Teufeln geformten Menschenseelen vertraut, und ihr Handeln in seiner Art als nothwendig erscheinen läßt. Es wäre Goethe zu gönnen gewesen, daß er neben Byron's Dichtungen auch diese Zeugnisse des englischen Geistes noch gesehen, und uns, daß wir sein Urtheil darüber empfangen hätten. Carlyle hatte, wie wir sahen, in seinen Briefen und Recensionen sich rückhaltslos genug ausgesprochen, um Goethe das Gefühl zu geben, begriffen zu sein und bewundert zu werden; kein Wort dieser gelegentlichen Aeußerungen aber reicht an das heran, was er im Sartor Resartus über Goethe sagt, eine Stelle, mit der er Goethe im Leben wohl noch zu überraschen gedachte. Der Sartor Resartus enthält die Geschichte und Meinungen eines armen Deutschen Gelehrten. Nachdem Jean Paul sich an „Triftram Shandy" begeistert hatte, ließ Carlyle Jean Paul nun wieder auf sich einwirken, um das Buch zu schreiben (an das, in gewissem Sinne, Vischer's „Auch Einer" heute erinnert), ein Gewebe von Erinnerungen, Prophezeiungen und Geständnissen, wie der Moment sie uns erpreßt. Die Stelle lautet[1]):

[1]) S. 219 in Thomas Fischer's Uebersetzung.

„Du sagst, es gibt keine Religion? Du Narr, ich sage Dir, es gibt eine. Hast Du wohl Alles erwogen, was in dem unermeßlichen, schäumenden Ocean liegt, den wir Literatur nennen? Fragmente einer echten, von der Zeit zu einem Ganzen zu ordnenden Kirchenhomiletik liegen darin zerstreut, ja sogar Bruchstücke einer Lithurgie könnte ich bezeichnen. Und kennst Du keinen Propheten selbst in dem Gewande, der Umgebung und dem Dialekte unseres Zeitalters? Keinen, dem sich das Göttliche durch alle die niedrigsten und höchsten Formen des Alltäglichen offenbart hat, und von dem es wieder prophetisch offenbart worden; in dessen begeisterter Melodie, selbst in diesen lumpensammelnden Tagen, das menschliche Leben, und wäre es auch nur von Ferne, wieder göttlich zu sein beginnt? Kennst Du keinen solchen? Ich kenne ihn und nenne ihn — Goethe." Carlyle war von streng religiöser Natur!

Hätte Goethe von diesen beiden Büchern gewußt, so würde er in seiner Begegnung mit Carlyle mehr noch gesehen haben, als er sah. Er würde häufiger und inhaltreicher an ihn geschrieben, er würde in Carlyle den erblickt haben, dem er vielleicht seine letzten Gedanken als Vermächtniß übergab. So weit ging Goethe nicht. Carlyle war ihm ein Ferner, ein Unbekannter. Immer blieb für Goethe zu erwägen, es müsse dafür gesorgt werden, daß, was er seinen Briefen anvertraute, innerhalb des mit einem Schein von Seltsamkeit bereits umwobenen und sich vor der Welt verschließenden Schotten literarischen Horizonte liege. —

Carlyle's und Goethe's Briefwechsel erscheint in einem günstigen Augenblicke. Goethe's Wichtigkeit für Deutschland ist in die Epoche eines neuen Aufschusses eingetreten. Ich sehe das Buch als einen Vorläufer der in Weimar sich vorbereitenden neuen Ausgabe der Werke Goethe's an, die als ein Theil des in Weimar sich unter Goethe's Namen neu Erhebenden dasteht. Goethe-Ausgabe, Goethe-Museum und Goethe-Archiv gehören zusammen. Schiller-Ausgabe und Herder-Ausgabe schließen sich an sie an. Bald genug werden die Zeiten kommen, die klar werden lassen, was die von Weimar ausgehende Bewegung für die Deutsche Schule von ihren untersten bis zu den höchsten Stufen zu bedeuten habe.

Im Waldhause bei Flims, August 1887. Herman Grimm.

Eine Infectionskrankheit des Menschen.

Von

Dr. **Ernst Meißen.**

I.

Die Medicin, die uralte Mischung aus Kunst und Wissen, befindet sich in unserm Jahrhundert mit zunehmender Deutlichkeit in einer Umgestaltung. Aus dem bibelmäßigen Glauben an überlieferte Lehren, aus unklaren Vorstellungen und mystischen Ahnungen sucht sie durch ausdauernde Arbeit sich emporzuringen zu einer wirklichen Wissenschaft, die, nach gleichen Grundsätzen schaffend, den übrigen Naturwissenschaften nicht unwürdig sich zur Seite stellen will. Mit der fortschreitenden Einsicht, auch in den feineren Bau des menschlichen Organismus, mit der Vervollkommnung unserer Hilfsmittel und mit der einsichtigen Verwendung derselben mußte manche durch Alter lieb gewordene Vorstellung weichen; aber es ergaben sich auch die Grundlagen für ein neues wissenschaftliches Gebäude, das nicht auf die luftigen Gebilde ahnender Speculation sich stützt, sondern in thatsächlichen Beobachtungen allein seinen Halt sucht und findet. Wir gelangten zu der Einsicht, daß die räthselvollen Vorgänge des Lebens in letztem Betracht an den Elementar-Organismen, den Zellen, sich abspielen, aus denen der Gesammtorganismus als Einheit in der Vielheit sich aufbaut. In den Zellen erkennen wir das letzte Formelement aller lebendigen Erscheinung; von ihnen geht alle Thätigkeit des Lebens im Gesunden wie im Kranken aus. Zwar verliert das Geheimniß des Lebens auch durch diesen Fortschritt der Erkenntniß sein Dunkel nicht: es ganz in Wissen aufzulösen, bleibt dem forschenden Menschengeiste vielleicht auf immer versagt. Doch aber gewinnt die Vorstellung einen Ruhepunkt, an welchem sie gern einen vorläufigen Halt macht, in gleicher Weise, wie der Physiker einstweilen zufrieden ist, wenn er die Erscheinungen und Vorgänge des unbelebten Stoffes auf die Bewegungen der Molekeln zurückführen konnte, aus denen er ihn aufbaut.

Dem Gebiete des winzig Kleinen, das nur durch das Mikroskop sichtbar und der Forschung zugänglich zu machen ist, gehören die Zellen, die Bausteine alles Lebendigen, an. Sind hier auch durch die natürlichen Grenzen unserer Sinne der weitern Forschung, sofern sie auf Beobachtung sich stützt, nahe

Schranken gezogen, so gewann dies Gebiet nach anderer Richtung doch bald eine nicht geahnte Bedeutung gerade für die Heilkunde. Durch die Untersuchungen namentlich Pasteur's über Gährung und Fäulniß hatte man erkannt, daß diese alltäglichen Vorgänge unmittelbar an die Thätigkeit kleinster Lebewesen pflanzlicher Natur, niederster Pilze, gebunden sind. An sich so klein und winzig, daß oft Hunderte in unmittelbarem Nebeneinanderliegen erst die Länge eines Millimeters ausmachen, gewinnen sie ihre Bedeutung erst in Folge der ungemein schnellen Vervielfältigung durch Sprossung oder Theilung (Spaltung), die ihnen eigen ist. Unwiderleglich wurde gleichzeitig erwiesen, daß auch diese scheinbar unvollkommensten Organismen nicht spontan, durch Urzeugung entstehen, sondern aus in der Luft bereits vorhandenen, allenthalben verbreiteten Keimen sich entwickeln. Es trat nun die Vermuthung hervor, daß auch das, was wir Krankheit nennen, vielfach in ähnlicher Weise zu erklären sein möchte. Den Verlauf und die Ausbreitung zumal derjenigen Krankheiten, welche durch ihr verheerendes Auftreten von jeher auf das Gemüth des Menschen den mächtigsten Eindruck machten, der Seuchen oder Infectionskrankheiten, mit einem Gährungsvorgange zu vergleichen, liegt verhältnißmäßig nahe, und ist in der That eine alte Vorstellung gewesen, lange bevor man die Gährung erregenden Pilze kennen gelernt hatte. Dies war die Lehre vom „contagium animatum", welche schon bei einigen Schriftstellern des classischen Alterthums ziemlich deutlichen Ausdruck gefunden hat. Der nahen Vergangenheit aber war es vorbehalten, gewisse Arten der vielberedeten Spaltpilze, der Bacterien, Bacillen und Mikrokokken, als solche lebendige Gifte, welche Krankheiten erzeugen, mit Bestimmtheit nachzuweisen. Durch geschickt ausgedachte Untersuchungsmethoden gelang es weiterhin, diese Pilze auch außerhalb des menschlichen oder thierischen Körpers zu züchten, und eine ziemliche Anzahl von Krankheiten mit der Sicherheit eines chemischen Versuches künstlich hervorzurufen. Die Rückwirkung dieser Entdeckungen auf die Vorstellungen und Erwartungen weitester Kreise war eine so bestrickende, daß es nicht zu verwundern ist, wenn die Hochfluth des erregten Enthusiasmus die ruhige Ueberlegung eine Zeit lang überwältigte. Dermaßen trat, um mit Virchow zu sprechen, das Interesse für bacterielle Forschungen in den Vordergrund, daß die Spaltpilze heute nicht nur das Denken, sondern auch das Träumen zahlreicher älteren und fast aller jungen Aerzte beherrschen. Soll man unsere Generation deshalb tadeln? Gewiß nicht. Dem jugendlichen Uebereifer folgt ja bald die Ernüchterung und die besonnene Einsicht, daß wir in der spiralförmigen Entwicklung der menschlichen Erkenntniß stets nur langsam den Kreis unserer Vorstellungen erweitern, während das viel größere Gebiet uns dunkel und ungewiß bleibt.

Der Fortschritt ist einstweilen vorwiegend ein rein wissenschaftlicher. Wir dürfen die Lehre, daß die meisten und wichtigsten Krankheiten durch von außen in den Körper gelangende Schädlichkeiten organisirter Natur, durch Mikroparasiten, erzeugt werden, als eine nach naturwissenschaftlicher Methode wohlbegründete betrachten. Nichts spricht dagegen, sie für eine definitive zu halten, von welcher alle weitere Forschung ausgehen muß. Die neue Auffassung legt es nahe, ein fruchtbares Princip der modernen Weltanschauung, den Kampf ums Dasein, auch hier zu verfolgen. Wenn krankheitserregende (pathogene) Spaltpilze in den Orga-

nismus gelangen, so verhält sich dieser nicht wie ein bloßes Substrat, in welchem jene die Bedingungen zur Weiterentwicklung finden, sondern sucht sich dem Eindringling gegenüber nach Möglichkeit in seiner Integrität zu erhalten. Der Ausdruck der Wechselwirkung zwischen Krankheitserreger und Organismus ist nun das, was wir Krankheit nennen. Als Träger aller Thätigkeit des lebendigen Organismus lernten wir die Zellen kennen; diese sind demnach die eigentlichen Gegner der Pilze, und zwar scheint, nach dem Grundsatz der Arbeitstheilung, bestimmten mit Eigenbewegung ausgestatteten Zellen (Phagocyten oder „Freßzellen" nach Metschnikoff) die Rolle der Kämpfer zugetheilt zu sein.

In etwas anderm, gewissermaßen gröbern Sinne ist übrigens die Auffassung der Krankheit als eines Kampfes keine neue. Schon den alten Aerzten war sie eine geläufige Vorstellung: Prosper Alpinus, ein namhafter Arzt und Botaniker des 16. Jahrhunderts, verglich die Krankheit mit einem Feinde, dessen Vorhaben dahin geht, den Körper zu Grunde zu richten, die Natur aber mit dem Befehlshaber dieser belagerten Festung, welcher den Leib wider die Angriffe der feindlichen Krankheit vertheidigt. Auch der gewöhnliche Sprachgebrauch zeigt allenthalben die gleiche Vorstellung, welche für die Erscheinung namentlich der acuten, fieberhaften Krankheiten sehr naheliegend und bezeichnend ist: Wir sprechen vom Ringen mit der Krankheit, die uns darnieder geworfen hat, vom Unterliegen in der Krankheit und vom Ueberwinden derselben.

Dieser mehr bildlich gemeinten Auffassung können wir heute einen bestimmteren Inhalt geben. Eine kurze Betrachtung wird zeigen, daß sie naturgemäß aus dem Begriffe des organischen Lebens sich ergibt. Das Leben ist kein Zustand, sondern ein Vorgang. Die belebte Materie ist nicht ruhend wie in einem Krystall, sondern in steter Bewegung und Veränderung, so daß ein fortwährender Strom immer sich erneuernden Stoffes durch unsern Körper fließt. Dieser bleibt sonach eigentlich keinen Augenblick derselbe, sondern besteht nach einer gewissen Zeit aus ganz neuem Stoffe. Im Zusammenhang mit diesem fortwährenden Abgehen verbrauchten und dem Aufnehmen frischen Stoffes ist das Leben zugleich ein stetes Ausgleichen fortwährend einwirkender Störungen im Verkehr mit der Außenwelt. Wie wir die Bahn der Planeten nicht als glatt ausgezogene Ellipsen uns vorstellen dürfen, sondern je nach der Constellation der benachbarten Himmelskörper kleinere oder größere Ausbiegungen zeigend, die durch die richtungsbestimmenden Kräfte immer wieder ausgeglichen werden, so ist es ähnlich auch bei dem Mikrokosmos, den jeder Organismus vorstellt. Leben heißt Kämpfen auch im eigentlichen Sinne. Der Organismus ist darauf eingerichtet, bis zu einem gewissen Grade die auf ihn einwirkenden Störungen und Schädigungen auszugleichen, klimatische Einflüsse, an die er sich gewöhnt, körperliche oder geistige Ueberanstrengungen, Verwundungen, Krankheiten, von denen er sich erholt. Er bethätigt dadurch den Willen zum Dasein, den Trieb der Selbsterhaltung. Diese Ausgleichsfähigkeit ist verschieden bei verschiedenen Menschen und das eigentliche Maß der Gesundheit. Letztere ist also ein relativer Begriff, und wir sprechen deshalb von Gesundheitsbreite. Der Mensch ist um so gesunder, je breiter das Gebiet ist, auf welchem er die auf ihn eindringenden Schädlichkeiten ausgleicht.

Auch gegenüber den Spaltpilzen, den winzigen und doch so verderblichen Feinden, zeigt der Organismus diese Fähigkeit. Andernfalls müßte die Menschheit, da diesen pflanzlichen Mikroparasiten eine ganz ungleich größere, geradezu ungeheure Vermehrungsmöglichkeit eigen ist, längst durch irgend eine Seuche vernichtet sein. Wir sehen aber die Infectionskrankheiten aus der Zahl der anscheinend Gesunden einzelne befallen, während andere, auf welche das inficirende Agens zweifellos gleichfalls gewirkt hat, verschont bleiben. Freilich vermögen wir eine Anzahl dieser Krankheiten mit großer Sicherheit bei geeigneten Versuchsthieren künstlich zu erzeugen; aber wir bringen dabei das Gift durch gewaltsame Eingriffe und verhältnißmäßig massenhaft in den Körper, so daß von einer Ausgleichsmöglichkeit seitens des inficirten Organismus kaum noch die Rede sein kann. Die Natur experimentirt wesentlich anders. Vor Allem wirken bei der natürlichen Entstehungsweise der Infectionskrankheiten offenbar viel geringere Mengen des Giftstoffes auf den einzelnen Organismus als bei unsern Versuchen. Auch sind dem Eindringen der Spaltpilze in der schützenden Hornschicht der äußern Haut wie in der feuchten Schleimhaut des Mundes und der Luftwege wirksame Hindernisse gesetzt, so lange sie intact sind. Schon hierdurch mag sich das Krankwerden im einen, und das Gesundbleiben im andern Falle vielfach erklären. Doch genügt dies nicht zu einer allgemeinen Erklärung. Diese liegt in der individuell verschiedenen Ausgleichsfähigkeit, welche unter sonst gleichen Umständen über die Wahrscheinlichkeit des Erkrankens durch Mikroparasiten entscheidet. Wir bezeichnen diese verschiedene Empfänglichkeit, welche sich der Beobachtung unmittelbar aufdrängt, als Disposition. Die darunter verstandene Schwächung der Gesundheitsbreite kann auf ein oder mehrere Organe örtlich beschränkt sein und je nach Lebensalter und Lebensweise wechseln; wir sprechen deshalb von zeitlicher und örtlicher Disposition. Die letztere liegt der alltäglichen Erfahrung zu Grunde, daß bei den meisten Menschen ein bestimmtes Organ durch schädliche Einflüsse am leichtesten erkrankt: der Eine hat einen empfindlichen Magen, der Andere reizbare Luftwege, der Dritte neigt zu Rheumatismus (locus minoris resistentiae).

Noch verständlicher können wir Disposition als die Gelegenheitsursache auffassen, welche das Wirksamwerden der eigentlichen Ursache der Infectionskrankheiten, das Haften der Spaltpilze erst ermöglicht. Daß in der That ein solches Verhältniß obwaltet, ergibt sich am deutlichsten aus der bekannten Thatsache, daß das Ueberstehen gewisser Infectionskrankheiten, wie Masern, Scharlach, Pocken für eine zweite Erkrankung lange Zeit unempfänglich macht (Seuchenfestigkeit, Immunität). Mehr oder weniger deutlich aber tritt bei der ganzen Krankheitsgruppe eine Brücke, ein Zwischenglied hervor, welches den Bacterien den Sieg im Kampf ums Dasein erleichtert; wenigstens ist bis jetzt keine Infectionskrankheit bekannt, die ohne Weiteres alle mit dem Gifte in Berührung kommenden Menschen befiele. Bei der Cholera beispielsweise scheint, übereinstimmend mit ältern Erfahrungen, eine Störung in der Magenthätigkeit diese Vorbedingung zu sein, da der für diese Krankheit als specifisch angenommene Commabacillus vom gesunden Magensaft sehr bald zerstört wird. Von besonderem Interesse sind die Beobachtungen der namhaftesten Afrikaforscher über

die Entstehung der tropischen Fieber. Stanley spottet über die dickleibigen Bacillenbücher und über die Unzulänglichkeit unserer Mittel gegen ein entwickeltes Tropenfieber. Nach seiner Erfahrung liegt die Gefahr für den Europäer weniger in der Anwesenheit giftiger Miasmen, als in dem unrichtigen Verhalten des mit den tropischen Verhältnissen unbekannten Weißen. Ueberanstrengung und Erhitzung, Durchnässung und Erkältung, unzweckmäßige Bekleidung und Ernährung, Unmäßigkeit namentlich im Genuß geistiger Getränke sind die eigentlichen Feinde des Europäers in den Tropen, da sie den fiebererregenden Spaltpilzen den Weg bahnen. Der Reisende muß in Afrika jede Erkrankung, welcher Art sie auch sei, als ein Thor betrachten, auf dessen Oeffnung ein hinterlistiger Feind lauert, um seinen Einzug in den unterminirten Körper zu halten (Schweinfurth). Aehnliches lehrte schon Hippokrates: Die Krankheiten befallen uns nicht aus heiterm Himmel, sondern sie entwickeln sich aus alltäglichen kleinen Sünden wider die Gesundheit, und erst, wenn diese sich gehäuft haben, brechen sie scheinbar auf einmal hervor.

Selbst in der unorganischen Natur finden wir manche Analogie zu diesem Verhältniß der Gelegenheitsursachen. Sie liegt schon in dem alten Satze der Chemie „corpora non agunt nisi soluta.“ Eisen und Sauerstoff vereinigen sich leicht, aber es genügt nicht, die reichen Stoffe einfach zusammenzubringen: mindestens muß der Sauerstoff (die Luft) feucht sein, oder wir müssen das Eisen erhitzen, sonst rostet oder oxydirt es sich nicht. Auch hier gehört noch ein Zwischenglied zur Bildung der Verbindung.

Die bloße Kenntniß der Krankheitserreger genügt also, wie wir sehen, keineswegs, um die Entstehung der Infectionskrankheiten zu erklären. Der schwierigere Theil der Arbeit bleibt noch zu thun, und erst von ihm darf eine größere Förderung der eigentlichen Aufgabe des Arztes, Krankheiten zu verhüten und Krankheiten zu heilen, erwartet werden. Gering ist freilich der praktische Nutzen des gewonnenen Fortschritts auch schon jetzt nicht. Das Bewußtsein, auf dem richtigen Wege zu sein, die Bahnen, auf denen die weitere Forschung sich bewegen muß, klar vor sich zu sehen, ist für den Arzt von unvergleichlichem Werthe. Sehr wichtig ist ferner der Umstand, daß wir jetzt manche Krankheiten durch den Nachweis der specifischen Spaltpilze viel früher und mit größerer Sicherheit erkennen können, wodurch auch die Aussichten des ärztlichen Eingreifens entsprechend günstiger werden. Sehr nahe liegt der Gedanke, die Infectionskrankheiten mit specifischen Gegengiften zu bekämpfen, welche den Krankheitserreger vernichten sollen, ohne dem befallenen Organismus zu schaden. Wir sind freilich beim Suchen nach solchen Mitteln nicht besonders glücklich gewesen. Die wenigen specifisch wirkenden Arzneistoffe, die wir haben, sind längst bekannt und ganz empirisch gefunden worden. Doch ist die Wahrscheinlichkeit, weitere zu finden, gestiegen, da wir die Mikroben außerhalb des Körpers züchten, beobachten und untersuchen können. Dabei müssen wir stets bedenken, daß nicht der Arzt, sondern die Natur, d. h. das jedem Organismus innewohnende Streben, sein Bestehen zu wahren, heilt, daß also die wirkliche Heilkunde nur darin bestehen kann, die Naturheilkraft zu stärken. Dies würden wir durch specifische Arzneien, welche die Krankheitserreger unschädlich machen, am sichersten und unmittelbarsten

erreichen, wie wir dem von einem Feinde bedrohten Freunde am einfachsten helfen, wenn wir diesen Feind beseitigen, ehe er seinen Angriff durchführt. Wir können aber auch dem Freunde zur Seite treten, und dadurch dem Gegner den Sieg unmöglich machen. So vermögen wir auch ohne den Besitz von Gegengiften, die Infectionskrankheiten erfolgreich zu behandeln, indem wir dem bedrohten Organismus Unterstützung im Kampfe bringen, seine Kräfte erhalten, die gestörten Functionen regeln, neue Schädlichkeiten von ihm abhalten, bis er den Feind übernommen hat.

Krankheiten verhüten, gilt uns mit Recht für ein noch höheres Ziel als Krankheiten heilen. In der That sind wir nun schon jetzt vielfach in der Lage, durch Präventivmaßregeln den Körper vor Krankheitskeimen zu bewahren. Der segensreichste Fortschritt, den die Heilkunst jemals gemacht hat, die durch Lister begründete antiseptische Wundbehandlung, ist auf diesem Wege erreicht worden. Diese Methode entwickelte sich aus dem Gedanken, daß die hauptsächlichen Störungen des natürlichen Heilungsverlaufes bei Verletzungen und Operationen, langwierige Eiterungen, Wundfieber und ihre Folgen, in dem Hineingelangen gewisser Spaltpilze in die Wunden ihren Grund haben möchten. Diese mußte man also unschädlich machen oder noch besser von vorn herein abhalten. Der Erfolg hat alle Erwartungen weit übertroffen. Auf dem letzten Chirurgencongreß betonte Volkmann, daß es bei der antiseptischen Wundbehandlung keineswegs nöthig sei, jeden einzelnen Spaltpilz sozusagen „todtzuschlagen". Der Körper vermöge sich der Parasiten zu erwehren, falls ihrer nicht zu viele und er selbst in guter Verfassung sei. Deutlich sehen wir also auch hier das Walten der natürlichen Ausgleichsfähigkeit des Organismus.

Auf einem ganz andern Wege gelangen wir möglicherweise zur Verhütung von Infectionskrankheiten durch sogenannte Schutzimpfungen. Sie beruhen auf der bereits erwähnten Erfahrung, daß das einmalige Ueberstehen bei einigen dieser Krankheiten gegen eine wiederholte Erkrankung für lange Zeit schützt. Es handelt sich hier anscheinend um solche Infectionen, wo der Krankheitserreger weniger durch seine einfache Anwesenheit und Vermehrung, als durch einen von ihm erzeugten Giftstoff wirksam ist. Bezüglich der Pocken oder Blattern zeigte sich, daß auch das Ueberstehen der sehr ähnlichen, aber ganz ungefährlichen Kuhpocken den fast gleichen Schutz gewährte. Seit Jenner hat deshalb die Schutzimpfung mit Kuhpockengift allgemeine Verbreitung gewonnen, und wir dürfen annehmen, daß hierdurch die Verbreitung und die Gefahr einer der bösesten Infectionskrankheiten auf ein bescheidenes Maß herabgemindert ist. Pasteur hat den Gedanken der Schutzimpfungen weiter verfolgt, und glaubt gefunden zu haben, daß man die Empfänglichkeit für Milzbrand, eine der gefährlichsten Seuchen der Schafe und des Rindviehs, die auch auf den Menschen leicht übertragen wird, durch eine Impfung mit abgeschwächtem Milzbrandgift beseitigen kann. Die Abschwächung geschieht durch ein besonderes Verfahren in verschiedenen Stufen. Diese Schutzimpfung bietet aber weit mehr Gefahr und weniger Sicherheit als die Jenner'sche bei den Blattern und ist deshalb noch keineswegs allgemein anerkannt. Noch viel mehr gilt dies von den vielberedeten Tollwuthimpfungen Pasteur's. Man kann diesen indessen, trotz aller Vor-

eiligkeit und Uebertreibung ihres Autors und seiner Freunde, eine gewisse Möglichkeit der Wirksamkeit nicht abstreiten. Bei allen Infectionskrankheiten vergeht nach der Einwirkung und dem Haften der Giftkeime eine gewisse Zeit, das Incubationsstadium, bis die Krankheit zum Ausbruch kommt, weil die Keime sich erst entwickeln und vermehren müssen, bis eine deutliche Reaction des Organismus eintritt. Gelänge es nun, einen Impfstoff zu finden, der, gefahrlos für den Körper, die Disposition für eine im Entstehen begriffene Infection tilgt, und der zugleich ein erheblich kürzeres Incubationsstadium hat, so ist eine Heilwirkung wohl denkbar, falls bald nach der Infection die Gegenimpfung gemacht wird. Bei der Tollwuth liegen die Verhältnisse für derartige Versuche insofern günstig, als ihr ein ungewöhnlich langes Incubationsstadium eigen ist. Die Zukunft muß lehren, was hier Phantasie und was Wahrheit ist. Allen Ernstes wird von Reisenden auch behauptet, daß wilde Völker gegen die Wirkung des Schlangenbisses durch innerlichen Gebrauch von Schlangengift gleich nach der Verletzung sich schützen. Wenn das sich so verhalten sollte, was freilich noch zu bezweifeln ist, so würde hier eine ähnliche Beziehung zwischen Gift und Gegengift obwalten.

II.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, eine Infectionskrankheit des Menschen nach dem heutigen Standpunkt unseres Wissens etwas eingehender zu betrachten, ähnlich wie dies in einem frühern Hefte dieser Zeitschrift von Eduard Strasburger für eine solche aus dem Pflanzenreiche geschehen ist[1]). Wenn wir die Zeitungsberichte über die Verwüstungen der Cholera lesen, ergreift uns Grauen und Entsetzen; aber wir vergessen dabei, daß alltäglich unter unsern Augen im eignen wie im fremden Lande eine Seuche weit mehr Opfer fordert, als alle andern zusammen. Diese schlimmste aller Volksseuchen ist die Schwindsucht oder Phthisie, welche zu den am längsten bekannten Krankheiten gehört. Verfolgt man die Statistik der letzten Jahrzehnte, so scheint diese Krankheit an Häufigkeit zuzunehmen, namentlich in den großen Städten. Wie erheblich beispielsweise in Berlin die Zahl der Schwindsüchtigen ist, ergibt eine Berechnung, welche die Verwaltung des städtischen Krankenhauses Moabit anstellte. Hiernach ist nicht weniger als ein Fünftel der Krankenhausbevölkerung mit diesem Lungenleiden behaftet. In andern Spitälern und in andern Großstädten wird es nicht besser sein, und doch ist die Zahl nur eine relative, insofern sie einen Rückschluß erlaubt auf die offenbar noch weit größere Zahl der Lungenkranken, welche nicht im Krankenhaus Zuflucht nehmen. So alltäglich aber diese Krankheit demnach ist, über keine andere bestehen so viele irrige Meinungen, während es doch gerade hier so wichtig ist, daß auch der Nichtarzt eine richtige Auffassung gewinnt. Dies möge den folgenden Versuch rechtfertigen.

Es ist allgemein bekannt, daß Robert Koch im Jahre 1882 einen stäbchenförmigen Spaltpilz (Bacillus) entdeckte und nachwies, daß derselbe bei Lungenschwindsucht und überhaupt bei Tuberculose constant und charakteristisch vor-

[1]) Deutsche Rundschau 1886, Bd. XLIX, S. 116 ff.: Studien über Infectionskrankheiten. Eine Epidemie im Pflanzenreiche. Von Eduard Strasburger.

kommt. Koch zeigte ferner, daß man diesen Pilz außerhalb des menschlichen und thierischen Organismus auf einem geeigneten Nährboden züchten kann, und durch Verimpfen desselben auf Versuchsthiere stets und sicher die anatomisch wohlbekannten, der Tuberculose eigenthümlichen Veränderungen hervorzurufen vermag. Dieser Bacillus ist vor den gewöhnlichen, anscheinend ganz gleich geformten Bacillen durch sein Verhalten gegenüber den Anilinfarbstoffen ausgezeichnet, das an gewisse Verhältnisse in der Färberei erinnert. Wie pflanzliche Gewebe (Leinen, Baumwolle) nur nach vorgängiger Behandlung mit gewissen Substanzen (Beizen) die genannten Farbstoffe festhalten, so nimmt auch dieser Pilz dieselben nur bei gleichzeitiger Anwesenheit von Alkalien, Anilinöl, Carbolsäure, an, welche Stoffe vermuthlich hier gleichfalls als Beizen wirken. Einmal gefärbt gibt der Tuberkelbacillus die Farbe nicht leicht ab, jedenfalls schwerer als die mit ihm zugleich gefärbte Umgebung, und kann durch dies Verhalten bequem und sicher nachgewiesen werden. Er wächst und vermehrt sich nur bei einer Temperatur, die nicht wesentlich unter der Blutwärme der Warmblüter (37—38° C.) liegen darf, und auch dann im Verhältniß zu andern Mikroben sehr langsam. Es findet demnach außerhalb der warmblütigen Organismen, abgesehen von künstlicher Züchtung, nirgends die Bedingungen seines Gedeihens, ist also ein echter Schmarotzer. Seine Keime (Sporen) dagegen sind äußerst widerstandsfähig, und da dieselben in den Krankheitsproducten in großer Menge enthalten sind, so müssen wir bei der ungeheuren Verbreitung der tuberculösen Erkrankungen annehmen, daß sie fast überall verbreitet sind.

Die neue Entdeckung wurde von vielen, wohl den meisten Aerzten enthusiastisch aufgenommen, von manchen aber auch angefochten. Ueber die Schwierigkeit, das neue Ergebniß mit der alten Meinung in Einklang zu bringen, schien die Bedeutung der Entdeckung fraglich zu werden. Der Bacillus sollte nur eine zufällige Begleiterscheinung der Krankheit sein und wesentlich nur durch die Möglichkeit einer Allgemeininfection des Körpers (Miliartuberculose) in Betracht kommen. Diese Meinung ist aber unhaltbar, schon weil es nicht denkbar ist, daß eine wohlgekennzeichnete Krankheit einen bestimmten Spaltpilz zum ständigen und doch nur zufälligen Begleiter haben sollte. Der unbefangenen Betrachtung des eigenthümlich hartnäckigen und bösartigen Verlaufs der gewöhnlichen Lungenschwindsucht steht die Annahme eines zu Grunde liegenden specifischen Krankheitsstoffes, eines aus sich selbst sich forterzeugenden organischen Giftes nicht allzu fern, zumal wir die Krankheit nicht selten auf andere Organe des befallenen Körpers (Kehlkopf, Darm) deutlich inficirend wirken sehen. Deshalb war die Koch'sche Entdeckung nicht etwas Unerwartetes, sondern gewissermaßen die glänzende Krönung vorhergegangener Forschungen, die sich nach der gleichen Richtung bewegt hatten. Man darf nun freilich nicht zu weit gehen und jede Erscheinung im Verlaufe der Krankheit auf die Thätigkeit des Bacillus zurückführen wollen. Die Phthise ist trotz der Kenntniß dieses Pilzes in manchen ihrer Erscheinungen dunkel geblieben. Sie ist vielleicht die vielgestaltigste Krankheit und lehrt am deutlichsten den Satz, daß es eigentlich keine Krankheiten, sondern nur kranke Menschen gibt. Uebrigens ist es ganz natürlich, daß in einer chronisch kranken Lunge auch anderweitige entzündliche oder katarrhalische Veränderungen auftreten

können und wahrscheinlich leichter und häufiger auftreten als in einem nicht geschwächten, gesunden Organ. Ist doch die Empfindlichkeit der schwindsüchtigen Lunge äußern Einflüssen, beispielsweise Erkältungen gegenüber ein eigenthümliches Merkmal dieser Krankheit, das zugleich die Erklärung der häufigen Rückfälle durch Begünstigung der Ausbreitung der bacillären Infection in sich zu schließen scheint.

Jedenfalls ist die Phthise in der That eine Infectionskrankheit, weil der oben beschriebene Spaltpilz die für sie wesentlichen anatomischen Veränderungen in der Lunge hervorruft und Schwere und Eigenart des Leidens bestimmt. Der Begriff Infection deckt sich nicht ohne Weiteres mit dem Begriffe Ansteckung in dem Sinne, daß die bloße Nähe, der einfache Verkehr mit einem Kranken die Gefahr nahe rückt, selbst krank zu werden. Die Möglichkeit einer Ansteckung von Mensch zu Mensch besteht für viele Infectionskrankheiten (Scharlach, Masern), aber bei Weitem nicht für alle. Bei der Schwindsucht ist sie in diesem Sinne für gewöhnlich entschieden nicht vorhanden. Die Meinung darüber ist zwar nicht immer die gleiche gewesen. Nach einem Berichte des französischen Marinearztes Crévaux sind die Indianer am Orinoco äußerst besorgt, von den Europäern Phthise zu acquiriren. Ein hustendes Blaßgesicht verleitet ein ganzes Dorf zur Flucht. Manche Stämme sind so ängstlich, daß sie Geld von Weißen nur mit der Spitze eines Stabes entgegennehmen, und es vor der Berührung in fließendem Wasser abwaschen. Auch bei uns herrscht im Volke vielfach der Glaube, daß man den Umgang mit Lungenkranken meiden müsse, weil das Leiden übertragbar sei; Kleider und Betten solcher Kranken werden selbst als Geschenk nicht angenommen. Gerade hundert Jahre vor der Entdeckung des Tuberkelbacillus spielte zu Neapel eine bemerkenswerthe Episode, von welcher Uffelmann berichtet. Im Jahre 1782 nämlich erklärten die ärztlichen Berather des obersten Gesundheitsamtes (supremo magistrato di salute) dieser Stadt die Schwindsucht für eine höchst ansteckende Krankheit. Auf ihr Gutachten hin wurde eine Reihe von Verordnungen erlassen, die an rücksichtsloser Strenge den in mittelalterlicher Zeit gegen die Leprösen (Aussätzigen) getroffenen Maßregeln keineswegs nachstehen. Wenn ein Arzt versäumte, einen Phthisiker anzumelden, so traf ihn eine Strafe von dreihundert Ducaten und im Wiederholungsfalle Verbannung auf zehn Jahre. Ebenso rigoröse Bestimmungen, Androhung von Gefängniß- und selbst Galeerenstrafe, bestanden über die Behandlung der Wäsche, Kleidung, Gebrauchsgegenstände und der Wohnung des Kranken. Man kann sich denken, wie schwer diese Verordnungen in alle bürgerlichen Verhältnisse eingriffen. Zeigte sich die Krankheit in einer Familie, so betrachtete man dies als das höchste Unglück: Wohnung für sie war nicht mehr zu haben, selbst die Angehörigen des Kranken wurden gemieden und geriethen oft in Noth und Verzweiflung. Gleichwohl brachte die Regierung das Decret zur Ausführung, und zwar mit einer Consequenz und Strenge, wie sie im Uebrigen damals in Neapel nicht üblich war. Es blieb sogar dauernd in Kraft und scheint erst seit 1848 in Vergessenheit gerathen zu sein. Die Meinung der Neapeler Aerzte wurde übrigens von vielen Autoritäten der damaligen Zeit getheilt, auch in Deutschland. In Venedig wurden ähnliche Verordnungen getroffen, namentlich der Verkauf von Wäsche und

Kleidungsstücken Lungenkranker vor gründlichster vorgeschriebener Reinigung mit schweren Strafen belegt.

Heute erscheinen uns derartige Auffassungen im höchsten Grade übertrieben. Wenn man will, mag man eine gewisse Ahnung des richtigen Zusammenhanges darin finden. Man muß sogar zugeben, daß die Uebertragung der Krankheit von Mensch zu Mensch bei sehr engem Zusammenleben, namentlich wenn Mangel an Reinlichkeit dazutritt, möglich ist. Derartige Fälle sind aber nur ganz vereinzelt und nicht ganz widerspruchsfrei berichtet worden, während die alltägliche Erfahrung beweist, daß der Verkehr mit Lungenkranken in der Familie, in der Gesellschaft oder an Curorten keine nachweisliche Gefahr bringt. Das ist auch nicht gerade auffallend, wenn man bedenkt, daß die Beschaffenheit des Auswurfs der Lungenkranken, in welchem der Tuberkelpilz vorwiegend sich findet, einer unmittelbaren Verbreitung desselben möglichst hinderlich ist. Erst wenn der zähe Schleim eintrocknet und durch Bewegung zerstiebt, gelangt der Bacillus, oder genauer: gelangen dessen Keime frei in unsere Umgebung. Diejenigen Orte, wo dies unbeachtet tausendfältig geschieht, die staubige Straße der belebten Stadt, überfüllte Arbeitsräume, Concertsäle und Theater, Wartesäle, Eisenbahncoupés und Miethwagen, sind vermuthlich die häufigste Gelegenheit zur Infection. Daß wir Ort und Zeit derselben fast nie genau bestimmen können, liegt daran, daß die Krankheit gewöhnlich mit zu unscheinbaren, meist übersehenen Symptomen beginnt. Zwar ist die Hypothese aufgestellt worden, daß der Pilz erblich übertragen werde, somit von Geburt auf im Körper vorhanden sei, und eine andere (Brehmer), daß derselbe in der Lunge disponirter Menschen durch eine Art Urzeugung von selbst entstände. Indessen haben diese unhaltbaren Lehren außer ihren Urhebern kaum Vertreter. Ohne den Thatsachen Gewalt anzuthun, müssen wir annehmen, daß der Pilz aus unserer Umgebung in den Körper aufgenommen wird, genau wie das mit andern Krankheitserregern auch geschieht, mag er nun durch eine Wunde, vielleicht eine unscheinbare Verletzung der äußern Haut oder mit der Nahrung oder mit der eingeathmeten Luft hineingelangen. Alle drei Möglichkeiten scheinen vorzukommen. Durch die Aufnahme mit Speise und Trank (namentlich Milch kranker Kühe) würde zunächst eine Infection des Verdauungsapparates erfolgen, in deren Verlauf die Erkrankung der Lunge durch secundäre Infection das Bild beherrschen kann. Auch wenn der Pilz eingeathmet wird, was höchst wahrscheinlich der häufigste Fall ist, scheint derselbe nach neuen Beobachtungen nicht selten zunächst in den Tracheal- und Bronchialdrüsen abgelagert zu werden, welche dann später erweichen und in die Lunge durchbrechen können. Vielleicht erklärt sich hierdurch das manchmal räthselhafte Auftreten der Krankheit nach acuten Affectionen der Luftwege, indem die damit verbundene Schwellung der längst inficirten Drüsen den Durchbruch bewirkt. Wir berühren hier das Gebiet der Scrofulose, deren nahe Beziehungen zur Schwindsucht längst bekannt sind.

Am häufigsten aber ist die bacilläre Phthise eine primäre Erkrankung der Lunge, welche durch directe Einathmung des Bacillus entsteht (Inhalationstuberculose). In dieser Lage, den Pilz einzuathmen, befinden sich nun, wenn wir an die ungeheure Verbreitung gerade des Tuberkelgiftes denken, fast sämmtliche Men-

schen, zumal in den Culturländern, und doch wird nur eine gewisse Anzahl dadurch krank. Wir haben hier die gleiche Schwierigkeit vor uns wie bei allen andern Infectionskrankheiten, wo auch durchaus nicht alle Menschen erkranken, auf die das Gift wirkte. Scharlachkranke Kinder beispielsweise stecken ihre Geschwister durchaus nicht immer an, auch wenn letztere gar nicht von ihnen getrennt werden. Um die Schwierigkeit zu lösen, müssen wir uns erinnern, daß bei der Entstehung der Infectionskrankheiten außer der eigentlichen Ursache, den Spaltpilzen, noch Gelegenheitsursachen wirken. Diese haben nun gerade bei der Phthise eine besonders deutlich hervortretende Rolle. Der Begriff der Disposition oder Anlage zur Schwindsucht ist so vielfach erörtert worden, daß er geradezu populär war, lange bevor man an den Bacillus dachte. Man hatte diese Verhältnisse auch schon längst zu erforschen gesucht, ohne etwas Stichhaltiges zu finden, weil man meist von einzelnen Daten ausging und diese ohne Grund verallgemeinerte. Suchen wir das Gemeinsame in den äußerst mannigfaltigen Bedingungen, unter denen wir die Krankheit entstehen sehen, so gelangen wir zu dem Satze, daß Menschen, welche eine ererbte oder erworbene Schwächung ihrer Constitution darbieten, leicht schwindsüchtig werden, während kräftige, wirklich gesunde Menschen verschont bleiben. Dieser Satz enthält eine ebenso unbestreitbare und nicht minder bedeutungsvolle Wahrheit wie die Koch'sche Entdeckung. *Erworbenes oder ererbtes Körperelend ist das Wesen der Anlage zur Schwindsucht.* Darin stimmen die besten Kenner der Krankheit überein.

Schlechte Constitution, schwächliche Gesundheit sind nun freilich Begriffe von ziemlich nebelhaften Umrissen. Die endgültige Erklärung ist in den Zuständen der Elementarorganismen, den Zellen, zu suchen. Doch müssen wir dabei mehr an die gesammte Function derselben denken, als etwa an eine Veränderung ihrer chemischen Mischung, welche den Körper zu einem günstigen Nährboden für den Pilz mache. Durch Thierversuche wie durch zufällige Beobachtungen an Menschen ist erwiesen, daß auch der kräftigste Organismus durch gewaltsame Einimpfung des Bacillus krank wird, also einen genügenden Nährboden darbietet. Die Zellen kommen praktisch überhaupt kaum in Betracht, weil wir über die feineren Vorgänge in ihnen bislang so gut wie nichts wissen. Wie aber bei einer Maschine unserer Technik Solidität und Exactheit der Leistungen zuletzt allerdings von der Güte des verwendeten Materials, von dessen molecularer Beschaffenheit abhängig ist, zunächst aber von der richtig abgepaßten Form und Größe der gröberen Theile, so verhält es sich ähnlich bei der kunstvollen Maschine des menschlichen Körpers. Wir müssen zunächst die gröberen, sozusagen mechanischen Verhältnisse des Körpers betrachten, um die Constitution desselben zu beurtheilen. Es ist nun bekannt, daß die Leute, welche leicht lungenkrank werden, sehr häufig schmächtige, muskelschwache Menschen sind, bei denen namentlich der Brustkorb im Verhältniß zur Körperlänge schmal und flach ist. Auf das auffallende Zusammentreffen geringerer oder größerer Schwindsuchtssterblichkeit mit den Verhältnissen des Brustumfangs der Recruten aus den entsprechenden Bezirken wurde noch unlängst durch das statistische Bureau der Schweiz hingewiesen. Dem äußern Brustbau entspricht in diesen Fällen natürlich eine von

der Regel in Form und Größe abweichende Beschaffenheit der innern Organe. Man glaubt gefunden zu haben, daß diese Abweichung in einem Mißverhältniß der Lungen und des Herzens besteht: relativ kleines und deshalb schwaches Herz, verhältnißmäßig große, voluminöse Lungen (Rokitanski, Brehmer, Beneke). Schon die mangelhafte Entwicklung des Muskelsystems solcher Menschen überhaupt weist auf eine ungenügende Beschaffenheit auch des Herzmuskels hin, dessen Kraft nicht hinreicht, den Organen das Blut, den Träger der Ernährung, so schnell und reichlich zuzuführen, wie es namentlich die Lunge, das Organ der Bluterneuerung, verlangt. Um den Cirkel zu schließen, sind diese Leute sehr häufig „schlechte Esser", was wahrscheinlich ebenfalls in einem Mißverhältniß des Verdauungsapparates zu den übrigen Organen seinen Grund hat, so daß auch die Zufuhr des Materials zur Blutbereitung ungenügend ist. Menschen mit derartigen Constitutionsanomalien unterliegen erfahrungsgemäß äußern Schädlichkeiten, beispielsweise Erkältungen, leichter als andere; die geringe vitale Energie macht sie in jeder Beziehung anfällig. Sie werden den eingeathmeten Krankheitserreger nur schwer wieder entfernen, schon in Folge der geringen Kraft der Athemmuskeln, und ihm um so leichter Gelegenheit zum Haften geben. Dies gilt am meisten für die Lungenspitzen, den überhaupt und besonders bei der Ausathmung am wenigsten beweglichen Theil der Lungen, wo deshalb auch der gewöhnliche Ausgangspunkt der bacillären Infection sich findet.

Wie derartige körperliche Verhältnisse entstehen, darüber wissen wir zur Zeit noch sehr wenig. Es sind in dieser Hinsicht jüngst von Brehmer interessante Beobachtungen angestellt worden, die, ihre Bestätigung vorausgesetzt, einiges Licht verbreiten würden. Es würde aber zu weit führen, hier darauf einzugehen. Jedenfalls ist die in Rede stehende Körperbeschaffenheit, allerdings in großer Abstufung, sehr häufig ererbt und in dieser Vererbung der Anlage scheint ausschließlich die sogenannte Heredität oder Erblichkeit der Schwindsucht begründet zu sein. Die directe Vererbung der Krankheit ist nämlich durchaus unbewiesen, ihr häufiges Auftreten ohne jede Erblichkeit dagegen unzweifelhaft. Betrachtet man diese Frage unbefangen und im Zusammenhange mit einer reichen Zahl biologischer Thatsachen, so ist sie nicht wunderbarer, als, um banale Beispiele zu gebrauchen, das Auftreten frühzeitigen Haarschwundes bei Kindern kahlköpfiger Eltern oder die frühzeitige Caries der Zähne durch ganze Generationen.

Nun sehen wir aber auch kräftig gebaute Menschen gar nicht selten lungenkrank werden. Daß dies ausnahmsweise auch bei robustester Körperbeschaffenheit durch massenhafte Einverleibung des Bacillus geschehen kann, wurde bereits erklärt. Gehen wir aber der Sache näher, so finden wir, daß entweder eine Erschütterung der Gesundheit vorherging, oder daß die vermeinte Kräftigkeit nur eine scheinbare war. Wir haben uns gewöhnt, Körpergewicht und Körperumfang als den Ausdruck von guter Constitution anzusehen. Gerade magere Leute sind aber sehr häufig die zähesten und ausdauerndsten, während solche mit vollen Gliedern und blühenden Farben, so gesund sie aussehen, nichts weniger als kräftig und widerstandsfähig sind, sobald sie auf eine ernstliche Probe gestellt werden. Vielleicht gewinnen wir in der Bestimmung des specifischen Ge-

wichtes des Menschen einen vergleichenden Maßstab seiner Kräftigkeit, der werthvoller ist als die beliebten einfachen Wägungen, die nichts darüber besagen, ob das Gewicht sich auf nebensächlichen Ballast, Fett und Wasser, oder auf Blut und Muskelsubstanz bezieht. Die aufreibende Lebensweise unserer Zeit hat freilich eine Verschlechterung der durchschnittlichen Constitution fast nothwendig im Gefolge. Kunst und Sorgfalt bringen mehr Schwächlinge groß als in früheren Zeiten, aber sie leiden unter den harten Anforderungen des modernen Lebens, sobald sie auf sich selbst gestellt sind. Zwar gibt es immer noch Menschen, welche das Unglaublichste sich ungestraft zumuthen dürfen, nach dem Beispiel des berühmten Chosrew Pascha, der nach unsäglich lasterhaftem Leben im Alter von neunzig Jahren behaglich starb. Unmaß in der Arbeit wie im Genießen, Gewohnheit und Nothwendigkeit, in und außer dem Beruf die Gesundheit aufs Spiel zu setzen, haben es aber dahin gebracht, daß der vollkräftige, wirklich gesunde Mensch fast zur Ausnahme wurde. Kummer und Sorge, drückende psychische Einflüsse führen häufig zu demselben Ziele. Goethe läßt mit Recht die Marie Beaumarchais im „Clavigo" nicht an gebrochenem Herzen, sondern an Schwindsucht sterben. Mangelhafte Lebensverhältnisse, Entbehrung und Ueberanstrengung, namentlich aber der Einfluß gewisser Berufsarten sind der Hauptgrund, warum die Phthise als eigentliche Volkskrankheit weiteste Verbreitung hat. Es ist bekannt, daß die Krankheit unter den Berufsclassen am meisten Opfer fordert, welche dauernden Aufenthalt in schlecht gelüfteten, staubigen Räumen nothwendig machen. Der Staub ist der Träger der zahllosen organischen Krankheitskeime, denen sonst, wie es scheint, die Eigenschaft des Schwebens in der Luft wenig eigen ist. Den Staubpartikelchen anhaftend, gelangen die Krankheitserreger auf und in unsern Körper. Bei der Phthise spielt der Staub außerdem wahrscheinlich noch eine zweite Rolle, indem er, auch frei von Keimen, in der Lunge entzündliche Veränderungen hervorruft, welche der Ansiedlung des Bacillus günstig sind.

Wir gelangen hiermit von dem allgemeinen Körperelend auf das speciellere Gebiet einer Reihe von Krankheiten, welche die Gelegenheitsursache zur Ansiedlung des Pilzes hergeben. Zunächst sind es solche, welche die Lunge selbst betreffen. Bemerkenswerth ist das nach neuern Untersuchungen nicht seltene Auftreten der Krankheit selbst bei durchaus kräftigen Menschen nach traumatischen Einwirkungen (Quetschung, Stoß, Hieb, Verwundung) auf den Thorax. Der traurige Ausgang des berühmten Schnellläufers Fritz Käpernick gehört hierher, an dessen kraftvoller Constitution Niemand zweifeln wird, der aber schwindsüchtig zu Grunde ging, als er bei einem Wettlauf in feldmarschmäßiger Ausrüstung gestürzt war, und sich dabei das Gewehr wider die Brust gestoßen hatte. Entzündung des Rippenfells verringert durch Einengung, Verlagerung, Verwachsung die Beweglichkeit der Lunge, welche deshalb später sehr häufig erkrankt, weil eingedrungene Schädlichkeiten nicht wieder herausgeschafft werden. Gewisse Formen von Lungenentzündung und Bronchialkatarrh sind in Folge der Verstopfung der feinen Luftröhrchen und ihrer Endigungen nach der Meinung der erfahrensten Forscher sehr oft der Ausgangspunkt der bacillären Phthise, namentlich Dettweiler sieht in solchen

entzündlich-katarrhalischen Zuständen in den weitaus meisten Fällen die letzte Vorbedingung dieser Krankheit, ebenso wie sie im Verlaufe derselben die Verbreitung der Infection begünstigen. Hier schließt sich die Frage an, wie weit Erkältung als Ursache von Schwindsucht anzusehen ist. Erkältung ist ein, trotz seiner Alltäglichkeit, noch sehr dunkler Vorgang. Wir wissen mit Sicherheit noch nicht einmal, wie weit sie bei einem Schnupfen betheiligt ist, der nach Verkühlung allerdings sehr gewöhnlich auftritt, der aber nach populärer Meinung auch ansteckend ist. Infection und Erkältung sind so verschiedene Dinge, daß man sie nur zusammenbringen kann, wenn man letztere als begünstigendes Gelegenheitsmoment für erstere auffaßt. Daß in diesem Sinne ein vernachlässigter Katarrh niemals zur Schwindsucht führe, ist ein ebenso schwierig erweisbarer, als in seinen Consequenzen, falls er irrig, bedenklicher Satz (Felix Niemeyer). — Alle langwierigen, namentlich fieberhaften Erkrankungen führen zu Ernährungsstörungen, und bringen auch bezüglich des Herzens ähnliche Zustände hervor, wie sie oben geschildert wurden. In der That sehen wir denn auch nach solchen Krankheiten, beispielsweise Typhus, sowie nach schwächenden Einwirkungen, Säfteverlusten, Alkoholmißbrauch, nicht selten die Lunge erkranken. —

Diese mannigfaltigen Zustände und Vorgänge, welche allesammt auf eine ererbte oder erworbene, örtliche oder allgemeine Schwächung, Depotenzirung, Ernährungsstörung des Organismus hinauslaufen, sehen wir meist in wechselnden Combinationen zusammenwirken, und es steht fest, daß ohne sie die bacilläre Phthise nicht oder nur als seltene Ausnahme auftritt. Den Charakter als Infectionskrankheit verliert dieselbe dadurch keineswegs: es ist nochmals hervorzuheben, daß wir gezwungen sind, auch bei den übrigen Infectionskrankheiten eine „Disposition" anzunehmen. Daß wir über die Vorbedingungen der Schwindsucht wenigstens einigen bestimmten Anhalt haben, muß als ein Vortheil gegenüber andern mikroparasitären Erkrankungen erscheinen, bei denen wir über diese Dinge viel weniger wissen. Disposition in unserer Auffassung ist weder Deckmantel unserer Unwissenheit, noch Mißtrauen in die Wirkungsfähigkeit des Pilzes, vielmehr gelangen wir nur durch sie zu einer befriedigenden Einsicht in die Entstehung der Krankheit welche zugleich eine Vereinbarung alter Erfahrungen mit dem durch Koch's Entdeckung neu gewonnenen Standpunkte gestattet. Bacillus und Disposition stehen im Verhältniß gegenseitiger Abhängigkeit: ohne Dispositon vermag der Pilz nicht zu haften, und ohne den Pilz wäre nur ein geschwächter, aber kein schwindsüchtiger Organismus vorhanden. Erinnern wir uns der biologischen Eigenschaften des Bacillus, so erscheint seine Vorliebe für geschwächte Organismen ganz erklärlich. Seine Verbreitung ist zwar unzweifelhaft eine sehr beträchtliche, indessen kommt sie derjenigen der gewöhnlichen Fäulniß- und Gährungspilze offenbar auch nicht annähernd gleich, weil ihm die Möglichkeit der Vermehrung in der Außenwelt fehlt. Es gelangt also vermuthlich für gewöhnlich nur eine geringe Anzahl Bacillen auf einmal in den Körper, und mit diesen wird ein kräftig functionirender Organismus leicht fertig. So würde sich ungezwungen erklären, warum wir so überaus häufig die Reste überstandener (bacillärer) Lungenkrankheiten bei Menschen finden, die an ganz anderen Krank-

heiten starben. Selbst Disponirte, welche zwar allein durch den Pilz gefährdet sind, unterliegen ihm nicht nothwendig, da wir nicht selten Menschen mit kümmerlichem Brustbau und schwächlicher Körperbeschaffenheit überhaupt ein behagliches Alter erreichen sehen. Wir müssen hierbei dem Zufall, oder was wir so nennen, ein ziemlich breites Feld einräumen: Es ist ein schwankendes Spiel der Kräfte, in welchem kleine, unbedeutende Umstände dem einen oder andern Factor, der natürlichen Widerstandskraft, die auch dem geschwächten Organismus nicht gänzlich fehlt, oder dem Bacillus das Uebergewicht und den Sieg verleihen können.

III.

Zwei Wege eröffnen sich uns nun auch für unsere Heilbestrebungen bei dieser Krankheit. Es ist klar, daß wir entweder auf den Pilz selbst einzuwirken versuchen können, oder auf die abnorme Körperbeschaffenheit, in welcher wir die Bedingung zu seiner Einnistung und Ausbreitung erkannten. Auf dem erstern Wege würden wir unser Ziel natürlich am raschesten und unmittelbarsten erreichen. Nach der Entdeckung des Tuberkelbacillus lag es besonders nahe, einen Arzneistoff zu suchen, der den Pilz schwächt oder vernichtet, ohne dem menschlichen Organismus zu schaden, wie wir in der That bei einigen Krankheiten derartige Mittel haben und anwenden. Es ist aber mit diesen Bestrebungen gegangen wie mit dem Stein der Weisen: oft glaubte man, ihn gefunden zu haben, und immer war es Täuschung. Tagtäglich fast lesen wir in der medicinischen wie in der nichtmedicinischen Presse die pomphafte Ankündigung eines neuen „Mittels gegen Schwindsucht", und stets ist nach kurzer Prüfung das Ergebniß nichts weiter als Voreiligkeit, Irrthum oder gar Schwindel und Betrug. Und doch dürfen wir die Hoffnung, ein specifisches Mittel gegen den Bacillus zu finden, nicht aufgeben. Die Möglichkeit eines solchen ist ganz gewiß vorhanden, und heutzutage, wo wir den Krankheitserreger kennen und außerhalb des Körpers züchten und beobachten können, ist die Forschung in dieser Richtung ohne Frage wesentlich erleichtert. Es scheint sogar nach neueren Beobachtungen, daß dem Holztheer oder vielmehr dem darin enthaltenen Kreosot, ferner einigen Harzen und Balsamen bei innerem Gebrauche ein gewisser Einfluß auf die erkrankten Stellen der Lunge nicht ganz abzusprechen sei. Doch hat kein vorsichtiger Arzt in diesen Substanzen ohne Weiteres ein Specificum finden, sondern nur zu weiterer Prüfung anregen wollen. Wir müssen vor der Hand uns selbst und Andern eingestehen, daß wir bis heute einen wirklichen Heilstoff gegen die Krankheit nicht besitzen. Nicht allzu viel besser sind wir daran, wenn wir nicht die Bekämpfung der entwickelten Krankheit, sondern ihrer weiteren Verbreitung ins Auge fassen. Es würde sich hier in erster Linie darum handeln, die Auswurfstoffe der Lungenkranken, in welchen, wie wir wissen, das Gift wesentlich enthalten ist, unschädlich zu machen, oder doch ihre Verbreitung in unserer Umgebung zu verhindern. Dies würde durch desinficirende Mittel, namentlich aber durch sorgsamste Reinlichkeit immerhin erreichbar sein. Aber man vergegenwärtige sich gleichzeitig die Schwierigkeiten der allgemeinen Durchführung solcher Maßnahmen, die allein wirksam sein kann: die Unkenntniß und Trägheit der Massen, die Noth kümmerlicher Verhältnisse, in denen die gewöhn-

liche Reinlichkeit schon fast zur Unmöglichkeit wird. Da es sich jedoch um ein wohl erreichbares Ziel handelt, dürfen uns diese Schwierigkeiten nicht abhalten, durch Belehrung und Ermahnung ihm näher zu kommen. Wenn die Einsichtigen durch ihr Beispiel die Bestrebungen der Aerzte unterstützen, werden die Andern nachfolgen, und die principielle Forderung wird sich allmälig erfüllen lassen.

Was wir unmittelbar gegen den Bacillus als Krankheitserreger vermögen, ist demnach, abgesehen von diesen prophylaktischen Maßnahmen, einstweilen nicht derart, daß wir sonderlich stolz darauf sein dürfen. Wir können nur einen Schein auf die Zukunft ausstellen, der hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit eingelöst wird. Es bleibt uns nun aber noch der zweite Weg offen, der sich gegen die Vorbedingungen zum Haften des Pilzes richtet. Wenn es wahr ist, daß diese in bestimmten körperlichen Verhältnissen zu suchen sind, so müssen wir auf diesem Wege Erfolge erwarten können, falls es uns gelingt, jene zu beeinflussen oder zu beseitigen. Kraft seiner natürlichen Ausgleichungsfähigkeit wird alsdann der Organismus die vorhandenen Krankheitsherde allmälig unschädlich machen und ausheilen. Eine solche den Organismus in seinem Kampfe mit dem Bacillus unterstützende Einwirkung ist der ärztlichen Kunst in der That möglich, und zwar in dem Umfange, daß wir heutzutage ohne Uebertreibung die Schwindsucht als eine heilbare Krankheit bezeichnen dürfen. Es ist von hohem Interesse, zu verfolgen, wie dieser Weg, dessen wissenschaftliche Bedeutung erst durch die Entdeckung des Bacillus uns vollständig klar wird, gewissermaßen instinctiv seit den ältesten Zeiten beschritten wurde. Schon sehr früh hatte man beobachtet, daß das Leiden noch am ehesten sich besserte oder heilte, wenn der Kranke bei Zeiten einen Luftwechsel, eine Aufenthaltsveränderung vornahm. Cicero erzählt in seinen Briefen, daß die Aerzte ihm eine Seereise nach Rhodus verordneten, als seine Lunge in Folge großer Berufsanstrengungen angegriffen erschien. Aus diesen Anfängen entwickelte sich die klimatologische Behandlung chronischer Schwächezustände und Siechthümer, welche schon im classischen Alterthum eine ziemliche Ausbildung besaß. Es kam bald dahin, daß man die widersprechendsten klimatischen Bedingungen als besonders heilsam gegen Phthise empfahl. Man vergaß darüber fast den überall gemeinsamen Vortheil einer anregenden Veränderung, den mächtigen Einfluß eines gleichmäßigen Ablaufes der Lebensbedingungen in gesunder Luft und behaglicher Umgebung, fern von häuslichen Störungen und Sorgen. Daß wir hierin ein höchst wirksames Mittel zur Hebung der gesunkenen Kräfte eines geschwächten Organismus haben, bedarf keines weiteren Beweises.

Von der Erkenntniß, daß wir zur Zeit eine erprobte Behandlung der Phthise nur insofern haben, als sie sich gegen die körperliche Depotenzirung örtlicher oder allgemeiner Art richtet, auf deren Grundlage die bacilläre Infection erst geschieht, müssen also einstweilen unsere Heilbestrebungen wesentlich ausgehen. In ihr laufen sämmtliche Methoden, die wirklich Etwas geleistet haben, zusammen. Natürlich werden wir kein Mittel verschmähen, das unserm Ziele, den Organismus in seinem Kampfe mit dem Bacillus auf der ganzen Linie zu unterstützen, nützlich sein könnte. In diesem Sinne dürfen beispielsweise gewisse Mineralquellen nicht ganz außer Betracht bleiben, deren günstige Wirkung auf

gewisse Krankheitssymptome zuweilen deutlich ist. Es ist sogar nicht undenkbar, daß Arzneistoffe gefunden werden, welche den gedachten Zweck fördern. So ist wiederholt, in Deutschland zuletzt von Hans Buchner, der Arsenik gegen Schwindsucht empfohlen worden, nicht weil er ein antibacterielles Mittel wäre, sondern wegen des nutritiven Reizes, den er auf die Zellen ausübt: in Folge der gesteigerten Lebensthätigkeit sollen dieselben der eindringenden Spaltpilze leichter Herr werden. Es erinnert dies an die Arsenikesser in Steiermark, welche gewohnheitsmäßig Arsenik nehmen, in der Meinung, daß der Genuß dieses Giftes vor Erkrankung schütze, stark und gesund erhalte, und namentlich beim Bergsteigen „luftig" mache. Wie dem aber sein möge, der Kernpunkt unserer Bestrebungen bleibt, daß wir, den umgekehrten Weg verfolgend, den wir bei der Entstehung der Krankheit beobachteten, eines Theils die mannigfaltigen Schädlichkeiten, die wir hier wirksam sahen, nach Möglichkeit auszuschließen suchen, und anderseits durch sorgsame und consequente Regelung der Lebensführung nach physiologisch-hygienischen Grundsätzen bis ins Kleinste hinein die Kräftigung der gesammten Functionen erstreben. Der individualisirenden ärztlichen Kunst eröffnet sich hier eine schwierige und mühevolle, aber auch vielseitige und dankbare Aufgabe. Es ist ohne Weiteres klar, daß wir dieser Aufgabe um so leichter gerecht werden können, je früher wir den zu Schwindsucht disponirenden Verhältnissen entgegentreten. Wir müssen dahin zu gelangen suchen, daß wir die Schwindsucht bekämpfen, bevor sie zum Ausbruch gekommen ist. Dieses hohe Ziel werden wir noch fester ins Auge fassen können, wenn jene Verhältnisse erst genauer erforscht sind. Aber der Weg dahin ist auch heute schon gangbar: durch von Jugend auf geübte hygienische Maßnahmen muß es gelingen, selbst einen ursprünglich schwächlichen Körper so zu kräftigen, daß er einer Bacilleninvasion zu widerstehen vermag. Erreichen wir es, ein in jeder Beziehung rüstiges Geschlecht heranzuziehen, so werden wir uns von der schlimmsten Geißel der Menschheit befreien, auch ohne ein Mittel gegen den Pilz zu besitzen. Es mag hier daran erinnert werden, daß es uns auf dem gleichen Wege gelungen ist, den Scorbut, ehemals eine der verbreitetsten Krankheiten, fast ganz zu beseitigen, nicht durch ein specifisches Gegenmittel, sondern durch die Erkenntniß seiner Entstehung in Folge unzweckmäßiger Ernährung.

Da die Grundsätze der prophylaktischen Thätigkeit bei der Phthise im Wesentlichen zusammenfallen mit denen, welche wir bei der entwickelten Krankheit gelten lassen müssen, so möge es gestattet sein, dieselben hier in gedrängtester Kürze vorzuführen.

Auf die mächtige und durch alte Erfahrungen erprobte Einwirkung einer Aufenthaltsveränderung, einer klimatischen Cur, werden wir nach dem Gesagten nur verzichten, wenn unüberwindliche Hindernisse vorhanden sind. Wir erkennen hier die Vorbedingung einer consequenten und methodischen Anwendung der Heilfactoren, und zugleich die Bürgschaft ihrer Wirksamkeit. Welche Orte aber sollen wir zu klimatischen Curen bei bacillärer Lungenerkrankung wählen? Es gibt Gegenden, in welchen Schwindsucht nicht vorkommt; namentlich nimmt die Häufigkeit dieser Krankheit mit der Erhebung über den Meeresspiegel im

Allgemeinen ab. Man behauptet nun, daß dieses Abnehmen oder Verschwinden des Auftretens der Krankheit in einer gewissen Höhe, die nach der geographischen Breite wechselt, eine specifische Wirkung der Höhenluft sei. Ob aber diese immer nur relative „Immunität" in der That eine Function gewisser Klimate ist, erscheint zum Mindesten sehr fraglich. Man vergißt, daß im Gebirge nicht nur die klimatischen Bedingungen, sondern fast stets auch die gesammten socialen Verhältnisse gänzlich andere sind als im Flachlande. Die Verschiedenheit der mannigfaltigen in Betracht kommenden Factoren ist so groß, daß man sie gar nicht unmittelbar vergleichen kann. Wenn wir aber erfahren, daß in den Uhrmacherdistricten von Chaux-de-fonds im Schweizer Jura die Krankheit nicht viel seltener ist als in Berlin, so müssen wir schließen, daß ungünstige Lebensverhältnisse und die daraus hervorgehende Depotenzirung des Organismus auch durch günstigste klimatische Bedingungen nicht ausgeglichen werden. Es gibt wohl immune Menschen, aber keine immunen Gegenden. Was von der Höhe gilt, läßt sich in fast gleicher Weise auch von allen andern als besonders heilsam gerühmten Klimaten sagen, vom Aufenthalt an der See oder im Süden: Nicht der Ort, wo man lebt, entscheidet in erster Linie über die Wahrscheinlichkeit, lungenkrank zu werden, sondern die mehr oder minder kräftige Constitution und die Art, wie man lebt oder zu leben gezwungen ist. Demgemäß sind denn auch Besserungen und Heilungen von Lungenkrankheit unter allen möglichen klimatischen Bedingungen vorgekommen: die hygienische Behandlung bestimmt weit mehr als die klimatische den Erfolg. Das Klima wird in dieser Auffassung keineswegs zu einem gleichgültigen Factor. Ganz sicher paßt nicht jedes Klima für jeden Kranken. Die medicinische Klimatologie ist aber noch lange nicht so entwickelt, um ohne Weiteres im einzelnen Falle eine Entscheidung zu treffen. Es ist nun eine tröstliche Erfahrung, die wir wesentlich den deutschen Heilanstalten verdanken, daß es sehr wohl und mit bestem Erfolge möglich ist, Lungenkranke im Sommer wie im Winter im heimischen Klima zu behandeln. Durch Vorsicht und Uebung gelingt es unschwer, ein von Extremen freies Klima der jeweiligen Ausgleichsfähigkeit des Kranken anzupassen, demselben gewissermaßen ein Privatklima zu schaffen. Es fehlt im deutschen Lande nicht an geeigneten, d. h. gesunden Plätzen für unsern Zweck. Die Bestimmung dieser Gesundheit soll aber nicht nur nach den Witterungsverhältnissen, sondern weit mehr nach dem Freisein von bösartigen Krankheiten, also nach der Gesundheit der Bevölkerung geschehen, weil der Nachweis krankheiterregender Spaltpilze in den uns umgebenden Medien bisher nur durch die Erkrankung der darin lebenden Menschen möglich ist. Es sind naheliegende Gründe, die uns, wenigstens für Deutschland, solche Orte in erster Linie im Gebirge suchen heißen: die ungestörtere Behaglichkeit des Aufenthaltes, die Entfernung von dem unruhigen Getriebe der dichter bevölkerten Ebene, der mächtigere Reiz der wechselnden Landschaft, die Nähe des schützenden Waldes, die gesundere Beschaffenheit des Bodens, die größere Reinheit und Frische, namentlich Staubfreiheit der Luft, wo staubige Verkehrswege und industrielle Anlagen fehlen, die Wahrscheinlichkeit einer größeren Zahl klarer Tage im Winter — alles dies sind einleuchtende Vortheile, sobald für die übrigen Bedürfnisse in entsprechender Weise gesorgt ist.

Der Einwirkung des Arztes eröffnet sich bei unserer Krankheit ein ganz besonderes Feld. Erinnern wir uns der eigenartigen Entstehung der Schwindsucht, und daß alle Heilbestrebungen zur Zeit auf eine Kräftigung des Gesammtorganismus hinzielen, so ist leicht einzusehen, daß der Curerfolg zu einem großen Theile von der einsichtigen Mitwirkung des Patienten abhängt. Diese gilt es deshalb auf alle Weise thatkräftig heranzuziehen. Die Rücksichten, welche der Arzt unheilbaren Kranken schenken muß, gelten nicht für die Phthise, deren Heilbarkeit außer Frage ist: hier soll die Wahrheit gesagt werden, die den Ernst der Lage nicht verhüllt, aber zugleich genügenden Trost bietet, um die Energie des Charakters anzuspornen. Das gewöhnlich zwischen übertriebener Furcht und übertriebener Hoffnung schwankende Naturell des Lungenkranken bedarf ganz besonders des festen Anhaltes durch Unterweisung und Belehrung. Diesen soll ihm der Arzt gewähren, der es versuchen und verstehen muß, seinem Patienten in geeigneter Weise Einsicht in das Wesen seines Leidens und die Bedingungen seiner Heilung zu verschaffen. Wo der Wunsch zu genesen so mächtig ist, wird diese Aufgabe nicht allzu schwierig und belohnt sich reichlich durch die willige Ausführung der gegebenen Vorschriften, denen die wohlverstandene Begründung zur Seite steht. Gelingt es, bei dem Kranken das Gefühl der Mitverantwortlichkeit stets wach zu halten, so liegt darin die beste Bürgschaft des Curerfolges und die sicherste Gewähr eines dauernd ersprießlichen Verhältnisses zwischen Arzt und Patient.

Unter den einzelnen Heilfactoren bei Schwindsucht steht unfraglich der möglichst ausgiebige Genuß von reiner, staubfreier, frischer Luft obenan, nicht als ob in solcher Luft ein an sich heilendes Agens verborgen wäre, sondern weil der geschwächten, zum Theil verletzten Lunge das beste Material zur Bluterneuerung geboten werden muß, die wiederum den Functionen sämmtlicher übrigen Organe zu Gute kommt. Das dauernde Leben an der Luft muß nun freilich gelernt werden, soll für den schwächeren Kranken der Nutzen nicht ins Gegentheil verkehrt werden. Dettweiler hat die vortreffliche Idee systematisch durchgeführt, die Brustkranken zunächst in der Jahreszeit angemessener Bedeckung in offenen Hallen oder Veranden draußen liegen zu lassen. Bei Anfangs vorsichtiger Gewöhnung gelingt es auf diese Weise, selbst Schwerkranke den ganzen Tag hindurch in jeder Jahreszeit des mitteldeutschen Klimas an die freie Luft zu bringen. Eine naturgemäße Fortsetzung findet diese Liegeluftcur im Schlafen bei mehr oder weniger geöffneten Fenstern. Seit man die Erzählungen von der Schädlichkeit der Nachtluft als Fabeln erkannt hat, sollte diese Schlafmethode obligatorisch sein; nur directer Zugwind aufs Bett ist zu vermeiden. Im Uebrigen ist die Ruheluftcur ein Durchgang für Fiebernde, Muskelschwache und Blutarme, für welche Ruhe eine hochwichtige Verordnung bleibt, bis ein gewisses Maß von Kräften gesammelt ist. Dann folgt die Uebung dieser Kräfte durch Bewegung im Freien in der Leistungsfähigkeit sorgsam angepaßter Steigerung, weiteres und weiteres Gehen, erst auf ebener Bahn, dann in den Bergen, während das Liegen im Freien auf die Zeit des Ausruhens beschränkt wird. Die Bedeutung des Bergsteigens für die Kräftigung des Herzmuskels, dessen wichtige Rolle bei der Entstehung der Krankheit oben hervorgehoben wurde, hat

erst neuerdings Oertel wissenschaftlich dargelegt. Durch die unwillkürlich tieferen Athemzüge wird dasselbe zugleich eine Lungengymnastik, deren Bedeutung für das kranke Organ nicht hoch genug zu schätzen ist. Methodische Athemübungen — tiefes Einathmen durch die Nase, Athemhalten auf der Höhe und Ausathmen — sollten außerdem von allen Lungenkranken täglich vorgenommen werden. Durch consequente Ausübung werden sie bald zur Gewohnheit, und sind oft von außerordentlichem Vortheil.

Am originellsten ist die Idee der Freiluftcur in dem „camp life" der Amerikaner durchgeführt, wie es nach Loomis in der Adirondack Wilderneß im Staate New-York geübt wird. Die Kranken leben gleich den Indianern in Zelten oder Blockhäusern, die der Luft freiesten Zutritt gestatten, jagen und fischen in der wald- und wasserreichen Gegend und stehen sich gut dabei. Aus den gesundheitlichen Vortheilen des ständigen Verkehrs mit der freien Luft erklären sich auch die oft berichteten, wunderbar scheinenden Erfolge bei Kranken, die sich verloren gaben, und deshalb den Rest ihres Lebens nach ihrer Neigung, meist in rauhem Sportleben auf der Jagd oder auf Reisen verbringen wollten. Der schwerkranke Maler Catlin gewann seine Gesundheit auf abenteuerlichen Reisen in Nordamerika wieder. Sehr humoristisch erzählt Mark Twain die Geschichte eines Mannes, der sich todtkrank an den wunderbar schön gelegenen Taho-See, hoch in der Sierra Nevada, begab und dort zu sterben gedachte. Das gelang ihm nun aber gar nicht; er wurde vielmehr rund und gesund und kehrte vergnügt ins Leben zurück —[1]).

In nahem Zusammenhang mit dem Luftgenuß steht die Frage von der Abhärtung, die für den Lungenkranken um so wichtiger ist, als er diese Eigenschaft meist mehr oder weniger verloren hat. Die Unfähigkeit, wechselnde klimatische Einflüsse auszugleichen, die Erkältbarkeit, ist für ihn unzweifelhaft eine Gefahr zu mancherlei Zwischenfällen und Verschlimmerungen seines Leidens. Erfahrene Aerzte, namentlich Dettweiler, sehen in den nach Erkältungseinflüssen bei Lungenleidenden so häufig auftretenden Katarrhen, welche große Neigung haben, in die feineren Luftwege fortzuschleichen, die gewöhnlichste Gelegenheitsursache zur Ausbreitung der bacillären Infection auf bis da noch gesunde Partien

[1]) Als die vorstehende Arbeit bereits zum Druck befördert war, erhielt Verfasser durch die Freundlichkeit des Dr. Kretzschmar in Brooklyn Kenntniß von interessanten Versuchen, welche Dr. Trudeon, Arzt in Saranac Lake in den Adirondacks, anstellte. Trudeon suchte experimentell den Einfluß äußerer Verhältnisse auf die Entwicklung der bacillären Phthise zu erforschen. Es wurden zehn Kaninchen in genau gleicher Weise mit dem Tuberkelbacillus geimpft, und dann fünf derselben in einer kleinen Kiste in einen dunklen Keller gebracht, wo sie nur geringe Mengen Futter erhielten, während die fünf anderen auf einer kleinen Insel des Sees freigelassen wurden, wo sie die günstigsten Bedingungen in Bezug auf Luftgenuß und Ernährung fanden. Von den ersteren starben vier innerhalb drei Monaten an Tuberkulose, und auch das fünfte zeigte sich nach Tödtung schwer krank. Von den fünf anderen starb eines an Tuberkulose, die übrigen wurden vier Monate nach der Impfung getödtet und in allen Organen durchaus gesund befunden, so daß selbst der Impfstich nicht mehr zu finden war. Wir haben hier einen vollständigen Beweis durch Experiment für die Wirksamkeit der hygienischen Heilmethode, welche oben zu skizziren versucht wird. Wir sehen, wie der Organismus im Stande ist, die Weiterentwicklung der einverleibten Bacillen zu verhindern und sie allmälig ganz zu beseitigen, wenn er durch günstige äußere Bedingungen genügende Unterstützung im Kampfe erhält.

der Lunge. Daß zu Katarrhen geneigte Leute später leicht lungenkrank werden, wurde bereits erwähnt. Umgekehrt betrachten wir mit Recht die Widerstandsfähigkeit gegenüber den Witterungseinflüssen als ein Hauptmerkmal kraftvoller Constitution. Es gilt also, diese geschädigte Fähigkeit dem Organismus wiederzugewinnen. Vorsichtige Vermeidung unnöthiger Erkältungsgelegenheiten und sorgfältige Behandlung trotzdem zugezogener Katarrhe durch geeignete Maßnahmen werden hier schon vieles leisten. Wir dürfen uns aber mit dieser defensiven Methode nicht begnügen. Das Organ, welches in naher Wechselbeziehung zur Lunge den Wärmeausgleich des Körpers besorgt, ist die Haut. Wir besitzen nun in verständig geübten hydrotherapeutischen Einwirkungen — Abreibungen, Dusche, Kaltwassercur — vortreffliche Mittel, um die Thätigkeit der Haut zu stärken. Das wirksamste Mittel zur Abhärtung aber besteht darin, daß man möglichst dauernd in der freien Luft lebt. Dies ist eine bei Menschen, deren Beruf eine solche Lebensweise mit sich bringt, alltäglich zu machende Erfahrung. Man braucht beispielsweise nur einmal gesehen zu haben, welchen klimatischen Schädlichkeiten die Schiffer und Fischer an unserer Nordsee sich ungestraft aussetzen. Und wenn sie erkranken, so sind es trotz sonst nicht gerade gesundheitsmäßiger Lebensweise erst in letzter Linie chronische Lungenkrankheiten. Man denke ferner an unsere Soldaten im Felde, deren schlimmster Feind durchaus nicht Erkältungen sind, sondern Krankheiten wie Ruhr, Typhus, Cholera, die auf ungesunde oder inficirte Nahrung hinweisen.

Wer tüchtig im Freien leben soll, muß, je empfindlicher und erkältbarer er ist, um so mehr seine Aufmerksamkeit auf eine richtige Bekleidung richten. Die streitigen Meinungen über gesundheitsmäßige Kleidung sind wenigstens darin einig, daß dieselbe genügend warm, aber auch genügend durchlässig sein soll, um die Ausdünstung der Haut nicht zu behindern. Gustav Jäger, der vielberedete Wollapostel, hat sich in dieser Richtung unzweifelhafte Verdienste erworben. Der Ersatz unseres bisherigen leinenen oder baumwollenen Unterzeuges durch ein Tricotgewebe, und die Vermeidung undurchlässiger Futterstoffe sind ein Fortschritt, ohne daß man deshalb das Akrobatencostüm der Jünger des Meisters anzunehmen braucht. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß leinene, baumwollene und seidene Stoffe, wenn sie ebenso maschig gewebt sind wie die Jäger'sche Wolle, auch ziemlich die gleichen Vortheile bieten werden. Lahmann's, eines Landsmanns Jäger's, nach diesem Princip hergestellte „Reformbaumwolle" zählt bereits viele Anhänger. Im Ganzen soll sich der Lungenkranke etwas wärmer kleiden als der Gesunde, weil für ihn der Wärmeausgleich bei Temperaturdifferenzen schwieriger ist. Stets aber muß er sich nach dem Thermometer und nicht nach dem Kalender richten. —

Die consequente und mit allen Hilfen durchgeführte Freiluftcur hat als Endziel die Blutverbesserung. Es erwächst nun aber die nicht minder wichtige Aufgabe, dem geschwächten Organismus durch geeignete Ernährung auch das Material zur Blutbereitung zu bieten. Daß dies bei einer Krankheit, die vom Schwinden der Kräfte den Namen bekommen, eine sehr wichtige Angelegenheit ist, daß wir also die Ernährung unter allen Umständen hochhalten müssen, liegt auf der Hand. Nach den besten Erfahrungen erreichen wir dieses Ziel am sichersten und auch

am einfachsten durch eine gut zubereitete gemischte Kost ohne übermäßige Vielheit der Speisen. Was für den gesunden Menschen am zuträglichsten ist, paßt zunächst auch für den Lungenkranken am besten. Regelmäßigkeit in der Nahrungszufuhr ist dabei eine wesentliche Unterstützung. Sehr zweckmäßig ist der curmäßige Genuß von Milch als des vollkommensten Nahrungsmittels oder von Milchpräparaten (Kumys, Kefir) zu bestimmten Stunden zwischen den Hauptmahlzeiten. Bei ausgiebigem Aufenthalt an der freien Luft, wie wir ihn forderten, bietet die Ernährung der Lungenkranken für gewöhnlich keine allzu großen Schwierigkeiten. Diese fehlen freilich nicht, aber ein kundiger Arzt wird ihnen nach Möglichkeit zu begegnen wissen.

Wir berühren damit schon das Gebiet der symptomatischen Behandlung, auf die einzugehen hier natürlich nicht der Ort ist. Es fehlt uns nicht an Mitteln verschiedener Art, durch welche die besprochene Gesammtbehandlung im Einzelnen ergänzt wird, indem wir gewisse Symptome, beispielsweise den Husten oder das Fieber, lindern oder beseitigen. Die Schilderung ihrer Anwendung bietet aber nur rein ärztliches Interesse.

IV.

Die bisherigen Ausführungen werden genügen, um dem Leser ein gewisses Bild unserer dermaligen Heilbestrebungen bei Schwindsucht zu geben. Daß man diese in ihren Hauptzügen auf den Grundsätzen der Hygiene sich aufbauende Curmethode auch in der Heimath durchführen könnte, ist klar. Die alltägliche Erfahrung lehrt aber, daß zu Hause trotz eifrigster Bemühung der Erfolg eine Ausnahme ist. Dies liegt daran, daß in den heimischen Verhältnissen eine wirkliche und dauernde Durchführung der für den Kranken nothwendigen Maximen trotz ihrer scheinbaren Einfachheit fast unmöglich ist. Die Anforderungen des Berufes, der Familie, der Geselligkeit machen auch beim besten Willen ihren Einfluß geltend, solange der Kranke ihrer nicht gänzlich entrückt ist. Es fehlt deshalb die zielbewußte Consequenz eines Thuns, das vom Verhalten der gesunden Majorität so sehr abweicht, das aber von selbst sich ergibt, sobald ein Curort aufgesucht wird. Hierin liegt vielleicht der Hauptgrund der mächtigen Wirkung einer Aufenthaltsveränderung, einer Cur an Orten, wo Kranke die Majorität bilden, wo alle Einrichtungen und Vorkehrungen zu dieser Nutzen und Bedürfniß getroffen sind. Aerztliche Gründe gegen die gemeinsame Behandlung der Lungenkranken an einem Orte werden nur mißverständlicher Weise angeführt. Den Gegnern wird die Antwort sehr schwer werden, wenn sie nun rathen sollen, wie es denn zu machen sei. Es handelt sich hier um eine Angelegenheit, wo theoretische Betrachtungen gänzlich unnütz sind, wo allein die praktische Erfahrung entscheidet. Diese lehrt aber unwiderleglich, daß regelmäßige, nicht zufällige Erfolge fast nur an Curorten erreicht werden, während Nachtheile irgendwelcher Art völlig fehlen. Bezüglich der Kranken selbst darf noch an die schönen Worte des verstorbenen Balneologen Braun in Oeynhausen erinnert werden: „An einem Curorte, wo das ganze Leben auf einen Punkt, die Krankheit, gerichtet ist, sieht der Kranke nicht mehr bloß sich selbst, sondern die Menschheit krank; er fühlt sich als Mitträger des allgemeinen Menschenschicksals und findet auf diesem Wege leichter eine Ver-

söhnung, deren er im Elende seines abgesonderten Lebenskreises nicht fähig war. So tritt ihm auch die Hoffnung tröstender und kräftiger entgegen als zu Hause unter den an- und abgelebten heimathlichen Verhältnissen."

Noch immer spinnt sich der vor einigen Jahren zwischen den Hauptvertretern der Phthisiotherapie bitter gekämpfte Streit fort über die Frage, ob offene Curorte oder geschlossene Anstalten für Lungenkranke die meiste Berechtigung haben. Der Gegensatz zwischen beiden Methoden ist nach den vorhergegangenen Ausführungen offenbar kein absoluter, da die Kernpunkte der Behandlung überall die gleichen sein müssen und thatsächlich sind. Derjenige Ort, welcher die besten Bürgschaften für die wirksame Durchführung dieser therapeutischen Grundsätze bietet, ist auch der beste für den Lungenkranken. Diese Gewähr leistet aber eine Anstalt, ein Krankenhaus, in weit höherem Maße, als ein Curort, wo manche Dinge, manche Rücksichten in Betracht kommen, die auch der umsichtigste und energischste Arzt nicht immer überwinden kann. Wie schon erwähnt, haben die Anstalten zuerst gezeigt, daß man bei geeigneten Vorkehrungen fast sämmtliche Lungenkranke mit bestem Erfolge das ganze Jahr hindurch im heimischen Klima behandeln kann. Für den Nordländer ist der Wechsel von warmer und kalter Jahreszeit diejenige klimatische Bedingung, bei der er sich am wohlsten fühlt. Warum sollte es für den Chronischkranken, solange er noch einigermaßen bei Kräften ist, ohne Weiteres anders sein? Den erschöpften Schwerkranken aber in ein fremdes, fernes Land zu bringen, ist geradezu eine Grausamkeit. Er ist in jeder Beziehung weit besser daran, wenn er durch geeignete Vorkehrungen sich in der Heimath ein gesundes Privatklima zu schaffen sucht. So wenig die Vortheile des sonnigen, aber noch weit mehr staubigen Südens im einzelnen Falle zu leugnen sind, so wenig wird man Wintercuren im Süden allgemein empfehlen dürfen, weil die einzelnen Vortheile durch die mannigfaltigen Nachtheile keineswegs aufgehoben werden. Der deutsche Winter ist auch nicht so schlimm, wenn man sich näher mit ihm bekannt macht. Ganz schlechte Tage kommen doch nur einzeln, ruhiges, sogar freundliches Wetter viel häufiger. Frische, kühle Witterung ist für den Lungenkranken unzweifelhaft meist die zuträglichste. Sogenanntes „schlechtes Wetter" wirkt allenfalls auf die Stimmung, bei richtigem Verhalten aber ganz gewiß nicht auf die Gesundheit. Wir gewinnen dadurch den großen Vortheil, daß der Kranke in einem Klima bleibt, welches von demjenigen, in welchem er später wieder leben soll, nicht allzu verschieden ist, und daß er lernt, die Schädlichkeiten desselben zu ertragen oder zu vermeiden. In der festen Ordnung einer Anstalt wird er dies Ziel am leichtesten und verhältnißmäßig auch am billigsten erreichen. Anstalten brauchten ja nicht nur für wohlhabende oder reiche Leute zu bestehen. Das, was zu leisten, ließe sich auch mit sehr einfachen Einrichtungen erreichen für Leute, die nicht an große Ansprüche gewöhnt sind. Die ernste Forderung der Humanität, auch dem mittellosen Lungenkranken, der meist in hülflosem Elend dahinsiecht, die Möglichkeit der Genesung zu bieten, wir würden sie, falls nicht unerwartete Fortschritte der Wissenschaft eintreten, nur auf diesem Wege erfüllen können. Es wäre hier in der Errichtung von Volkssanatorien der öffentlichen wie der privaten Wohlthätigkeit ein segensreichstes Feld großsinniger Thätigkeit offen. Für Arm und Reich aber ist die Anstaltsbehandlung auch zugleich die sicherste, weil sie dem

Ärzte die intensivste und unmittelbarste Einwirkung auf den Kranken ermöglicht. Man muß mit der Schwäche der Menschennatur rechnen, die der Anregung und Unterweisung, des Zuspruchs und Anhalts bei langwierigem Leiden am bedürftigsten ist, wo auf die eigene Mitwirkung so viel ankommt. Strenge mit Milde paarend, wird der Arzt seinem Kranken, mit dem er ganz zusammen lebt, bald zugleich Freund und Vertrauter werden, dem zu Liebe gern das Richtige gethan wird. Das nahe Zusammensein gibt dem Kranken das behagliche Gefühl der Sicherheit und ist dem Arzte die beste Erleichterung seines mühevollen Berufes. Aus der engen Beziehung zwischen beiden aber ergibt sich jene consequente Geduld und Ausdauer, welche, gute und schlechte Tage überdauernd, die beste Bürgschaft des Erfolges in sich trägt.

Betrachten wir nun die Leistungen des geschilderten Heilverfahrens, so dürfen wir sie wohl befriedigende nennen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß einer beträchtlichen Anzahl Lungenkranker dadurch die volle Gesundheit wiedergegeben wurde. Dettweiler hat unlängst einen Bericht über 72 Fälle von Lungenschwindsucht veröffentlicht, die seit 3 bis 9 Jahren völlig geheilt geblieben waren, d. h. der Bacillus verschwand nach und nach im Auswurf; die durch ihn hervorgerufenen Zerstörungen der Lunge vernarbten, und die Kranken erschienen in jedem Betracht als genesen. Dies waren mehr als 13 Procent der in einer gewissen Zeit in Falkenstein behandelten Kranken. Noch häufiger sind relative Heilungen, in dem Sinne, daß der Schaden in der Lunge nicht gänzlich ausheilt, aber bei richtigem Verhalten doch keine erheblichen Störungen mehr verursacht, und sogar eine befriedigende Berufsarbeit gestattet. Es gab und gibt nicht wenige Menschen, die trotz verkrüppelter Lunge den Besten unseres Geschlechtes zuzuzählen sind, und den Satz von der „sana mens in corpore sana“ beschämen. Nicht selten wird erst nach jahrelangem Siechthum ein solcher Zustand annähernder Genesung erreicht, gleichsam als ob es dem Organismus erst nach langem Kampfe, der seine Spuren hinterließ, gelungen wäre, den Feind zu bemeistern. Dettweiler constatirte im Ganzen über 24 Procent völlige und annähernde Heilungen in Falkenstein, und ich selbst in einem etwas späteren Zeitabschnitt sogar 27 Procent, so daß es nicht mehr paradox ist zu sagen, daß die unheilbare Schwindsucht die am häufigsten heilbare chronische Krankheit ist.

Natürlich hat wie alles Menschliche auch unser Heilverfahren seine Schranken. Es ist aber ganz sicher, daß es noch weit mehr leisten würde, wenn gewisse Forderungen, die sich aus unsern Darlegungen unwiderleglich ergeben, auch wirklich erfüllt würden. Es ist nicht zuviel gesagt, daß wir alsdann den bei Weitem größern Theil der Lungenkranken, falls nicht allzu ungünstige Vorbedingungen vorhanden sind, der Gesundheit würden wiedergeben können. Vor Allem treten wir aber fast immer der Krankheit nicht früh genug entgegen, sondern bekämpfen den Feind erst ernstlich, wenn er die entscheidenden Positionen bereits inne hat. Dann wird die Hilfe im Kampfe wider den Bacillus vergeblich sein, weil sie zu spät kommt. In dem Nachweise dieses Pilzes haben wir ein ebenso leichtes als zuverlässiges Mittel zur Erkennung der Krankheit in einem sehr frühen Stadium. Gleichwohl räumen wir der Untersuchung durch

Beklopfen und Behorchen der Brust viel zu viel Wichtigkeit ein, da sie im Beginne der Erkrankung gänzlich unsicher ist. Das Auge ist ein viel sicherer Sinn als das Ohr. Dazu kommt, daß der Name der Krankheit nicht gern gehört wird: man handelt deshalb nach Art des Vogels Strauß und täuscht sich selbst mit den harmlos klingenden Worten „Spitzenkatarrh" oder „Lungenkatarrh" und ähnlichen. Seit wir bestimmt wissen, daß die Krankheit sehr wohl heilbar ist, erscheint ein solches Bemäntelungsverfahren als schweres Unrecht. Die ernste Behandlung, unsere Hilfe im Kampfe, sollte womöglich schon vor geschehener bacillärer Infection eintreten, um den Organismus gegen dieselbe widerstandsfähig zu machen. — Ein zweiter Uebelstand liegt in der ungenügenden Dauer der Cur. Unbegrenzte Opfer an Zeit und Geld sind freilich nur Wenigen möglich. Allein, wenn es sich um das kostbarste Gut, die Gesundheit, handelt, müssen auch die drückendsten Opfer gebracht werden, in der Hoffnung, sie später wieder einzuholen. Wie unsere Heeresleiter auf einer langen Dienstzeit des Soldaten mit Recht bestehen, so muß auch der Arzt auf eine möglichst lange Curdauer dringen: das Gelernte muß zur Gewohnheit werden, wenn etwas Ordentliches erreicht werden soll. Der Curerfolg, den wir erstreben, besteht ja nicht bloß in dem Verschwinden der auffälligen Krankheitserscheinungen, sondern weiter in einer solchen Umgestaltung der Constitution, daß bei richtigem Verhalten auch der Wiedererkrankung ein fester Riegel vorgeschoben wird. Bevor es für alle Lungenkranke sich nicht von selbst versteht, daß ihre Cur sich nicht nach Wochen, sondern nach Monaten oder Jahren berechnet, werden die bleibenden Erfolge immer Ausnahme sein. Dies ist um so mehr der Fall, als trotz aller Ermahnung geheilte oder gebesserte Lungenkranke es fast nie über sich bringen, ihren Gesundheitsverhältnissen entsprechend zu leben, sich nicht das zuzumuthen, was nur für den Kräftigen paßt. Es liegt wie ein Verhängniß im Naturell des Schwindsüchtigen. Die häufigsten Rückfälle werden durch eigenes Verschulden bewirkt. „Der Mensch stirbt an seinem Charakter" ist ein wohl berechtigtes Wort. Es ist traurig zu sehen, wie gerade Menschen, die durch Stellung oder Vermögen der Sorge um die Existenz enthoben sind, oft fast muthwillig den besten Erfolg während oder nach der Cur zerstören. Wer schafft Wandel in der Kurzsichtigkeit der Menschen! Unerträgliche Entsagungen sind doch nicht nöthig, und gute Gewohnheiten nicht schwieriger als schlechte. Das ganze Leben auch nach der glücklichsten Cur sollte eine von der eigenen Einsicht geleitete „Nachcur" sein. Dann wird es ein gesundes bleiben, auch ohne das Allheilmittel gegen die Krankheit. Auf dieses wollen wir hoffen, jedenfalls aber unentwegt an dem Ausbau dessen schaffen, was wir klar als richtig und wirksam erkannten. Mag es oftmals Sisyphusarbeit sein, noch öfter läßt es die Befriedigung nicht fehlen. Das Vertrauen auf die schaffende Kraft des Menschengeistes eröffnet uns den Ausblick auf eine leidenfreiere Zeit, die wir durch Arbeit und Ausdauer erringen werden!

Griechische Mythologie.

Von

L. Friedlaender.

Causalitätsbedürfniß und Personificationstrieb sind die beiden Factoren, die bei allen Völkern die religiösen Vorstellungen ins Leben gerufen und gestaltet haben. Schon dem erwachenden Bewußtsein drängten sich die Fragen nach den Ursachen von Licht und Finsterniß, Dürre und Fruchtbarkeit, Sturm und Gewitter, Krankheit und Tod auf, und die im Kindesalter unseres Geschlechts wie in dem des Einzelnen das ganze Seelenleben beherrschende Phantasie vermochte sich diese Mächte nicht anders denn als persönliche, willensmächtige, von menschlichen Trieben bestimmte Wesen vorzustellen. Als ein Missionär an einem schwülen Tage gegen einen jungen Feuerländer über die Tageshitze klagte, rief der Knabe ängstlich: „Sprich nicht, die Sonne sei heiß, gleich verbirgt sie sich, und es wird kalt!“ [1]) Wie wenig selbst das entschiedenste Streben nach rein geistiger Auffassung der Gottheit sich vom Anthropomorphismus loszumachen vermag, ist aus dem alten Testament bekannt. „Der Mensch,“ sagt Goethe, „begreift nie, wie anthropomorphisch er ist“ [2]). Ein Keim der Gestaltenbildung liegt schon in der Unterscheidung der Geschlechter durch die Sprache, wie wenn im Norden die Sonne weiblich, der Mond männlich ist, im Süden umgekehrt.

Nichts kann gewisser sein, als daß der Polytheismus überall das Ursprüngliche war, und das Studium der ältesten religiösen Urkunden (besonders der Veden), sowie der Religionen der Naturvölker [3]), hat diese Wahrheit nur bestätigen können. Die Zurückführung aller Wirkungen und Erscheinungen auf ein einziges Wesen setzt eine lange fortgesetzte Uebung der Verstandesthätigkeit voraus; die von den Semiten vollbrachte „ungeheure Abstraction des Monotheismus“ [4]) konnte nur das Resultat lange währender Entwicklungsprocesse sein. Und selbst

[1]) Peschel, Völkerkunde, S. 256.

[2]) Goethe, Sprüche in Prosa, Maximen und Reflexionen, 14. Ausg. in 36 Bd., IV, 132.

[3]) Peschel, S. 300, 1. Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, I, 454; vergl. II, 174.

[4]) Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere, S. 64.

die stärkste Tendenz zum Monotheismus vermag sich auf die Dauer niemals in völliger Reinheit durchzusetzen. Weder der Islam noch das Judenthum hat Legionen von Engeln und Teufeln zu entbehren vermocht.

In welcher Weise die Phantasie in Perioden, denen die Erkenntniß unabänderlicher Naturgesetze fern lag, alle Erscheinungen von Wesen ableitete, die nach freiem Willen handeln, das lehren die Mythen aller Völker tausendfach. Neben Vorstellungen von großer Rohheit (z. B. der altnordischen, nach welcher der Lauf von Sonne und Mond am Firmament eine Flucht vor zwei Wölfen ist, die sie zu verschlingen drohen), finden sich auch solche von überraschender Zartheit. In einem Märchen der esthnischen Finnen überträgt Altvater die Sorge für die Tagesleuchte zwei Unsterblichen, dem Jüngling Koit (Morgenröthe) und dem Mädchen Aemmarik (Abendröthe). Im Hochsommer sehen beide einander und lieben sich. Altvater will sie vermählen, aber sie wollen ein Brautpaar bleiben, und nur einmal im Jahre kommen sie um Mitternacht zusammen, und Händedruck und Kuß beseligt sie[1]).

Den griechischen Polytheismus lernen wir aus den homerischen Gedichten in einer verhältnißmäßig sehr späten Form kennen. Ilias und Odyssee setzen eine bereits Jahrhunderte oder Jahrtausende währende Ansässigkeit der Griechen voraus. Nirgends zeigt sich eine Spur einer Erinnerung an eine frühere Heimath. Die Cultur der homerischen Zeit, welche beide Gedichte mit unwillkürlicher und deshalb um so größerer Treue abspiegeln, ist die eines Uebergangszeitalters. Die Periode des Hirtenlebens war vorüber, doch große Heerden noch der werthvollste Besitz, Fleisch die Hauptnahrung, Vieh Werthmesser und Tauschmittel. Die Bestellung der Felder blieb geringen Leuten überlassen, und die Ackerbaugöttin Demeter, die Korn- (Spelt-) Mutter[2]), nahm noch eine sehr untergeordnete Stellung in der Götterwelt ein. Der Weinbau war verbreitet, doch der mit ihm aus Thracien und Phrygien eingedrungene orgiastische Kult des Weingottes Dionysos kündigt sich erst an. In Bezug auf den Gebrauch der Metalle befand man sich im Uebergange vom Bronce- zum Eisenzeitalter. Der feuerbeherrschende Gott der für eine ritterliche Zeit so hochwichtigen Metallarbeit erscheint gewaltig und Ehrfurcht gebietend, aber unbehilflich, als ob auch ihm etwas von dem Banausischen des Handwerkes anhafte. Merkwürdig ist, daß in dieser Zeit des Faustrechts (wo Beutezüge und Seeraub den Edeln als erlaubt galten) die für die Germanen so charakteristische Freude am Kampfe um des Kampfes willen den Griechen völlig fremd war. Obgleich der Gegenstand der Ilias der Krieg ist, tritt die Abneigung gegen den (wohl ebenfalls aus dem barbarischen Thracien eingedrungenen) Kriegsgott Ares unumwunden hervor. Der ruhigen Kraft der jungfräulichen Göttin Athene erliegt die Berserkerwuth des „menschenmordenden Ares"; mit ihrem Beistande verwundet ihn sogar ein Sterblicher, Diomed. Zeus haßt ihn „wie keinen der himmelbewohnenden Götter" und würde ihn, wenn er nicht sein Sohn wäre, schon längst in den tiefsten Abgrund des Tartaros gestürzt haben.

---

[1]) Grimm, Kinder- und Hausmärchen (gr. Ausg.), III, 385.

[2]) Mannhardt, Mythol. Forschungen, S. 294.

Wie sich die ganze Cultur der homerischen Zeit in ihrer Götterwelt reflectirt, so ist auch deren Ordnung ein Abbild der menschlichen Ordnungen. Längst sind die Hauptgötter in verwandtschaftliche Beziehungen zu einander gesetzt. Doch das Einzige, was hier auf eine weit zurückliegende Vergangenheit weist, ist die aus dem Leben verschwundene Geschwisterehe. Nicht bloß ist Hera zugleich Schwester und Gemahlin des Zeus: auch die sechs Söhne des Windgottes Aeolos sind mit ihren Schwestern vermählt, und nach einer älteren Tradition war Arete nicht (wie bei Homer) die Nichte, sondern Schwester des Alkinoos. Das Haupt der Götterfamilie, „der Vater der Götter und Menschen", Zeus, ist auch das Haupt des Götterstaates. Seine Herrschaft (wie gewiß auch die irdischer Könige oft genug) muß gegen gelegentliche Auflehnungen mit Gewalt behauptet werden, wie sie auch durch gewaltsame Entthronung seines Vaters begründet ist. Ungeheure Thaten konnten in einer Zeit nicht selten sein, in welcher der Dichter den Erzieher Achills, den weisen Phönix, unumwunden aussprechen läßt, daß er sich mit dem Gedanken des Vatermordes getragen habe. Gleich einem irdischen Könige herrscht Zeus so gut wie unumschränkt; sein als unwiderruflich verkündeter Beschluß findet schweigenden, wenn auch noch so widerwilligen Gehorsam, doch in der Regel handelt er ebenso wenig ohne die Zustimmung der obersten Götter als Agamemnon ohne die der Geronten. Eine Versammlung Aller, auch der Untersten, beruft er, wie Agamemnon die Volksversammlung, nur ausnahmsweise, um ihr seinen Willen zur Nachachtung kund zu thun.

Daß der homerischen Poesie eine lange Periode des epischen Gesanges vorausgegangen sein muß, geht auch daraus hervor, daß die Poesie die oberen Götter bereits zu fest umrissenen, lebensvollen Gestalten ausgebildet hat. In wie greifbarer Anschaulichkeit sie vor der Seele des Dichters standen, zeigt vor Allem die Vergleichung Agamemnon's mit den Göttern: Zeus, dem er an Augen und Haupt, Ares, dem er am Gurt, und Poseidon, dem er durch die mächtige Brust glich[1]). Es ist klar, daß das Festwerden solcher Anschauungen nur das Resultat einer langen Entwicklung sein, und daß abermals eine lange Zeit vergehen mußte, bis sie als allgemein bekannte vorausgesetzt werden konnten.

Selbst Nebengottheiten finden wir bei Homer schon reich mit individuellen Zügen ausgestattet. „Dort, wo sich, wie unsere Weisen sagen, seelenlos ein Feuerball nur dreht, lenkte damals seinen goldnen Wagen Helios in stiller Majestät." Sein überall hin dringender Blick bringt alles Verborgene an den Tag. Bei der täglich zum Frommen der Götter und Menschen zu unternehmenden schweren und ermüdenden Fahrt an dem öden Firmament labt ihn der Anblick herrlicher Heerden, die seine Töchter ihm auf menschenleeren Eilanden hüten: bleiben die Beschädiger derselben straflos, so droht er, zum Hades hinabtauchen und den Todten leuchten zu wollen. Daß die Meergottheiten bei Homer zahlreicher und mehr individualisirt sind als die der Landesnatur (von welchen nur die Nymphen einige Male erwähnt werden), mag sich zum Theil aus dem Inhalt der Odyssee erklären; aber ebenso denkbar ist auch, daß die Aufmerksamkeit früher und stärker vom Meere angezogen wurde, das auch die Phantasie in höherem Grade und

[1]) Helbig, Das homerische Epos, S. 319.

mannigfaltigerer Weise zur Personification seiner Erscheinungen anregte. Eine derselben, die „dunkeläugige, laut brausende, Seehunde und Delphine nährende Amphitrite“ steckt noch halb im Element.

Wie sehr auch die homerische Götterwelt ganz und ausschließlich eine Schöpfung des hellenischen Geistes zu sein scheint, so enthält sie doch bereits heterogene und zwar semitische Elemente. Die orientalischen Ansiedler, die in vorhomerischer Zeit mehrere Inseln und einen Theil des östlichen Festlandes bewohnten und den Griechen ihre überlegene (uns durch Schliemann's Entdeckungen in Mykenä näher gerückte) Cultur mittheilten, haben ihnen auch religiöse Vorstellungen und Culte des Orients vermittelt. Aber in der homerischen Zeit waren diese fremden Elemente bereits völlig assimilirt. Auch hier trifft Winckelmann's Wort zu, daß alles Fremde unter griechischem Himmel gleichsam von Neuem geboren ist, und das W. v. Humboldt's, daß Alles, was die Griechen daraus machten, seinem Ursprung „vollkommen unähnlich wurde“[1])! Wer möchte in Homer's „holdanlächelnder Kypris“, der Besitzerin des Gürtels, welcher Liebe, Sehnsucht, Geflüster und Ueberredung in sich schließt — wer möchte in ihr die semitische Naturgöttin erkennen, die noch in Herodot's Zeit an den altphönikischen Cultstätten von Kypros in derselben Weise verehrt wurde wie die Mylitta von Babylon? Die griechische Legende hat die monströsen Göttergestalten des Orients theils zu Ungeheuern degradirt (wie den mit Menschenopfern verehrten stierköpfigen Moloch zum Minotaurus) oder zu menschlichen umgeschaffen, wie den vermuthlich mannweiblichen lydischen Sonnengott zu dem in Weibertracht der Omphale dienenden Herakles. Hat die vorhomerische Zeit in Griechenland bei göttlichen Wesen Vermischungen thierischer und menschlicher Natur gekannt, so zeigt sich bei Homer kaum eine Spur davon[2]). Die griechische Phantasie duldete in der von ihr erschaffenen Götterwelt keine „Unformen und Ueberformen“, keine Mißgestalten wie die ägyptischen, assyrischen, indischen; auch keine Verunstaltungen, wie sie bei den nordischen Asen mehrfach vorkommen (die Einäugigkeit Odin's, die Einhändigkeit Tyr's u. dgl.). Bei seiner entschlossenen Vermenschlichung der Gottheiten konnte der griechische Glaube nicht anders als sie menschlich fühlen lassen, ihnen menschliche Schwächen und Leidenschaften beilegen. Namentlich durch die unvermeidlichen Beziehungen der göttlichen Personen zu einander in Liebe und Haß sind diese zahlreicher und treten ganz anders hervor als im Monotheismus. Aber nirgends zeigt sich bei Homer eine größere Rohheit der Gottesidee, als in der Stelle des Exodus, wo Jehovah die Israeliten zur Veruntreuung geliehener goldener und silberner Gefäße verleitet[3]).

Doch wie entwickelt und durchgebildet die Vorstellungen der homerischen Zeit von der Götterwelt auch bereits waren: zu einem auch nur relativen Abschluß derselben fehlte noch viel. Zum großen Theil waren sie noch im Fluß begriffen, und außerdem mannigfacher Erweiterungen und Vervollständigungen fähig, die erst in nachhomerischer Zeit eintreten. Selbst Ilias und Odyssee

---

[1]) Humboldt an Welcker, S. 79.

[2]) Helbig, Das Homerische Epos, S. 319, 5—7 findet nur solche in Skylla.

[3]) Exod. 11, 2; 12, 35.

stimmen in den Vorstellungen von den Gottheiten nicht völlig überein. Nach der ersteren fahren die Winde nach eigenem Belieben über die Erde; nach der zweiten stehen sie in der Botmäßigkeit ihres Königs Aeolos. In jener ist Hephästos mit der Charis, in dieser mit Aphrodite vermählt: beides drückt in gleich durchsichtiger Weise den Gedanken aus, daß den Werken der Kunst der höchste Reiz eigen ist, einen Gedanken, der in so früher Zeit ebenso überraschend als für griechische Auffassung charakteristisch ist. Einige Dämonengestalten, die vor dem innern Auge des Dichters aus dem Schlachtgewühl vor Troja auftauchten, die Geister des Entsetzens, der Flucht, des Kampfgetöses, hat die spätere Zeit ebenso wenig festgehalten, als die „Bittgöttinnen", Töchter des Zeus, die lahm, runzelig und schielend hinter der schnell vorauseilenden, mit weichen Füßen über die Köpfe der Menschen dahinfahrenden Schuld, Zeus ältester Tochter, einher hinken. In andern Fällen ist der Prozeß der Personification erst im Werden begriffen. „Moira" bezeichnet in der Regel das dem Menschen zugetheilte Loos, doch ist auch schon von Moiren als Schicksalsgottheiten die Rede, die jedem sein bestimmtes Loos zutheilen und einmal die „schweren Spinnerinnen" heißen. Aber bei manchen ethischen Ideen, die der spätere Glaube zu Gottheiten gestaltete, zeigt sich bei Homer noch nicht einmal ein Ansatz zur Personification: er kennt ebenso wenig eine Göttin des Sieges (Nike), als eine Göttin der Vergeltung (Nemesis), obwohl die Handlung der Ilias großentheils Kampf und Sieg, die der Odyssee Frevel und Vergeltung zum Gegenstande hat. Auch das Verlangen der Liebenden war noch nicht zu einer göttlichen Persönlichkeit verkörpert: vielleicht hat erst die in nachhomerischer Zeit aus dem Orient in Griechenland eingedrungene Männerliebe die Veranlassung gegeben, neben die Liebesgöttin Aphrodite die Jünglingsgestalt Eros zu stellen. Von dem Herde als Mittelpunkt des Hauses und seiner Heiligkeit ist öfter die Rede, doch nie von der später so hoch verehrten gleichnamigen Göttin Hestia: der Glaube an sie ist also erst später entstanden.

Neben solchen Vervollständigungen des Götterkreises erfolgten in der nachhomerischen Zeit auch mannigfache Umgestaltungen der Mythen. Je länger je mehr brach eine Auffassung des Wesens der Gottheit sich Bahn, welcher die naive Rohheit des alten Anthropomorphismus widerstrebte, ja gotteslästerlich erschien. Pindar, so altgläubig er war, vermochte nicht mehr zu glauben, daß Demeter, wenn auch geistesabwesend, eine Schulter des von seinem Vater geschlachteten Pelops verzehrt habe. Er erzählt auch bereits, daß Zeus die Titanen, die Brüder und Verbündeten des Kronos, bei dem Kampf um die Weltherrschaft aus dem Kerker im Tartaros befreit habe, in dem sie bei Homer noch schmachten.

Auch Erwerbungen der Cultur und Erweiterungen des Horizonts führten Veränderungen mancher Art, selbst neue Auffassungen einzelner Gottheiten oder Ausstattung derselben mit neuen Eigenschaften herbei. Als die bei Homer noch ganz naturalistisch betriebene Gymnastik systematisch ausgebildet und ihre Bedeutung als Erziehungsmittel allgemein anerkannt war, erschien kein Gott so geeignet zum idealen Repräsentanten wie zum Verleiher der durch sie zu erwerbenden Vorzüge als der „schwingfüßige" Hermes. Eine neue Schätzung des Ackerbaues als der Grundlage aller höheren Cultur reflectirt sich in der Er-

hebung der Demeter unter die oberen Gottheiten und der Ausbildung ihrer Legende. In der Zeit des ritterlichen Mittelalters eine Bauerngottheit, ward sie nun als „Bezähmerin wilder Sitten" verehrt, „die den Menschen zum Menschen gesellt". Da ferner das Versenken der Saat in die Tiefe der sinnigen Betrachtung einen Zusammenhang der Ackerbaugöttin mit den Mächten der Unterwelt anzudeuten schien, so ward die „schreckliche Persephoneia" (bei Homer eine bloße Todtengöttin, eine griechische Hel), zur Tochter der Demeter. Aber was konnte eine Lichtgöttin vermocht haben, die ewige Finsterniß zum Aufenthalt zu wählen? Diesem Keim entsproß die so reich entwickelte Legende vom Raube der Persephone, durch die Demeter eine mater dolorosa des griechischen Mythus ward.

Bei der grenzenlosen Toleranz und Expansionskraft des Polytheismus hatten die immer vielfacher und inniger werdenden Berührungen mit Vorderasien auch die Aufnahme neuer Gottheiten und Cultuselemente von dorther zur Folge. Mit der phrygischen Göttermutter (Kybele) und den leidenden und sterbenden Göttern des Orients drang auch deren orgiastischer Cultus ein, nicht ohne daß die bis zur Grenze des Wahnsinns gesteigerten Extasen und Entzückungen ihrer Anhänger auf starke Opposition stießen, die in der Sage ihre Spuren zurückgelassen hat. Endlich gehört auch die Vorstellung von halbgöttlichen Wesen der nachhomerischen Zeit an. Die Göttersöhne, selbst Herakles, kennt Homer nur als Sterbliche, den späteren Gott Asklepios nur als berühmten Arzt. Bei der Retterin des Odysseus aus Meeresgefahr, der Meergöttin Leukothea, die einst eine Sterbliche war, ist vielleicht die aus Hesiod bekannte Vorstellung zu erkennen, daß die Seelen der Abgeschiedenen früherer Weltalter als gute Dämonen walten.

Die Vorstellung der göttlichen Lebensfülle als einer „Götterwelt", einer „Göttergesammtheit" hielt die griechische Weltanschauung bis in die spätesten Zeiten fest. Den Glauben, der die Gottheit zu einer einsamen, kaum zu fassenden Erhabenheit entrückt, durch einen unendlichen Zwischenraum von der Menschheit trennt, haben die Griechen niemals verstanden: „der Himmel des Judenthums und Christenthums muthete sie an wie eine erkältete Oede." Noch fremder als die monotheistische Anschauung blieb ihnen die dualistische: einen Teufel kannte die griechische Religion nicht. Die Vorstellung zweier einander für immer ausschließenden Reiche des Lichts und der Finsterniß widerstrebte dem Sinn aufs Aeußerste, der die Welt als einheitliche Ordnung und Harmonie (Kosmos) auffaßte: in dieser ewigen Ordnung waren auch Uebel, Sünde und Tod von Anbeginn einbegriffen, und auch diese Dissonanzen fanden in der Harmonie des Weltganzen ihre Lösung[1]).

Als Glaube und Phantasie in Jahrhunderte langer gemeinsamer Arbeit durch Erschaffung und Ausbildung jener Gestaltenfülle der Götter- und Heroenwelt und eine unermeßlich reiche legendarische Dichtung dem religiösen Bedürfniß genügt hatten, hörte die mythenbildende Thätigkeit darum nicht auf. Auf dem religiösen Gebiet von Philosophie, Naturerkenntniß und historischer Kritik abgelöst, setzte sie ihre Arbeit (wie noch heute) auf anderen Gebieten wie dem der politischen, der Literatur- und Kunstgeschichte fort, und oft genug sind ihre Ge-

[1]) Lehrs, Populäre Aufsätze.

bilde auch dort verkannt und für Realität gehalten worden. Eine der nie aussterbenden Gattungen der Mythenbildung hat aber auch auf die religiösen Mythen durch das ganze Alterthum ergänzend, fortsetzend und umgestaltend eingewirkt. Wo immer räthselhafte Erscheinungen und Thatsachen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, pflegt die Mythenbildung dem Bedürfniß der Erklärung durch eine Legende zu entsprechen. Besonders wurden unverständlich gewordene Gebräuche und Ceremonien der Anlaß zur Entstehung solcher ätiologischen (d. h. die Ursache angebenden) Legenden. Bei den Opfern wurde das Fleisch der Opferthiere von den Opfernden verzehrt, die Knochen in Fett gewickelt den Göttern dargebracht. Es entstand die Frage: woher erhalten die Götter den schlechteren Theil? Die (in einer späteren Fassung noch erkennbar durchschimmernde, ihr hohes Alter durch ihre Rohheit bekundende) Legende antwortete: Prometheus, der Beistand der den Göttern gegenüber so hilflosen Menschen, hat Zeus durch Ueberlistung dazu bewogen. Er ließ ihm die Wahl zwischen dem mit einem Fell bedeckten Fleisch und den Knochen in einer Umhüllung glänzenden Fettes: dem verführerischen Anblick des letzteren konnte Zeus nicht widerstehen. Wie kam die winzige nackte Klippeninsel Delos zu der hohen Ehre, ein Hauptcultort des Apollo zu sein? Die Legende antwortete: Als alles Land auf Beschwörung Here's der Göttin Leto eine Stätte zur Geburt ihrer Zwillinge versagte, bot Delos sie ihr dar. Derartige Legenden entstanden in dem phantasiereichsten aller Völker zu Tausenden und wurden besonders von Priestern, Tempeldienern und Fremdenführern verbreitet. Unzählige Sagen erklärten damals wie heute die Entstehung von Namen in einer dem Verständniß des Volkes zusagenden Weise, oder hefteten sich an Bauten und Ueberreste der Vorzeit oder Naturscenen, die durch ihre Abnormität frappirten. Wie den Juden das todte Meer die Vorstellung eines göttlichen Strafgerichts erweckte, so den Griechen vulkanische Gegenden die von Kämpfen ungeheurer Mächte der Urwelt gegen die Herrschaft der Götter. Mitunter läßt sich die Entstehungszeit solcher ätiologischen Legenden bestimmen. Die Sage, daß Here in den Schweif ihres Lieblingsvogels, des Pfauen, die hundert Augen des getödteten Argos einsetzte, ist nicht älter als das vierte Jahrhundert v. Chr., vor welchem es keine Pfauen in Griechenland gab.

Schon wenige Jahrhunderte nach Homer führte die philosophische Spekulation nicht bloß zu einer höheren Auffassung der Gottheit, sondern auch zur Erkenntniß der Wesenlosigkeit der Schöpfungen des Anthropomorphismus. Könnten Rinder und Pferde, sagte Xenophanes von Elea (im 6. Jahrhundert), sich Götter malen, so würden sie ihnen die Gestalt von Rindern und Pferden geben. Ihm und Andern erschienen Homer's Erzählungen von den Göttern unwürdig und frevelhaft: nach einer Legende hatte Pythagoras Homer und Hesiod zur Strafe dafür zu ewigen Martern verdammt gesehen. Schon die ersten Erklärer Homer's glaubten den heiligen Sänger gegen den Vorwurf der Gotteslästerung durch die Annahme in Schutz nehmen zu müssen, er habe unter den Göttern Elemente und andere Naturmächte oder Affecte der menschlichen Seele verstanden. Diese den Mythus als Allegorie ansehende Methode der Erklärung ist dann durch das ganze Alterthum in der umfassendsten Weise geübt worden, besonders in den

Philosophenschulen, die eine Versöhnung zwischen Glauben und Vernunft anstrebten, wie die Stoiker und Neuplatoniker.

Etwa gleichzeitig mit der Prüfung des Volksglaubens durch die Philosophie begann der erwachende und erstarkende historische Sinn die mythischen Ueberlieferungen an dem Maßstabe der Wirklichkeit zu messen und größtentheils absurd zu finden. Daß eine Taube aus Theben in Aegypten den Befehl zur Gründung des Orakels von Dodona gebracht habe, konnte Herodot nicht glauben: „denn wie sollte wohl eine Taube sich mit Menschenstimme vernehmen lassen?" Die Dodonäer würden wohl eine thebanische Priesterin Taube genannt haben, weil ihnen ihre Sprache wie die eines Vogels klang. Und wie hätte Herakles noch als Mensch allein viele Myriaden erschlagen können? Doch mit dieser Skepsis fürchtet der ängstlich fromme Mann bereits das Maß des Erlaubten überschritten zu haben. „Soviel will ich hiervon gesagt haben: mögen mir Götter und Heroen darob nicht zürnen!" Diese sogenannte pragmatische, d. h. rationalistische (aus der Exegese des alten und neuen Testaments nur zu wohl bekannte) Erklärungsweise bevorzugten die Historiker. Indem sie den Mythus durch Ausscheidung alles Supranaturalistischen oder sonst Unglaublichen auf seinen wahren Gehalt zu reduciren glaubten, zerstörten sie ihn völlig: denn bei der rationalistischen Erklärung hört, wie Zoega gesagt hat, das Wunder auf, Wunder zu sein, ohne zur historischen Thatsache zu werden[1]). Die letzte Consequenz dieser Methode zog zu Anfang des 3. Jahrhunderts v. Chr. der Messenier Euheneros in einer Art von Roman. Auf einer fabelhaften Insel im Indischen Ocean hatte er Urkunden gefunden, nach welchen alle Götter Menschen gewesen waren, die man nach ihrem Tode wegen ihrer Verdienste als übermenschliche Wesen angebetet hatte: ein Buch, das später den christlichen Apologeten als ein heidnisches Zeugniß für den Irrthum der Vielgötterei sehr willkommen war.

Doch der Mythus ist ebenso wenig entstellte Geschichte als Allegorie. Er entspringt der Verbindung des Glaubens und der Phantasie, deren nie versiegende Geburten dem unersättlichen Verlangen der Gläubigen immer neue Nahrung bieten. Die mythenbildende Thätigkeit ist eine Dichtung, die an die Wirklichkeit ihrer eigenen Hervorbringungen glaubt, weil der Glaube sie ins Leben gerufen hat[2]). Die Allegorie fordert ebenso wenig Glauben an die Realität ihrer Geschöpfe, als sie selbst ihn besitzt. Sie bedient sich der mythischen Form nur als einer durchsichtigen Hülle. Sie ist ein Spiel des in bewußter Freiheit handelnden Verstandes, der Mythus ein unbewußt und mit Nothwendigkeit sich vollziehender Act der Phantasie. Die allegorische Erklärung der Mythen verkennt aber nicht nur völlig deren Wesen, sondern muß auch zwei geradezu unmögliche Voraussetzungen machen. Eine kleine Minorität überlegener Geister müßte eine nur ihr zugängliche Erkenntniß in eine für das Verständniß der unmündigen Menge äußerlich faßbare Form gebracht, und diese Menge die Schale für den Kern genommen und darin eine Befriedigung ihres Glaubensbedürfnisses gefunden haben.

---

[1]) Welcker, Zoega's Leben, II, 336.

[2]) Tacit. Hist. V 10: promptis Graecorum animis ad nova et mira — fingebant simul credebantque.

Die beiden Methoden der allegorischen und rationalistischen Mythenerklärung sind mit so vielen anderen Traditionen des Alterthums auf die neuere Zeit übergegangen. Beide finden sich neben einander in dem ersten seit dem Alterthum (um 1359) von dem Verfasser des Decamerone geschriebenen Buch über Mythologie (De genealogia deorum gentilium), und beide sind seitdem immer von Neuem angewendet worden. Noch verkehrtere sind seit dem 17. Jahrhundert aufgekommen. In der Meinung, die heidnischen Religionen seien durch Verdunkelung und Entstellung einer Uroffenbarung entstanden, suchte man sie aus dem alten Testament zu erklären, wie z. B. der Bischof Huet († 1721) Moses für das Urbild aller Götter, Mirjam und Zipora für das aller Göttinnen hielt. Im Zusammenhange mit dieser Ansicht stand die Vorstellung, daß ein reiner Monotheismus durch Priesterschaften vom Orient oder Aegypten aus verbreitet, doch nur Eingeweihten in den Mysterien mitgetheilt worden sei. Außerdem hat man vielfach geglaubt, als Inhalt der griechischen Mythologie die Ergebnisse bestimmter Wissenschaften nachweisen zu können, namentlich der Astronomie, Alchymie und Chemie. Noch 1836 bewies der Hallische Professor Schweigger, daß die Mythologie die Lehre von der Chemie, Elektricität, dem Galvanismus und Magnetismus enthalte[1]), und O. Marbach fügte 1874 hinzu, daß die Belehrungen über diese Naturkräfte den Eingeweihten in den Mysterien unverhüllt mitgetheilt und mit Demonstrationen und Experimenten begleitet worden seien; da nun die Stärke des Heidenthums in seiner wissenschaftlichen Naturerkenntniß bestand, waren die Mysterien der christlichen Kirche besonders verhaßt[2]).

Der Periode der Aufklärung sagte die grundverkehrte Vorstellung besonders zu, daß hochweise orientalische Priester und Missionäre dem rohen griechischen Volke die Lehren von Gott und der Natur in der für seinen Intellect allein passenden Form des Mythus mitgetheilt, daneben aber die kleinen Kreise der Eingeweihten in den Mysterien über den wahren Sinn dieser Legenden belehrt hätten; man stellte sich diese Kreise wie Freimaurerlogen, und den Hierophanten nach Art des Sarastro in der Zauberflöte vor. Es ist merkwürdig, daß bei diesen Anschauungen der Aufklärungszeit auch der „Romantiker unter den Philologen" Friedrich Creuzer stehen geblieben ist. War er aber hierin von Heyne, dem Hauptvertreter dieser Auffassung im 18. Jahrhundert abhängig, so war er es freilich in anderer Hinsicht in noch höherem Grade von Görres: original ist er in Nichts gewesen. Aus Görres' „Mythengeschichte der asiatischen Welt" (1810) entlehnte er die Vorstellung von der im Monotheismus beruhenden Ureinheit aller Religionen, deren Lehren Priester von Osten nach Westen verbreiteten, und zwar unter der Hülle der von ihnen geschaffenen Symbole und Mythen: zum Verständniß derselben bedürfe der Mythолog eines Organismus, der dem des Dichters ähnlich sei. Der historischen Kritik, ja überhaupt einer wissenschaftlichen Methode glaubte Creuzer sich überhoben: an ihre Stelle tritt bei ihm ein planloses Herumtasten nach Aehnlichkeiten und Analogien, und eine maßlose Willkür und Phantastik der Combinationen und Deutungen, die nur zu

[1]) Schweigger, Die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft.
[2]) Marbach, Die Oresteia des Aeschylus, S. 189.

sehr die Parodie herausfordert; der in diesem wilden Durcheinander wie im Wirbel umhergeführte Leser wird bald schwindlig. Daß Creuzer's Symbolik und Mythologie (1810—1812) einen ungeheuern, fast beispiellosen Erfolg hatte, war ein Zeichen der Zeit, der Periode der Romantik, der Naturphilosophie und Mystik: man war der Plattheit und Nüchternheit des Rationalismus übersatt und erwartete auch für die Wissenschaft neue Offenbarungen von Inspiration und Ahnung. Dem Erfolge des Creuzer'schen Systems that die höchst unerquickliche Antisymbolik von J. H. Voß (der in seinen mythologischen Briefen gegen Heyne das Recht der historischen Kritik in der Mythenforschung nachdrücklich und erfolgreich verfochten hatte) keinen Abbruch. Dagegen entzog ihm Lobeck's Aglaophamus (1829) zum großen Theil den Boden durch den Nachweis, daß in den Mysterien überhaupt nichts gelehrt wurde, am wenigsten Monotheismus, sondern daß auch sie auf den Voraussetzungen des nationalgriechischen Glaubens beruhten. Die spontane Entstehung und Volksthümlichkeit des Mythus, seine Unabhängigkeit von Priesterlehre, seinen Unterschied von der Allegorie hat K. O. Müller in seinen „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie" (1825) vortrefflich dargethan. Doch dieser ausgezeichnete, der Wissenschaft so früh entrissene Gelehrte neigte zu sehr zur Ueberschätzung der lokalen Elemente in der Mythenbildung gegenüber den nationalen, der historischen gegenüber den idealen, und in Folge dessen zu der Annahme, der griechische Polytheismus sei aus der Vereinigung der Culte verschiedener Stämme entstanden, deren jeder einen andern Hauptgott verehrte. Abgesehen davon, daß es ein von vornherein aussichtsloses Bemühen ist, die Culte der griechischen Stämme in der vorhellenischen in tiefes Dunkel gehüllten Zeit ermitteln zu wollen, ist dies auch an und für sich unglaublich. Es wäre fast ein Wunder, wenn zahlreiche Stammesculte in der Weise zu einander gepaßt und einander ergänzt hätten, daß aus ihrer Vereinigung, wenn auch in noch so langer Zeit, ein so lebendiger Organismus wie die homerische Götterwelt hätte entstehen können.

Ein neues Element brachten in die Mythenforschung die Eindrücke, die gelehrte Reisende seit der Erschließung Griechenlands von der dortigen Natur empfingen. Gewiß ist die Einwirkung derselben auf die Mythenbildung nicht gering anzuschlagen; doch hat sich gezeigt, daß jenen Eindrücken gegenüber die Gefahr unberechtigter Generalisirung der einzelnen Beobachtungen besonders schwer zu vermeiden ist. Der erste Mythologe, der Griechenland bereiste, Forchhammer, will nicht bloß Naturvorgänge als einzigen Inhalt aller griechischen Mythen anerkennen, sondern auch nur solche von einer bestimmten Gattung, nämlich Metamorphosen von Luft und Wasser durch die verschiedenen Grade der Wärme bis zu den tödtlich wirkenden Extremen der Kälte und des Feuers.

Forchhammer's mit seltener Unentwegtheit seit einem halben Jahrhundert festgehaltene Anschauungen haben auf eine Reihe von Gelehrten nicht geringen Einfluß geübt. Jedenfalls ist die Ansicht, daß alle oder die meisten Götter und Halbgötter Personificationen von Naturerscheinungen und -vorgängen sind, die sich zu ethischen Persönlichkeiten erst allmälig entwickelt haben, so allgemein geworden, daß sie in weiten Kreisen als selbstverständlich gilt. Die hervorragendsten Mythologen, wie Preller, Gerhard und Welcker suchen vor

Allem die ursprüngliche Naturbedeutung jeder Gottheit festzustellen, um dann aus derselben die Entwicklung ihres Wesens und ihre Legende abzuleiten. Doch jene Voraussetzung wäre nur für diejenigen Gottheiten wahrscheinlich, von denen sich erweisen ließe, daß sie einer Urzeit angehören. Uebrigens können ohne Zweifel Mächte, die im Menschenleben walten und zur Natur keinerlei Beziehung haben (wie der römische Mercurius) ebenso gut in der vorhomerischen Zeit zu Göttern erhoben worden sein wie in der nachhomerischen. Stände es aber auch fest, daß die Urbedeutung der griechischen Götter durchweg die von Naturerscheinungen und -vorgängen war, so wäre dieselbe doch kaum in irgend einem Falle mit Sicherheit zu ermitteln. Denn die Resultate der von verschiedenen Forschern mit demselben Material und nach derselben Methode angestellten Untersuchungen stimmen selten überein. So ist Ares nach Welcker ursprünglich ein Sonnengott, nach Gerhard „hauptsächlich Erdgott und Vernichter", nach Preller der durch Sturm aufgeregte Himmel. Bei Hera hat man die Wahl, ob man sie für eine Erd-, Luft-, Mond-, Wolken- oder Aethergöttin halten will oder gar (mit Bursian) für eine Erd- und Luftgöttin zugleich[1]). Bei Hermes kann man zwischen noch mehr Deutungen wählen, und der Gläubigste muß stutzig werden, wenn er sieht, daß Preller ihn in der ersten Auflage seiner Mythologie für einen Gott des Regens, dagegen in der zweiten für einen Gott der Licht- und Luftveränderung, der Wolken- und Nebelbildung erklärt. In der That ist bei dieser Methode ein gewisser Cirkel gar nicht zu vermeiden. Jeder Forscher mustert die Sagen, Beiwörter und Culte der einzelnen Götter in der Absicht, diejenige Naturerscheinung zu finden, die sich all diesem mit dem gelindesten Zwange anpassen ließe, und legt die vermuthete dann wieder der Erklärung der ganzen Mythenmasse zu Grunde. Wenn dabei nun der Eine auf den Regen, der Andre auf das Zwielicht, ein Dritter auf den Wind verfällt u. s. w., so muß der Werth dieser Methode sehr problematisch erscheinen.

Eine ganz neue Perspective eröffnete für die griechische Mythologie die Sprachvergleichung. In ungeahnter Weise war die Erkenntniß wie der übrigen arischen Sprachen, so auch der griechischen, durch die vergleichende Betrachtung aller Glieder dieser Familie erweitert, vertieft und befestigt worden; vor Allem hatte das Sanskrit mit seinen vielfach in scharfer Ausprägung erhaltenen Formen den besten Schlüssel für das Verständniß der in den Schwestersprachen durch Verstümmelung und Abschleifung unkenntlich gewordenen geboten. So durfte man erwarten, daß auch die in langer Entwicklung bis zur Unkenntlichkeit entstellten Grundbedeutungen der griechischen Mythen sich vielfach durch die entsprechenden, in ursprünglicherer Gestalt überlieferten anderer arischer Völker würden erschließen lassen, vor Allem durch die in den ältesten indischen religiösen Urkunden (den Veden) in reicher Fülle erhaltenen mythischen Anschauungen. Es war nur natürlich, daß die Begründer der neuen Wissenschaft von ihr die allergrößten Ergebnisse erwarteten. Wie Hegel die gemeinsame Abkunft des Sanskrit und des Griechischen, so erklärte Max Müller auch die der beiden

[1]) Jenaer Literaturzeitung 1877, Nr. 9.

Mythologien für die Entdeckung einer neuen Welt; er glaubte, Hesiod's Theogonie verhalte sich zu den Veden wie eine Carricatur zum Original[1]). Doch diese Hoffnungen haben sich bisher nur in sehr geringem Maße erfüllt.

Die mit Jubel begrüßte Entdeckung, daß die Benennungen des griechischen Vater Zeus, des römischen Vater Jovis (Jupiter) und des indischen djâus-pitâ (Vater Himmel) identisch sind, ließ erwarten, daß in den Veden eine ganze Reihe von Urformen griechischer Götternamen gefunden und damit auch ihre Urbedeutungen erkannt werden würden. Aber jene Entdeckung ist bisher fast die einzige ihrer Art geblieben. Fast alle außerdem versuchten (nicht zahlreichen) Gleichungen griechischer und indischer Götternamen sind bestritten oder schon wieder aufgegeben, und es bleibt mindestens eine offene Frage, ob es außer Zeus (und Uranos) griechische Gottheiten gibt, die einen aus der arischen Urheimath stammenden Namen tragen. Aber noch mehr. Wie wir gesehen haben, ist der Glaube an nicht wenige göttliche Wesen erst auf griechischem Boden entstanden. Ebenso gut aber, wie Eros, Nemesis, Tyche, Nike erst nach Homer zu Göttern geworden sind, besteht bei den meisten übrigen die Möglichkeit, daß ihre Aufnahme in die Götterwelt in die unberechenbar lange Periode zwischen der Niederlassung der Einwanderer in die neue Heimath und Homer fällt. Bei Demeter ist dies so gut wie gewiß[2]), und daß der Glaube an Poseidon und die übrigen Meergötter erst entstand, als der wandernde Stamm der späteren Griechen das Meer kennen lernte, mindestens wahrscheinlicher, als daß die aus der Heimath mitgebrachte Vorstellung eines Himmels- oder Sonnengottes sich nun in die eines Meergottes verwandelte.

Endlich ist es, wie gesagt, gewiß, daß der griechische Götterglaube in vorhomerischer Zeit fremde, namentlich semitische Elemente vielfach aufgenommen hat. E. Curtius nimmt sogar an, daß nicht bloß Aphrodite, sondern alle oder die meisten griechischen Göttinnen Metamorphosen derselben, allen semitischen Völkern gemeinsamen Naturgottheit waren, die in jedem griechischen Canton unter einer andern Form und einem andern Namen neben dem einheimischen Obergott verehrt worden sei. Bleibt es aber auch ungewiß, in welchem Umfange semitische Bestandtheile des griechischen Glaubens anzuerkennen sind, so darf doch keinesfalls bei jeder griechischen Gottheit der arische Ursprung ohne Weiteres vorausgesetzt werden.

Aber auch von diesem Allen abgesehen, ist der Werth der Veden für die griechische Mythologie weit überschätzt worden. Urarische religiöse Vorstellungen enthalten ja auch sie nicht, sondern die eines Stammes, der sich von dem Urvolk getrennt und seinen Götterglauben unter den Einflüssen eines neuen Landes und neuer Umgebungen ausgestaltet hatte. Wenn (um von den vielen und großen Differenzen zwischen dem indischen und dem räumlich am nächsten stehenden eranischen Glauben nur ein Beispiel anzuführen) Indra bei den Indern unter den guten, Segen spendenden Göttern der größte, bei den Eraniern ein böser Geist ist[3]), so darf man annehmen, daß in der ebenfalls unberechenbar langen

[1]) Essay's II, 125 u. 68.

[2]) Mannhardt, Mythol. Forschungen, Cap. V.

[3]) Spiegel, Die Mythologie der Vedas, Ausland 1870, Nr. 29, S. 679 ff.

Periode zwischen der Einwanderung der Inder und der Abfassung der Veden in dem neuen Lande tiefgreifende Veränderungen und Umgestaltungen der altarischen Religion erfolgt sind. Allerdings setzt man die Abfassung der Lieder des Rigveda muthmaßlich in eine sehr alte Zeit (früheſtens 2000—1500 v. Chr.). Doch auch sie sind nicht reine Producte des dichtenden Volksgeistes; sie enthalten „keineswegs eine rein ursprüngliche und naive, sondern eine vielfach schon subjective und mit Allegorie durchsetzte Poesie[1]). Namentlich aber sind die mythischen Vorstellungen der Veden vielfach nicht fest begrenzte, sondern im Fluß begriffene und schwankende, und lassen daher, je nach der Grundanschauung, von der man ausgeht, sehr verschiedene Deutungen zu. Kuhn und Schwartz beziehen sie hauptsächlich auf meteorische Erscheinungen (Sturm, Wolken und Gewitter, oder, wie Kuhn es später gefaßt hat[2]), den Kampf des Lichtes mit der Finsterniß), Max Müller auf Erscheinungen der Sonne, besonders der Morgenröthe. Kuhn hielt Saramêyas, den Sohn der Götterhündin Saramâ, für einen Schlafgott und das Prototyp des griechischen (nach ihm in grauer Vorzeit ebenfalls hundsköpfig gedachten) Hermes; doch nach M. Müller ist Saramêyas ebenso wenig ein Schlafgott wie Saramâ eine Hündin, und diese letztere, welche Kuhn für eine Personification des Sturmes hielt, bedeutet nach ihm die Morgenröthe[3]). Und wenn beide Gelehrte darin übereinstimmen, daß die Urform der griechischen Erinnyen in der Saranyu der Veden zu finden sei, so hält Kuhn diese für die eilende Sturmwolke, die dann zur Verfolgerin des Mordes wurde, Müller für die Morgenröthe, welche die Unthat enthüllt[4]).

Stände also auch die Entwicklung zahlreicher griechischer mythischer Gestalten und Vorgänge aus indischen fest, so bliebe es immer noch fraglich, ob der Gewinn für die Erkenntniß der Urformen der ersteren ein erheblicher sein würde. Noch mehr muß man dies auf Grund einer anderen Thatsache bezweifeln. Das den Griechen nächstverwandte Volk sind die Italiker. Sprache, Cultur und Sitte beider bieten so viele Uebereinstimmungen, daß man annimmt, noch längere Zeit nach der Auswanderung aus der arischen Urheimath hätten beide Völker ein Volk, die Gräco-Italiker, gebildet. Wenn irgendwo, wäre also hier eine durchgehende Uebereinstimmung auch der religiösen Vorstellungen zu erwarten: aber diese ist durchaus nicht vorhanden. Allerdings haben Griechen und Italiker einige Hauptgottheiten (und auch deren Benennungen) gemein, doch die Grundanschauung der Götterwelt ist hier und dort wesentlich verschieden. In dem Glauben der Römer (dem einzigen italischen, die wir kennen), zeigt sich der bei den Griechen so stark hervortretende und so überaus wirksame Personificationstrieb überraschend wenig entwickelt. Die römischen Gottheiten haben kaum mehr Persönlichkeit gewonnen, als erforderlich ist, um sie als Urheber von Machtäußerungen zu denken, und in diesen, nicht in der Persönlichkeit, fanden die Römer das Wesen der Gottheit. Daher fehlt der römischen

[1]) Mannhardt, Mythol. Forschungen, 2. Aufl., II, S. XV.

[2]) Kuhn, Entwicklungsstufen der Mythenbildung. Abhandlungen der Berliner Akademie, 1873, S. 126.

[3]) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache (deutsch von Böttger), II, 433.

[4]) Daselbst II, 484 ff.

Religion die Legendenbildung so gut wie ganz, ihre Götter haben keine Geschichte. Zwar sind männliche und weibliche im Cultus als Paare zusammengestellt worden, aber diese Ehen sind meist kinderlos und die Vorstellung einer Götterfamilie ist Rom fremd geblieben. Der Hang und das Bedürfniß, die himmlischen Mächte in ihren Wirkungen zu erkennen und zu verehren, erweckte die Vorstellung zahlloser göttlicher Wesen, deren Macht man sich auf die momentanesten Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens beschränkt dachte. So behüteten die Entwicklung des ersten Kindesalters unter andern Gottheiten des ersten Schreies, der Mutterbrust, der Wiege, der Knochenbildung, des Stehens, des Sprechens u. s. w.; zu ihnen gehört die Göttin des Aufhebens Levana (durch Aufheben erkannte der Vater das vor ihn hingelegte Neugeborene als das seine an), nach welcher Jean Paul sein Buch über Erziehung benannt hat. In der römischen Religion erschien die Gesammtheit der göttlichen Mächte und Wirkungen als ein durch Leben und Weltall verbreitetes Fluidum, das unendlich verschiedene Gestalten annehmen kann, ohne darin zu verharren; doch war diese Religion mehr ein Pandämonismus als ein Pantheismus. Waren aber römischer und griechischer Götterglaube so grundverschieden, so ergibt sich der Rückschluß auf das Verhältniß des griechischen zu dem so viel ferner stehenden indischen von selbst.

Aber auch Uebereinstimmung von Mythen setzt gemeinsame Abstammung noch keineswegs mit Nothwendigkeit voraus. Die abgelegensten Völker und die äußerlich am wenigsten sich nahe stehenden Menschenracen begegnen sich in ihren geistigen Regungen auf so überraschende Weise, daß sich eine Gleichheit ihres Denkvermögens bis auf dessen seltsamste Sprünge und Irrfahrten ergibt[1]). Die Begrüßung durch Reiben der Nase findet sich bei den Eskimos, den Maori, Polynesiern, Malaien und Lappen; die polynesische Schließung eines Freundschaftsbundes durch Namentausch bei den Mohaw in Nordamerika und in Südafrika; die Sitte, daß bei der Geburt eines Kindes der Mann das Bett hütet, welche die alten Geschichtsschreiber als den Corsen und spanischen Basken eigenthümlich erwähnen, fand Marco Polo in Hochasien, und sie besteht gegenwärtig in Südamerika und am Congo u. s. w. Der im alten und modernen Europa so verbreitete Glaube an den bösen Blick herrscht auch in Kuka, der Hauptstadt des Negerstaats Bornu: man transportirt dort bessere Pferde bei Nacht, um sie dem bösen Blick der Menschen zu entziehen[2]). Wenn also das Gottesurtheil der Feuerprobe sich bei Indern, Griechen und Germanen findet[3]), so ist es deshalb noch nicht nothwendig arische Erbschaft: es kommt auch auf Madagaskar vor[4]).

Hiernach muß man von vornherein erwarten, daß sich bei ganz verschiedenen Völkern auch gleiche Mythen finden werden, ohne daß ein gemeinsamer Ursprung oder Uebertragung anzunehmen ist: und so ist es in der That. Die Schöpfungsgeschichte und Fluthsage der Cariben von Guyana erinnert sehr an die Erzählung

[1]) Peschel, Völkerkunde, S. 22—27.
[2]) Nachtigal, Sahara und Sudan, I, 607.
[3]) Grimm, Rechtsalterthümer, S. 933, 935.
[4]) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, II, 440.

der Genesis und zugleich an die Sage von Deukalion der einzige Mann, der sich in einem Kahn rettet (und dem eine Ratte die Nachricht bringt, daß die Wasser sich verlaufen), bevölkert die Erde neu, indem er Steine hinter sich wirft[1]). Mag die Form dieser Sage vielleicht nicht ohne Einmischung christlicher Elemente entstanden sein, so finden sich ähnliche Fluthsagen doch in den verschiedensten Gegenden: in Peru (wo der Hund die Stelle der Taube in der Genesis vertritt)[2]), in Mexico (wo der dortige Noah auf dem Berge Colhuacae landet)[3]), in Hawaii, Tahiti und Neuseeland. Nach der Sage von Tahiti retten sich ein Mann und eine Frau, die, Junge von allen Thieren mitnehmend, auf einen mythischen Berg fliehen; von ihren Kindern stammen alle Menschen[4]). Eine Sage auf Tonga erinnert an die von Kain und Abel[5]). In den verschiedensten Gegenden finden sich ferner Sagen von der übernatürlichen Geburt von Heroen und Religionsstiftern durch eine Jungfrau. So geht Buddha als fünffarbiger Lichtstrahl in den Leib seiner Mutter ein und wird durch ihre rechte Seite oder aus ihrer Achselhöhle geboren. Aehnliche Legenden gibt es in Mexico von der Geburt des Huitzilopochtli[6]) und Quetzalcoatl; der letztere ist ein als milder Gott verehrter religiöser Reformator, der die Abschaffung der Menschenopfer forderte, und dessen Anhänger an sein ewiges Fortleben und seine einstige Wiederkehr glaubten: die landenden Spanier hielten sie für seine Söhne[7]). Nach einer Sage der Indianer von Guatemala wird eine Jungfrau dadurch, daß der Saft aus dem in eine Baumfrucht verwandelten Kopfe eines von dem Höllenfürsten ermordeten Gottes in ihre rechte Hand träufelt, Mutter zweier Söhne, die den Mord rächen[8]).

Diese und ähnliche Thatsachen zeigen, daß der bisher von den vergleichenden Mythologen eingeschlagene Weg mindestens nicht allein zum Ziele führt. Während die Gemeinsamkeit des Ursprungs der Mythen, wie wir gesehen haben, keineswegs Gleichartigkeit bedingt, durch welche eine gegenseitige Erklärung ermöglicht wird, zeigt sich, daß Gleichartigkeit der Anlässe vielfach auch eine gleichartige Entwicklung und damit überraschende Uebereinstimmung der aus denselben hervorgegangenen Mythen zur Folge hat. Die Forschung wird sich also nicht auf die Vergleichung der Mythen sprachverwandter Völker beschränken dürfen, sondern auch die analogen Glaubensformen der Völker verschiedener Stämme in Betracht ziehen müssen.

Für die griechische Mythologie kann ihre Arbeit aber nur dann eine fruchtbringende sein, wenn die Mythenvergleicher aufhören werden, dieselbe, d. h. die Masse der Trümmer von Bildungen aus den verschiedensten Epochen und Phasen

[1]) Waitz, III, 386.
[2]) Waitz, IV, 451 u. 453.
[3]) Waitz, IV, 163.
[4]) Waitz-Gerland, VI, 270 ff.
[5]) Waitz-Gerland, VI, 238 f.
[6]) Waitz, IV, 143.
[7]) Waitz, IV, 141 f.
[8]) K. Scherzer, Handschriftl. Werke des Padre Fr. Ximenez in der Universitätsbibliothek zu Guatemala. Ausland 1856, Nr. 21—23. Vergl. die Sagen von Tonga, Samoa und Neuseeland bei Waitz, VI, 253 ff.

vieltausendjähriger Entwicklungsprocesse als ein im Ganzen gleichartiges, ohne Sichtung und Unterscheidung zu verwerthendes Material zu betrachten. Bis jetzt gleicht ihr Verfahren noch vielfach dem eines Historikers, der in einem späteren Jahrtausend aus fragmentarischen Ueberresten der christlichen Literatur von achtzehn Jahrhunderten die Geschichte des ältesten Christenthums schreiben, und dabei Anschauungen, Dogmen und kirchliche Satzungen, die sich im Laufe dieser Zeit entwickelt haben, ohne Weiteres als in der Zeit der Apostel bereits vorhanden voraussetzen würde, falls sie zu seiner Hypothese von dem Wesen des Urchristenthums paßten. Die Mythenvergleicher verwenden nicht bloß vielfach zur Reconstruction der ältesten Mythenformen ätiologische Legenden, allegorische und grammatische Deutungen und Klügeleien, theologische Speculationen religiöser Secten und Philosophenschulen, sondern versuchen in der Regel auch nicht einmal, die unzähligen, durch poetische Darstellung eingetretenen Veränderungen und Zusätze der Mythen von deren ursprünglichem Bestande zu sondern. Wenige Sagen sind durch die epische Dichtung so vielfach umgestaltet, erweitert und mit neuen romantischen Motiven ausgestattet worden als die Argonautensage. Dennoch glaubt Kuhn[1]) in jedem Zuge derselben noch altarische in der Weise der Urzeit ausgedrückte Vorstellungen des Kampfs zwischen Licht und Finsterniß zu erkennen. Das goldene Vließ bedeutet das Licht, der Baum, an dem es aufgehängt ist, sowie der Drache, der es bewacht, den Nachthimmel; die erzhufigen feuerschnaubenden Stiere, die Jason anschirren muß, sind ein Ausdruck für den anbrechenden Morgen mit seinen feurig glühenden Wolken, ebenso die Drachenzähne, die er säen, und die aus diesen hervorgehenden ehernen Männer, mit denen er kämpfen muß. In dem Steine, den Jason unter die Kämpfenden wirft und durch den er ihre Vernichtung herbeiführt, erkennt Kuhn die Sonne, und mit dem Hang der vergleichenden Mythologen, ihre in einem Falle (wirklich oder scheinbar) zutreffenden Beobachtungen zu generalisiren, findet er dieselbe Bedeutung des Steins auch in andern Mythen. Der von Sisyphos gewälzte Stein ist die Sonne, die den Himmelsberg hinan- und auf der andern Seite hinabrollt. Der von Kronos statt des Zeuskindes verschluckte und wieder ausgespieene Stein ist die in Abendnebeln unter- und strahlenlos aufgehende Sonne. Auch der Stein, mit dem der „sonnenäugige" Kyklop seine Höhle verschließt, ist die Sonne.

Erhält man nun aus einem Ueberblick über die Literatur der vergleichenden Mythologie den Eindruck, daß hier nach dem Worte Heraklit's noch „Alles fließt," so fehlt es doch auch nicht an Anzeichen, daß die junge Wissenschaft schon angefangen hat, die Kinderschuhe auszutreten. Die sich in immer weitere Kreise verbreitende Erkenntniß der Unhaltbarkeit so vieler, anfangs aufs Beifälligste aufgenommener Resultate hat die Nothwendigkeit einer vorsichtigeren und strengeren Methode dargethan und zugleich die anfangs maßlose Zuversicht der Forscher herabgestimmt. Schwerlich würde heute noch Jemand wie der Engländer Cox (1871) behaupten, daß die vergleichende Mythologie in der objectiven Sicherheit ihrer Ergebnisse der Mathematik und Physik gleichkomme. Ja, die

[1]) Kuhn, Entwicklungsstufen der Mythen, 1873, S. 138 ff.

vergleichende Mythologie hat auch bereits einen, den bedeutendsten älteren Forschern ebenbürtigen Meister aufzuweisen, in Wilhelm Mannhardt (geboren 1831 zu Friedrichsstadt in Schleswig, gest. zu Danzig 1880).

Die Ausdauer und Hingebung, mit der dieser merkwürdige Mann sein ganzes Leben in den Dienst der mythologischen Forschung stellte, ist um so bewunderungswürdiger, da er lange Zeit unter dem Druck materieller Sorgen und lebenslänglich unter dem eines schweren Gebrechens stand, das ihn schon als Knaben an das Streckbett fesselte, „das große Hemmniß seines Lebens wurde" und seinen frühen Tod herbeiführte. Seine ersten Arbeiten waren unter dem Einfluß der von J. Grimm, Kuhn und Schwartz gegebenen Richtungen entstanden; doch allmälig erkannte Mannhardt die Grundirrthümer der bisherigen Methoden und erklärte die Resultate seines eigenen (von Andern als Muster gepriesenen) Werks „Germanische Mythen" (1858) für „ebenso verfehlt, verfrüht oder mangelhaft wie den größeren Theil der bisherigen Ergebnisse auf dem Boden der indogermanischen Mythenvergleichung."[1]). Die Aufgabe, die er sich dann stellte, die Erforschung der mythischen Gebräuche beim Ackerbau, konnte nur von einer ungewöhnlichen Kraft gelöst werden. Eine Anzahl bestimmter Fragen in Hunderttausenden von Exemplaren über ganz Europa verbreitet, und von Kundigen bereitwillig beantwortet, lieferte ein gewaltiges Material, das er aus der Literatur, durch Erkundigungen auf Reisen und durch Befragung von dänischen, österreichischen und französischen Kriegsgefangenen, welche die Kriege von 1864 bis 1870 in die Nähe Danzigs führten, noch sehr vervollständigte. Die Bearbeitung dieser ungeheuern Massen von Ueberlieferungen ergab das Bild eines großen, aus dem höchsten Alterthum stammenden, im Wesentlichen wohl erhaltenen Anschauungskreises, der Germanen, Romanen, Kelten, Slaven und Lithauern gemeinsam war, und dessen bald hier bald dort stückweise erhaltene Glieder einander in überraschender Weise ergänzten. Zu den griechischen Sagen, auf die in Mannhardt's beiden letzten und reifsten Werken[2]) neues Licht fällt, gehört die Peleussage, deren unvollständige Ueberlieferung sich in allen Momenten aus verwandten deutschen (besonders der Siegfriedsage) und keltischen (der Tristansage) herstellen läßt (Drachenkampf, Ueberfall des Helden durch Verräther, Ausweisung als Drachentödter durch ausgeschnittene Zungen, Gewinnung der Braut). Die letztere, Thetis, erweist sich als Elfe, die wie Melusine stumm bei dem Gatten weilt, und als er gegen ein Verbot handelt, verschwindet. Den griechischen Kyklopen, als Wald- und Berggeistern, entsprechen die wilden Leute der nordischen Sage nicht bloß durch die Einäugigkeit und das Hüten von Heerden, wie der russische Ljeschi und das tirolische „Kasermandl" (ein melkender und käsender Alpengeist), sondern sie nennen auch, von einem Menschen mißhandelt, dessen vermeintlichen Namen „Ich selbst" als Thäter, wie Polyphemos den „Niemand." Die bekannte Erzählung Plutarch's vom Tode des großen Pan erweist sich durch völlig analoge, durch ganz Deutschland von Tirol und Bayern

[1]) Wald- und Feldculte, II, S. XX.

[2]) Wald- und Feldculte, I, 1875; II, 1877. Mythol. Forschungen. Aus Mannhardt's Nachlaß herausgegeben von Müllenhoff und Scherer. 1884.

bis Nordschleswig verbreitete Erzählungen als echte Volkssage, die freilich immer noch räthselhaft bleibt. Auch hier zeigt sich, daß die Uebereinstimmungen über die Kreise der stammverwandten Völker weit hinausreichen. Der hebräischen Ausstoßung des Sündenbocks am Versöhnungsfest in die Wüste, der in vormosaischer Zeit den Dämon des Mißwachses und der Krankheit bedeutete, entsprechen im alten Griechenland periodische Austreibungen von Menschen, die denselben Dämon darstellen[1]). Der nordischen Kornmutter, der altgriechischen Speltmutter (Demeter), entspricht die Peruanische Maismutter (Mamazara)[2]), durch die der Mais Entstehen und Bestehen hat.

Freilich bleibt auch bei diesen mit so großer Umsicht und Behutsamkeit geführten Untersuchungen Vieles problematisch, und dies wird fast überall der Fall sein, wo man versucht, die Entwickelung von Mythen, die in einer späten Form überliefert sind, mit Hilfe von Analogien bis zu ihrem Ursprunge zurück zu verfolgen. Homer gleicht (nach einem treffenden Ausdruck Welcker's) einem einsam aus Wolken ragenden Berghaupt: vor und hinter ihm ist weit und breit Alles dicht verhüllt. Es kann der Forschung gelingen, diese Nebel hie und da zu theilen; aber daß sie völlig oder auch nur großentheils gehoben werden könnten, dazu ist bis jetzt nicht die geringste Aussicht vorhanden.

---

[1]) Forschungen, S. 127—131 ff.
[2]) Das. S. 342—347.

Tunesien als französische Colonie.

Von
Prof. Dr. **Theobald Fischer.**

Die politische Dreitheilung Klein-Afrika's, wie man treffend die Atlasländer genannt hat, in die Staaten Marokko, Algerien und Tunesien ist geographisch bedingt und hat daher stets bestanden. Nur einmal, in der Blüthezeit des arabischen Weltreichs, hat das ganze Gebiet als Glied desselben eine politische Einheit gebildet; die heutigen Staaten entsprechen im Wesentlichen dem karthagischen, numidischen und mauretanischen Gebiete des Alterthums. Nur die Grenzen haben sich je nach der Machtentfaltung des einen oder des andern hin- und hergeschoben, ähnlich den Grenzen Frankreichs und Deutschlands. Marokko ist das Gebiet des hohen Atlas und seiner oceanischen Abdachung, Tunesien das Gebiet der östlichen Abdachung des Atlashochlands und des wichtigsten klein-afrikanischen Flusses, des Medscherda. Algerien liegt mit weniger sicheren Ost- und Westgrenzen mitten zwischen beiden und zerfällt, auch dadurch weniger einheitlich, nach seinen Oberflächenformen in drei natürliche Gebiete, in drei parallele Landgürtel, die, durch zwei unter sich und mit der Küstenlinie parallele Bodenanschwellungen von einander geschieden, sich nach der Gesammtheit ihrer geographischen Charakterzüge so scharf von einander abheben, wie selten aneinander grenzende Gebiete, das Tell (das anbaufähige Land am Mittelmeere), die Hochsteppe und die Wüste. Nur Marokko besitzt noch einen kleinen, von Frankreich stetig geschmälerten Antheil an diesen drei Landgürteln.

Die Weltstellung und politische Bedeutung der drei Länder ist daher eine sehr verschiedene. Am wenigsten einheitlich gestaltet, nach Küstengliederung und Oberfläche, am wenigsten reich ausgestattet, am ungünstigsten für den Weltverkehr, an vielen Punkten zwar, aber an keinem bequem zugänglich, ist das Mittelland Algerien, das im Zusammenwirken aller dieser geographischen Verhältnisse stets am wenigsten politische Selbständigkeit besessen und dieselbe früher als die beiden andern, vor mehr als einem halben Jahrhundert, an Frankreich verloren hat. Am verschlossensten, am schwersten zu erobern, dabei für den Welthandel überaus wichtig gelegen ist Marokko, dessen Bezeichnung innerhalb der

Welt des Islam als Maghreb-el-Aksa, der äußerste Westen, seit Erweiterung der Erde um eine zweite Hälfte seine Weltstellung nicht mehr richtig kennzeichnet. Marokko besitzt auch nicht einen natürlichen oder durch Kunst leicht zu verbessernden Hafen, selbst der verhältnißmäßig beste, Mogador, kann im Winter oft längere Zeit nicht angelaufen werden. Seine Mittelmeerküste ist die vom Innern wie vom Meere aus schwer zugängliche, berüchtigte Rifküste, die darum und weil dies Gewerbe so nahe an einer großen Welthandelsstraße stets lohnend war, bis in die allerneuste Zeit Sitz von Seeräubern gewesen ist. Wurde ja dort noch 1856 die preußische Corvette Danzig von Seeräubern angefallen. Marokko wendet dem Ocean die Stirn zu, Europa reicht es mit seinem nördlichen, halbinselartigen Vorsprunge an der Meerenge von Gibraltar den rechten, Inner-Afrika, dem an Erzeugnissen und Menschen reichen Sudan über die Oasen der Wüste den linken Arm. Während die Seestädte Algeriens für den Handel mit Inner-Afrika sehr ungünstig liegen, weil die Karawanen die beiden Bodenanschwellungen und die Hochsteppe überschreiten und dann in das dem Kameel, dem Schiff der Wüste, seines feuchteren Klima's wegen nicht zusagende Tell hinabsteigen müssen, hat man, um Süd-Marokko und seine Seestädte zu erreichen, nur den Atlas zu übersteigen, ohne in ein dem Kameel nicht zusagendes Gebiet zu kommen. Auf seiner Bedeutung für den innerafrikanischen Handel, — reichte ja die marokkanische Herrschaft von 1588 an fast hundert Jahre lang bis nach Timbuktu und den Ländern am nördlichen Knie des Niger — auf seiner Lage an der seit Eröffnung des Suez-Canals noch wichtiger gewordenen Meerenge und auf seiner die beiden übrigen Länder übertreffenden reichen natürlichen Ausstattung beruht die hohe politische Wichtigkeit Marokko's. Aus dieser ergibt sich die vom Deutschen Reiche und Italien aufmerksam beobachtete Eifersucht der drei Mächte Frankreich, Spanien und England, die allein Marokko's Unabhängigkeit und die Europa zur Schmach gereichenden Zustände dieses Landes bis heute zu erhalten vermocht hat. Welche Macht aber auch einmal Herrin Marokko's sein wird, die Unzugänglichkeit des Landes vom Meere wie von Osten her, die noch größere Unzugänglichkeit des Hohen Atlas, die Tapferkeit und Freiheitsliebe seiner berberischen Bewohner wird die Eroberung Marokko's zu einer schwierigen und langwierigen Aufgabe machen. Keine fremde Macht, weder Römer noch Araber, hat bisher jemals ganz Marokko beherrscht.

Weniger ausgedehnt als Marokko, auch weniger reich von der Natur ausgestattet, ist Tunesien, nach seiner Lage am innern Culturmeere und seinen Beziehungen zu allen Gestadeländern desselben, eher noch werthvoller als Marokko, das es ja auch nach seiner geschichtlichen Bedeutung tief in den Schatten stellt. Auch Tunesien springt weit gegen Europa vor und wird andrerseits noch besser als Marokko durch Oasen mit dem Sudan verbunden; kein Gebirge, kein Hochland ist hier zu überschreiten. An der kleinen Syrte bei Gabes, welche Gegend der Wichtigkeit ihrer Handelslage wegen von den Griechen geradezu Emporia genannt wurde, bei Sfaks, bis wohin Kameelbeförderung zu jeder Zeit, oder bei Tunis, bis wohin sie mindestens drei Viertel des Jahres ohne Nachtheil möglich ist, endete und endet heute noch, wenn auch gegen früher verödet, eine inner-

afrikanische Handelsstraße. Von der Blüthezeit dieses Handels her gilt Tunis auch heute noch den Wüstenbewohnern als eine große, reiche und überaus prächtige Stadt. Aber die Weltstellung Tunesiens wird noch weit wichtiger dadurch, daß es als nördlichster Vorsprung Afrika's, fast in der Mitte zwischen der Meerenge und dem Nil und Rothen Meere, an der großen innern Verengung des Mittelmeeres, an der Straße aus dem Nordwestbecken in das Südostbecken liegt. Diese Straße, die wir am Besten nach der Insel Pantelleria benennen, welche durch vulcanische Thätigkeit mitten in der tiefen, hier die wahre Grenze zwischen Europa und Afrika bezeichnenden Rinne aufgethürmt ist, hat zwar die bedeutende Breite von 150 km, während sich die von Gibraltar bis auf 14 km verengt; aber die Strömung folgt der afrikanischen Küste und die den nördlichsten Theil der Meerenge füllenden Untiefen, die Skerki-, die Adventure- und andere Bänke drängen den Verkehr noch mehr dorthin. Von Nord-Tunesien aus ist die Beherrschung der Meerenge möglich; schon darin waren hier die Bedingungen zur Bildung einer großen Handelsstadt gegeben. Dazu kam aber noch, daß hier, wo die Küste fast einen rechten Winkel bildet, zwei Wasserstraßen an der Küste entlang — die Schiffahrt der Alten war ja fast ausschließlich Küstenschiffahrt, die übrigens im Mittelmeere auch heute noch eine gewisse Wichtigkeit hat — eine westöstliche und eine nordsüdliche zusammenstoßen, ja beide sich über die Meerenge längs der Küsten Siciliens nach Griechenland und nach Italien fortsetzen. Dadurch treten hier Gebiete von sehr verschiedener Ausstattung in Beziehungen zu einander und mußte sich ein Punkt durch den Austausch ihrer Erzeugnisse entwickeln. Zugleich erreicht die Nordküste Afrika's an diesem ihrem nördlichsten Vorsprunge auch ihre reichste Gliederung; am Golf von Tunis und in seiner Nähe liegen mehrere der Entwicklung von Seehäfen günstige Punkte, und der tief aus dem Innern kommende, eine reiche Landschaft entwässernde Medscherda weist ein reiches Hinterland auf diesen Golf und diesen Knotenpunkt des Welthandels hin. Dadurch mußte eine hier liegende Handelsstadt naturnothwendig bald für die engere Welt des Alterthums zur Welthandelsstadt und zu einem Mittelpunkt politischer Macht werden, die zunächst das Medscherdaland und die nächsten Küstengebiete nach Westen und Süden, ungefähr in der Ausdehnung des heutigen Tunesiens, dann aber längs der Meerstraßen einen großen Theil des Mittelmeergebietes umfaßte. Das waren die geographischen Bedingungen des Aufblühens und der Machtentfaltung von Carthago, Neu-Carthago und Tunis. Der Mensch, geschichtliche Vorgänge, vermögen geographische Gesetze nur zeitweilig zu verdunkeln und weniger wirksam zu machen, niemals sie aufzuheben. Das von den Arabern, die ja ihre Herkunft aus Heerden nährenden Wüstensteppen und nur in Beriesselungsoasen seßhafte Bewohnung gestattenden waldarmen Ländern nie zu verleugnen vermochten und sich nie als Seefahrer hervorgethan haben, fern vom Meere als Sitz des Karawanenhandels und politischer Mittelpunkt gegründete Kairuan ist längst zur Rolle einer heiligen Stadt herabgesunken; aber Tunis, die Nachfolgerin Carthago's, ist selbst in der Verkommenheit der Gegenwart noch die bedeutendste Stadt Afrika's nach Kairo und Alexandrien. Tunis ist fast noch in höherem Sinne Tunesien, als Paris Frankreich, denn alle andern Städte des Landes treten neben diesem natürlichen Schwerpunkte weit zurück. Wer

Herr von Tunis ist, oder wie immer die Beherrscherin der Meerenge heißen wird, ist auch Herr von Tunesien; das hat die französische Besitzergreifung wieder deutlich gezeigt, während der Besitzer von Algier oder selbst aller Küstenstädte noch lange nicht Herr von Algerien ist. Es liegt lediglich in der Hand der Herren Tunesiens, Tunis zur wichtigsten Stadt am Mittelmeere, nach Constantinopel, zu machen.

Schwierig ist dabei nur die Hafenfrage. Schon Carthago hatte sich ja bekanntlich einen künstlichen Hafen schaffen müssen. Die Anlegung eines solchen, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechend, würde sehr bedeutende Kosten verursachen, die Erhaltung beständige Wachsamkeit erfordern. Der Medscherda ist ein gewaltiger Deltabauer, der mit der Fülle seiner Sinkstoffe, von einer den Golf umkreisenden Strömung nach Norden gedrängt, hier eine Landfläche von 570 qkm, ein kleines deutsches Fürstenthum, angeschwemmt hat. Selbst das Haff von Porto Farina, nahe dem nordwestlichen Eingange des Golfs, in welchem der Bey von Tunis noch zu Anfang dieses Jahrhunderts seine Kriegsflotte barg, ist heute schon so weit verschlämmt, daß sich nur noch an einer Stelle zwei Meter Wasser finden und die kleine gedeckte Segelbarke, auf welcher ich im April 1886 an dieser Stätte wissenschaftlichen Forschungen oblag, erst nach Auswerfung alles Ballastes in dieselbe einlaufen konnte. Der die Häfen versandende Medscherda wird dazu zwingen, den Haupthafen des Landes, vielleicht zunächst als Kriegshafen, außerhalb des Golfes nach Biserta zu verlegen. Biserta, dessen Bedeutung längst von kundiger Seite betont worden ist, hat fast gleich günstige Verbindung mit dem Medscherda-Thale wie Tunis; es liegt noch dichter an der Mittelmeerstraße als dieses und besitzt in einem großen, vom Meere aus durch einen natürlichen Canal zugänglichen See den herrlichsten Hafen der Welt, den einzigen Naturhafen an der ganzen Nordküste von Afrika neben Alexandrien, der vom Meere aus unangreifbar, zur Beherrschung der Meerenge wie geschaffen ist. Es handelt sich nur darum, den durch den Unrath der Stadt im Laufe der Jahrhunderte seicht gewordenen Canal wieder zu reinigen. Die Franzosen sind jetzt, Zeitungsnachrichten zufolge, entschlossen, nach langem, wohl von politischen Rücksichten bedingtem Zögern die nöthigen Arbeiten in Biserta vorzunehmen, obwohl auch Tunis einen Hafen erhalten soll. Die Herrichtung und Befestigung des Hafens von Biserta, das ein zweites Toulon werden wird, eine stete Gefahr für Malta und Italien, ist ein Schritt vorwärts nach der von den Franzosen angestrebten Herrschaft auf dem Mittelmeere.

Was Tunesien im Besitze Frankreichs für Italien bedeutet, das lehrt uns die Geschichte von fast zwei und ein halb Jahrtausenden. Die Wechselbeziehungen Tunesiens zu Italien und besonders Sicilien sind so innige, daß die Zustände des einen Landes die des andern aufs nachhaltigste beeinflussen. Die Menschen, die Völker wechseln, die geographischen Gesetze bleiben. Wir sehen, daß Carthager, Vandalen, Araber, Barbaresken, auf dem Höhepunkt ihrer Macht angelangt, stets nach Sicilien und Sardinien hinübergreifen, und umgekehrt Griechen, Römer, Byzantiner, Normannen und die italienischen Seerepubliken von Sicilien nach Tunesien. Nach dem Verfall der Macht der Barbaresken und dem Beginn des Wiedererstarkens Italiens macht sich auch sofort der italienische Einfluß auf das nun-

mehr schwächere Tunesien geltend; zu vielen Tausenden, aber immer nur ein kleiner Theil des Menschenüberschusses von Italien, wandern italienische Fischer, Schiffer, Handwerker und Kaufleute nach Tunesien, als Beamte in allen Zweigen der Verwaltung, im Heere finden Italiener Anstellung; Italienisch wird, unterstützt von Tausenden von Maltesern, die Sprache der Bildung und des Verkehrs, wenigstens in den (See-)Städten; es bahnt sich, ähnlich, wie einst in römischer Zeit von hier aus und im Medscherda-Thale aufwärts die römische Besiedelung und die Romanisirung vor sich ging, die allmälige und friedliche Italianisirung Tunesiens an — da greift Frankreich ein und unterbricht diesen schon eingeleiteten Vorgang gewaltsam. *Tunesien im Besitze Frankreichs ist nicht nur eine getäuschte Hoffnung Italiens, es ist eine furchtbare Bedrohung seines eigenen Besitzstandes, Siciliens und Sardiniens; zwei aufstrebende Mächte können eben an dieser Meerenge auf die Dauer nicht friedlich neben einander bestehen, der schwächere wird über kurz oder lang von derselben zurückgedrängt werden.* Es will uns scheinen, daß diese Lehren der Geschichte, weil sie Wirkungen von geographischen Gesetzen sind, die der Mensch höchstens zeitweilig außer Kraft setzen kann, jetzt den Angelpunkt der italienischen Politik bilden müssen. So spielt Tunesien bei den heute die Welt erregenden Fragen eine sehr gewichtige Rolle. Daß Frankreich Tunesien nehmen konnte, das war nur möglich, weil es eben nur Italien gegen sich hatte, England aber im Besitze von Malta auch dieser Meerenge sicher zu sein meinte. Biserta wird es eines Bessern belehren. Andererseits läßt sich jedoch, und auch dies bestätigt das Walten geographischer Gesetze, nicht leugnen, daß Tunesien im Besitze Italiens fast als ein Wiedereintreten Italiens in die so viele Jahrhunderte hindurch behauptete Vorherrschaft auf dem Mittelmeere und zunächst als eine Bedrohung wenigstens des östlichen Algeriens aufzufassen wäre. Nicht ohne schwere Sorgen blicken deshalb die Franzosen auf die schon heute dort sitzenden wenigstens 50000 (die naturalisirten ungerechnet) italienischen (und maltesischen) Ansiedler.

Nachdem wir so die Weltstellung Tunesiens skizzirt haben, wollen wir, unsere Kreise enger und enger ziehend, das Land selbst etwas näher ins Auge fassen und die Frage zu beantworten suchen: welche Zukunft wird Tunesien unter französischer Herrschaft haben? Diese Frage wird sich beantworten lassen, wenn man in Betracht zieht, was die Franzosen seit nun schon mehr als fünf Jahren in Tunesien gethan und welche Erfolge sie in ihrer großen Nachbarcolonie Algerien in 56 Jahren erzielt haben. War meine Reise durch diese Länder im Frühling 1886 auch rein wissenschaftlichen Zwecken gewidmet, so meine ich doch, auch diese Frage offenen Auges betrachtet zu haben, um so mehr, als meine besonderen Studien seit mehr als einem Jahrzehnt auch die Atlasländer umfaßten.

Werfen wir zunächst einen Blick auf Algerien nach 56 Jahren französischer Herrschaft. Es drängt sich da für Jeden, der etwa nur die Küstenstädte besucht, die Vorstellung auf, daß er sich in einem Frankreich jenseit des Mittelmeeres befinde, und daß die Leistungen Frankreichs in der Colonisirung und Französirung Algeriens sehr bedeutende sind. In der That sind dort zahlreiche ganz europäische, namentlich an Marseille erinnernde Städte mit geraden breiten

Straßen entstanden; von den alten maurischen Städten sind meist, wie in Algier und Bona, nur noch an den Berghängen im raschen Verschwinden begriffene Reste übrig. Algier weist sogar an der Seeseite großartige, jeder Großstadt zur Zierde gereichende Häuserblöcke auf, die sich über ungeheuren Unterbauten auf dem Meere abgerungenen Boden erheben. Es ist nur zu wünschen, daß die Stadt von den so häufig längs der algerischen Küste verlaufenden Erdbeben verschont bleibe; unsägliches Unheil würde hier eine etwas heftigere Erschütterung stiften. Unter den größten Opfern sind die Seestädte nach schweren Unfällen, welche die so häufigen Nordstürme an der der natürlichen Häfen entbehrenden Steilküste herbeiführten, mit künstlichen Häfen versehen worden, die freilich ihren Zweck bei der furchtbaren Wuth der Elemente nicht ganz zu erfüllen vermögen. Ein Netz gut angelegter und gut unterhaltener Straßen erschließt das Land; eine Eisenbahnlinie durchzieht das Innere, der Küste parallel, von Tunis im Osten bis an die marokkanische Grenze im Westen, ein kleines damals noch im Bau begriffenes Mittelstück dürfte heute auch vollendet sein. Von den Seestädten ausgehende Querlinien verbinden sie mit der Küste, zum Theil auch mit dem Hochlande, ja die Linie Bona-Batna war im Frühling 1886 schon durch die berühmte Schlucht von El Kantara, den Mund der Wüste, hindurch geführt und wird in vergangenem Winter — im Sommer müssen der Hitze wegen die Arbeiten unterbrochen werden — wohl nahezu die Oase Biskra, den vorläufigen Endpunkt und damit die Wüste selbst, erreicht haben. Das Land ist wissenschaftlich durchforscht und seit einer Reihe von Jahren in rasch fortschreitender topographischer Aufnahme begriffen, als deren Ergebniß bereits eine große Zahl sehr schöner Karten vorliegt, wie sie nur wenige Culturländer Europa's aufweisen können. Das Dreiecksnetz von Algerien ist bereits an zwei Stellen, vom Golf von Tunis über Pantelleria nach Sicilien und im äußersten Westen nach Spanien hinüber über das dort 270 km breite Mittelmeer durch eine in der Geschichte der Gradmessungen denkwürdige Operation mit dem europäischen verbunden; Algerien wird so seine Rolle bei der genaueren Bestimmung der Erdgestalt spielen. Der Handel Algeriens, der fast nur, wenn wir von der nach England gehenden Halfa-Ausfuhr absehen, mit Frankreich und Marseille stattfindet, dessen Aufblühen zum Theil darauf beruht, ist beständig gestiegen und erreichte gegenüber den 95 Millionen von 1850, 1882 den höchsten Betrag von 562 Millionen Francs. Algerien nimmt schon unter den Käufern französischer Erzeugnisse die 7. Stelle ein.

Man kann also nicht leugnen, daß Frankreich Bedeutendes in Algerien geleistet hat. Freilich, sieht man näher zu, so verblassen diese Farben etwas. Denn ganz abgesehen von den Hunderttausenden von Menschenleben, welche bei der Eroberung und Besiedelung zu Grunde gegangen sind, hat Frankreich auf Algerien, wie man berechnet, mehr als 6 Milliarden Francs, nach den niedrigsten Angaben 4.8 Milliarden, verwendet! Allein die Ausgaben des Kriegsministeriums haben nach niedrigster Angabe 3.3 Milliarden betragen, in dem einen Jahre 1846 allein 92.5 Millionen. Noch heute kostet Algerien jährlich 75 Millionen Francs. Dagegen hat die kostspieligste englische Colonie, das antipodische Neu-Seeland, wo auch langwierige Kriege zu führen waren, von 1844—73 England nur 168.3 Millionen Francs gekostet. Seit 1873 zahlt England nicht

allein keine Zuschüsse mehr, sondern es empfangen von dort die englischen Geldleute sogar jährlich und mit größter Pünktlichkeit von den 600 000 Colonisten über 40 Millionen Francs Zinsen. Stellt man diese ungeheure Summe und die 56 Jahre den erzielten Erfolgen gegenüber, so müssen diese als gering erscheinen, und man kann es begreifen, wenn es noch heute in Frankreich Politiker gibt, die die Eroberung Algeriens, welche die Blicke von dem näheren und wichtigeren Rheine abgezogen habe, beklagen und mit dem Verluste von Elsaß-Lothringen in ursächlichen Zusammenhang bringen. Bedenken erregen muß es schon, daß von den 562 Millionen Francs der Handelsbewegung von 1882 auf die Einfuhr 412 Millionen und nur 150 Millionen auf die Ausfuhr kommen und somit diese, obwohl sie stetig und zwar rascher als die Einfuhr gestiegen ist, nur 27 Procent (1850: 20 Procent) des Gesammthandels ausmacht. Die Einfuhr hat sich von 1850—1882 beinahe versechsfacht, die Ausfuhr mehr als versiebenfacht. Die Erscheinung des Ueberwiegens der Einfuhr über die Ausfuhr ist zwar längere Zeit allen jungen Colonialländern eigen, aber sie dürfte kaum irgendwo auf so lange Dauer und in so hohem Maße nachzuweisen sein. Man erkennt jedenfalls, daß die hier gebrachten Opfer erst sehr spät, wenn überhaupt, Früchte tragen werden.

Es sind in Algerien bei der Eroberung, bei der Besiedelung, bei der Behandlung der Eingeborenen, bei der Verwaltung zahllose Fehler gemacht worden, unabläßig hat man Personen und Systeme geändert. Doch darf man nicht verkennen, daß auch die natürlichen Schwierigkeiten sehr große waren. Die Beschaffenheit des Landes unterstützte die Unabhängigkeitsbestrebungen der Eingeborenen in hohem Maße; fast volle dreißig Jahre erforderte die Eroberung. Gerade die fruchtbarsten, der Küste nahe gelegenen Gebiete waren vielfach ungesund und haben zahllose Ansiedler und Soldaten, namentlich der Fremdenlegion, die zu Entsumpfungsarbeiten mit Vorliebe verwandt wurden, dahingerafft, das Land in Verruf gebracht. Die ärgsten Mißgriffe sind wohl in der Behandlung der Eingeborenen gemacht worden. Sich in fremdes Volksthum zu versetzen, eine fremde Volksseele zu verstehen, ihr gerecht zu werden, sich ihr bis zu gewissem Grade zu nähern, um sie zu beeinflussen, diese Eigenschaft, die der Deutsche vielleicht in zu hohem Grade besitzt, geht dem Franzosen völlig ab. Jahrzehnte hindurch erkannte man nicht, daß man es mit zwei grundverschiedenen Volkselementen zu thun habe, den alteinheimischen, seßhaften, acker- und gartenbauenden, gewerbthätigen, sich rasch vermehrenden Berbern und den eingewanderten, nirgends ganz ihrer nomadischen Lebensweise entfremdeten Arabern, den früheren Bedrückern jener. Beide hätten sehr verschiedene Behandlung erfordert. So verband sie bald der gleiche Haß gegen die gemeinsamen europäischen Feinde. Von einer Anähnlichung der Eingeborenen, einer Gewinnung derselben für Gesittung, ja selbst für die Aeußerlichkeiten derselben, etwa abgesehen vom Absynthgenuß, von Fortschritten der Eingeborenen in Ackerbau oder Viehzucht ist nichts zu sehen. Die frühere Gewerbthätigkeit der Eingeborenen ist fast ganz verschwunden. Franzosen und Eingeborene verhalten sich noch heute in Algerien wie Oel und Wasser oder wie Feuer und Wasser; denn den Haß aufflammen zu sehen, welcher vielfach die Eingeborenen in Folge der noch fortdauernden Beeinträchtigungen

in ihrem Eigenthum und persönlicher Kränkungen beseelt, dazu bietet sich häufig Gelegenheit. Von einer Vermischung der Racen, einer Gewinnung der Eingeborenen für das Christenthum ist keine Rede, obwohl man sich, namentlich der ehrgeizige, vaterlandsliebende und sehr geschickte Erzbischof und Cardinal Lavigérie sehr viel Mühe in letzterer Hinsicht gegeben hat. Aehnlich wie auf einer Donaufahrt von Linz nach Wien die zahlreichen Klosterpaläste die Landschaft bedeutungsvoll kennzeichnen, erblickt man hie und da in Algerien, ja bereits auch in Tunesien an in die Augen fallenden Punkten der Küste großartige, die Christianisirung der Mohammedaner bezweckende Anstalten. Ehen zwischen Europäern und Mohammedanern kommen so gut wie gar nicht vor, Naturalisationen von Mohammedanern fanden 1865—1885 nur 667 statt! Die Zahl der arabisch-französischen Schulen ist von 1875—86 nur von 23 auf 55 gestiegen, von 400 000 Kindern schulpflichtigen Alters besuchen nur 7000 die französischen Schulen, von den 16.3 Millionen Francs Steuern, welche die Eingeborenen 1886 zahlten, wurden nur 79 000 auf öffentlichen Unterricht verwendet! So sind dieselben nach wie vor auf den Unterricht der franzosenfeindlichen religiösen mohammedanischen Orden angewiesen. Auch nur die Eingeborenen ins Innere zurückzudrängen, geschweige denn in die Wüste, wie vielfach in Frankreich gefordert worden ist und noch wird, ist nicht gelungen; unmittelbar vor den Thoren der Städte, selbst von Algier und Bona, stößt man auf ihre Zelte oder Gurbis (Reisighütten), in welchen sie in der Weise der Väter leben, als wären nicht schon 56 Jahre Europäer Herren des Landes. Verarmt und verkommen sind die Eingeborenen allerdings fast allgemein, namentlich kann kein Zweifel bestehen, daß die maurische Bevölkerung der Städte und die Araber sich an Zahl mindern, erstere rascher, letztere langsamer, während die europäischer Gesittung zugänglicheren Berber sich rasch vermehren und überall aus ihren Bergen hervorquellen. Namentlich auffällig tritt dies in der großen und kleinen Cabylei hervor, wo die Volksdichte in den fünf Jahren 1881—86 von 79 auf 89, bezw. von 41 auf 50 Köpfe auf den Quadratkilometer gestiegen ist.

Die Bevölkerung Algeriens ist wahrscheinlich heute nicht größer als 1830; bis 1870 hat sie wohl stetig abgenommen; erst seitdem ist sie in Folge bedeutender Einwanderung wieder gestiegen und beträgt 3 752 000 Köpfe. Doch wird diese Zahl nur durch den bedeutenden Zuwachs von 442 000 Köpfen bei den Eingeborenen in den letzten fünf Jahren seit der Zählung von 1881 erreicht, was vorwiegend auf frühere ungenügende Zählungen zurückzuführen ist. Neben den 3 285 000 Eingeborenen, die 43 000 Juden mit französischem Bürgerrecht dabei nicht eingerechnet, zählt man nur 425 000 Europäer, zu denen noch der größte Theil der bis zu 60 000 Mann zählenden Besatzung zu rechnen ist, in deren Schutze jene leben. Die 425 000 Europäer der bürgerlichen Bevölkerung bewohnen zur größeren Hälfte die Städte, nur 177 000 beschäftigen sich mit Ackerbau, und nur 220 000 davon sind Franzosen, die übrigen Spanier (ca. 120 000) und Italiener. In der Provinz und Stadt Oran, welche letztere ja von 1509 bis 1790 bis auf eine kurze Unterbrechung spanisch war, überwiegt die spanische Bevölkerung in so hohem Maße — 85 000 Spanier auf 58 000 Franzosen — daß man mehr Spanisch als Französisch hört. Dieser bedeutende Procentsatz

fremder Ansiedler muß um so mehr Bedenken erregen, weil sie wettbewerbenden Völkern (in Bezug auf Marokko und Tunesien) angehören, die sich in Algerien durch Ueberschuß der Geburten weit rascher vermehren als die Franzosen, die Spanier um 9.6 aufs Tausend jährlich, die Franzosen nur um 4.7. Von jenen 220 000 Franzosen besteht aber wohl reichlich die Hälfte aus in Algerien geborenen und damit naturalisirten Kindern Fremder, sowie aus Naturalisirten. Die Naturalisation und Auffaugung der fremden Völkerbruchstücke wird auf jede Weise gefördert. Die zahlreichen italienischen Schiffer und Fischer z. B., welche den Küstenverkehr und die Korallen- und Sardinenfischerei allein in der Hand haben, hat ein sanfter Druck, um diese Erwerbszweige zu nationalisiren, vermocht, sich naturalisiren zu lassen. Bringt man nun noch die Tausende von Franzosen in Anrechnung, welche als Beamte jeder Art mit ihren Familien mehr oder weniger freiwillig eingewandert sind, so schrumpft die Zahl der wirklichen französischen Einwanderer und ihrer Nachkommen auf gewiß weniger als 100 000 zusammen! Das ist Alles, was Frankreich in 56 Jahren durch Vergünstigungen jeder nur denkbaren Art nach seiner in dreißig Stunden zu erreichenden großen Colonie, deren Klima und Erzeugnisse von denen Südfrankreichs fast gar nicht abweichen, zu übersiedeln vermocht hat! Dazu ist nun ein großer Theil der wirklichen Franzosen erst in den letzten Jahren in Folge der Verwüstungen der Reblaus aus Süd-Frankreich nach Algerien übergesiedelt. Ebenso viele Tausende von Elsaß-Lothringern. Und gerade von den französischen Einwohnern hat sich nur ein geringer Theil dem Landbau zugewandt. Was ist in der großen Republik jenseit des Oceans in diesen 56 Jahren geschehen, ohne künstliche Lockmittel, ohne daß ein Mutterland 6 Milliarden auf dieselbe verwendet hat! Millionen sind in dieser Zeit über den Ocean gewandert; das Deutsche Reich hat bis 250 000 Auswanderer in einem Jahre abgegeben, vielleicht das drei- bis vierfache von dem, was Frankreich in 56 Jahren an Algerien abzugeben im Stande war. Zu dieser so auffälligen Erscheinung hat gewiß die Abneigung der Franzosen vor dem Auswandern und der üble Ruf, in welchem Algerien in verschiedenster Hinsicht lange Zeit stand, beigetragen; als Hauptquelle derselben haben wir aber die Kinderarmuth Frankreichs anzusehen. Wie der französische Statistiker Bertillon berechnet hat, vermehrt Frankreich sein Baarvermögen jährlich um $1^1/_4$ Milliarden Francs, während das Deutsche Reich jährlich $1^1/_3$ Milliarde Francs auf Vermehrung seiner Volkszahl verwendet. Freilich gibt letzteres davon jährlich einen allzu großen Bruchtheil an das Ausland ab und damit auch einen Theil seines Baarvermögens, während Frankreich mehr als einer Million Fremder, wenn auch widerwillig, im eigenen Lande bedarf.

Ziehen wir das Ergebniß aus diesen kurzen Andeutungen, so sehen wir, daß auf dem Gebiete der Colonialpolitik mit Geld sehr viel geleistet werden kann, daß aber Menschen auch hier mehr werth sind als Geld, daß nur ein jugendfrisches, kinderreiches Volk hoffen darf, mit Erfolg Ackerbaucolonien zu gründen und zur Blüthe zu bringen. In der Menschenarmuth Frankreichs haben wir die eine der beiden wichtigsten Ursachen der langsamen Entwicklung Algeriens zu suchen, in der Unfähigkeit der Franzosen, fremdes

Volksthum zu verstehen, die andere. Frankreich vermag weder vom Mutterlande aus seinen Colonien Bewohner zu geben, noch die Eingeborenen derselben zu sich heranzuziehen und zu werthvollen Bürgern zu machen. Gewiß wird Algerien einmal eine starke Quelle der Macht und des Reichthums für Frankreich werden, aber dieser Zeitpunkt liegt noch in so ferner Zukunft, daß die actuelle Politik damit nicht rechnen kann. Er wird um so später eintreten, je häufiger dieser langsame Entwicklungsgang gestört wird. Und an Anstößen zu solchen Störungen fehlt es bei der Lage Europa's, bei der Gesinnung der Eingeborenen und dem bedeutenden Procentsatz nichtfranzösischer Europäer in zwei Provinzen Algeriens gewiß nicht. Das Tell von Algerien allein vermöchte bei einem Flächeninhalt von 140 000 qkm und einer Bevölkerungsdichte etwa gleich derjenigen Siciliens, die hier durchaus möglich ist, 16 Millionen Köpfe zu ernähren, während heute ganz Algerien noch keine 4 Millionen Bewohner hat und in der Provinz Constantine noch heute ein Gebiet von etwa 10 000 qkm, das in römischer Zeit dicht bevölkert war und mit Trümmern zahlreicher Städte, Dörfer und Meierhöfe bedeckt ist, von wenigen festen Posten abgesehen, nur von einigen tausend Nomaden durchstreift wird. Die Bevölkerungsziffer von 16 Millionen für ganz Algerien wird, selbst wenn man das überaus günstige Vermehrungsverhältniß der letzten fünfzehn Jahre zu Grunde legt, im Jahre 2000 noch nicht erreicht sein!

Es will fast scheinen, als habe sich Frankreich die Lehren, die Algerien gibt, für Tunesien zu Nutze gemacht. Das Auftreten Frankreichs weicht dort, selbst wenn man in Betracht zieht, daß Tunesien nur französisches Schutzgebiet ist, wesentlich von dem in Algerien ab, trotzdem die Unterschiede weniger groß erscheinen dürften, wenn man die Anfänge französischer Herrschaft in Algerien zum Vergleich heranzöge. Die natürlichen Bedingungen zu einem neuen Aufblühen sind auch in Tunesien in hohem Maße gegeben, wenngleich ich mich auch bei der Reise durch den Süden der Regentschaft, namentlich die Gegenden zwischen 34 und 35 Grad nördlicher Breite, die heute als Wüstensteppe gekennzeichnet werden müssen, nicht der Ueberzeugung entschlagen konnte, daß hier seit römischer Zeit eine Abnahme der Feuchtigkeit stattgefunden.

An Größe steht Tunesien den beiden andern Ländern weit nach, man schätzt dasselbe auf 116—118 000 qkm, d. h. also etwa so groß wie die vier süddeutschen Staaten; eine genaue Angabe wird aber bald auf Grund der Vermessung der Franzosen möglich sein, wobei allerdings die Südgrenze in der Wüste immer willkürlich gezogen werden wird. Es erstreckt sich Tunesien von etwa 33° bis 37° NB, also etwa 450 km von Norden nach Süden bei einer mittleren westöstlichen Erstreckung von nur etwa 200 km. Dabei wird seine Grenze auf zwei Seiten vom Meere gebildet, von welchem aus es überall bequem zugänglich ist. Die fernsten Punkte liegen immer nur etwa 225 km vom Meere. Und fehlt es auch Tunesien, von Biserta abgesehen, an guten Naturhäfen, so gibt es doch zahlreiche brauchbare Rheden, und die ganze langgestreckte Ostküste ist weit seltener von Stürmen heimgesucht als die Küste von Algerien. Tunesien ist also ein leicht zugängliches Land. Auch scheiden nirgends hohe Gebirge vom Meere oder den Norden vom Süden. Selbst gegen Algerien hin bilden nur auf eine kurze

Strecke bewaldete Bergketten eine natürliche Grenze. Tunesien ist mehr Hügelland, das im Allgemeinen von Osten nach Westen ansteigt und nur nahe den Küsten größere Ebenen aufweist. Die höchste Erhebung des Landes, der quellenreiche Djebel Schambi, an dessen Fuße die Trümmer der römischen Colonia Scillitana liegen, 35° 15' NB, erreicht nur eine Höhe von 1590 m. Doch übersteigt noch ein Gipfel, der Ras Si Ali ben Muzin, 1500 m und mehrere andere in dieser südwestlichen Gegend 1400 m. Dort liegen wohlbewässerte mit Löß gefüllte höchst fruchtbare Becken in 600—800 m Höhe. Dieses Gebirgsland ist das Quellgebiet aller tunesischen Flüsse, namentlich des Wed Hathop, der in regenreichen Wintern noch den Kelbia-See bei Kairuan, nur ausnahmsweise das Meer bei Hergla erreicht, sowie des Wed Melleg, des großen rechten Zuflusses des Medscherda, der sich in dem weiten fruchtbaren Becken von Dakla mit diesem vereinigt. Der höchste Gipfel Nord-Tunesiens ist die 1340 m hohe Pyramide des Dj. Zaghuan, das Wahrzeichen des Seefahrers auf den Golfen von Tunis wie von Hammamet, der Wasserspender für Tunis und Karthago. In Mittel- und Nord-Tunesien sind daher nur wenige Striche, die nicht anbaufähig sind, und die Fruchtbarkeit des Bodens ist auch heute noch die gleiche wie im Alterthum. Die Dakla-Ebene ist im Mai ein ungeheures wogendes Weizenfeld. Tunesien könnte wieder eine Kornkammer Europa's werden. Nur müßte dann alles Wasser sorgsam aufgespart und zu künstlicher Bewässerung in der trockenen Jahreszeit verwendet werden wie in römischer Zeit. Denn die winterlichen Niederschläge genügen nicht immer, um die Ernte zu sichern. Mißernten in Folge ungenügenden Regens sind nicht selten und oft genug kann man das Schauspiel um Regen flehender Processionen haben. Denn vom Ertrag des Bodens und dem Winterregen hängt hier wie kaum irgendwo das Wohl und Wehe des ganzen Landes ab. December bis März sind die eigentlichen Regenmonate, doch setzen einzelne die Aussaat ermöglichende Güsse meist schon im September oder October ein. Recht bezeichnend hat man in Tunesien für Winter und Regen nur *ein* Wort: Esch-Schta. Gewächse, welchen für ihre Entwicklung die niederschlagsreiche Zeit und die während derselben herrschende Temperatur von 12—20° C., die ungefähr der unsers Frühlings und Sommers entspricht, nicht genügt, sind ausgeschlossen oder auf künstliche Bewässerung angewiesen. Von dieser kann man aber, wenn man vom Wüstengürtel absieht, in welchem aller Anbau überhaupt an künstliche Bewässerung gebunden ist, im heutigen Tunesien nicht mehr sprechen. Da nun die Niederschläge mit westlichen, nordwestlichen, wohl auch nördlichen Winden, also vom Mittelmeer her kommen, so nehmen dieselben und auch die Dauer der Regenzeit im Allgemeinen von Norden nach Süden ab und man kann so auch in Tunesien nach den Bedingungen des Landbaues, nicht wie in Algerien auf Grund des Bodenreliefs, drei allerdings allmälig in einander übergehende Landgürtel unterscheiden. Zunächst einen nördlichen, das tunesische Tell, Nord- und die eine Hälfte Mittel-Tunesiens umfassend, etwa bis in die Breite von Sfaks 34²/₃° NB. Hier kann überall mit Hilfe des Winterregens Weizen, Gerste, Bohnen und Gemüse jeder Art gebaut werden, hier gedeiht der Oelbaum, der, wenn auch vernachlässigt, in ganzen Wäldern noch vorkommt und einen der wichtigsten Ausfuhrgegenstände liefert. An allen Küstenplätzen Tunesiens von Sfaks nordwärts

sind Boote, welche einem mächtigen Rosenkranze gleich eine lange Reihe großer Oelfässer hinter sich herschleppend dem auf der Rhede ankernden Dampfer oder Segelschiff zustreben, kennzeichnende Erscheinungen. Der Oelbau hat hier noch eine große Zukunft. Hier gedeiht auch der Weinstock vortrefflich und die Franzosen haben sich auch hier wie in Algerien, in Folge der Verwüstungen der Reblaus in Frankreich, auf den Anbau der Rebe geworfen. Allenthalben in Nord-Tunesien wird Land von Gestrüpp gesäubert und tief umgearbeitet zur Aufnahme der Rebe; der Höhenrücken, auf dessen Ostspitze Utica lag, ja die Trümmerstätte von Utica selbst ist heute bereits mit Reben bepflanzt. Doch geht es damit langsam vorwärts und nur Gesellschaften oder geldmächtige Privatleute können sich daran betheiligen, da die Urbarmachung des Bodens und die Bepflanzung 3—4000 Frcs. auf den Hectar kostet. Hier könnten auch, wie drüben in Sicilien, Apfelsinen und Limonen im Großen gezogen werden, da es an Wasser für die im Sommer nöthige Bewässerung nicht fehlt, doch sieht man diese Fruchtbäume höchst selten; auch Mandel- und Johannisbrodbäume, denen Boden und Klima herrlich zusagen, wie ich in Porto Farina sehen konnte, sind sehr selten. In Porto Farina sind es aber Italiener und Malteser gewesen, welche den schmalen Landstreifen zwischen dem Bergrücken im Norden und dem Haff in einen herrlichen Garten verwandelt haben, wie man es ähnlich erst in den Oasen des Südens wiederfindet. Dort und nur dort in ganz Tunesien wird auch die Kartoffel gebaut, die zwei Ernten bringt; die dritte, die man bei Algier ermöglicht, muß hier ausfallen, weil es an Wasser zur künstlichen Bewässerung im Sommer mangelt. Dort wird auch Mohn zur Opiumgewinnung im Großen gezogen. Haine südlicher Fruchtbäume, welche die Küstenlandschaften der südeuropäischen Halbinseln so anziehend machen, sucht man in Tunesien vergebens; nur ungepflegte ungeheure Haine von Oelbäumen, die lange Zeit der Vernachlässigung widerstehen, sind noch bei Sfaks, bei Monastir, bei Susa und anderwärts aus bessern Zeiten erhalten. Auch findet man ausgedehnte Pflanzungen von Opuntien (Opuntia ficus indica, fälschlich Kaktus genannt), welche mehrere Monate vorwiegend die Bewohner nähren und ebenfalls fast ohne Pflege gedeihen. Nur die von fast unvermischten Berbern bewohnte Insel Dscherba macht eine Ausnahme, sie gleicht einem großen Garten. Nord-Tunesien bietet daher nur selten und nie auf weite Strecken jene lieblichen Landschaftsbilder Süd-Europa's: die Huertas Spaniens, eine Conca d'oro sucht man dort vergebens, Baumlosigkeit und traurige Oede, namentlich im Sommer, herrscht weithin. Das, wie schon erwähnt, 570 qkm umfassende Schwemmland des Medscherda, so nahe bei der Hauptstadt, das heute, zum großen Theil versumpft, nur wenige hundert Menschen nährt, könnte ohne große Kosten durch Regelung der alljährlichen Ueberschwemmung, die ähnlich wie der Nil einen feinen fruchtbaren Schlamm absetzt, und künstliche Bewässerung in einen großen Garten verwandelt werden, der etwa 150 000 Menschen, ein Zehntel der heutigen Bevölkerung von ganz Tunesien, zu nähren vermöchte.

Der zweite Landgürtel bildet den Uebergang vom Culturland des Tell zur Wüste und hat nur eine Breite von höchstens 100 km. Hier ist Landbau mit Hilfe der Winterregen nur noch hie und da, namentlich in den hoch gelegenen Gegenden des Westens möglich, könnte aber unter künstlicher Bewässerung, für

welche alle Bedingungen gegeben sind, auch heute noch sehr ausgedehnt werden. Aber gewiß nicht so weit wie in römischer Zeit, wo auch dieses Gebiet, wie die zahllosen Trümmer zeigen, dicht besiedelt war. Es lagen hier Städte, welche großartige, kunstvoll geschmückte Bauwerke enthielten und 20—30 000 Bewohner haben mußten, wie Colonia Scillitana (Kasserin) und Thelepte (Feriana). Römische Triumphbogen, noch wohl erhalten, prächtige Grabdenkmäler, Theater, Tempel, Kirchen findet man hier in verödeter Wüstensteppe, die nicht überall wieder in Culturland wird umgewandelt werden können. Gewiß hat die Verwüstung der Wälder in den Gebirgen, die in das Schuldbuch der heerdenweidenden und daher den Wald hassenden Araber zu schreiben ist, am meisten zu dieser Verödung beigetragen. Landbau ist heute hier von ganz untergeordneter Bedeutung, Viehzucht herrscht vor und man begegnet großen Heerden von Schafen, Ziegen, Kameelen, auch noch Rindern. Es sind die Weidegründe der Stämme der Freschisch und Hammema, die noch hie und da, ohne deshalb aber seßhaft zu werden, Weizen bauen. Feste Wohnungen fehlen fast ganz; der vor wenigen Jahren inmitten der Ruinen von Colonia Scillitana errichtete Bordsch von Kasserin, ein niedriger, einen großen Hof umschließender viereckiger Steinbau, wo ich die wahrhaft vornehme Gastfreundschaft des Kaids der Freschisch, Sadok Ben Tlili, genoß, ist auf 35 km in der Runde das einzige bewohnte feste Haus, zu dessen Bau man italienische Maurer kommen lassen mußte, da die Landesbewohner nur der Errichtung eines Zeltes kundig sind. Der einzige größere dauernd bewohnte Ort dieses Gürtels ist Feriana, das, wenn auch noch in 800 m Höhe gelegen, bereits als eine Oase bezeichnet werden muß; denn das armselige, etwa 600 Einwohner zählende, aus halbverfallenen Lehmhütten bestehende Dorf liegt am Rande einer nur durch künstliche Bewässerung geschaffenen Oase, in welcher der Oelbaum, der Mandel- und Feigenbaum, die Granate Gersten- und Weizenfelder beschatten, die Dattelpalme aber, der Höhe wegen, ihre Früchte nicht mehr reift. Ist in diesem Gürtel somit auch Landbau in gewissem Grade noch möglich, so wird das Schwergewicht hier doch vorwiegend auf Viehzucht liegen, für welche alle Bedingungen gegeben sind.

Im dritten Landgürtel, der tunesischen Sahara, wird wandernde Viehzucht auf Kameele, Schafe und Ziegen, also auf Thiere, welche sich mit trocknem Futter aus starrem Gras und den Blättern und Zweigen saftarmer, dürftig belaubter Sträucher, wie sie in den bessern Strichen der nördlichen Sahara noch vorkommen, begnügen, zwar noch möglich und lohnend sein, die Bewohnung ist aber an das Vorhandensein von Oasen und die diesen eigenthümliche Art der Ausnützung des Bodens gebunden. Schon der einheimische Name der tunesischen Sahara, Beled el Dscherid, das Dattelland, kennzeichnet dieselbe. Wir haben hier in der That den Theil des großen Wüstengebiets vor uns, welcher die besten Datteln hervorbringt. Ein Gürtel von Oasen und Oasengruppen erstreckt sich hier nahe dem 34. Parallel von der kleinen Syrte bei Gabes landeinwärts zu beiden Seiten der durch Roudaire's Plan bekannt gewordenen Schotts. Hohe, kahle Gebirgswände, welche die Landesbewohner recht treffend Esch-Schereb, die Lippen, nennen, begrenzen namentlich im östlichen Theil des Schott Fedschedsch eine tiefe Einsenkung, welche sich hier zur kleinen Syrte öffnet und der Wüste Zugang zum

Mittelmeer gewährt. Uebersteigt man von Norden kommend diesen Rand, so liegen die Schotts, die unter einer dicken Salz- und Sandkruste, über welche zahlreiche, meist gefährliche Pfade führen, in den Vertiefungen noch stark salziges Wasser haben, als unabsehbare gelbliche Flächen vor dem staunenden Reisenden. Die Oasen an ihrem Rande heben sich von dem lichten Grunde der Schotts und der Wüste als dunkle Flecken ab. Diese zum Theil unter dem Meeresspiegel gelegenen Landstriche empfangen so gut wie keine Niederschläge, ja ein tüchtiger Regen wird hier gefürchtet, weil dann die Gefahr eintritt, daß die niederen aus Lehm erbauten Häuser, deren flache Dächer aus Palmstämmen und Palmzweigen bestehen, die mit gestampftem Lehm bedeckt sind, zerfließen; dagegen besitzen sie große unterirdische Wasservorräthe, welche vom Atlas-Hochlande herstammen, unterirdisch auf undurchlässigen Schichten gegen die Schott-Depression hinab gleiten, sich dort sammeln und theils in natürlichen, theils künstlichen Quellen zu Tage treten. Diese unterirdischen Wasservorräthe zaubern Paradiese aus dem Sand der Wüste, und die Dattelpalme, die hier, wie sie es nach dem arabischen Sprichwort verlangt, ihren Fuß ins Wasser, ihr Haupt in das Feuer des Himmels tauchen kann, findet ihre Daseinsbedingungen im höchsten Maße. Die Lufttrockenheit und die Hitze ist im Sommer erstaunlich, beträgt doch die mittlere Schattenwärme des Juli 35° C. Andere Gewächse als die Dattelpalme vermag man bei derartig sengender Gluth nur im Schatten derselben zu ziehen. Nur so wird eine gewisse Mannigfaltigkeit des Pflanzenlebens in den Oasen ermöglicht. Am größten ist dieselbe in den an der Nordgrenze des Dattellandes gelegenen Oasen, weil da die Hitze und Lufttrockenheit etwas geringer ist. So konnte unser berühmter Afrikareisender Heinrich Barth die Oase Gabes, die er 1846 besuchte, wie schon im Alterthum Plinius als ein Paradies schildern. Noch herrlicher aber als Gabes ist Gafsa, die nördlichste Oase des Beled el Dscherid, 140 km vom Meere und 345 m über dessen Spiegel, wegen seiner Lage an der einzigen Eingangspforte in das Dattelland von Norden her auch für friedlichen wie kriegerischen Verkehr sehr wichtig und daher schon in den Kämpfen der Römer mit Jugurtha genannt. Auf 6 km Entfernung trug mir der Südost den Duft der gerade blühenden Palmen, die ersehnte Kunde, daß das Ziel nahe sei, entgegen, als ich mich schon tief in der Nacht nach vierzehnstündigem Ritt durch bald sandige, bald steinige Wüstensteppe der Oase näherte. Das Wasser zweier warmer, mitten in der allenthalben Spuren tiefen Verfalls zeigenden Oasenstadt hervorbrechender Quellen hat hier, vereint mit dem einiger kalten, die im fast stets trocknen Bette eines Wadi entspringen, einen etwa 109 km großen Fruchthain geschaffen, der an Frische, Ueppigkeit nnd Mannigfaltigkeit des Pflanzenwuchses und der Belaubung seines Gleichen nicht hat.

Im Schatten der hohen Dattelpalmen wachsen Aprikosenbäume gleich unsern größten Birnbäumen, welche letztere aber auch noch vorkommen, wenn auch die Früchte den unsern weit nachstehen. Die Aprikosen, die in unglaublicher Fülle die Bäume bedeckten, etwa wie es uns von Damaskus geschildert wird, waren Anfangs April schon beinahe voll ausgewachsen. Dazu Pfirsiche, Feigen, Granaten, die hier den alten Ruhm der punischen Granaten noch aufrecht erhalten, Mandelbäume, Oelbäume, Quitten, vereinzelt auch Apfelsinen und Limonenbäume.

Und unter diesem doppelten Dache ist der sorgsam bearbeitete und gedüngte Boden in kleine viereckige Beete getheilt, die, von kleinen Dämmen umschlossen, ganz unter Wasser gesetzt werden können und in denen vorzugsweise in der kühleren Jahreshälfte etwas Gerste, Weizen, aber namentlich Melonen, Gurken, Salate und Gemüse der verschiedensten Art gezogen werden. In zahlreichen Rinnen schießt das Wasser, die edle Gottesgabe, die man erst in der Wüste schätzen lernt und an die hier alles Leben geknüpft ist, der Neigung des Bodens folgend durch die Oase hin. Jeder Schritt, jede Wendung des Weges bietet neue Ueberraschungen. Das üppige, gesättigte Grün des Feigenbaums oder des Ricinus, der hier baumartig, wie schon in Sicilien, an den Wasserrinnen emporschießt, unter den mattgrünen gelblichen Wedeln der Palmen, die leise in dem sich am Tage erhebenden Wüstenwinde rauschen; das bläuliche melancholische Blatt des Oelbaums neben dem frischgrünen der Aprikosen; die zarten, röthlichen Blätter und Triebe der Granaten neben dem dunkelgrünen, lederartigen der Apfelsinen oder den großen Fiederblättern der Johannisbrodbäume; die hohen Zürgelbäume, welche üppigen Weinranken zur Stütze dienen: welcher Reichthum, welche Mannigfaltigkeit! Aber auch die unbelebte Natur bleibt dahinter nicht zurück. Graue, malerisch zerfallene Lehmmauern umschließen die Gärten; hie und da eröffnet sich ein Durchblick in die gelbliche leblose Wüste ringsum oder auf die kahlen Berge, an deren Fuße die Oase liegt; um eine Ecke biegend sieht man die weißen Zinnenmauern der Kasbah durch das Grün leuchten; überall auf dem grünen Teppich des Bodens das Spiel des grellen Sonnenlichts durch das Gezweig, über Alles das herrliche Blau des Himmels gespannt! Auch an gefiederten Bewohnern fehlt es diesem Paradiese der Wüste, wenigstens im Winter und Frühling, nicht. Viele unserer Sänger überwintern im cissaharischen Afrika und in den Oasen am Nordrande der Wüste und lassen ihre Stimme hören, zur Zeit, wo bei uns Alles in Schnee und Eis vergraben ist; auch hier führt Frau Nachtigall den Reigen.

Um aber dem sonnigen Bilde auch einige Schattenstriche beizufügen, dürfen wir nicht verschweigen, daß die Oasen im Sommer, obwohl die Ortschaften meist erhöht auf dem trocknen Wüstenboden liegen, vielfach von Fiebern heimgesucht sind, daß das Wasser häufig schlecht ist und Geschwüre und andere Hautkrankheiten hervorruft, und die Oasenbewohner sich auch sonst des Segens der Natur nur selten ungeschmälert freuen dürfen.

Auf der Pflege der Dattelpalme beruht die Gegenwart und die Zukunft des Dattellandes. Während seit Jahrzehnten nicht nur hier, sondern allenthalben in der nördlichen Sahara theils in Folge wirklicher Abnahme des Wassers, theils in Folge der traurigen politischen und wirthschaftlichen Zustände die Oasen zusammenschrumpfen und versanden, zeigen die künstlichen Brunnenbohrungen der Franzosen in Algerien, über die ich mich durch ihren Urheber, den Ingenieur Jus in Batna, selbst unterrichten konnte, daß eine Ausdehnung der Palmenhaine allenthalben möglich ist. Die Oasengruppe des Wed Rirch, deren Hauptort Tuggurt ist, hat durch solche Bohrungen in den Jahren von 1856—1879 die Zahl ihrer Dattelpalmen von 359000 auf 518000, die der übrigen Fruchtbäume von 40000 auf 90000 und der Bewohner von 6772 auf 12827 erhöht. Auch der Wohlstand der Bewohner ist bedeutend gestiegen. Allein im Winter 1878/79

wurden Wasservorräthe für weitere 30 000 zu pflanzende Dattelpalmen erbohrt. So haben sich denn in Algerien auch Gesellschaften europäischer Geldleute gebildet zur Anlegung und Ausbeute von Dattelpflanzungen. Der Gewinn derselben wird nur noch herabgedrückt durch die Schwierigkeiten der Ausfuhr. Selbst wenn die Eisenbahn bis Biskra geführt sein wird, wird noch für acht Tagemärsche Kameelbeförderung nöthig sein. Abgesehen davon, daß die Datteln des tunesischen Dattellandes noch besser sind, ist von dort das Meer bei Gabes, dem Seethore des Dattellandes, wo schon jetzt die französischen Dampfer regelmäßig anlegen, viel leichter zu erreichen; die Oasengruppe von Nefzaua liegt 130 km von Gabes, die von Tozer und Nefta nicht ganz doppelt so weit; wenn die von den Franzosen geplante Eisenbahn von Constantine nach Gabes zur Ausführung kommt, würde dieselbe Gafsa berühren, von wo Tozer nur 90 km entfernt ist. Eine Erschließung und Entwicklung des tunesischen Dattellandes ist daher weit leichter und lohnender als die der algerischen Dattel-Oasen. In nicht ferner Zukunft werden demnach Datteln, die heute noch bei uns eine Leckerei sind, trotzdem nur die schlechtesten Sorten zu uns kommen, ein wichtiger Gegenstand des Welthandels werden, ähnlich wie es mit der Entwicklung der Dampfschiffahrt die Apfelsinen geworden sind. Diese Früchte sind in wenigen Jahrzehnten für Sicilien z. B. zu wahren Goldorangen geworden; mehr und mehr bedeckt sich dort, obwohl die Preise gesunken sind, alles bewässerbare Land mit Agrumenhainen, von denen der Hectar 3600 Frcs. Reingewinn bringt. Schon vor zehn Jahren konnte ich den Werth dieser Früchte für die Ausfuhr der Insel zu 80 Mill. Francs berechnen, und heute mögen dieselben wohl reichlich 200 Mill. Frcs. im Welthandel ausmachen. Aehnlich wird es mit der Dattel werden, die noch überdies sehr hohen Nährwerth hat.

Die Hilfsquellen von Tunesien sind also reiche, es handelt sich nur darum, dieselben zur Entwicklung zu bringen. Dafür zeigen sich den Franzosen zwei Wege: entweder man sucht durch geordnete Verwaltung, Hebung des Landbaues, Schaffung von Verkehrswegen, Unterrichtsanstalten und dgl. die eingeborene Bevölkerung zu heben, zu vermehren, sie europäischer Gesittung in französischem Gewande zuzuführen und so für Frankreich zu gewinnen, oder man sucht dieselben allmälig zu verdrängen und durch europäische Ansiedler zu ersetzen. Im ersteren Falle würde Tunesien als eine Pflanzungs- oder Handels-Colonie, etwa wie Indien oder Java zu betrachten und zu behandeln sein, im letzteren Falle als eine Besiedelungs- oder Ackerbau-Colonie wie die Vereinigten Staaten oder Australien. Man möchte aus dem bisherigen Vorgehen der Franzosen und nach den in Algerien gemachten Erfahrungen den Schluß ziehen, daß letzterer Weg, abgesehen davon, daß ihn das augenblicklich noch bestehende staatsrechtliche Verhältniß unmöglich macht, außer Betracht kommt. Man wäre ja hier ausschließlich auf Italiener angewiesen. Der andere Weg empfiehlt sich dagegen vielfach. Zunächst ist Tunesien fast ganz auf friedlichem Wege in den Besitz Frankreichs gekommen, nur bei dem Aufstande von Sfaks vom 28. Juni bis 16. Juli 1881, wenige Wochen nach dem Einrücken der Franzosen, ist reichlich Blut vergossen worden; aber selbst dort fand ich schon alle Spuren des Kampfes und der Beschießung der Stadt durch die französische Flotte verwischt. Der Anhäufung von Haß, der Haupt-

quelle aller Aufstände in Algerien, ist so von vornherein vorgebeugt. In der That habe ich, obwohl ich keinen Grund hatte, meine Eigenschaft als Deutscher zu verschweigen, Klagen über den Verlust der Selbständigkeit und Haß gegen die Franzosen nur sehr selten, Fanatismus gegen Ungläubige in ganz Tunesien nie beobachten können. Die Tunesen sind überhaupt milder und friedlicher als die Algeriner; die Mißverwaltung lastete auch zu schwer auf allen Volksschichten; die Vorzüge des neuen Systems traten zu bald und treten täglich mehr zu Tage. Soweit ich habe beobachten können, ist ohne Störung von außen wohlbegründete Hoffnung auf eine friedliche Weiterentwicklung vorhanden und wird Tunesien als französisches Schutzland vielleicht eher emporblühen, als wenn es Frankreich völlig einverleibt wäre. Sehr wichtig ist dabei, daß schon heute die Bevölkerung des Landes verhältnißmäßig dichter ist als in Algerien, denn man wird kaum zu hoch greifen, wenn man $1^1/_2$ Mill. Bewohner annimmt, also bei wenig über ein Sechstel des Flächeninhalts von Algerien fast die halbe Bewohnerzahl, sowie ferner, daß das Land von allen Seiten her leicht zugänglich ist, die Landesnatur die Vertheidigung sehr erschwert.

Die Franzosen haben zunächst eine Reihe besonders günstig gelegener Punkte besetzt, wo sie ihre Truppen stets außerhalb der Ortschaften in leicht befestigten Lagern jetzt schon meist in niederen steinernen Kasernen beisammen halten, im Süden vorzugsweise an den die Oasen nährenden Quellen, durch deren Besitz sie Herren der Oasen und ihrer Bewohner sind. Aehnlich ist es heute noch hie und da in Algerien, in Batna und Biskra z. B.; wie dort werden sich neben diesen festen Lagern allmälig europäische Städte entwickeln, in denen sich zunächst die von den Truppen lebenden Lieferanten, Kneipwirthe, Beamte u. s. w. niederlassen. So ist z. B. in der Oase Gabes 1 km von den Hauptorten der Oase Menzel und Djara nahe am Meer und der Mündung des Wed Gabes dicht neben dem Lager ein neues Gabes im Entstehen begriffen; an die gerade Hauptstraße, deren Bretterbuden schon durch steinerne Häuser ersetzt werden, beginnen sich Seitenstraßen anzuschließen; selbst eine Kirche ist bereits vorhanden. Freilich ist der Name, welchen die französischen Soldaten dieser neuen Ansiedelung gegeben haben, Coquinville, für jetzt noch bezeichnend genug; denn die ganze Herrlichkeit besteht bisher nur aus Kneipen, Tingeltangels, Kramladen, Barbierstuben und Spelunken jeder Art, in welchen sich ein gut Theil des Gesindels, an welchem die Mittelmeerstädte so reich sind, gesammelt hat. Am auffälligsten tritt die neue Zeit in der Hauptstadt zu Tage. Dort wächst neben dem bisherigen wesentlich, auch in der Bauart, italienischen Charakter tragenden europäischen Viertel ein neues, breit- und geradstraßiges empor von ganz französischem, wohl besser mitteleuropäischem Anstrich, welches sich, allerdings auf nicht sehr gesundem Baugrunde, gegen das Haff hin zwischen den beiden Bahnhöfen ausdehnt, dem der Linie nach Bona im Süden und dem der italienischen Linie nach La Marsa, dem jetzigen Wohnsitze des Bey und vieler Europäer, und Goletta im Norden. Die 1 km lange schnurgerade, vom Seethor (Bab-el-Bahar) nach dem Zollhause am Haff führende Marine, eine breite, in der Weise unsrer Ringstraßen mit Bäumen bepflanzte Straße, wird, wie man an der heute erst bebauten oberen Hälfte schon erkennen kann, eine großstädtische Prachtstraße, der Brennpunkt des Lebens im neuen Tunis werden.

Die tunesischen Truppen sind langsam in Neubildung begriffen, selbstverständlich ganz als französische, ähnlich den eingeborenen Truppen Algeriens. Die Regierung liegt dem äußeren Anschein nach noch in den Händen des Bey und seiner Beamten, der thatsächliche Herrscher ist aber der französische Ministerresident; den tunesischen Statthaltern stehen überall französische Civil-Controleure zur Seite; die Finanzen sind ebenso wie das Heer ganz in französischen Händen; ohne Lärm und möglichst ohne durch Verdrängung aus den Aemtern Unzufriedene zu schaffen, geht der ganze Staat täglich mehr in französische Verwaltung über. Französische Gerichtshöfe sind eingesetzt; die Städte werden von Magistraten verwaltet, die aus Eingeborenen und Franzosen gebildet sind; französische Schulen sind schon in großer Zahl errichtet, wesentlich, um das directe Eingreifen der Regierung zu vermeiden, durch die Thätigkeit der Geistlichkeit, namentlich des zum Erzbischof von Karthago, auf dessen Trümmern er in einem großen neuerrichteten Landhause residirt, ernannten Cardinals Lavigérie und der Alliance française. Wie oft habe ich, namentlich im Orient, voll Bewunderung auf französische Geistliche geblickt, die unentwegt für das Wohl des Vaterlandes, das sie verstoßen hatte, arbeiteten! Die Alliance française ist eine dem deutschen Schulverein nachgebildete Gesellschaft, die sich aber von diesem sehr wesentlich dadurch unterscheidet, daß sie nicht erhalten, sondern erobern will, daß gewesene Minister, Admiräle und Erzbischöfe an ihrer Spitze stehen und ihr reichliche Geldmittel zufließen. So gab es 1886 bereits 59 französische Schulen in Tunesien mit 6100 Schülern, wovon schon 890 eingeborene waren.

Ruhe und Sicherheit herrschen schon heute in ganz Tunesien; in Gegenden, wo Steinhaufen am Wege nur allzu oft an dort Erschlagene erinnerten, wo noch 1869 der deutsche Reisende Heinrich von Maltzan außer seinen beiden tunesischen Schutzreitern einer Schutzmannschaft aus dem Stamme bedurfte, in dessen Gebiet er sich gerade befand, konnte ich, nur von meinem Führer begleitet, reisen, ja ohne Gefahr die Nacht im Freien an einem Brunnen der Wüste verbringen. Die tunesischen Finanzen, an denen das Land zu Grunde gegangen ist, sind heute so gut, daß trotz Steuererleichterungen jährlich 3—4 Millionen Francs Ueberschuß bleiben. Eine Eisenbahn verbindet schon Tunis mit dem algerischen Netz und ist in Weiterführung nach Susa begriffen. Straßenbauten sind in Angriff genommen, an den Häfen von Susa und Sfaks wird gearbeitet. Dem Wagenverkehr bietet das Land auch ohne eigentliche Straßen wenig Schwierigkeiten, da keine Gebirge zu übersteigen sind und die Flüsse nur im Winter etwas Wasser führen. Bis in die Oasenstädte ist in wenigen Jahren die zweirädrige, meist von Pferden gezogene Karre gedrungen; sie verdrängt das Kameel, bisher das einzige Beförderungsmittel, immer mehr. Französische Dampfer der Compagnie transatlantique befahren regelmäßig die ganze Küste bis Tripolis. Französische Officiere haben sofort — und unter welchen Entbehrungen und Anstrengungen! — das ganze Land vermessen und aufgenommen; schon 1886 lag die topographische Karte desselben in vorläufiger Veröffentlichung im Maßstabe von 1 : 200 000 fertig da. Auch dies eine höchst anerkennenswerthe Leistung! Ebenso ist die geologische und archäologische Durchforschung des Landes bereits im Gange. Doch sind selbst von diesen rein wissenschaftlichen Forschungen Fremde jetzt ganz ausgeschlossen.

Eine Entwicklung der natürlichen Reichthümer des Landes durch französisches

Geld und französische Geistesarbeit ist schon erkennbar. Freilich die Speculanten, die unmittelbar nach der Besetzung, namentlich aus Bona herbeieilten, wo sogar in Folge dessen ein Bevölkerungsrückgang bemerkbar wurde, haben manche Enttäuschung erfahren, aber mancherlei gute Anlagen, Mühlen, Oelraffinerien u. dgl. sind entstanden; die große Eisenbergbau-Gesellschaft Mokta-el-Hadid von Bona hat bei Tabarka Bergwerke in Angriff genommen; große Halfaländereien sind in Mittel- und Süd-Tunesien von Engländern erworben und in Ausbeute; Gabes und Sfaks werden schon wichtige Ausfuhrplätze für Halfa, andere für Viehzucht und Weinbau geeignete Ländereien gehen täglich in französischen Besitz über, gegen 40 000 Hectar jährlich. Zahlreiche tunesische Große, die ihre Reichthümer meist der Laune eines Herrschers verdanken und fürchten müssen, dieselben erfahrungsmäßig auf gleichem Wege wieder zu verlieren, sind nur zu geneigt, ihre Güter zu verkaufen. So war es mit der vielgenannten Enfida, einem ungeheuren 120 000 ha umfassenden Besitz, einem Geschenk des letzten Bey, zwischen Hammamet und Susa, welches der gewesene tunesische Minister Cheireddin an eine Gesellschaft von Marseille für den Spottpreis von $2^1/_2$ Millionen Francs verkauft hat. Der frühere Ministerresident Cambon, der sich unbedingt große Verdienste um Frankreich in Tunesien erworben, hat den Uebergang von Grund und Boden in französische Hände durch Einführung eines der australischen Act Torrens nachgebildeten Gesetzes, welches gegenüber der Unsicherheit der Besitztitel der Eingeborenen und der Grenzen den Erwerb von Land erleichtert und das Erworbene sichert, außerordentlich gefördert. Zunächst freilich nur soweit es sich um Großgrundbesitz und um große Geldleute handelt. An einheimischen Arbeitskräften fehlt es nicht; freilich wird man wohl oder übel als Leiter, Vorarbeiter u. dgl., da Franzosen überhaupt nicht zu haben oder zu theuer sind, Italiener, so sehr man sie sonst überall zu verdrängen sucht, herbeiziehen müssen. Man zählte 1886 neben 23 000 anderen Europäern, fast nur Italiener und Malteser, nur 4500 Franzosen. Jedenfalls hat das französische Geld in Tunesien eine neue, sichere Stätte fruchtbarer Arbeit gefunden, deren Mangel wir heute, im Hinblick auf Rußland schwer empfinden und den uns unsere fernen Colonien noch nicht zu ersetzen vermögen. Die Handelsbewegung Tunesiens hat dem entsprechend seit der Besetzung einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die Einfuhr, die im Jahrfünft 1875—80 durchschnittlich 11 Millionen Francs betrug, ist 1881—85 auf 24 Mill. gestiegen, die Ausfuhr dagegen von 11.6 Mill. nur auf 17.2 Mill., 1885—86 ist die Handelsbewegung schon auf $50^1/_2$ Mill. gestiegen (29.7 Mill. Einfuhr, 20.9 Mill. Ausfuhr), wovon 37 Mill. auf Frankreich kommen. Man wird das auffällige Ueberwiegen der Einfuhr gewiß in erster Linie auf die französischen Soldaten und überhaupt die gestiegene Zahl der Europäer, daneben aber auch mit auf eine beginnende Entwicklung zurückführen müssen.

Fassen wir diese Betrachtungen in einem Schlußwort zusammen, so müssen wir es aussprechen, daß, soweit nur fünfjährige Erfahrungen ein Urtheil erlauben, die Lage der Dinge in Tunesien für Frankreich eine ziemlich günstige ist. Frankreich scheint sich wirklich die Lehren, die ihm Algerien ertheilt hat, zu Nutze machen zu wollen und von vornherein unter weit günstigeren Verhältnissen andre Bahnen einzuschlagen.

Stein und Gruner in Oesterreich.

Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Befreiungskriege

von

August Fournier.

I.

In den Augusttagen des Jahres 1812 — zur Zeit, als im Innern Rußlands um das Geschick einer Welt die Würfel rollten — feierte Frau von Staël in der besten Petersburger Gesellschaft einen nicht geringen Triumph. Sie trug hier einen Abschnitt ihres Buches über Deutschland vor, der ihre Zuhörer entzückte. Es war das Capitel über die Begeisterung. „Keine Nation," las sie unter Anderem, „ist mehr angelegt zu denken und zu empfinden als die deutsche; wenn aber der Augenblick gekommen ist, einen Entschluß zu fassen, dann hemmt gerade die weite Ausdehnung der Entwürfe den Charakter in seiner Entscheidung. Denn Enthusiasmus und Charakter sind in vielfacher Hinsicht verschieden. Sein Ziel wählen soll man mit Begeisterung, darauf losgehen muß man mit Charakter. Der Gedanke ist nichts ohne die Begeisterung, die That nichts ohne den Charakter. Darum ist die Begeisterung den literarischen Nationen Alles, den activen ist es der Charakter. Freie Völker benöthigen so des Einen wie des Anderen." Unter den Zuhörern, die am meisten Beifall spendeten, war der Freiherr Karl vom Stein. Er erbat sich die Gunst, das Capitel abschreiben zu dürfen, und sandte es der entfernten Gattin. Wie viel besser als irgend Einer wußte er, daß diese Sätze Wahrheit enthielten. Wie heiß ersehnte er nicht längst, was hier durch den Mund des Genies als die unerläßliche Qualität einer freien Nation verkündet wurde, für sein geliebtes deutsches Volk! Denn noch war dieses tiefer als je unter das Joch des fremden Willens und der eigenen Schmach gebeugt, noch folgten seine Söhne zu Tausenden den Fahnen des unersättlichen Eroberers, noch standen seine Fürsten, theils willig, theils von der Noth gezwungen, im Banne Napoleon's. Zum Glück aber verfügte Deutschland über eine Anzahl Männer, in deren Seele sich wirklich Begeisterung und Charakter zu einem thatkräftigen Wesen zusammenschlossen, die, trotz alles Unheils der Zeit, das vorgesteckte Ziel der dereinstigen Unabhängigkeit und Größe ihres Volkes

nicht aus den Augen ließen und aller Fesseln ungeachtet, unermüdlich waren in der Wirksamkeit für ihren Zweck. Zwei aus der langen Reihe dieser Männer hatte ein wechselvolles Schicksal für einige Zeit nach Oesterreich getrieben. Der eine, Stein, suchte da eine Zuflucht vor den Verfolgungen des Nationalfeindes, der andere, Justus Gruner, meinte hier den passenden Boden gefunden zu haben, um demselben entgegenzuarbeiten. Im Leben Beider ist die österreichische Episode nicht ohne ernste Bedeutung gewesen. Sie entbehrt auch nicht eines allgemeineren historischen Interesses.

Durch das grundlegende Werk, welches Pertz über Stein verfaßte, ist die Kenntniß vom Leben und Wirken dieses ausgezeichneten Staatsmannes und Patrioten Gemeingut der deutschen Nation geworden; durch das neue und mit Recht geschätzte Buch des Engländers Seeley über ihn wurde sie es der Welt. Und wer heute noch das Wort über den genialen Minister Preußens in den Nothjahren der Franzosenzeit ergreift, wird nicht viel mehr thun können, als das bekannte Bild in einzelnen Zügen verdeutlichen oder hier und da eine nur skizzirte Stelle weiter ausführen: an den Contouren dieses historischen Charakters ist nichts mehr zu ändern. Deshalb kann sich auch die folgende Studie nur als eine ausführende, ergänzende darbieten wollen. Seeley beklagt es, daß wir über Stein's Aufenthalt in Oesterreich in den Jahren 1809 bis 1812 weniger wissen, als wünschenswerth sei. Nachforschungen im Archive des Wiener Ministeriums des Innern haben mir die Kenntniß einer Anzahl von Schriftstücken verschafft, die, aus der polizeilichen Ueberwachung Stein's hervorgegangen, über sein äußeres Leben im Exil, seinen Verkehr und seine Verbindungen manchen neuen Aufschluß geben. Das Material ist nicht so reich, um alle Lücken zu füllen, aber doch, wie ich meine, werthvoll genug, um mitgetheilt zu werden.

Am 24. November 1808 erhielt Stein von seinem Könige Friedrich Wilhelm III. die wiederholt erbetene Entlassung. Bekanntlich hat einer seiner Briefe an Fürst Wittgenstein, der den französischen Behörden in die Hände fiel, seinen Sturz herbeigeführt, indem er die Absicht des Ministers verrieth, die Schwierigkeiten, die Napoleon in Spanien fand, zu nützen, um sich mit Oesterreich im Bunde von dem Drucke des Siegers von Jena und Friedland zu befreien. Napoleon forderte die Absetzung des renitenten Deutschen und schritt bald darauf bis zur Aechtung des Verhaßten. In den Septembertagen von Erfurt hatte der Mächtige den Czar von Rußland, dem er zu Eroberungen im Osten freie Hand gewährte, an seiner Seite festgehalten, Preußens Politik damit lahm gelegt und konnte dann, unbeirrt von Außen her, die wider das bonapartistische Regiment empörten Spanier züchtigen. Als er bis Madrid vorgedrungen war und dort hörte, daß Stein noch in Berlin weile, erließ er das bekannte Decret vom 16. December 1808, welches „le nommé Stein" der Absicht anklagt, Unruhen in Deutschland zu erzeugen, ihn als Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärt, seine Güter dem Sequester überantwortet und zu seiner Verhaftung auffordert, wo immer französische oder alliirte Truppen ihm begegnen sollten. Das Decret begleitete ein Schreiben vom selben Tage an den Minister Champagny, welches diesem auftrug, allen Fürsten des Rheinbundes bekannt zu geben, daß Stein mit England gegen sie conspirire, vom Fürsten von Nassau zu verlangen, daß er die

Güter desselben mit Beschlag belege, endlich dem preußischen Hofe zu melden, daß der französische Gesandte nicht nach Berlin gehen werde, ehe Stein das Land nicht verlassen habe. „Sie werden" — heißt es darin weiter — „durch eine Note vom preußischen Minister verlangen, daß dieses Individuum wie ein Verräther behandelt werde und wie Einer, den die Engländer verwenden, um die beiden Höfe zu entzweien. Sprechen Sie nachdrücklich mit dem preußischen Gesandten zu Paris, schreiben Sie meinem Consul in Königsberg, daß er darüber mit dem Könige rede, und geben Sie zu verstehen, daß, wenn meine Truppen Stein ergreifen, er nach Kriegsrecht erschossen wird" [1]). Der neue französische Gesandte, Herr von Saint-Marsan, hatte die Menschlichkeit, Stein zu warnen. Dieser verließ am 5. Januar 1809 Berlin, um sich zunächst zu dem befreundeten Grafen Reden nach Buchwald in Schlesien und von hier, da die Nähe der Franzosen kein sicheres Asyl verbürgte, nach Prag zu begeben, wo Karl Frücht — so nannte er sich — am 16. Januar eintraf.

Stein war nicht ohne Unterstützung in Oesterreich: der Finanzminister Graf O'Donnel war einer seiner bewährtesten Freunde, Graf Wallmoden, der in der österreichischen Armee diente, sein Schwager, der Minister des Aeußern, Graf Philipp Stadion, kannte ihn seit langer Zeit und war ihm gut gesinnt. Der Aufenthalt in Böhmens Hauptstadt behagte dem Verbannten. Die Nähe Preußens, angenehme Geselligkeit, ein starker patriotischer Zug in der Bevölkerung, reiche Bildungsmittel für sich und seine Kinder ließen ihn, noch vor seiner Ankunft in Prag, Stadion gegenüber den Wunsch äußern, dort bleiben zu dürfen. Allsogleich — am 17. Januar — erstattete der Minister dem Kaiser Vortrag hierüber und trat warm für den „ebenso ungerecht als hart gekränkten Mann" ein. Nur für Prag als Aufenthaltsort vermochte er sich nicht zu entscheiden, da dort der Exkurfürst von Hessen, Friedrich Gentz und andere Personen wohnten, „die allzusehr gegen Frankreich prononcirt sind," und das Zusammensein Stein's mit ihnen leicht zu allerlei Bemerkungen in den Zeitungen und zu Vorwürfen der Franzosen führen könnte, während er in Brünn dem Wiener Hofe näher wäre, wenn ihn dieser einmal benützen wollte. Kaiser Franz resolvirte zustimmend: „Sie werden dem Baron Stein bedeuten, daß, wenn er einen Aufenthalt in meinen Staaten haben will, er sich zu Brünn aufzuhalten und bescheiden zu betragen habe, indem ich von ihm sonst sich aus meinen Erbstaaten zu entfernen fordern würde" — was dann der Minister in einem Briefe an den Freiherrn in diplomatische Höflichkeit übersetzte, indem er hinzufügte,

[1]) Der Brief ist bei A. Stern, Abhandlungen und Actenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit, S. 269, abgedruckt. In Erfurt hatte Napoleon nur die Entlassung Stein's aus dem Rathe des Königs verlangt, jetzt forderte er dessen Ausweisung und drohte mit Vernichtung der Person. Hier liegt eine Steigerung vor, die vielleicht dadurch zu erklären ist, daß neuerdings compromittirende Schriftstücke zu des Kaisers Kenntniß gelangten. Denn im Eingange des angeführten Briefes heißt es: „Senden Sie beiliegende Ordre an alle meine Minister bei den Fürsten des Rheinbundes und thun Sie ihnen zu wissen, daß Stein fortfährt, mit den Engländern chimärische Complotte zu schmieden." Auch Schön weiß zu erzählen, „daß Napoleon noch spätere Briefe von ihm habe auffangen können, und daß er geächtet sei." (Weitere Beiträge zu den Papieren Th. Schön's, S. 61.) Ueber die Mitwirkung einer heimischen Cabale, auf die Stein selbst großes Gewicht legte, hat sich Stern a. a. O. S. 15 ff. verbreitet.

wie viel lieber es ihm persönlich wäre, Stein in größerer Nähe zu wissen. Dieser dankte, konnte aber nicht umhin, dem Minister zu bemerken, daß ihm Brünn nicht gerade angenehm sei. Ende Januar reiste er von Prag dahin ab[1]).

Eine gewisse Sorte von Stein's Feinden in Berlin und was dort im französischen Sinne die Feder führte — Lange's „Telegraph" obenan — unterließ es nicht, allsogleich einen Versuch zu machen, dem Verbannten die Ruhe des Exils zu stören. „Affiliirte Literaten" in Preußen wußten dem Wiener Polizeiminister, Baron Hager, einen Bericht in die Hände zu spielen, der den Ankömmling als Geheimbündler und factiösen Neuerer denuncirte — das erste Glied einer festgefügten Kette politischer Anschwärzungen, die nicht nur in den Tagen der fremden Uebermacht ihr Wesen trieben, sondern selbst die großen Jahre der Befreiungskriege überdauern und Triumph und Frieden der Nation vergiften sollten. Ein Glück, daß Stadion mit seinem ganzen Einfluß für den Verfolgten eintrat: er kenne Stein von Jugend auf, derselbe habe sich stets durch warme Anhänglichkeit an seinen Hof und sein Vaterland ausgezeichnet, und wenn er in Königsberg bei seinen Reformen auch mit zu viel Hitze vorgegangen sei, so liege das in seinem Charakter und sei keineswegs bloße Neuerungssucht, sondern die ihm einleuchtende Nothwendigkeit, dem Verfall des preußischen Staates zu wehren; er könne daher in der Nähe dieses Mannes nur Vortheil für Oesterreich, aber keine Gefahr erblicken[2]). Stein blieb. Nur von einer Verwendung für den österreichischen Staat, woran Stadion ursprünglich gedacht und wozu Gentz in Prag dem Freiherrn Aussicht eröffnet hatte, war fürder nicht mehr die Rede. Selbst als der Wiener Hof sich zum Kriege gegen denjenigen rüstete, der Stein in die Flucht gejagt, nahm man die Dienste des Letzteren doch nicht in Anspruch. Er war nichts weiter, und sollte nichts weiter sein, als ein geduldeter Flüchtling, der, wie jeder Fremde von politischer Bedeutung, unter genauer polizeilicher Beobachtung stand.

In Oesterreich war man seit den Niederlagen des Jahres 1805 dem Vorgehen Frankreichs mit immer steigender Besorgniß gefolgt. Das Ende des alten deutschen Reiches hatte man noch mit Gleichmuth hingenommen; auch die Handelsbeziehungen mit England auf Napoleon's Geheiß abgebrochen. Aber schon die Uebergriffe, die dieser sich in Italien erlaubte, berührten die Wiener Politik aufs Empfindlichste. Jahre lang hatte man mit dem Gegner um die Vormacht auf der appenninischen Halbinsel gerungen; noch der letzte Kampf war im Grunde aus denselben Motiven von Oesterreich geführt worden. Jetzt schaltete der glückliche Rivale dort wie im eigenen Hause: er hatte Toscana in drei Departements

[1]) Das erste Schreiben Stein's an Stadion vom 13. Januar 1809 und der Vortrag des Ministers — ohne die kaiserliche Resolution — stehen bei F. Lentner, „Stein in Oesterreich" (Oesterreichische Wochenschrift, 1874) S. 616 ff.; ein Auszug aus der Antwort Stadion's vom 24. Januar bei Pertz II., 325. Das Dankschreiben Stein's vom 28. Januar liegt auf dem Wiener Staatsarchiv.

[2]) Lentner a. a. O. S. 619. Anfangs Februar vernahm der französische Gesandte in Wien, General Andréossy, von einem Gespräche Franz' I. mit dem Grafen Sickingen, dessen Gegenstand das Aechtungsdecret gegen Stein bildete. „Was soll das?" fragte der Kaiser. „Ich habe auf sein (Napoleon's) Verlangen Merveldt aus Petersburg heimgerufen, obgleich ich zufrieden mit demselben war. Ich hoffe, er wird nichts Weiteres fordern." Andréossy an Champagny, 3. Februar 1809. Pariser Archiv des Auswärtigen.

aufgetheilt, den Kirchenstaat unter französische Verwaltung genommen, Neapel einem Mitgliede der napoleonischen Familie überwiesen. Doch was vollends den Ausschlag gab, das war die entsetzliche Willkür, mit der Napoleon die spanische Königsfamilie im Jahre 1808 ihres Thrones beraubt hatte, um denselben seinem Bruder Joseph zuzuwenden. Welches Fürstenhaus war nun noch vor solchem Schicksal sicher? Und Oesterreich war ein Staat, dessen Theile in der Dynastie und fast nur in dieser allein, ihren Zusammenhang fanden. Hier war die Gefahr, die dem legitimen Geschlechte drohte, eine eminente Staatsgefahr. Darum rüstete Oesterreich. Es rüstete jetzt nicht, wie vor vier Jahren, als Mack über seine Unfähigkeit Kaiser und Minister täuschen konnte, rüstete nicht, wie damals, zu einem Kriege, an dem das Volk mit seinem Herzen keinen Antheil hatte, sondern zu einem Kampfe, den eine in den letzten Jahren auf volksthümlichere Grundlagen gestellte Armee, eine aus allen Classen entnommene Landwehr, beseelt von einem flammenden Patriotismus, ausfechten sollte. Selten ist die dynastische Empfindung in Oesterreich zu so hoher Begeisterung gediehen, wie in diesem Jahre 1809, wo man mit der eigenen zugleich auch die Sache des ganzen bedrückten und bedrohten deutschen Volkes zu führen die Ueberzeugung hatte. Der französische Geschäftsträger Dodun konnte mit Fug nach Hause schreiben: „Im Jahre 1805 lag der Krieg nur in der Regierung, weder in der Armee noch im Volke; 1809 will ihn die Regierung, die Armee und das Volk“ [1]). Und man war voll Siegeshoffnung. Durfte man denn nicht auf Preußens thätige Hilfe zählen, welches schon im Vorjahre zum Losbruch gedrängt hatte? Waren nicht von dem Gesandten Metternich die abfälligsten Meldungen über die gegen Oesterreich verfügbaren Streitkräfte Napoleon's erstattet worden? Und war der Franzosenkaiser nicht selbst tief in den Kampf mit der spanischen Insurrection verwickelt? Wann wäre je der Augenblick günstiger gewesen? So herrschte in Wien die festeste Zuversicht, und Anfangs Februar schrieb der sonst so zurückhaltende Kaiser Franz seinem Minister, daß „da wir mit Ende März mit dem größten Theil unserer militärischen Anstalten fertig seyn werden, es nun an der Zeit seye, die Instruction für den Grafen Metternich auszuarbeiten, um dem Kaiser Napoleon, so wie man zu sagen pflegt, das Messer an den Hals zu setzen“ [2]). Der Krieg brach aus. Aber er rechtfertigte keineswegs die Erwartungen der Oesterreicher. Preußen war, von Rußland abgehalten, fern geblieben; im April gingen in Bayern die entscheidenden Schlachten des Feldzugs verloren; der erhoffte Volksaufstand in Deutschland verblitzte in einzelnen rasch und blutig gelöschten Flammen; Mitte Mai war Napoleon Herr von Wien und Kaiser Franz mit den Behörden auf der Flucht.

Die Nähe der Franzosen bedrohte auch Stein. Schon beim Losbrechen des Krieges hatte er an den Geheimen Staatsrath von Schön nach Berlin geschrieben, er sei seiner persönlichen Sicherheit wegen besorgt und vielleicht bald gezwungen, einen entfernteren Zufluchtsort zu suchen [3]). Aber obgleich inzwischen der Feind gesiegt hatte und die Gefahr näher gerückt war, so nahe, daß ein neuer Erfolg

[1]) Pariser Archiv des Auswärtigen.

[2]) Resolution auf einen Vortrag Stadion's vom 4. Februar 1809. Wiener Staatsarchiv.

[3]) Der Brief ist vom 12. April datirt. Pertz, II, 365.

derselben über die auf dem Marchfelde gesammelte österreichische Armee sie unfehlbar bis an den Wohnsitz des Verbannten führen mußte, kam Stein doch von dem Entschluß, weiter weg zu ziehen, zurück. Ja, er will sogar unter allen Umständen bleiben. In diesem Sinne schreibt er an den ihm ergebenen Staatsrath Kunth[1]) in Berlin folgende Zeilen:

„Brünn, am 7ten May 1809.

Noch sind wir ruhig hier, und durch große Streitkräfte geschützt. Ein großes Uebergewicht erhält bei mir der Gedanke, die Wanderungen zu endigen, und hier Alles ruhig abzuwarten, was das Schicksal ausspricht, und auch Ihm mich zu überlassen, wenn Er hier mich erreichen sollte. Denn ich glaube, sein Hauptzweck war, mich zu entfernen und andre zu schrecken. Da dieser erreicht ist, so hat die Sache für ihn weiter kein großes Interesse. Und was kann am Ende mir für großes Unheil zugefügt werden, indem kein Grund vorhanden ist zu besonderen persönlichen Mißhandlungen? Sollten die großen und edlen Zwecke, die man hier mit so außerordentlicher Anstrengung zu erringen strebt, nicht errungen werden, so, gestehe ich, bleibt nichts mehr zu erwarten übrig, und mein ganzes Leben wird in einem trüben Hinbrüten über Vergangenheit und Gegenwart und in Verrichtung der animalischen Functionen bestehen."

Dieser Brief blieb den österreichischen Behörden nicht unbekannt. Der Gouverneur von Mähren, Graf Lažansky, verständigte den Polizeiminister in Ofen, wohin die Centralbehörden sich geflüchtet hatten, und wo an Stelle des Kaisers, der mit Stadion zur Armee gegangen war, Erzherzog Rainer die laufenden Regierungsgeschäfte erledigte. Hager wandte sich hier an den Vertreter Stadion's, Hudelist, der ihm bemerkte, es wäre gut, Stein „einen nichtamtlichen vertrauten Wink zu geben, sich über das Schicksal, welches ihm bevorstehe, nicht zu täuschen." Darauf schrieb der Minister an den Gouverneur zurück:

Eure Excellenz!

Ich habe mich über die Resignation, mit welcher der Minister Frh. v. Stein in Brünn die Entwicklung seines Schicksals abwarten zu wollen scheint, mit der geheimen Hof- und Staats-Kanzley besprochen. Diese glaubt, daß Frh. von Stein über das, was ihm wirklich bevorstehe, sich sehr täusche und Hoffnungen nähre, welche bey der bezidierten Stimmung Napoleon's gegen ihn gewiß nicht erfüllt werden würden. Ich wünsche daher, daß Ew. Exc. einen Weg finden mögten, ihm hierüber, jedoch ohne alle Amtlichkeit, einen vertrauten Wink geben und ihn vor der großen Gefahr warnen zu lassen, welcher er sich aussetzt, wenn er seinen auf den schwächsten Stützen ruhenden Hoffnungen mehr Macht einräumen würde als der Pflicht der Selbsterhaltung. Zu seiner Weiterreise belieben ihm Ew. Exc., wenn er diesen Wink benützt, allen Vorschub zu gewähren, welchen sein Schicksal verdient. Ich habe ꝛc.

Ofen, den 13. Mai 1809. Hager[2]).

Der Rath zur Vorsicht war nicht nur gut gemeint, sondern auch wohl gegründet. Denn kurz zuvor, im April, hatte Dörnberg seinen Aufstandsversuch in Westphalen gewagt; Stein's Schwester Marianne erschien dabei compromittirt und wurde nach Paris gebracht. Daß dies Napoleon gegen den Bruder, dem er ein Einverständniß in der Sache zuschrieb, nicht milder stimmte, lag auf der Hand. Wir wollen darum auch glauben, daß Davoust, als er ein paar Monate später nach Brünn kam und dort erfuhr, Stein habe die Stadt verlassen, bemerkte,

---

[1]) Vergl. über ihn: Friedrich und Paul Goldschmidt, das Leben des Staatsraths Kunth. 1881.

[2]) Concept im Archiv des Ministeriums des Innern. Eine amtliche Copie des Stein'schen Briefes liegt bei.

dieser habe wohl daran gethan, denn er hätte ihn auf den Spielberg setzen lassen. Fürs Erste jedoch hatte der Sieg des Erzherzogs Karl bei Aspern am 22. Mai jede Gefahr gebannt. Ein neuer Erfolg mußte sie gänzlich beseitigen. Dieser freilich blieb aus; die Schlacht bei Wagram ging verloren; Stein barg sich in Troppau vor dem Zorne seines mächtigen Feindes.

Als ob die Nähe seines früheren Wirkungskreises ihn anregend berührte, wurde er hier wieder thätiger, willenskräftiger, zuversichtlicher. Sein Briefwechsel belebte sich. Mittheilungen über österreichische Zustände wechseln mit Projecten über Deutschlands freie Zukunft, an der er nicht verzweifelt. Namentlich daß England jetzt auf dem Kampfplatz erscheinen will, rüttelt ihn auf. Bald brennt es lichterloh vor Leidenschaft in der Seele des heißblütigen Mannes. „Die Ankunft der Engländer gewährt neue Aussichten für die Befreiung von Deutschland" — schreibt er am 27. Juli an den Prinzen von Oranien. „Die Erscheinung eines englischen Heeres im nördlichen Deutschland kann von den größten Folgen sein, wenn man die öffentliche Meinung erhebt und benutzt und die dort vorhandenen Streitkräfte sich zu eigen macht" — wendet er sich zur selben Zeit an Gentz und Stadion. Er selbst bietet sich zur Verhandlung mit den Briten an. Er denkt die insurrectionellen Verbindungen Deutschlands, mit denen er schon im Vorjahre Fühlung gehabt, zu nützen; sogar den Königsberger Tugendbund verschmäht er jetzt nicht mehr wie ehedem; ein deutscher Fürst solle der Bewegung Leitung und Adel verleihen: Oranien. Er hält auch schon eine Eintheilung der Verwaltungsgeschäfte in den insurgirten und occupirten deutschen Provinzen bereit und die Namen der dirigirenden Beamten. Bald ist seine Idee in die Gesetzesform eines aus Hessen, Hannover und Braunschweig zu bildenden „Deutschen Bundes" gebracht, mit dem er am 8. September Gentz überrascht und mit der Frage: Ob man denn nicht die Friedensunterhandlungen so lange hinziehen könne, bis der ganze Mechanismus ins Werk gerichtet sei?[1]) Eitle Hoffnung. Die Engländer gingen gar nicht in Deutschland, sondern in Holland ans Land und kehrten bald wieder ruhmlos heim. Kurz nachher, am 14. October 1809, entschloß sich Oesterreich mit ungeheuren Opfern zum Frieden.

Noch ehe derselbe unterzeichnet worden war, hatte Stein neuerdings das Ersuchen an das Ministerium gerichtet, fürderhin in Prag leben zu dürfen. Am 15. October — man wußte am kaiserlichen Hoflager zu Totis noch nichts von dem in Schönbrunn bereits abgeschlossenen Vertrage — trug Metternich, der Nachfolger Stadion's, dem Kaiser die Bitte des Freiherrn vor:

„Eure Majestät!

Auf das Gesuch des Freiherrn von Stein, für seinen vorläufigen Aufenthalt Prag zu wählen, glaube ich, wäre selbem zu verstehen zu geben, daß im Falle des Wiederausbruchs des Krieges er seine Wohnstätte, wo es ihm beliebe, würde aufschlagen können, im Falle des Friedens jedoch zögen Ew. Majestät vor, wenn er künftigen Winter wieder in Brünn zubrächte. Prag wird kommenden Winter der Sammelplatz eines großen Theils des böhmischen Adels werden. Die Stadt ist groß, steht in erster Linie, wird daher sicher von französischen Emissären und Spionen mehr besucht werden als Brünn. Das Glücklichste, was dem Freiherrn von Stein die

[1]) Die berührten Briefe sind bei Pertz II, 369—393, mitgetheilt.

erste Zeit über geschehen kann, ist, sich gänzlich vergessen zu machen. Zu dem Aufenthalte in Brünn sollte ihn also sein eigenes Interesse sowohl als Jenes Ew. Majestät bewegen.

Dotis, den 15. October 1809. Metternich.[1])

Der Kaiser gab dem Vorschlage seine Zustimmung. Am selben Tage noch traf die Friedensbotschaft ein. Mit ihr war Stein's nächstes Schicksal bestimmt. Am 11. November kehrte er resignirt nach Brünn zurück, um hier „das Glück seiner Vergessenheit" zu genießen. Und sogar die Polizei schien ihn vergessen zu wollen, denn auch von einer Ueberwachung seines Briefwechsels kam man ab, nachdem der Gouverneur Lažansky versichert hatte, daß der Fremde „während seines Hierseins die redendsten Beweise seiner guten Denkungsart und selbst einer Anhänglichkeit für den österreichischen Staat gegeben hat"[2]).

Wie lang mag der träge Winter dem thatenfrohen Manne geworden sein, ihm, dessen normaler Puls, wie uns Varnhagen aus eigener Erfahrung mittheilt, weit über hundert Schläge zählte! Nirgends in der großen Politik mehr ein Anhaltspunkt für Hoffnung und Zuversicht, seitdem Oesterreich die Waffen niedergelegt und England, nach dem jüngsten Mißerfolg seiner Selbstsucht, dem Continent fürs Erste abgeschworen hatte! Zwar fehlt es nicht an Briefen Stein's aus dieser Zeit, in denen er — wie um sich selbst zu stärken — seine Freunde im Norden zu treuem Ausharren mahnt. Aber es kamen doch auch recht trübe Stunden über ihn, die ihm den Gedanken einer Auswanderung in die neue Welt nahelegten. Die Erziehung seiner Töchter — so ernst er sie nahm — vermochte doch seine überreiche Muße nicht gänzlich auszufüllen. Er las viel und beobachtete, was rings um ihn her lag. Es sind uns durch Pertz werthvolle Notizen überliefert, mit denen er seine Lectüre begleitete, und schriftliche Aeußerungen über allgemein europäische und österreichische Verhältnisse. In nächster Linie steht ihm sein mächtiger Feind. Was er ihm zumeist vorwirft, ist, daß er der Verderber Europas wurde, anstatt dessen Wohlthäter zu werden. Den Grund hiervon erblickt er in Napoleon's Mangel an moralischen Grundsätzen und Empfindungen, den er als „die Folge einer seltenen ursprünglichen Entmenschung, der Gemeinheit seines Geschlechts und der Rohheit seines Völkerstammes, der revolutionären Gesetzlosigkeit, unter der sein thätiges Leben begann", erkennt. Er verurtheilt Alle, die einem solchen Charakter dienen und von ihm etwas erhoffen. Die Sklaverei der Deutschen insbesondere führt er auf deren Zersplitterung in so viele kleine ohnmächtige Staaten zurück, und weit vorschauend bemerkt er dazu: „Wollte man auch einen Bund kleiner Fürstenthümer beibehalten, so müßte ihnen doch die Theilnahme an der Leitung der äußeren Verhältnisse, des öffentlichen Einkommens und der Vertheidigungs-Anstalten entzogen werden. Sie würden nur die übrigen Verwaltungszweige beibehalten und diese nach den Beschlüssen des Reichstages oder nach Selbstbestimmung ausüben"[3]).

[1]) Das Original des Vortrags auf dem Wiener Staatsarchiv.

[2]) Lažansky an Hager, 11. November 1809. Archiv des Ministeriums des Innern. Wenn Lentner a. a. O. S. 654 „mehrere intercipirte Correspondenzen" aus der Brünner Zeit erwähnt, so ist das nicht ganz erklärlich. Intercepte finden sich erst später wieder vor, als Stein nach Prag übergesiedelt war.

[3]) Pertz, II, 442 ff.

Oesterreich hatte Stein's volle Theilnahme und Achtung wegen seines kraftvollen Auftretens gegen Frankreich. Darüber aber entging seinen Blicken die Hauptschwäche dieses Staates nicht. Er erkannte sie in dem mangelhaften Bildungswesen. Der freie Aufschwung, den gerade in diesen Monaten, in überernster Zeit, unter Wilhelm v. Humboldt's Leitung das Schulwesen in Preußen nahm, legte ihm den Vergleich besonders nahe. Ein eingehendes Reisewerk Eggers', des holsteinischen Staatsmannes, dessen Schriften auf Stein unverkennbar eingewirkt haben, orientirte ihn über die österreichische Organisation des öffentlichen Unterrichtes; Anderes sah und erfuhr er in seinem Umkreise, namentlich im Verkehr mit dem Director der protestantischen Schule, André, dem Freunde Salzmann's; das Resultat war eine Denkschrift über diese Dinge, die offenbar zur Belehrung an leitender Stelle dienen sollte. „Oesterreich sollte die deutschen Gelehrten mehr benutzen" — hieß es da — „um auf die öffentliche Meinung in Deutschland zu wirken. Dieses würde geschehen, wenn es eine große Achtung für die Wissenschaft äußerte, dem Umlauf der Ideen weniger Hindernisse in den Weg legte, ausgezeichnete Gelehrte, besonders solche, die für die gute Sache schreiben, belohnte, öffentliche literarische Blätter sich zu eigen machte, seine wissenschaftlichen Anstalten verbesserte und dem in Deutschland herrschenden Vorurtheil entgegenwirkte, als halte es die Fortschritte des menschlichen Geistes zurück und lähme dessen Kraft durch die ängstliche Vormundschaft, die es über ihn ausübt"[1]). An welche Adresse wandten sich diese Worte? Stadion, der sie verstanden haben würde, war nicht mehr Minister. Metternich lebte nur in der Diplomatie. Der Mann auf dem Throne aber besaß, seitdem im Jahre 1794 die Revolution ihre Fühler bis nach Oesterreich und Ungarn ausgestreckt hatte, eine tiefe Abneigung gegen Alles, was „öffentliche Meinung" hieß, und so gut wie gar kein Verständniß für Nutzen und Wirkung der Wissenschaft. Jedenfalls fand Stein für seine Mahnung kein Gehör, denn wenige Wochen später schreibt er verzweifelnd an Pozzo di Borgo: „Ist denn gar keine Aussicht, daß man in diesem Lande freisinnigere Einrichtungen, eine weniger furchtsame Censur zulassen, und daß man Etwas thun werde, um die Bewegung der Ideen und der Geister zu begünstigen? Alles läuft entweder auf Handarbeit oder Müßiggang oder Bureaux oder Garnison hinaus, und diese Bureaux beschäftigen sich allein mit der Anwendung eines Systems plumper, verworrener Förmlichkeiten, die jeden Augenblick die freie Thätigkeit des Menschen aufhalten, um an deren Stelle Massen von Papier und die nichtige Dummheit oder Faulheit der Beamten zu setzen. Wenn man der freiwilligen Bewegung der Köpfe und dem Gedankenumlauf einen Damm entgegensetzt, wie kann man sich dann noch über den Zustand von Mittelmäßigkeit wundern, worin sich der Mensch

---

[1]) Die Denkschrift (vom März 1810) bei Pertz, II, 423—433. Wenn Pertz und mit ihm Seeley es dahingestellt lassen, ob das Memoire Stadion mitgetheilt wurde, so haben wohl beide übersehen, daß Stadion seit October 1809 nicht mehr im Amte war, sondern zurückgezogen in Prag lebte. Krones in seinem neuen Buche „Zur Geschichte Oesterreichs im Zeitalter der französischen Kriege und der Restauration", S. 222, nimmt ohne jedes Bedenken — aber auch ohne allen Grund — Stadion als Adressaten an.

in diesem Lande findet?“ [1]) Stein ahnte nicht, daß noch viel Decennien verfließen mußten, ehe man sich in Oesterreich seine Fragen ernstlich vorzulegen wagte.

Als der Winter sich neigte, kam der Freiherr noch ein drittes Mal auf seinen Wunsch, nach Böhmen überzusiedeln, zurück. Und jetzt mit Erfolg. Am 8. Februar 1810 meldete ihm Metternich in einem verbindlichen Schreiben, daß seiner Ansiedelung in Prag nichts mehr im Wege stehe [2]). Die Verhältnisse zwischen Oesterreich und Frankreich hatten sich seit dem Frieden so wesentlich gebessert, und die Annäherung beider Staaten war eine so entschiedene, daß man von Napoleon keine Einwendung mehr gegen Oesterreichs Asylrecht befürchtete. Am 9. Juni 1810 zog Stein in Böhmens Hauptstadt ein.

Prag war in den Jahren der napoleonischen Gewaltherrschaft in Europa die Zuflucht so mancher Deutschen, welche die Sturmfluth der Politik an den Strand geworfen hatte. Mehr als ein Gegner der recht- und rücksichtslosen Eroberungstendenz Frankreichs suchte und fand in der alten Residenz der böhmischen Könige ein von der österreichischen Regierung zwar nicht allzu gerne gewährtes, aber doch auch nicht verweigertes Asyl. Hier hatte im Jahre 1809 Karl von Nostiz seine Legion gesammelt, mit der er am Kriege theilzunehmen gedachte; hier stellten sich preußische Officiere, welche die Schmach von Jena oder die Noth der Heimath in den Kampf gegen den Franzosenkaiser trieb, unter die schwarzgelben Fahnen; hierher wich Gentz vor dem Zorn des Mächtigen zurück; hier träumte der entthronte Kurfürst von Hessen von dem dereinstigen Wiedergewinn seines Landes, und hier fand, gleich diesem Feinde aller zeitfreundlichen Neuerung, auch der Reformator Preußens Herberge auf dem Leidenswege seines Exils. Stein war über den Wechsel seines Domicils zunächst voll Befriedigung. Viel von dem, was er in der kleinen mährischen Provinzstadt hatte entbehren müssen, war hier zu finden: ein höheres Maß von Bildung und Intelligenz und vor Allem die Leichtigkeit eines häufigeren Verkehrs mit seinen Freunden im Norden. Allerdings stand sein Briefwechsel jetzt wieder unter behördlicher Aufsicht. Aber das war nun einmal die „Gepflogenheit“ jener Zeit und voraus der ängstlichen Wiener Regierung. Am 14. Juni 1810 schreibt er an den Regierungspräsidenten Merkel in Breslau: „Der hiesige Aufenthalt verspricht mir mehr Annehmlichkeiten als mein bisheriger, indem man die gelehrten Anstalten und den Umgang der Gelehrten benutzen kann, auch die Verbindung mit dem Ausland größer ist und mannigfaltiger wegen der Reisenden, des bedeutenden Handelsverkehrs, der Begrenzung mit Deutschland, da Mähren davon fast ganz abgeschnitten ist und nur mit Wien verkehrt. Ueberhaupt muß der Charakter der Böhmen kräftiger und ihr Geist lebhafter sein, da die Geschichte derselben reich ist an Aeußerungen, die dieses beweisen“ [3]). In der That, kaum in Prag angelangt, sehen wir ihn auch schon wieder ganz von dem Interesse des preußischen Staates in Anspruch genommen, welches sich gerade jetzt mit dem seinigen berührte; denn

[1]) Pertz, II, 433.

[2]) Archiv des Ministeriums des Innern.

[3]) Intercept. Archiv des Ministeriums des Innern.

eben in diesen Tagen entglitt seinen Gegnern, die ihn in der Regierung abgelöst hatten, das Staatsruder, um in andere, ihm freundlicher gesinnte Hände überzugehen.

Die Geschichte des Ministeriums Altenstein ist noch nicht geschrieben. Was aber gleichwohl sicher steht, ist, daß dasselbe jenes mächtigen, einheitlichen Willens entbehrte, ohne den die Geschäfte eines Staates überhaupt selten, diejenigen aber eines Gemeinwesens in der maßlos gedrückten Situation des damaligen Preußens gewiß nicht mit Erfolg versehen werden konnten. Altenstein — man mag seinen guten Willen loben — besaß weder die energische Kraft seines Vorgängers, noch die unbeugsame frohe Zuversicht eines Hardenberg, und fand aus der ungeheuren finanziellen Verwirrung, in welche die französische Kriegscontribution das arme Land gestürzt hatte, schließlich nur noch einen einzigen Ausweg: die Abtretung Schlesiens. Wir wissen, daß König Friedrich Wilhelm III. hierauf nicht einging, sondern Anfangs Juni 1810 Altenstein, Nagler und Beyme entließ und Hardenberg berief, der ohne Territorialcessionen Rath zu schaffen versprach. Die erste Nachricht von diesen Veränderungen scheint Stein durch seinen treuergebenen Freund, den Staatsrath Kunth in Berlin, erhalten zu haben.

Kunth an Stein.

Berlin d. 19. Juny 1810[1]).

. . . Es hat mir leyd gethan, daß Ew. Exc. nur noch durch so schwache Fäden mit uns Armen hier verbunden zu sein scheinen und auch diese je früher je lieber lösen wollen. Mein Gefühl sagt mir für das Ihrige, daß dem nicht ganz so sei, und es giebt ehrenwerthe Stimmungen im Publico, die sich über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer neuen und dauerhaften Verbindung äußern. Ich möchte fragen, was in unserer Zeit noch unwahrscheinlich heißen kann?[2]) Wichtig für unser Inneres sind die neuen Veränderungen. Mehreres ist zu erwarten, besonders wenn der entfernte Freund[3]) hier eintrifft. Kommen wird er doch wenigstens; dazu ist er von allen Seiten dringendst aufgefordert. Das Bleiben ist die zweite Frage. Der Kluge[4]) ist Staats-Minister geworden, tritt in seine vorige Carrière zurück und freut sich Ew. Excellenz in einigen Wochen auf der Durchreise zu seiner neuen Bestimmung zu besuchen. (Dies für itzt noch als Geheimniß.) Er selbst wünschte, daß sein Bruder[5]) an seine Stelle käme. Es wird daran gearbeitet; der Kanzler treibt es ernstlich. Wie es scheint, ist dem Freunde gegenüber Bernhards Spinnerei (?) auch eine sichere Bestimmung zugedacht. Ueber dieses und vieles Andere, so Gott will, mündlich. Doch kann ich nichts versprechen. Meine Frau ist noch nichts weniger als reisefähig. Die Witterung muß fest werden und ich muß den Litthauer[6]) abwarten, wenn er nicht zu lange ausbleibt. Deshalben werde ich auch das Gewisse vorziehen und eine gute Gelegenheit benützen, die

---

[1]) Der Brief, ohne Unterschrift, war an „Mr. Mann, Associé von Michel Keil & Co. in Prag", adressirt. Intercept. Archiv des Ministeriums des Innern.

[2]) Zum Beleg hierfür ist das Schreiben eines Ungenannten an einen Berliner Freund beigelegt, in welchem es u. A. heißt: „Trügen nicht alle diese und einige andere mir noch mitgetheilte Merkmale, so leuchtet uns eine gute Zukunft, und der Geist der Liberalität, des Fortschreitens zur National-Bildung, Krafft und Einheit wird nicht zerstört werden. Der gepflanzte Baum wird gedeihen, selbst in der Abwesenheit des edlen Pflanzers, und wer weiß, ob auch selbst diesen uns nicht noch dereinst veränderte Conjuncturen wieder schenken können!"

[3]) v. Schoen, Oberpräsident in Gumbinnen in Litthauen, welcher zur Uebernahme des Ministeriums des Innern berufen wurde.

[4]) Wilhelm v. Humboldt, der die Leitung des Unterrichtswesens mit dem Gesandtenposten in Wien vertauschte und im September Stein in Prag besuchte.

[5]) Alexander v. Humboldt. Vergl. Pertz Stein, II, 487.

[6]) Schoen.

Paketchen dem Freunde zuzuschicken, der seine Krücken weggeworfen hat und wieder reitet. (?) Karsten's Tod[1]) hat eine so allgemeine und tiefe Sensation gemacht, als er verdient. Er gehört, wie der ganze Mensch in ihm war, zu den Unersetzlichen. Chef der General-Bergbau-Direction wird Gerhard der Rothenburger. Meinen Rechnungsbestand bringt — (?) mit. Ich werde berechnen ob besser baar oder in Papieren. Dukaten sind hier auch theuer. Komm' ich nicht selbst, so übermache ich ihn. Kleine Aufträge werden sich ja auch noch künftig wohl für mich finden. Ich bitte Ew. Exc. mich ferner und unveränderlich zu denen zu zählen, die in Ihrem Andenken zu bleiben wünschen.

Kunth kam selbst. Er traf am 1. Juli in Prag ein, von der Polizei sorgfältig unter dem Namen des längst verstorbenen Grafen Hoym registrirt, beladen mit Briefen der Getreuen Stein's an ihren ehemaligen Chef. Oberpräsident Sack und Professor Spalding begrüßten mit Freuden die neue Wendung und den Fall der Gegner; Stein's Schwager, Rittmeister Graf Arnim-Boytzenburg, wollte selbst kommen und berichten; Schoen erzählte von dem ihm gewordenen Antrag, ins Ministerium einzutreten: Alle wandten sich an den, der für sie Autorität geworden war in der Kunst, einen Staat im Elend zu kräftigen und zu heben. Selbst der neue Staatskanzler beugte sich vor dem Ansehen, welches Stein in den Fragen innerer Verwaltung genoß, und übersandte ihm seine Finanzprojecte zur Prüfung[2]). Mit dem größten Eifer machte sich dieser ans Werk. Da war sie ja, die langentbehrte, heiß ersehnte Thätigkeit, und obenein auf einem Felde, welches Keiner sicherer beherrschte. Hardenberg gründete sein Project auf Anlehen von außen und auf uneinlösbares Papiergeld. Stein wußte wohl, daß dies leichtfertig und unsicher war. Dennoch verweigerte er seine Zustimmung nicht, denn die außerordentliche Lage des Staates schien selbst bedenkliche Maßregeln zu rechtfertigen. „Habt Ihr andere Mittel bei Krebs und Brand als Schnitt, Schirling und Höllenstein?" fragte er im August Schoen, der sich der Mitwirkung an der Finanzpolitik des Kanzlers geweigert hatte. Was aber den impressionablen Mann völlig auf die Seite des neuen Ministeriums zog, war, daß dieses eine Wiederaufnahme seines Reformwerkes plante. Er rieth Hardenberg, den Fortgang desselben gegen Intriguen zu sichern, unter Umständen zur Strenge, zu Verhaftung und Verbannung der Schädlichen zu greifen, die Maximen Richelieu's zu befolgen, um „eine verwilderte, ungehorsame, ränkesüchtige Nation" zu beherrschen[3]).

Dem Staatsminister war die Unterstützung, die er bei Stein fand, gerade jetzt hochwillkommen, wo der tiefblickende Niebuhr dem Könige die Unbrauchbar-

[1]) Der Vorstand der sechsten Section im Ministerium des Innern (Bergbau), Staatsrath Karsten, war am 20. Mai 1810 gestorben. Sein Nachfolger wurde im October desselben Jahres der Chef des königl. westphälischen Bergwesens, Berghauptmann Gerhardt. Vergl. Bassewitz, Kurmark Brandenburg, IV, 140.

[2]) Die Briefe der Berliner Freunde bei Pertz, Stein, II, 486 ff. Niebuhr's vom 29. Juni datirtes Schreiben hat vielleicht nicht Kunth, sondern später Arnim nach Prag gebracht. Daß Jener Hardenberg's Pläne überbrachte, scheint sicher, da Arnim viel zu spät im Juli bei Stein eintraf, als daß dieser die Vorlagen hätte prüfen und schon am 2. August antworten können. Die Antwort ging dann allerdings durch Arnim nach Berlin.

[3]) Die Denkschrift Stein's vom 10. Juli 1810 bei Pertz, II, 492—503. Hardenberg's Finanzproject in einem ausführlichen Auszuge bei Erwin Nasse, Die preußische Finanz- und Ministerkrisis im Jahre 1810. Historische Zeitschrift XXVI, 316 ff.

keit des Projects vortrug und aus dem Ministerium austrat und Schoen sich ebenfalls auf seine Präsidentschaft in Litthauen zurückzog. Hardenberg suchte sich dem Verbannten persönlich zu nähern und schlug durch Sack eine Zusammenkunft an der Grenze vor. Stein ging darauf ein, und am 16. September trafen sich die beiden Männer im tiefsten Geheimniß in dem schlesischen Hermsdorf. Graf Reden hatte die Veranstaltung dazu getroffen, und so gut, daß der Ort erst in allerjüngster Zeit bekannt geworden ist[1]). Die Prager Polizei erfuhr nichts davon. Auch was wir von der Zusammenkunft wissen, ist wenig genug — nicht mehr, als daß Hardenberg einige Tage vorher alle auf sein Project bezüglichen Acten Stein zugestellt hatte, und daß dieser dann ein Gutachten niederschrieb, welches sich in einzelnen Punkten von seiner früher abgegebenen Meinung unterschied. Manches mag auch über neue Reformen gesprochen worden sein, von denen einige der wichtigsten — eine allgemeine Gewerbesteuer, die man als ersten Schritt zur freien Concurrenz bezeichnen kann, und das Versprechen einer Nationalrepräsentation — schon im October und November 1810 zu Tage traten. Jedenfalls war Stein von dem Zusammentreffen mit dem Kanzler, den er jetzt noch einen „verständigen, edlen Mann" nennt, sehr befriedigt.

Aber was half alles Bemühen der Tüchtigsten, wenn die Gefahr von Westen her immerfort wuchs und dem preußischen Staate mit völliger Auflösung drohte! Napoleon schritt auf dem Wege zur Universalherrschaft immer weiter. Um Großbritannien zu isoliren und zu ruiniren, hatte er längst, so weit nur immer seine Macht reichte, die englischen Waaren vom Continent verbannt. Die Folge war gewesen, daß ein ausgedehnter Schleichhandel in Flor kam, der unbesiegbar schien. Da faßte Jener den Gedanken, das Geschäft den Schmugglern abzujagen und den Profit selbst einzustecken: er erließ am 2. August 1810 in Trianon ein Decret, welches die Einfuhr der Colonialwaaren gegen einen Zoll von 50 % gestattete. Stein ist außer sich über den unlauteren Vorgang, den er in seiner ganzen Tragweite erkennt und verurtheilt. In Briefen an Graf Reden kommt er wiederholt darauf zu sprechen.

Stein an Reden[2]).

Prag, den 1. Nov. 1810.

Beide für mich bestimmte Briefe sind mir zugekommen, und scheint die B=Angelegenheit eine gesezliche und erträgliche Wendung zu erhalten — nach dem einen Brief und nach mehreren Thatsachen, die zu meiner Kenntniß gekommen sind, zu urtheilen[3]). — Was die Gerüchte anbetrifft, so mögen sie leicht ihre Entstehung aus dem Gränz=Ort genommen haben, durch den bekannten Umstand. Man thut am besten, die Sache durch sich selbst sinken zu lassen, und andere Gerüchte werden dieses Gerücht verdrängen[4]). An diesen ist das Zeitalter reich, und verbiethet zwar N[apoleon] das Zeitungs=Schreiben so kann er doch das Sprechen nicht verbiethen. — Die

---

[1]) Vergl. den von P. Goldschmidt in der Historischen Zeitschrift XLVI, 183 veröffentlichten Brief Hardenberg's an Stein vom 19. Mai 1811. Ueber die Zusammenkunft: Pertz, II, 511 ff. Seeley, II, 382 verlegt dieselbe irrthümlicher Weise in Graf Reden's Haus zu Buchwald.

[2]) Intercept. Archiv des Ministeriums des Innern.

[3]) Es handelt sich hier wohl um die Birnbaumer Angelegenheit. Stein's Gut Birnbaum im Großherzogthum Warschau war nämlich im Februar 1809 ohne Rücksicht auf den Miteigenthümer v. Troschke mit Beschlag belegt und durch elende Wirthschaft herabgebracht worden. Die Besitzer suchten wieder zu ihren Rechten zu gelangen. Pertz, II, 335.

[4]) Hat wahrscheinlich Bezug auf die stattgehabte Zusammenkunft mit Hardenberg.

Generalin Langwerth soll vielen Muth und Entschlossenheit zeigen; ihr braver Mann ist bei Talavera mit der Fahne in der Hand gefallen[1]).

Es scheint, daß N. nun allen Handel mit Colonialwaaren an sich ziehen und sich durch ihren theuren Verkauf an das itzt schon so ausgesaugte Europa bereichern will. Wie wird dies noch alles enden, da von allem dem, was die Erfahrung lehrt, daß es Wohlstand und Bildung gründet und befördert, gerade das Gegentheil geschieht, also Verarmung und Verfinsterung nothwendig folgen muß? Wäre ich nicht durch Familien-Verhältnisse gefesselt, so würde ich morgen Europa verlassen und anderwärts mein Heil suchen. Leben Sie wohl, lieber Reden.

Derselbe an Denselben[2]).

Prag, den 23. November 1810.

Ich ersuche, lieber Freund! meine Akten-Stücke wohl verpackt hierher zu schicken. Auf den inneren Umschlag setzen Sie nur W. S., auf den äußern die Adresse an Feldmarschall-Lieutenant Bon v. Schustek, Ritter des Marien-Theresien Ordens, Inhaber eines Dragoner-Regiments und Inspecteur der Cavalerie zu Prag. Dieses Paket lassen Sie in der Festung Josephstadt abgeben an den H. Obristen von Krause des Infanterie-Regiments Albert Gyulai mit der Bitte der weiteren Beförderung. Er wird prevenirt. Josephstadt liegt 3 Meilen von Trautenau. Da nun Schlesier den Markt in Trautenau besuchen, so kann man einem solchen nur die Extra-Post von da nach Josephstadt bezahlen, welches hin und her propter Gulden Banko-Zettel ausmacht, und es ist die ganze Sache abgemacht. Sollte der Obrist nicht zu Hause sein, so ist es die Regimentskanzlei, die das Paket in Empfang nimmt und bescheinigt.

Es ist itzt vielleicht mehr Hoffnung als je zur Aufhebung des Sequesters, da die bekannte Convention abgeschlossen ist, die einer so großen Menge Menschen, so dem großen — verhaßt waren, ihr entzogenes Eigenthum wiedergibt. Den Erfolg der deshalben gemachten Schritte erwarte ich[3]).

Ich kann Ihnen schon nicht helfen und meine Meinung über den Egoismus der Country Gentlemens zurücknehmen. Er existirt überall, wo nicht Verfassung ihm entgegen wirkt, indem sie den Einzelnen zur Theilnahme an der Verwaltung der Angelegenheiten des Districts oder des Ganzen beruft.

Ancillon ist ein Mann von Verstand, und sein Einfluß kann nicht anders als wohlthätig sein. Es ist ein Glück, daß er dem K[önig], der itzt Trost, Aufrichtung und Rath braucht, näher gebracht worden ist[4]).

Ich wundere mich, daß Sie mit Erschwerung der Colonialwaaren zufrieden sind, da die Bewohner der Colonien sie doch gegen unsere Linnen, Eisen, Glaswaaren, Mehl u. s. w. bisher eingetauscht und noch eine bedeutende Menge Silber hinzugegeben haben. Da also mit dem Colonialhandel ein sehr bedeutender Theil des Europäischen Producten- und Manufacturenhandels aufhört, insbesondere auch der bedeutende Handel der Ostsee von Petersburg bis Rostock, der so wohlthätig durch die Albertusthaler, Dukaten und Amsterdamer Wechseln war. Sie trösten sich, lieber Reden, also über die Vernichtung des großen Welthandels, über den Fall aller großen Handelsstädte, über die Verarmung von Europa, über das Sinken aller unserer Produkten, über das Zerstören aller alten Capitalien, über die gänzliche Stockung in der Accumulation neuer? Insoferne alle diese Ereignisse mittelbar zur Erreichung andrer Zwecke wirken, kann man sich trösten. Verarmung kann die Sitten vereinfachen und Energie wiedergeben, die Zerrüttung des Welthandels, die Convulsion Spaniens und Portugals durch den auf sie ausgegossenen Giftbecher kann Auswanderungen veranlassen, durch die neue Reiche in Amerika und den Inseln des

---

[1]) Freiherr Ernst von Langwerth-Simmern, Brigadegeneral der englisch-deutschen Legion in Spanien, fiel in der Schlacht vom 28. Juli 1809.

[2]) Intercept. Archiv des Ministeriums des Innern.

[3]) Stein, der seiner Kinder wegen die Freigebung seiner sequestrirten nassauischen Besitzungen anstrebte, hatte sich durch O'Donnell an Metternich und an Hardenberg gewendet, um durch deren Vermittelung etwas zu erreichen.

[4]) Der Prediger Ancillon, den Stein an Hardenberg empfohlen hatte, war im Juli 1810 Erzieher des Kronprinzen und Staatsrath geworden.

Ostindischen Meeres entstehen. Mit solchen Betrachtungen tröstet man sich über die Leiden der Zeit, erklärt sich den Gang der Vorsehung. Man kann aber den ungebundenen Willen nicht rechtfertigen, der alles zerstört, sorglos wegen des Erfolges mit dem Glück eines Erdballs spielt.

Der arme Wieler in Nassau ist todt[1]). Ich habe einen anderen ehrlichen Mann zu seinem Nachfolger vorgeschlagen. Wie glücklich ist man, wenn jener Hafen erreicht ist. Ich sehne mich sehr darnach. Es ist traurig, unter lauter Krämern zu leben.

Die in dem zweiten Briefe geäußerte Hoffnung, durch die Wiedererlangung seiner Güter der Seinigen künftiges Loos gesichert zu sehen, ließ Stein am Schlusse des Jahres in einem Schreiben an Kunth die Summe seines Lebens im Exil mit mehr Ruhe ziehen, als sonst in seinen Briefen zu Tage tritt.

Stein an Kunth.

Prag, den 29. Dec. 1810.

. . . Nun ist das zweite Jahr meiner Verbannung vorüber. Das erste war sehr verbittert durch die Erinnerung der von elenden Menschen erlittenen Verfolgungen, durch die verhängnißvolle Gegenwart, die eine gänzliche Trennung von den Meinigen anzukündigen und die Aufforderung zum Betreten einer ganz neuen wagnißvollen Bahn zu enthalten schien. Diese Gefühle wurden aufgewogen durch das große Interesse des Augenblicks, die großen Beispiele von Muth, Hingebung, Aufopferung der Umgebungen und der ganzen Nation, unter der man lebte, die Hoffnung, daß die Vortrefflichkeit des hier sich zeigenden öffentlichen Geistes glückliche Ereignisse und einen besseren Zustand der Dinge herbeiführen würden. Für jeden, der mehr lebt im Streben als im Genießen, war dieser Zustand vielleicht wünschenswerther als die Ruhe und die Ordnung, die in dem zweiten Jahr eintrat, wo man zu seinen gewöhnlichen Geschäften und Lebensweisen zurückkehrte und auf das Wiederaufbauen und Wiederherstellen des Zerstörten, auf das Anknüpfen einer neuen gesellschaftlichen Existenz, auf die Sorge für die aufblühende Generation Bedacht nehmen konnte. In diesem Sinne wird das dritte Jahr der Verbannung verlebt werden können. Vielleicht bringt es einen milderen erträglicheren Zustand der Dinge.

Diese Prüfungszeit hat den Muth gestählt, die Gleichgültigkeit gegen die Tücke des Schicksals vermehrt, aber auch die Zweifel an dem Werthe der Menschen, unter welchen Sie leben. — Wie groß ist nicht die Anzahl, selbst unter den bessern, die sich zurückziehen, die nur ein flüchtiges unfruchtbares Interesse zeigten, das erlosch, sobald Ausdauer, Kraft, Aeußerung u. s. w. in Anspruch genommen wurde. Was kann man von Menschen erwarten, die in der Zeit der höchsten Gefahr, und wieder im Lauf dieses Sommers, ihren König und ihr Vaterland verließen und aufgefordert, die Hand anzulegen, kalt und vernünftelnd zurücktraten?[2]). Die Gemüthlosigkeit ist die böse Krankheit, die jenes Land seines errungenen Ruhmes und [seiner] Selbständigkeit beraubte, und der Baum des Unglaubens, den Friedrich der Große und die Berliner Gelehrten pflanzten und pflegten, trägt jetzt seine verderblichen Früchte auf dem kalten und sandigen Boden. Diese Kälte und Klarheit, die sie loben, gefällt mir nicht. Anscheinende Kälte, die aus verhaltener Kraft entsteht und mit sehr tiefem Gefühl verbunden ist, diese kann sehr viel Großes und Gutes erzeugen; aber diese Gemüthlosigkeit wirkt in Ewigkeit nichts als allenfalls Dienstordnungen und Akten-Volumina. An Kälte fehlte es unsern Geschäftsleuten nicht. Mit der concentrirten Wärme des ganzen Generaldirectoriums hätte man nicht einen Theekessel zum Sieden gebracht.

. . . Sie fragen, mein schätzbarer Freund, wann wir uns wieder sehen. Ich rechne auf

---

[1]) Wieler war v. Stein'scher Rath auf dem Familienhofe zu Nassau und hatte durch sorgfältige und rechtliche Verwaltung des sequestrirten Gutes erreicht, daß sich der Zustand desselben nicht verschlechterte. Vergl. Pertz, II, 334.

[2]) Anspielung auf die Haltung Niebuhr's und Schoen's, den Anerbietungen und Finanzplänen Hardenberg's gegenüber. Später ist Stein, nach näherer Kenntniß der Lage, von seinem ungünstigen Urtheil über diese Beiden wie von seinem günstigen über Hardenberg zurückgekommen.

einen Sommerbesuch mit Gewißheit, und daß Sie bei mir in meinem geräumigen Haus wohnen[1]). Ihre Gesundheit fordert Ausspannung und eine Reise nach Sachsen oder Schlesien.

N. S. Unser Freund T[roschke] behandelt seine Geschäfte mit zu vieler Feinheit; er sieht oft den Wald vor Bäumen nicht.

Das neue Jahr 1811 begann unheilvoll für Oesterreich. Auch dieses Land hatte seine Finanzkrisis. Leichtfertige Wirthschaft und die drückende Last wiederholter Kriege hatten dem Staatscredit unheilbare Wunden geschlagen. Am 20. Februar 1811 kam es zu einer Entwerthung des Papiergeldes und einer Zinsenreduction von Regierungswegen, die den Bankerott bedeuteten. Stein hatte den Proceß mit dem größten Interesse und wahrer Theilnahme verfolgt. Mit Gentz, dem tüchtigen Finanzmanne, hatte er sich vielfach über dieses Thema unterhalten, ehe derselbe 1810 nach Wien berufen wurde, und später in Briefen an denselben, an Wilhelm v. Humboldt, Gneisenau u. A. seine Ansicht geäußert. Land und Volk, denen er noch vor kurzer Zeit viel Lob zu spenden wußte, mußten sich jetzt manchen harten Vorwurf gefallen lassen. Namentlich in dem Verhalten der ungarischen Reichshälfte zum Ganzen sieht er viel Tadelnswerthes. „Hat Ungarn eine Verfassung?" fragt er. „Ein tumultuarischer Reichstag, die Exemtion einer Classe von allen Geldleistungen, Leibeigenschaft in ihrer rohesten Gestalt von $^3/_5$ der Nation, das ist keine Verfassung. Ungarn müßte erst eine Staatsverfassung erhalten, und nur dann beobachtet der König seinen Krönungseid, wenn er Alles versucht, um die geistigen und physischen Kräfte der Nation und des Landes zu entwickeln, indem er ihr den Genuß einer gesetzlichen Freiheit verschafft." Stein meint, es solle mit Ungarn verfahren werden, wie Gustav III. in Schweden verfuhr — wobei er sich wohl kaum des Schicksals Josef's II. erinnerte. Aber auch die österreichischen Kreise der Geld- und Gutsbesitzer bestehen schlecht vor seinem Urtheil, weil sie „durch ihr Benehmen die Verwirrung auf das Aeußerste bringen, da es ihre Pflicht war, durch Verabredungen und durch große Beispiele dies tolle Springen der Preise zu verhindern und das Papier, welches sie nicht entbehren können, im Werth zu erhalten". Am herbsten jedoch urtheilt er über die Wiener Finanzwelt: „Die leitenden Männer unter den Banquiers sind keine solche bedeutende, das Ganze des Welt- und Nationalhandels umfassende Männer wie die Chefs der großen Handlungsgesellschaften, einer Banque, der ostindischen Compagnie u. s. w. in London und Amsterdam, Männer, die nicht bloß die Mercantilehre der Zahlbarkeit, sondern ihre Würde und ihren Einfluß in der Nation, im Parlament aufrecht zu erhalten haben, es sind vielmehr Banquiers mit Banquiers-Seelen, und jüdischen Banquiers-Seelen. Wie kann man dem Verkehr dieser Bande die Bestimmung des Werths überlassen?" Er schlägt unter Anderem die Gründung einer Staatsbank vor, welche den Discont herabbringen und das todte Privatcapital an sich ziehen und beleben würde[2]).

Das waren richtige Urtheile und gute Rathschläge, aber das erobernde System der Revolution duldete weder Ruhe noch freie Entwicklung der Völker auch nur

---

[1]) Stein bewohnte im Sommer das Schloß Troja bei Prag, im Winter das Deym'sche Palais in der Brenntegasse.

[2]) Die Denkschrift und die Briefe Stein's über die österreichische Finanzkrise bei Pertz, II, 534, 360.

für kurze Weile. Kaum war Oesterreich gedemüthigt, so stand in Napoleon auch schon der Entschluß fest, Rußland zu bekriegen und damit den letzten selbständigen Willen, der ihm auf dem Festland Europas trotzen konnte, in die Abhängigkeit von Frankreich zu zwingen. Mit der größten Umsicht traf er seine Vorbereitungen. Um dem Wiener Hofe die Rückkehr zu dem Systeme von 1808 unmöglich zu machen, knüpfte er ihn durch seine Heirath mit einer Erzherzogin eng an sich. Preußen sollte entweder finanziell ruinirt oder durch Abtretung Schlesiens zur politischen Unfähigkeit herabgedrückt werden, und da das Letztere durch Hardenberg's Berufung unmöglich gemacht wurde, so bestand Napoleon um so fester auf dem Ersteren. Er hatte einmal im Jahre 1809 dem Czar Alexander die Versicherung gegeben, eine Wiederherstellung Polens nicht dulden zu wollen. Jetzt, nach dem Abschluß des Ehecontracts mit Marie Louise, widerrief er dies aufs bestimmteste. Die Türkei, mit der Rußland im Kriege lag, um die Conjunctur seiner Allianz mit Frankreich auszubeuten, erhielt heimlich den Schutz der letzteren Macht zugesichert. Und während er auf solche Weise dem Czarenreiche in dessen nächster Nähe Feinde und Widersacher schuf, war Napoleon andrerseits sorglich darauf bedacht, die Kräfte, die ihm zu Diensten standen, zu größerer Einheit zusammenzufassen. Es war geschehen, daß seine Brüder Ludwig und Joseph, die Könige von Holland und Spanien, ihre Unterwürfigkeit doch nicht so weit getrieben hatten, um sich eines Restes selbständiger Sorge für die Interessen ihrer Länder zu entschlagen. Zur Antwort ward der Erste im Juli 1810 seines Thrones verlustig erklärt und Holland in Frankreich einverleibt, und im Herbste desselben Jahres wurde auch mit Spanien und Italien ein Gleiches geplant. Auch die Mündungen der Weser und Elbe wurden annectirt und aus den Territorien von Hamburg, Lübeck, Bremen und der deutschen Nordseeküste bis an die Trave — diesem „für Frankreich wichtigsten Theil des Erdballs", wie ihn Sieyès im Jahre 1798 bezeichnet hatte — im December 1810 französische Departements gemacht, unbekümmert darum, daß man sich im Vertrag mit Rußland von 1807 verpflichtet hatte, nicht über die Elbe hinauszugehen. Alles sollte dem einen Zwecke dienen, die Engländer von den Festlandsküsten fernzuhalten. Um ihn zu erreichen, nahm Napoleon sozusagen Europa in eigene Regie. Nun ging er so weit, auch von Rußland die Abschließung gegen England zu fordern, was dem industrielosen Lande einen entscheidenden Schlag versetzen mußte. Niemand war im Zweifel, daß dem Czar die Erfüllung eines solchen Ansinnens unmöglich war und daß es, wenn Napoleon darauf bestand — und er that es — zum Kriege kommen müsse. Im Januar 1811 beantwortete Alexander I. den Zolltarif von Trianon mit dem Einfuhrverbote gegen bestimmte französische Fabrikate. Nun war der Krieg unvermeidlich. Welches war dann das Schicksal Preußens? Die russisch-französische Allianz von 1807 hatte noch Napoleon eine gewisse Reserve auferlegt. Löste sie sich auf, dann fiel mit ihr auch jede Schranke, welche die Willkür des Gewaltigen bisher an der preußischen Grenze festgehalten hatte. Und der Staat der Hohenzollern war bereits in Nord und West und Süd von französischen Streitkräften umklammert.

Schon glaubte man directe Anzeichen einer nahen Katastrophe zu erblicken. Stein gewahrte sie eher als seine Freunde in Berlin. Im December 1810 war

von spanischen Guerillas ein Courier abgefangen worden, den der spanische Gesandte Azanza aus Paris an den Minister Urquijo nach Madrid geschickt hatte. Die Depeschen, die derselbe mit sich geführt, offenbarten die erwähnte Absicht Napoleons, seinen Bruder Joseph zur Verzichtleistung auf den spanischen Thron zu nöthigen und Spanien selbst, gleich Holland, in Frankreich einzubeziehen. Die Documente wurden alsbald in spanischen und englischen Zeitungen, u. A. im „Courrier de Londres", Januar und Februar 1811, mitgetheilt und gelangten darin auch zur Kenntniß Stein's, der sofort Kunth und Arnim und durch Letzteren Hardenberg davon Nachricht gab. Das war ein neues Attentat auf die Selbständigkeit der europäischen Nationen, und wen konnte es wohl tiefer berühren als die nationalpatriotischen Kreise Deutschlands, die in einem heroischen Widerstande der Empfindung gegen das Gewaltsystem des Imperators ihr Volksthum über alles schätzen gelernt hatten, und ihren geistigen Führer, der in der Stärkung dieser Empfindung das letzte Mittel sah, dem Druck von Außen her mit Erfolg zu begegnen? Nun war der letzte politische Anhalt der Deutschen, war Preußen in der äußersten Gefahr. In dem Schreiben eines französischen Officiers, welches in Portugal aufgefangen wurde, stand deutlich zu lesen, daß Preußen genöthigt werden sollte, seine polnischen Provinzen zu Gunsten eines Königreichs Polen aufzugeben, während es selbst einem französischen Marschall, Berthier, unterthan würde[1]). War es auch nur ein Gerücht, so war es doch immerhin ein Symptom zugleich. Und was war noch unmöglich in dieser Zeit der politischen Wunder? Stein sah in so düsterer Zukunft sein und der Seinigen Loos aufs äußerste gefährdet. Seine Güter waren confiscirt, und eine Aufhebung des Sequesters schien nicht erreichbar. Ueber Bezüge, die er aus England empfangen haben soll, wissen wir nichts Näheres[2]). Vom Könige Friedrich Wilhelm erhielt er allerdings eine Jahrespension von 5000 Thalern; aber das

---

[1]) Stein schrieb den betreffenden Artikel des „Courrier de Londres" vom 1. Februar 1811 ab und sandte ihn gleich den früheren Nachrichten dieses Blattes nach Berlin. Derselbe lautet: „Il a été intercepté dernièrement en Portugal une lettre adressée à un officier de l'armée françoise qui porte que le bruit a couru à Paris que le Roi Ferdinand VII épouseroit une Princesse d'Autriche, et que le trône d'Espagne lui seroit rendu, que Joseph retourneroit à Naples, et que Murat seroit Roi de Pologne. La même lettre porte que Junot est mandé à Paris, et que Bonaparte, étant informé que ce général avoit mal secondé Massena et entravé ses opérations, l'a destitué de son commandement et songe même à le faire punir, afin d'intimider par cet exemple ceux qui se flatteroient de l'impunité en raison de la faveur qu'il leur accorde. Elle ajoute que Berthier sera Roi de Prusse, que Massena sera Roi de Portugal, et que, pour réaliser tous ces projets, les troupes de l'Allemagne entière, de la France et de l'Espagne seront réunies s'il le faut. Pour former le Royaume de Pologne, l'Autriche cédera sans difficulté les provinces qu'elle possède dans ce pays. La part de la Prusse sera facilement conquise, et la Russie sera requise de céder la sienne. „Telles sont les nouvelles du jour," dit la lettre, datée de Corbeil le 17 décembre, „et on les tient de bonne source." Es ist ungefähr dieselbe Zeit, in welche jener apokryphe, aber, nach gutem Zeugniß, auf echten Informationen beruhende Vortrag des Ministers Champagny an Napoleon gesetzt wird, der die Destruction Preußens empfiehlt und welcher dem preußischen Gesandten in Paris für 6000 Francs verkauft wurde. Vergl. Stern, Abhandlungen und Actenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit, S. 93 ff. und Ernouf, Maret, duc de Bassano, S. 312.

[2]) Vergl. den Polizeibericht am Schlusse des folgenden Abschnittes.

war doch nur eine Rente, die davon abhing, daß die Situation des Berliner Hofes sich nicht verschlechterte. Wie dann, wenn der Eroberer seine Hand nun auch nach Preußen ausstreckte? Dann war auch diese Quelle versiegt. Wir sehen deshalb Stein bemüht, durch seine Freunde in Berlin den Antrag beim Könige durchzusetzen, daß ihm statt der Rente eine Domäne oder ein entsprechendes Capital zugesprochen werde. Diese Angelegenheit kehrt in Briefen an Kunth und Arnim aus dem März und April immer wieder. Sie wurde endlich dahin geregelt, daß der König die Rente durch ein Capital ablöste.

Stein an Kunth.

„Den 7. März 1811."

Ich schicke Ihnen, lieber Freund, die Einlagen und die lettres interceptées[1]), um sie unserem barschen Mann[2]) einzuhändigen; ist er aber nicht in Berlin, so nehmen Sie die lettres interceptées heraus und geben sie in die Hand des freundlichen liebenswürdigen Mannes, dem Sie den Herbst bereits eine offene Mission zugestellt haben[3]). Was wird aus allem diesem werden? Glücklich, wer über dem Meer ist — oder jenseits des Grabes . . . Hier heißt es, der Minister von Hardenberg sei ernstlich krank. Ist dieses wahr? Es wäre ein sehr großes Unglück, wenn der Staat diesen würdigen Mann verlieren sollte.

Einlage vom selben Datum an Arnim:

Ich schicke Ihnen, mein verehrungswürdiger Freund, die Einlage, um sie, nach genommener Einsicht, an den abzugeben, den der Hünerdieb (sic!) wegzubeißen bemüht ist und für den Sie sich so kräftig interessieren[4]). Die Aussichten trüben sich. Ich bin bereit Chancen zu laufen, nur wünschte ich, daß vorbereitend das Domänenprojekt zu Stande käme. Ich höre, daß Sie Warmbrunn brauchen wollen. O, warum nicht Toeplitz? Ich würde Sie dort besuchen.

Stein an Kunth.

Prag den 17. März 1811.

Sie werden, mein lieber Freund, meine Schreiben vom 28. Febr. und 10. März und noch ein drittes[5]) erhalten und davon Gebrauch gemacht haben. Die Sache wird für mich täglich wichtiger, daher ich mit gespannter Erwartung der Antwort entgegensehe. Wir leben auf einem Volcan. Kann ich die Meinigen in einen Nothhafen bringen, so steht er auch für Sie und die Ihrigen offen, und da ich selbst im Sturm fortgeschleudert werde, so seien Sie ihnen Freund, Rathgeber, Hülfe und Trost.

Bestellen Sie die Anlage an Vittoria Colonna, zu Deutsch an P[rinzessin] W[ilhelm] . . .[6])

Ich wünschte eigentlich nur St. M[arsan's] Meinung über die quaestio an für das erste zu erfahren[7]).

Sind die B[irnbaumer] Papiere abgegangen?

---

[1]) Dépêches interceptées en Espagne et publiées dans le Courrier de Londres N° 10 le 1 fevrier 1811: a) lettre du Ministre Azanza; b) lettres du Ministre des relations extérieures à M. le Duc de Santa-Fé. Vergl. Pertz, Ueber die politische Bedeutung des Jahres 1810. Abhandlungen der Berliner Akademie von 1861, S. 204 ff.

[2]) Arnim.

[3]) Hardenberg.

[4]) Hardenberg; vergl. unten die Antwort Arnim's vom 22. März und die Note. Wer war der Hühnerdieb? War es Hatzfeld? Voß? „Je crains singulièrement les cabales de V. et de ses adhérens", schreibt Stein im Juli 1811 direct an Hardenberg. Vergl. Histor. Zeitschrift XLVI, 188.

[5]) Vom 7. März.

[6]) Der Brief an die Prinzessin steht bei Pertz, II, 526.

[7]) D. i. ob die Aufhebung des Sequesters über Stein's nassauische Güter möglich schien.

Arnim an Stein[1]).

Den 22. März 1811.

Mit inniger Erkenntlichkeit habe ich in Ew. Exc. Schreiben vom 17. Februar und 7. März die Beweise Ihres mir so theuren Andenkens gefunden und statte Ihnen dafür meinen herzlichen Dank ab. Die interessanten Beilagen des letzteren Briefes habe ich sogleich dem geschickt, den der Hünerdieb wegbeißen will[2]). Da man manchmal so besorglich scheinet, daß man von Auswärtigen und auch wohl Einheimischen zu engen Beziehungen mit den Freunden des böhmischen Eremiten beargwohnt werden möchte und sich deshalben sehr unzugänglich macht, so habe ich es vorgezogen, die Einlagen zu schicken, als sie selbst hinzubringen. Will man aus seiner Wolke hervortreten, ist die Zurückgezogenheit nur Maske, so giebt dies die beste Gelegenheit, dies zu zeigen. Ist es aber Ernst, so gewinnt man durch Zudringlichkeit auch nichts, und in diesem Falle ist ja überhaupt doch Alles verlohren, denn Jener rettet nicht, sondern kann und muß nur das Mittel sein, eine Cathegorie herbeizuführen, die dem Einsiedler[3]) es erlaube, die verwaiste Heerde wieder zu leiten. Deshalben aber auch muß Jener[4]) durchaus gehalten werden, trotz aller Schwächen und Eigenheiten, und wenn er noch einseitiger, noch mehr die Gutgesinnten verkennen würde als es itzo der Fall ist.

K[un]th schreibt Ew. Exc. über die Privatangelegenheiten für itzo nur kurz, bei der ersten Gelegenheit aber weitläufig und deutlich. Ueber das Domänenprojekt hat sich der Barsche[5]) mit K[unth] und dem Trödler (?) besprochen. Jene drei thun gewiß redlich, was an ihnen ist. Aber der Wille des braven rechtlichen Mannes[6]) muß wieder geweckt werden, und das ist für jene drei nicht leicht. Man hat den Wunsch, der Einsiedler möchte selbst schreiben, und dann brächte K[unth] oder der Barsche den Brief und gäbe die Details. K[unth] wird die Gründe auseinandersetzen. Indessen sorgt der Trödler dafür, den Gegenstand des Handels aufzufinden.

Was aus dem Innern werden wird, ist noch nicht zu bestimmen. Die Conferenzen[7]) gehen fort, die Ideen werden gewechselt, aber von oben herab ist noch über nichts eine Entscheidung erfolgt; wird sie nur gut, so ist der Stillstand zu verschmerzen. Der Barsche kann nicht mehr viel dabei thun als leere Wünsche, da er nicht zugezogen worden — weshalb? begreift er nicht. Einige Entdeckungen boshafter Machinationen sind ihm geglückt, und er hat sie den Umgebungen des braven Mannes mitgetheilt und dadurch vielleicht Nutzen gestiftet. Ob dieses gewürdigt worden, thut nichts; der Zweck ist doch erreicht. So wollte man einen gewißen Abschied an die Mitglieder des General-Departements[8]) schändlicher Weise dem Druck übergeben, um daraus Gift zu saugen. Dies ist doch kontrecarirt worden. So nährt man ewig Parteizwist und Egoismus zur Erreichung persönlicher Zwecke und untergräbt die Kraft, die nur aus festerem Zusammenhalten entstehen könnte; so mahlt man noch die Gespenster des Tugendbundes und der Revolutionssucht denen Einfältigen hin um das gegenseitige Zutrauen zu zerstören, und der entscheidende

---

[1]) Der Brief kam durch die Vermittlung Kunth's über Liegnitz unter der Adresse des Buchhändlers Widmann nach Prag.

[2]) Hier ist Hardenberg gemeint, auf den das Folgende einzig paßt. Pertz, der die durch Stein mitgetheilten Actenstücke a. a. O. publicirt hat, bemerkt dazu: „Als die Blätter dem Minister Freih. v. Stein, damals in der Verbannung zu Prag, in die Hand kamen, fand er diese Urkunden so bedeutend, daß er eigenhändig eine etwas gekürzte Abschrift nahm und sie seinem Schwager, dem Grafen Arnim, für den Staatskanzler Hardenberg mitgab. Dieser erhielt sie am 21. März 1811, und aus dessen Papieren sind sie, als Stein angehend, mir gütigst mitgetheilt worden." (S. 187.) Daran ist nur zu berichtigen, daß Stein die Dokumente an Arnim schickte.

[3]) Stein.

[4]) Hardenberg.

[5]) Arnim selbst.

[6]) Der König?

[7]) Der preußischen Notablen, die im Februar 1811 von Hardenberg berufen worden waren, und über die sich Stein nicht eben lobend äußert. Vergl. Pertz, II.

[8]) Das von Schoen redigirte „Testament" Stein's vom 24. November 1808 bei Pertz II, 309—314.

Augenblick wird eintreten und eine unförmliche Massa von Frondeurs, von Egoisten und von engherzigen furchtsamen Thoren finden statt eines Volkes, das sich selbst achtet, sich vertraut und das Gefühl der Ehre und Pflicht jedem andern vorzieht.

Bleibt Alles in der itzigen Lage, so kömmt der Barsche nach Teplitz, wohin wirklich ein bischen Gicht ihn zu reisen nöthigt; daß diese Reise nur dann ganz ihren Zweck für ihn erreicht, wenn er den Einsiedler besucht, leidet wohl keinen Zweifel.

Den 25. März.

Soeben kömmt die Nachricht, daß ein französisches Corps von 4000 Mann ohne vorherige Anzeige durch das preußische Territorium nach Stettin marschiert — ein offenbarer Eingriff in die Convention, welche nur der Hälfte nach vorheriger Anzeige den Durchmarsch erlaubt. Man ist darüber sehr erstaunt und betreten, aber dabei bleibt es. Das Davoust'sche Corps geht dem Vernehmen nach nach Pohlen, 3 Divisionen stark. Wahrscheinlich wird auch das preußische Territorium zum Durchmarsch dienen und man auch hierbei unthätig bleiben. Bis heute hat der Antagonist des Hünerdieb's noch nichts wegen der überschickten Zeitungen von sich hören lassen.

Stein an Kunth.

Prag den 28. März 1811.

Ihr Brief vom 16. ist mir richtig zugekommen, sowie auch Sie alle die meinigen erhalten haben, da die Aeußerung wegen Verschlimmerung der Hauptangelegenheit sich auf den Einfluß bezog, den die täglich steigende Verwirrung der allgemeinen Lage der Dinge auf den Einzelnen haben muß.

Indem ich Ihnen die französischen Abschriften mittheilte, so glaubte ich ein Mittel an die Hand zu geben, die Antwort, „es sei noch keine dringende Nothwendigkeit" zu widerlegen. Der Inhalt jener Papiere zeigt die immer steigende Gefahr, die vollkommene Unsicherheit des Zustandes der Dinge handgreiflich, und um sich gegen diese dringende Nothwendigkeit zu sichern, muß man, so lange es noch Zeit — Mittel gebrauchen. Ich wünschte, man hätte also eine Denkschrift übergeben, darin meine Ansichten aufgenommen, nachdem man das Beste gewählt und (nachdem man mündlich das Gefahrvolle des allgemeinen Zustandes der Dinge dargestellt) angetragen, die Sache dem Kartoffelhändler (?) aufzutragen und den Trödler (?) zum Repräsentanten genommen. Jener hat bereits ein ähnliches Geschäft für seinen Patron abgeschlossen. Das Schreiben an S [?] oder an den alten Horst hilft gar nichts. Jener ist überladen, treibt die Sachen im Lauf, und dann habe ich längst nichts mehr von ihm gehört; Dieser ist nicht unmittelbar zur Sache berufen, und je weniger Menschen davon wissen, je sicherer das Geheimniß. Was soll überhaupt das Schreiben helfen, wenn der Freund unmittelbar mündliche Vorstellungen nicht vermag. Der wünschenswerthe Aufenthalt auf dem Lande ist eine Nebensache, und man kann ihm leicht entsagen. Bringt man die Sache nicht oft und bald zur Sprache, so ist die Zeit zur Hülfe vielleicht bald verstrichen; wer weiß wann und wie die Ereignisse sich gestalten. Alles dieses bitte ich wohl mit unserm kräftigen Freund zu erwägen und zu glauben, daß die Gefahr des Nicht-Handelns weit größer ist als die des Handelns, und daß ich daher wünsche, daß die von mir oberwähnte Einleitung getroffen werde. Will man bestimmt und entschieden dort von oben nicht helfen, wenn man kann, nun so muß man sich darein ergeben und sein Schicksal abwarten . . .

Von wem befürchten Sie Eröffnungen der Briefe? Hier können Sie nur vom Landes-Chef geschehen, und der hat gegenwärtig kein Motif dazu; dort werden Sie unter dem gegenwärtigen Ministerio nicht geschehen, seitdem Herr N[agler] entfernt ist. Uebrigens lasse ich diesen Brief unter der Adresse der G[räfin] B[rühl] gehen, der ich für meine Rechnung das porto zu vergüten bitte. Alle Petschaften kann man übrigens eröffnen . . .[1])

Stein an Arnim.

Prag den 25. April 1811.

. . . Was am Meisten gegen Versinken in das Gemeine schützt, ist Studium der Geschichte und der Handlungsweise ausgezeichneter, für Ideen und Meynungen lebender Menschen — ich empfehle Ihnen Beauchamp, Histoire de la Vendée. Hier zeigt sich auf eine glänzende Art, was Geist, Tüchtigkeit und Unerschrockenheit der Anführer oder religiöser und politischer

[1]) Vergl. die Klagen Kunth's über Beobachtung seiner Correspondenz bei F. und P. Goldschmidt, Das Leben des Staatsrathes von Kunth, S. 83.

Enthusiasmus äußern, vortheilhafte Umstände, kräftige und einsichtsvolle Leitung vermögen. Ich empfehle Ihnen dieses Buch zu lesen und zu beherzigen[1]).

Die Hauptangelegenheit der N. Familie[2]) werden ihre Freunde von bewährter Klugheit und Treue beendigen. Das Bewegliche wäre freilich dem Unbeweglichen vorzuziehen. Jenes fehlt, dieses ist im Ueberfluß da.

Wann kommen Sie nach Teplitz? Selbst hinzugehen ist für M[ich] zu bedenklich, da der Ort von D[resden] aus beobachtet wird und die Gesellschaft sehr gemischt ist, aus reinen und unreinen Thieren besteht. Es werden sich dennoch Mittel zum Zusammentreffen finden lassen[3]). Leben Sie wohl und seien Sie von meiner unwandelbaren Hochachtung und Freundschaft überzeugt.

Soweit die Intercepte. Wir können darin nur die Absicht Stein's erblicken, seine materielle Lage in der angedeuteten Weise zu verbessern. Die Wiener Behörden sahen mehr darin. Namentlich der etwas dunkle Brief vom 28. März veranlaßte den Verwaltungschef von Böhmen, den Oberstburggrafen Kolowrat, zu der Muthmaßung, „daß besagter Freiherr Alles aufbietet, um durch seine Connexionen in Preußen auf das dortige Kabinet und durch dieses auf Rußland zu wirken und diese Macht so bald als möglich zu einem Kriege gegen Frankreich zu bestimmen“[4]). Aber wenn diese Ansicht, die Metternich theilte, auch nicht das Richtige traf, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß Stein's Mittheilungen aus dem „Courrier de Londres“ in Berlin den Eindruck, den man aus sonstigen Pariser Nachrichten empfing, verstärkten. Jedenfalls wissen wir, daß Friedrich Wilhelm III. sich in drei rasch aufeinander folgenden Briefen vom 4., 12. und 16. April direct an den Czar mit der Frage wandte, ob Preußen auf russische Hilfe rechnen könne, wenn Napoleon es angreifen oder seine Alliirten vertragswidrig sein Gebiet betreten sollten? Hardenberg seinerseits hatte von dem unzuverlässigen Rußland abgerathen und dem französischen Gesandten Eröffnungen über eine Annäherung unter ehrenvollen Bedingungen an Frankreich gemacht, um den Staat bis zu besseren Conjuncturen erhalten und in der Zwischenzeit finanziell heben zu können. Als Napoleon dieses Bundesanerbieten ablehnte, war man berechtigt anzunehmen, daß er sich nicht die Hände binden wollte, um, wenn es ihm gut dünkte, den Staat der Hohenzollern zu überwältigen. Hierauf ging, im Sommer 1811, auch Hardenberg zur Kriegspartei über. Gneisenau wurde als Staatsrath nach Berlin berufen, um den von ihm geplanten Insurrectionskrieg vorzubereiten; die Rüstungen wurden aufs eifrigste betrieben; befestigte Lager bei Kolberg und Neisse sollten der Armee als Sammelplätze dienen. Aber es war doch nur dann Aussicht, diese Kräfte nicht nutzlos

---

[1]) Ein paar Monate später, 24. August 1811, empfiehlt Stein dasselbe Buch Hardenberg zur Belehrung, wie der Landsturm einzurichten, die Anführer zu wählen, zu vertheilen seien. Pertz, III, 15.

[2]) Der eigenen Stein's.

[3]) Arnim traf im Juli oder August 1811 mit Stein zusammen und brachte einen Brief Hardenberg's vom 11. Juli an den Verbannten mit. Vergl. Histor. Zeitschrift 46, 187.

[4]) Kolowrat an den Polizeiminister Baron Hager, 29. März 1811. Am Schluß des Berichtes heißt es: „Ich muß übrigens bemerken, daß Kunth's Briefe an Stein, da wo sie nicht durch falsche Adressen der Aufmerksamkeit der Regierung entgehen, in den preußischen Staaten gleichfalls geöffnet werden, wie dies an dem Siegel bei der nicht ganz geschickten Manipulation wohl bemerkbar ist.“

aufzuopfern, wenn man nicht allein stand und Rußland, Oesterreich, England ihre Unterstützung nicht versagten. Jedoch Alexander I. gab immer nur die eine Antwort, er müsse den Krieg in seinen eigenen Staaten erwarten; Oesterreich hatte bereits den Untergang Preußens in seinen politischen Calcül aufgenommen; England beschränkte sich auf den Kampf in Spanien: kurz die Lage war so trostlos, daß der König — um nur eine Spanne Zeit, bis zur Entscheidung in Rußland, zu gewinnen — am 5. März 1812 einen Allianzvertrag mit Frankreich unterschrieb, der Preußens Selbständigkeit aufhob und seine Truppen dem bitter gehaßten Feinde gegen den Freund im Norden zur Verfügung stellte.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Heft.)

Katkow und seine Lobredner.

(Aus einem St. Petersburger Briefe.)

Zieht man die Summe dessen, was in russischen Zeitungen einer gewissen Gattung und in französischen Zeitungen nahezu aller Gattungen und Arten über M. N. Katkow gesagt worden ist, so sollte man meinen, ganz Rußland sei in Trauer gehüllt und diese Trauer gelte dem muthigsten und selbstlosesten aller Vorkämpfer des Panslavismus, dem treuesten Freunde Frankreichs, dem vornehmsten Vertreter und Begründer der russischen periodischen Presse.

Die Wahrheit ist, daß weder ganz Rußland trauert, noch daß Katkow auch nur eine der Qualitäten besessen hat, welche die Pariser Presse ihm anzudichten bemüht gewesen ist.

Auf die Frage, wer in Rußland um den verstorbenen Herausgeber der „Moskauer Zeitung" trauert, gibt diese Presse selbst die beste und einfachste Antwort. Als Hauptanwalt des uneingeschränkten Absolutismus und der gegen die wichtigsten Schöpfungen der vorigen Regierung gerichteten Reaction wird Katkow von der Regierung, von der nicht eben großen Zahl unabhängiger Reactionäre und von der ungeheueren Zahl derjenigen beweint, die, jeder gouvernementalen Anregung folgend, jede Mode mitmachen, jeder scheinbaren oder wirklichen Mehrheit ihre Unterstützung leihen. Seit Se. Majestät der Wittwe des Moskauer Publicisten ein angeblich achtzig Worte langes Beileids-Telegramm haben zugehen lassen, weiß jeder loyale und kluge Patriot, wie er sich vorliegenden Falles zu verhalten hat und was der gute Ton erfordert. Namens der officiellen Kreise hat das „Journal de St. Petersbourg", Namens der bestimmbaren, jeder Tagesströmung folgenden Masse haben „Swiét", „Nowoje Wremja", „Minuta" u. s. w. Todtenklagen gehalten; den Gefühlen der Reactionäre aus Ueberzeugung ist durch den „Graschdanin", die Zeitung des Fürsten Meschtscherski, Ausdruck gegeben, — gegen die Behauptung, daß es sich um einen „unersetzlichen" Verlust handle, übrigens auch von dieser Seite Verwahrung eingelegt worden. Die wenigen, im Geruch eines gewissen, wenn auch höchst verdünnten Liberalismus stehenden Blätter „Nowosti", „Russkija Wjedomosti", „Sowremennija Iswesstija" und „Russki Kurier" haben dagegen Reden für Silber und Schweigen für Gold gehalten oder einige Anstandsphrasen von sich gegeben, welche die wahre Meinung der Redactionen und ihrer Anhänger unschwer errathen lassen. Daß die Organe der Kleinrussen, der Polen, baltischen Deutschen u. s. w. dem Todfeinde der von ihnen vertretenen Interessen keine Thränen nachweinen konnten, versteht sich von selbst. In Summa: die russische Trauer um Herrn Katkow ist in ähnlicher Weise Staats-, Anstands- und Modesache gewesen, wie das Beileid, welches fürstlichen Personen und hohen Würdenträgern erwiesen zu werden pflegt. Es werden nicht sechs Monate über das Land gegangen sein, und man

wird ganz andere Urtheile über den Verstorbenen zu hören bekommen, als die unter dem ersten Eindruck dieses Todesfalles verlautbarten.

Von dem, was die Pariser Presse über Katkow zu sagen gehabt, ist genau das Gegentheil wahr. Der berühmte Publicist ist niemals Panslavist, sondern als Prophet des Panrussismus Gegner der Slavophilen und ihrer schwärmerischen Wünsche für eine gesammt-slavische Föderation gewesen. Ihm Urheberschaft oder Theilnahme an dem russisch-türkischen Kriege von 1854—55 zuzuschreiben, ist geradezu thöricht; Katkow war zu jener Zeit mißvergnügter europäischer Liberaler, der den Fall des Nikolowitischen Systems als Vorläufer einer besseren Zukunft seines Vaterlandes willkommen hieß und seiner oppositionellen Gesinnung durch Ausscheiden aus dem Staats- und Universitätsdienst unverhüllten Ausdruck gab. Den Gedanken einer russisch-französischen Allianz hat er bis vor wenigen Jahren erfolgreicher als irgend ein anderer russischer Publicist bekämpft, selbst zur Zeit des französisch-deutschen Krieges aus seiner niedrigen Schätzung französischer Leistungsfähigkeit kaum ein Hehl gemacht und in der Folge über das Treiben der neufranzösischen Demokratie mit vollendeter Bosheit abgesprochen. Er hat das gethan und thun müssen, weil Franzosenfreundlichkeit und liberale Gesinnung bis in die neueste Zeit in Rußland gleichbedeutend waren, weil die Polenfreundlichkeit Frankreichs erst seit wenigen Jahren aus der Mode gekommen ist und weil Feindschaft gegen Liberalismus und Polenthum die Drehpunkte des von der „Moskauer Zeitung" vertretenen politischen Systems bildeten. Endlich kann nur vollendete Unkenntniß behaupten, daß Katkow sich um Freiheit, Emporblühen und Einfluß der russischen Presse das geringste Verdienst erworben habe. Neben den großen russischen Schriftstellern unserer Zeit, den Herzen, Turgenjew, Nekrassow u. s. w. ist Katkow niemals genannt worden; sein Talent war vom zweiten Range und ist lediglich durch die Entschiedenheit seines Charakters und die Rücksichtslosigkeit seines auf ein Ziel gerichteten Gebahrens zum Range einer russischen Großmacht erhoben worden. Ja noch mehr: der Freiheit und Würde des russischen Schriftthums hat kein Anderer so schweren Schaden zugefügt wie er, der immer nur auf den eigenen Vortheil und die Freiheit der eigenen Bewegung Bedacht nahm, seine Gegner als Staatsverräther denuncirte, die Hilfe der Polizei gegen dieselben forderte und zu jeder seinem Interesse entsprechenden Vergewaltigung der Presse „Bravo" rief. Er selbst trat die Vorschriften des russischen Preßgesetzes mit Füßen, sandte im Vertrauen auf die Gunst des Kaisers ihm zugestellte amtliche Verwarnungen mit höhnischen Randglossen verziert an ihre Urheber zurück, beschimpfte Minister und General-Gouverneure, die sich ihm zu widersetzen wagten — war aber regelmäßig der erste, wo es die bescheidenste Opposition gegen das Beamtenthum zu verdächtigen oder an Besiegten geübte Vergewaltigungen zu beschönigen galt. Unter seiner Zustimmung und seinem Beifall sind die geachtetsten russischen Schriftsteller zum Schweigen verurtheilt worden; weder für den vom Grafen Tolstoi verdrängten V. V. Korsch (von der „Russischen Petersburger Zeitung") noch für den „Golos", noch für den Anwalt der Kleinrussen Kostomarow hat er jemals ein Wort übrig gehabt. Diese zu Fall gebrachten Gegner hat er ebenso schonungslos behandelt wie die von der Censur um jede freie Bewegung gebrachten Organe der polnischen, finnländischen und baltisch-deutschen Presse. Selbst dem unter nationalem Gesichtspunkt unangreifbaren und lediglich als Concurrenten unbequemen Iwan Aksakow ist bei seinen Kämpfen um die Existenz des „Djen", des „Moskwitsch", des „Moskwitänin" und der übrigen seinen Händen entwundenen Blätter niemals irgend eine Unterstützung von Katkow zu Theil geworden.

Der landläufige und nahe liegende Vorwurf, daß Katkow wiederholt seine politischen und wirthschaftlichen Ansichten geändert, die Ideale seiner Jugend und seiner früheren Mannesjahre während der zweiten Hälfte des Lebens verleugnet und in den Staub gezogen habe, was ihm einmal heilig gewesen — dieser Vorwurf soll hier nicht wiederholt werden. Gewisse, wenn auch nicht schroffe Wandlungen kommen im Leben jedes Staatsmannes und Publicisten vor, der das Studium der Zustände und Bedürfnisse seines Landes und seiner Zeit zur Lebensaufgabe genommen und durch

Jahrzehnte fortgesetzt hat. Minder häufig, aber immer noch häufig genug ist es geschehen, daß ernsthafte und ehrliche Denker auf Grund gemachter Erfahrungen vollständig umschlugen und (wenn sie leidenschaftliche Menschen waren) aus einem Extrem in das andere fielen. Daß Katkow als Liberaler begonnen und als Reactionär geendet hat, daß er vom Anhänger des Constitutionalismus zum Lobredner des Absolutismus geworden — daß er die Selbstverwaltung anfänglich überschwänglich gepriesen, später als organisirte Unordnung und Staatslosigkeit bekämpft und schließlich sogar die Unabhängigkeit der Rechtsprechung für unvereinbar mit der Sicherheit der monarchischen Ordnung erklärt hat — das soll ihm ebenso wenig für Grundsatzlosigkeit und Untreue ausgelegt werden wie der Wechsel seiner Anschauungen über Rußlands Verhältniß zu Deutschland und Frankreich. Desto schwerer wiegt eine andere, jede Rechtfertigung ausschließende Anklage: wer so verschiedene Phasen durchgemacht wie M. N. Katkow, mußte Achtung vor abweichenden Meinungen gelernt und ein für alle Male eingesehen haben, daß die verschiedensten Standpunkte mit Ehrlichkeit der Gesinnung vereinbar sind. Wer wie er auf der Höhe moderner Bildung gestanden und an den höchsten menschlichen Errungenschaften seines Jahrhunderts Theil gehabt, mußte ein gewisses Maß von Humanität erworben haben und unfähig geworden sein, gewissen Dingen kalten Bluts zuzusehen, und Anschauungen, die er seiner Zeit selbst getheilt, Anderen zum unverzeihlichen Vorwurf zu machen.

Turgenjew's bekanntes Urtheil über den ehemaligen Jugend- und Studiengenossen ist von allen europäisch gebildeten und liberalen Russen der neueren Zeit unterschrieben und mit Hinweisung darauf begründet worden, daß es vornehmlich und vor Allem Katkow gewesen, der die während der ersten Regierungszeit Alexander's II. erzielten sittlichen und humanen Fortschritte der Nation rückgängig gemacht und durch Berufungen an die schlimmsten Instincte der Presse den kaum überwundenen Zuständen wieder neues Leben gegeben habe. Stellte man die Namen aller der Männer zusammen, die von ihm als Feinde Rußlands denuncirt worden, so würde diese Proscriptionsliste die edelsten Patrioten aller Richtungen und Parteien umfassen: man hätte bei Kostomarow, Fürst Suworow, Wielopolski und Walujew anzufangen und mit Iwan Turgenjew, Loris-Melikow und Alexander Koschelew zu schließen. Der letztgenannte, ein eifriger Slavophile und einstmaliger Theilnehmer an der Russification Polens, aber ein Gentleman und Freund der Wahrheit, hat zu den erbittertsten Gegnern Katkow's gehört und während der letzten fünfzehn Jahre nie anders als von dem „Renegaten" der „Moskauer Zeitung" gesprochen. Und wie Koschelew haben viele andere Slavophilen geurtheilt und urtheilen sie noch heute. Die einsichtigeren und selbständigen unter den Männern dieser Meinung sind seit Jahren darüber einig, daß Katkow's gewaltthätiger und großsprecherischer Panrussismus der Sache des Panslavismus mehr Schaden als Nutzen gethan, Rußland den Freisinnigen unter den Westslaven entfremdet und zu der heillosen Verwirrung in Bulgarien mehr beigetragen habe, als die Summe aller von Staatsmännern und Diplomaten begangenen Mißgriffe. Es müßte wunderbar zugehen, wenn diese, heute nur meist leise und vorsichtig geflüsterten Urtheile nicht über Jahr und Tag von allen Dächern verkündigt werden würden. Man muß freilich den auf den Pariser Friedensschluß folgenden Umschlag mit erlebt haben, um zu wissen, was Alles in Rußland möglich ist!

Unter dem Eindruck der bei Gelegenheit von Katkow's Tod von der französischen radicalen Presse zu Tage geförderten Widersinnigkeiten hat der bekannteste, wenn auch nicht der fähigste, unter des Verstorbenen russischen Anhängern und Genossen, der schriftstellernde Fürst Tscherkasski, rund heraus sagen zu müssen geglaubt, daß auf die französischen Katkow-Verherrlichungen überhaupt nichts zu geben sei. „Die Déroulède, Floquet u. s. w." (heißt es in einer der letzten Nummern des „Graschdanin"), „übertreiben ihre Lobeserhebungen, weil sie Katkow gar nicht gekannt haben, weil sie in dem Verstorbenen den Verfechter des Gedankens der Annäherung Rußlands an Frankreich erblicken. Es ist eine rein antideutsche Demonstration, welche am

Grabe Katkow's sich abspielen soll, und weiter nichts. Man muß sich hüten, Europa das Schauspiel zu bieten, als ob wir durch die französischen Complimente zu Ehren Katkow's besonders beglückt wären. Worte sind Worte, und was die Sache selbst betrifft, so wird auch nicht der fanatischste Gallophile nur eine einzige Thatsache anführen können, welche in der Geschichte des letzten Jahrhunderts wirkliche Sympathie Frankreichs für Rußland bewiese. Es gibt nur Thatsachen, welche dagegen sprechen. Ohne Beleidigung der russischen Kirche, des russischen Volkes können wir als Freunde Katkow's nicht die Vertreter der Zerstörung, des Hasses gegen die Monarchie, der Erniedrigung der christlichen Kirche bezeichnen und ihnen mit Kratzfüßen einen Ehrenplatz anweisen. Stolz zu sein auf solche französische Demonstrationen, wie dies einige russische Zeitungen thun — brauchen wir wirklich nicht."

Auch wenn man einräumt, daß des fürstlichen Hofjournalisten reactionärer Franzosenhaß in weiteren Kreisen der russischen Gesellschaft schlechterdings nicht getheilt wird und daß die Warnung vor „anti-deutscher" Demonstration auf Rechnung dem Fürsten ertheilter Instructionen zu setzen ist, bleiben die vorstehenden Ausführungen beachtenswerth. In Wirklichkeit ist der Verstorbene die Verkörperung eines Russenthums gewesen, das in Frankreich niemals populär gewesen ist, niemals populär werden wird und das mit der in Paris bekannten und beliebten russischen Art nur den Namen gemein hat. Mindestens während zweier Drittheile seiner öffentlichen Thätigkeit hat „Michael Nikiforewitsch" über Frankreich die nämliche Meinung gehegt, zu welcher Meschtscherski sich bekannt. Die humanitären und kosmopolitisch-liberalen Ideen der großen Revolution waren ihm ein Greuel, — die russischen Anhänger derselben hat er stets als verbildete und unrussisch gewordene Abtrünnige behandelt und in seinen ungezählten polemischen Auslassungen mehr als einmal die Ausdrücke angewendet, mit welchen der vorstehend erwähnte Artikel des „Graschdanin" geschmückt ist. Während des größten Theils seiner nahezu ein Vierteljahrhundert umfassenden Leitung der „Moskauer Zeitung" hat Katkow dem Gedanken einer russisch-deutschen Allianz ungleich näher gestanden, als demjenigen einer Verbindung mit Frankreich. Ihm, der den besten Theil seiner Bildung in Berlin und Königsberg empfangen hatte und der stets aufrichtiger Verehrer deutscher Philologie und Pädagogik geblieben ist, — ihm lag die deutsche Art ungleich näher, als die französische. Das ihm sympathische Deutschland war allerdings nicht das heutige. Gleich dem dritten Napoléon war er ein Freund der „vieille bonne Allemagne," des Vaterlandes ungefährlicher Gelehrter und haarspaltender Staatsrechtslehrer, welche für unabänderlich ansahen, daß das Land „Franzosen und Russen," das „freie Meer" den Briten gehörte. Bis zum Jahre 1866 hat die „Moskauer Zeitung" dem deutschen Bunde stets eine gewisse Gönnerschaft zu Theil werden lassen und schon aus Abneigung gegen Oesterreich häufig die Partei Preußens genommen. Inmitten seiner erbittertsten Angriffe gegen die Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurland pflegte Katkow periodisch zu wiederholen, daß er allein die deutschen Einrichtungen dieser Landschaft bekämpfe, gegen ihre Bildung aber ebensowenig einzuwenden habe, wie gegen die deutsche Civilisation überhaupt.

In den Jahren 1866 und 1870 stand die „Mosk. Zeit." allerdings auf Seiten der Feinde Deutschlands, aber nur weil sie die Sammlung der deutschen Nationalkraft als Beeinträchtigung von Rußlands europäischer Stellung ansah und weil sie von der Niederwerfung Frankreichs eine Störung des sogenannten Gleichgewichts fürchtete. Bereits ein Jahr später wurde das Losungswort ausgegeben, „Rußlands Freundschaft scheine für das groß und mächtig gewordene Deutschland von ihrem früheren Werthe nichts verloren zu haben". Daraus nahm man in weiterer Folge Veranlassung, in das frühere Fahrwasser zurückzusteuern, dem Mißtrauen gegen die neue Großmacht nur gelegentlichen Ausdruck zu geben und das sogenannte Dreikaiserbündniß als das geringste unter den einmal vorhandenen Uebeln zu behandeln. Aufmerksame Zeitungsleser werden wissen, daß Katkow an dieser Anschauung bis in die letzten Jahre hinein festgehalten, die Schwankungen der französischen inneren Politik noch im Jahre 1884 als Zeichen unheilbarer Schwäche betrachtet und über die leiten-

den Pariser Staatsmänner mit geflissentlich zur Schau getragener Geringschätzung geurtheilt hat.

Für die neueste, um kaum drei Jahre zurück datirende Wendung in dem Verhalten des einflußreichsten aller Publicisten der Neuzeit sind Gründe der inneren und der äußeren Politik bestimmend gewesen, die mit Sympathien für Frankreich nicht das Mindeste zu schaffen gehabt haben. Seine über die Träger des russischen Liberalismus und über die Anhänger des Loris-Melikow'schen Reformplanes erfochtenen Siege hatte der Redacteur der „Mosk. Zeit." wesentlich der Unterstützung des reactionären Alt-Russenthums, der Partei der russischen Nationalfanatiker zu danken gehabt, die ihm 1863 und 1864 in dem Kampfe gegen Polen gefolgt waren. Sollte der bestehende Zustand aufrecht erhalten werden, so mußte mit den Stimmungen dieser Partei und mit der Ueberraschung des Hofes über den Gang der bulgarischen Angelegenheit gerechnet werden. Das Unbehagen der Massen machte sich in einem Kriegsgeschrei gegen die Deutschen Luft, das ebenso den deutschen Elementen in Rußland, wie dem deutschen Reiche galt und das in Athem gehalten werden mußte, um einem Rückfall in die früheren liberalen und demokratischen Velleitäten vorzubeugen; den Regierungskreisen ließ sich anmerken, daß die Enttäuschung über Deutschlands Verhalten zur bulgarischen Angelegenheit eine peinliche und tiefgehende war. Katkow, dessen Einfluß in erregten Zeiten stets am stärksten gewesen war und der die Kunst der Ableitung innerer Verlegenheiten auf auswärtige Verhältnisse in den Tagen des polnischen Aufstandes aus dem Grunde gelernt hatte, zögerte keinen Augenblick, sich diese Lage zu Nutze zu machen und die unter der Asche glimmenden Funken zur Flamme anzufachen. Er ging gegen Deutschland in einer Weise vor, die alle früheren Leistungen der „Mosk. Zeit." übertraf und zunächst die eigne Nation in die für eine Diversion nach Bulgarien nöthige Temperatur, damit aber auch ganz Europa in Unruhe versetzte. Behufs erfolgreicher Durchführung war indessen erforderlich, auswärtige Hilfstruppen anzuwerben und die niemals völlig beseitigten Ueberreste liberal-russischer Franzosenfreundschaft in den Dienst der neu entzündeten nationalen Bewegung zu nehmen. So wurde Katkow *gegen* seine Neigung und gegen alle Ueberlieferungen seiner Politik zum Verkünder der russisch-französischen Allianz. Wie schwer ihm das wurde und welche Mühe der sonst um Auskunftsmittel niemals verlegene Mann hatte, um seine plötzlich erwachten „Sympathien" für die französische Nation auch nur nothdürftig zu begründen, geht aus dem Bericht, den Herr Déroulède über seine mit Katkow gepflogenen Unterredungen veröffentlicht hat, mit unwidersprechlicher Deutlichkeit hervor. Der Repräsentant der Patriotenliga berichtet in der „Lanterne":

> Katkow habe ihm bei der ersten Begrüßung die Hand gedrückt und von seiner Liebe zu Frankreich gesprochen. Die französische Nation, habe er gesagt, sei tapfer, sparsam, arbeitsam und fast zu allen Zeiten besser gewesen als die, welche sie regierten. Was ihm besonders gefalle, sei das französische Nationalgefühl, die treue Anhänglichkeit an Elsaß-Lothringen und die Opferwilligkeit, mit der Frankreich an der Vertheidigung des Vaterlandes und der Zurückforderung seiner Rechte arbeite. Katkow habe auch Boulanger höchstes Lob gespendet, der heute, wie einst Gambetta, Frankreich um sich schare. Dann, so heißt es in dem Artikel weiter, verwies Katkow auf den deutschen Koloß mit dem commerciellen Patriotismus, der in Europa nur so hochgestellt sei, weil er sich auf den gefälligen oder geduldigen Schultern Frankreichs und Rußlands aufrecht erhalte. „Wir beide brauchen nur auseinander zu treten, so wird er fallen, und wir brauchen nur zu einander zu treten, so kann er sich nicht wieder erheben."

Kein Wort über die von Frankreich vorzugsweise in Anspruch genommenen politischen Tugenden — keine Silbe über Frankreichs Verdienste um die europäische Bildung und den Zeitfortschritt —, auch nicht die Spur eines Zugeständnisses an die neufranzösischen Einrichtungen und die „unsterblichen" Ideen der großen Revolution. So trocken, wie unter den gegebenen Umständen möglich, werden Frankreichs Rachelust und sein Verlangen nach der Wiedereroberung Elsaß-Lothringens als Ausgangs-

punkte einer Verständigung zwischen Franzosen und Russen bezeichnet; nicht gegenseitige Sympathien, sondern gemeinschaftliche Antipathien sollten die Grundlage des zu schließenden Bundes bilden. — Seinen Anhängern und den zweifelhaften Elementen, welche das Schmieden des rasch in Gluth gebrachten französischen Eisens übernommen, überließ es Katkow, den angeknüpften Faden weiter zu spinnen und die Pariser in den Glauben an die natürliche Interessengemeinschaft zwischen rothen Demokraten und Fanatikern des Absolutismus, Jüngern der revolutionären Legende und Aposteln des rechtgläubigen Slaventhums hineinzureden. Er selbst übernahm den schwierigeren und wichtigeren Theil des Werkes, die Bekehrung der Hof- und Regierungskreise zu der Meinung, daß die Stunde der Abrechnung mit dem Westen geschlagen habe und daß die westlichste der westlichen Festlandsnationen zur Theilnahme an dem Schlußact des slavisch-orientalischen Drama's berufen sei.

Mit diesem Unternehmen ist der Mann, dem bisher Alles gelungen war, gescheitert, und solches Scheitern hat er nur kurze Zeit überlebt. Ueber Frankreich und die modernen Franzosen urtheilte man an der maßgebenden Stelle ungefähr so, wie der oben angeführte Artikel des „Graschdanin" thut. Ohne dringende und dringendste Noth will man sich mit den „Vertretern der Zerstörung" und den „Feinden der Monarchie und Kirche", den Tollköpfen, die den Hochverräther Hartmann in ihren Schutz genommen und den König von Spanien ausgepfiffen haben, nicht einlassen, und über die Aussichten einer für eigene Rechnung unternommenen Herausforderung Mitteleuropa's hat man seine besonderen, auf ernste Erfahrungen gegründeten Ansichten. Katkow traf, als er zum entscheidenden Streich auf den Staatssecretär von Giers ausholte, auf einen Widerstand, der sich nicht brechen ließ. Er mußte sich gefallen lassen, rücksichtlich des französischen Allianzprojects schmählicher, eines echten Conservativen unwürdiger Inconsequenz und außerdem eines willkürlichen Vorgehens geziehen zu werden, das mit der Loyalität eines rechtgläubigen Anhängers der „Samoderschawie" (des Absolutismus) nicht in Uebereinstimmung zu bringen sei. Von einer Ungnade war nicht die Rede, wohl aber von einer ziemlich derb und rücksichtslos ertheilten Lection.

So hat M. N. Katkow von den Lobsprüchen, welche die französische Presse seiner Franzosenfreundlichkeit, seiner Consequenz und Selbstlosigkeit ertheilte, keinen einzigen verdient. Er ist der einzige conservative russische Publicist von Einfluß und Ansehen gewesen, der der heutigen Regierung die Allianz mit Frankreich anzurathen gewagt hat; er hat das mit der ihm eigenthümlichen, bis zum Fanatismus gesteigerten Energie, aber *gegen* seine eigentliche Neigung und in dem Glauben an die Unvermeidlichkeit dieses Schritts gethan. Wenn ihm dieses Verdienst Unsterblichkeit bei den Franzosen sichert, so wird dagegen nichts einzuwenden sein — in den Augen Rußlands ist diese letzte Episode nur eine unter vielen gewesen. Die von ihm geübten Wirkungen haben so tief eingeschnitten, daß nicht zu verwundern ist, wenn man ihn den *Unvergeßlichen* nennt; das wird aber nicht verhindern, daß er einmal der *Unvergeßbare* heißen und für den typischen Vertreter des größten Rückschritts gelten wird, der jemals von einer großen und reichbegabten Nation gemacht worden.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte September.

Kaiser Wilhelm hat, nachdem er von einem rheumatischen Leiden wiederhergestellt war, mit der ihn stets auszeichnenden Pflichttreue den militärischen Uebungen bei Potsdam sowie der großen Herbstparade am 1. September auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin beigewohnt. Die begeisterten Ovationen, welche dem Monarchen von der hauptstädtischen Bevölkerung bereitet wurden, legten wiederum beredtes Zeugniß für die innige Liebe und Verehrung ab, die er in vollem Maße genießt. Mit großem Bedauern wurde dann die Nachricht aufgenommen, daß der Kaiser nach dem Parade-Diner in Folge einer Unebenheit des Fußbodens fiel und sich hierdurch eine Quetschung zuzog. Obgleich das Allgemeinbefinden des Monarchen ungestört blieb, sowie der Schlaf befriedigend war, fühlte der Kaiser sich doch nach einigen Tagen in Folge örtlicher Schmerzen nach dem Falle angegriffen und beschloß deshalb, die Reise nach Königsberg behufs Theilnahme an den großen Manövern des ersten Armeecorps aufzugeben. Daß diese Entschließung unserem Kaiser schwer gefallen ist, kann bei seinem nie versagenden Interesse für Alles, was auf die Fortschritte der Wehrkraft Deutschlands Bezug hat, nicht überraschen. Mit Recht erblickte er stets in einem starken, aus der gesammten Nation hervorgehenden Heere die sicherste Bürgschaft für die Erhaltung der Segnungen des Friedens.

Diese friedliche Gesinnung des Kaisers Wilhelm entspricht dem milden, versöhnlichen Grundzuge seines Charakters. So erkannten die jüngst in Fulda zur Conferenz versammelten deutschen Bischöfe „mit freudigbewegtem, dankbarem Herzen" an, daß, wenn Deutschland den religiösen Frieden wieder erlange, dies auch die Frucht des wohlwollenden Entgegenkommens des Kaisers sei. Die keineswegs aggressive Sprache des von den Bischöfen in Fulda beschlossenen Hirtenbriefes verdient auch im Uebrigen Anerkennung, obgleich principielle Einwendungen hervorgerufen werden, wenn die deutschen Kirchenfürsten weitere Zugeständnisse von Seiten der Staatsgewalt verlangen. „Wohl vermissen wir schmerzlich," heißt es in dieser Beziehung, „noch Manches, was zur freien Entfaltung der segensreichen Thätigkeit der Kirche nothwendig ist; wohl fühlen wir uns noch auf manchen Gebieten beengt; aber wir dürfen vertrauen, daß auch diese Hindernisse und Schwierigkeiten noch fallen werden; daß durch die Weisheit Leo's XIII. und durch die Huld unseres allverehrten Landesvaters das begonnene Werk des Friedens zum glücklichen Ausbau gelangen werde." In der katholischen Generalversammlung zu Trier kam dagegen die „schärfere Tonart" zur Geltung, da die parlamentarischen Führer der Centrumspartei dort ihren Wünschen unverhüllten Ausdruck gaben. Herr Windthorst zeigte sich von jugendlicher Kampflust beseelt und forderte nicht nur, daß die „Einspruchsfrage" im Sinne seiner Partei gelöst, das heißt das vom Papste zugestandene Einspruchsrecht des Staates hinsichtlich der Besetzung geistlicher Aemter wieder aufgehoben werde, sondern auch die Beseitigung des Schulaufsichtsgesetzes. Trotz der von den Führern des Centrums zur Schau getragenen Siegeszuversicht darf aber die bestimmte Erwartung gehegt werden, daß die Staats-

gewalt in keiner Weise der katholischen Kirche maßgebenden Einfluß auf die Volksschule einräumen wird. Die zu neuen Kämpfen geneigte Stimmung der hauptsächlichen Redner in der katholischen Generalversammlung zu Trier äußerte sich unter Anderem auch in der wiederholten Anwendung „militärischer Bilder". Hatte der Vorsitzende, Graf Balleſtrem, von einem bloßen „Waffenstillstande mit Demarcationslinie" und von der Nothwendigkeit des „Retablissements der ultramontanen Armee" gesprochen, so knüpfte Herr Windthorst in seiner großen Programmrede an diese Vergleichungen an, obgleich sie keineswegs der vom Papst Leo XIII. selbst bekundeten Auffassung der kirchenpolitischen Lage in Deutschland entsprechen. Der vom Grafen Balleſtrem, dem ehemaligen Rittmeister im Leibkürassier-Regimente, geplante neue Mobilisirungsversuch wird allerdings kaum Erfolg haben, da sich die katholische Bevölkerung Deutschlands nicht mehr der Wahrnehmung verschließen kann, daß der zwischen der preußischen Regierung und dem Vatican abgeschlossene Friede ein vollständiger ist.

Wenn die Centrumspartei allzu sanguinische Hoffnungen in Bezug auf große Erfolge in der Zukunft an den Tag legt, so darf nicht übersehen werden, daß die Existenzbedingungen dieser parlamentarischen Partei gewissermaßen Kampf und Feindseligkeit gegen die unveräußerlichen Rechte des Staates sind. Die Vorgänge in der katholischen Generalversammlung zu Trier und die vom Grafen Balleſtrem angekündigte neue Mobilisirung der Ultramontanen können daher nicht mehr beunruhigen als der vielerörterte französische Mobilisirungsversuch, der nach der ursprünglichen Absicht des Generals Boulanger eine Haupt- und Staatsaction werden sollte, in Wirklichkeit aber, wie die Pariser Blätter selbst hervorheben, von dem großen Herbstmanöver sich nicht wesentlich unterscheidet. Der eigentliche Zweck dieses Mobilisirungsversuches war allerdings vereitelt, als nicht nur das Armeecorps, mit welchem nunmehr experimentirt wird, sondern auch das Programm des Feldzuges im Frieden mit sämmtlichen Einzelheiten durch eine arge Indiscretion vor der Zeit zur Veröffentlichung gelangte, so daß der Armeecorps-Commandant und sein Generalstab sowie sämmtliche Betheiligten genügende Muße hatten, ihre Vorbereitungen für das Gelingen des Planes zu treffen. Der gegenwärtige französische Kriegsminister, General Ferron, darf jedoch nicht dafür verantwortlich gemacht werden, wenn die durch das militärische Schauspiel in der „dix-septième région militaire" erzielten Ergebnisse keineswegs im richtigen Verhältnisse zu den außerordentlichen Kosten stehen. Beabsichtigte doch der frühere Kriegsminister eine mittelbar gegen Deutschland gerichtete Demonstration großen Stils, während der Nachfolger des Generals Boulanger nicht in der Lage war, die Erbschaft cum beneficio inventarii anzutreten. Die ultraradicalen Organe der französischen Hauptstadt hätten sicherlich nicht ermangelt, dem General Ferron den Vorwurf der feigen Furcht vor Deutschland zu machen, wenn er auf den kostspieligen Mobilisirungsversuch verzichtet hätte. In Abrede gestellt werden darf übrigens nicht, daß der Kriegsminister im Cabinet Rouvier unter den obwaltenden Verhältnissen mit aller Umsicht verfahren ist, so daß man es begreiflich findet, wenn seiner Zeit Gambetta seine Aufmerksamkeit auf Ferron lenkte und dessen Berufung als Chef des großen Generalstabes herbeiführte. Nicht minder verdient hervorgehoben zu werden, daß die französische Regierung Gewicht darauf legt, über die Mängel, die sich bei der Mobilisirung zeigen, aufs genaueste unterrichtet zu werden. Obgleich im Kriegsfalle selbst, sobald alle Streitkräfte Frankreichs in Bewegung kommen müssen, ganz andere Anforderungen an die Heeresleitung und sämmtliche in Betracht kommenden Factoren gestellt werden würden, überzeugt man sich doch jetzt bereits, welcher Anspannungen und Vorbereitungen es für einen großen Krieg in unserer Zeit bedarf, und daß die „mots sonores" eines Boulanger und seiner Patriotenliga dazu nicht ausreichen. Deshalb dürfen die Franzosen es immerhin als einen Glücksfall betrachten, daß das gegenwärtige Ministerium einer weit besonneneren Politik huldigt und sich die Pflege guter internationalen Beziehungen mehr angelegen sein läßt als die Vertrauensmänner der Ultraradicalen, welche in dem vorigen Cabinet das Uebergewicht zu erlangen strebten.

Wie in Deutschland und Frankreich wurde in Oesterreich jüngst die Schlagfertigkeit des Heeres, wenn auch nur im Manöverterrain, auf die Probe gestellt. Für die treue Bundesgenossenschaft Oesterreich-Ungarns und Deutschlands charakteristisch ist die Thatsache, daß der stellvertretende Chef des deutschen Generalstabes, Graf Waldersee, einer besonderen Einladung des Kaisers Franz Joseph folgend, an den Manövern in Mähren Theil nahm. Mit Recht hebt die „Neue Freie Presse" hervor, daß diese Thatsache allein genügen würde, irgend welche Besorgnisse wegen des deutsch-österreichischen Bündnisses zu zerstreuen. Hatte doch der General-Quartiermeister der deutschen Armee Gelegenheit, die österreichische Armee nach allen Seiten bis in jede Einzelheit der Verwaltung und Verpflegung kennen zu lernen, die Leistungen der Befehlshaber sowie der Soldaten prüfenden Auges zu studiren und sich über das ganze österreichische Heerwesen auf das genaueste zu unterrichten, so daß das Wiener Blatt ohne Widerspruch ausführen darf: „Hätte man nun den Grafen Waldersee gebeten, hierher zu kommen und den Manövern beizuwohnen, wenn man nicht von der unerschütterlichen Festigkeit des deutsch-österreichischen Bündnisses in unseren Regierungskreisen überzeugt wäre? Schwerlich, denn man legt vor einem fremden Generalstabs-Officier nicht alle militärischen Eigenthümlichkeiten bloß, man bittet ihn nicht, die Schlagfertigkeit der Armee zu beurtheilen, außer man hat die Voraussetzung, daß die Armee dazu bestimmt sei, mit der seines eigenen Staates Schulter an Schulter zu kämpfen, daß der Gast diese Tüchtigkeit der Truppen des Verbündeten und Freundes seines Monarchen erproben, auch wohl wohlwollende und nützliche Kritik üben werde." Ueberdies empfiehlt es sich, daran zu erinnern, wie Generalfeldmarschall Graf Moltke im deutschen Reichstage bei den Militärdebatten die Leistungsfähigkeit des österreichischen Heeres nicht außer Betracht lassen durfte, so daß das Bündniß der Centralmächte nur gestärkt werden kann, wenn ein so competenter Beurtheiler wie Graf Waldersee nunmehr bestätigt, daß die österreichische Armee sich auf der Höhe der ihr gestellten Aufgaben befindet.

Während auf dem europäischen Continente in den einzelnen Staaten die parlamentarische Thätigkeit ruht, so daß die militärischen Vorgänge der jüngsten Zeit das wichtigste Interesse bildeten, hat im englischen Unterhause ein neuer Ansturm Gladstone's gegen das Ministerium Salisbury stattgefunden. Nachdem die Ausschreitungen der irischen Nationalliga den Vicekönig von Irland zu einer Proclamation veranlaßt hatten, durch welche die Liga als eine staatsgefährliche Verbindung bezeichnet wird, brachte Gladstone eine Resolution ein, in welcher betont wird, daß dem Parlamente keine Mittheilung gemacht worden sei, um den Erlaß der Proclamation zu rechtfertigen, nach welcher „Ihrer Majestät Unterthanen" ohne gerichtliche Untersuchung der Natur ihrer Handlungen als Verbrecher bestraft werden können. Gladstone stellte deshalb den Antrag, eine Adresse an die Königin zu richten mit der Bitte, daß die Proclamation betreffs der irischen Nationalliga nicht in Kraft bleiben solle. Wie sehr sich die Opposition bei den vielfach stürmischen Verhandlungen auch bemühte, den Nachweis zu erbringen, daß die irische Nationalliga eine politische und keine verbrecherische Verbindung sei, war der Sieg des Tory-Cabinets doch von Anfang an unzweifelhaft. Der Führer der liberalen Unionisten, Marquis Hartington, vertheidigte mit Entschiedenheit das Vorgehen der Regierung mit dem Hinweise, daß das Unterhaus dem Cabinet nicht die discretionäre Gewalt entziehen dürfe, die ihm ein mit Vorbedacht vom Parlamente genehmigtes Gesetz einzuräumen beabsichtige. Allerdings bezweifelte der Führer der liberalen Unionisten, welche im Gegensatze zu den von Gladstone geleiteten Liberalen als das Ziel der Bestrebungen der Nationalliga die Losreißung Irlands von England erkennen, daß der Zeitpunkt für die volle Ausübung der discretionären Machtbefugnisse der Regierung bereits gekommen sei. Dagegen unterließ Marquis Hartington nicht, hervorzuheben, daß die Liga in Irland ein Uebergewicht erlangt habe, welches mit der Wirksamkeit und dem Bestehen der Regierung unvereinbar, wie denn auch in keinem Lande Raum für zwei Regierungen vorhanden sei. Der Antrag Gladstone's wurde dann mit einer beträchtlichen Stimmenmehrheit abgelehnt, nachdem der Staatskanzler Goschen noch darauf hingewiesen hatte, wie die Proclamation des Vicekönigs von

Irland bezwecke, die weitverzweigte und mächtige Organisation zu bewältigen, durch welche ein nicht zu duldender Terrorismus ausgeübt werde. Der Sieg des Cabinets Salisbury darf zugleich als eine Bürgschaft des Friedens bezeichnet werden, für dessen Erhaltung der englische Premier in seiner Banketrede im Mansion House sich mit aller Entschiedenheit ausgesprochen hat.

Die Festigkeit der Grundlagen des europäischen Friedens erhellt auch aus der allgemeinen Zuversicht, mit welcher trotz den in Bulgarien seit geraumer Zeit herrschenden Zuständen angenommen wird, daß auf der Balkan-Halbinsel keine ernsthaften Verwickelungen entstehen werden. Daß Prinz Ferdinand von Coburg, nachdem ihn die große Sobranje zum Fürsten von Bulgarien gewählt, die Regierung übernommen hat, ohne daß den klaren Bestimmungen des Berliner Vertrages Genüge geleistet worden wäre, mußte um so mehr bedauert werden, als die bulgarische Bevölkerung auf dem richtigen Wege zu sein schien, durch die Vermeidung von Ausschreitungen sich in Europa vielfach Sympathien zu gewinnen. Ohne auch nur der moralischen Unterstützung einer einzigen Macht gewiß zu sein, stürzte sich nun Prinz Ferdinand in ein Abenteuer, dessen Folgen er in keiner Weise absehen konnte, indem er der russischen Regierung Gelegenheit bot, festzustellen, daß nicht sie es wäre, welche den Berliner Vertrag zuerst verletzt habe. Die Circularnote, in welcher Rußland den Cabinetten der Großmächte zur Kenntniß bringt, daß es weder die Gültigkeit der Wahl des Prinzen von Coburg zum Fürsten von Bulgarien, noch die Gesetzlichkeit seines Erscheinens im Lande anzuerkennen vermöge, darf in allen ihren Voraussetzungen und Schlußfolgerungen als völlig correct bezeichnet werden. Aus der Note geht zunächst hervor, daß Prinz Ferdinand, indem er die von der großen Sobranje vollzogene Wahl dem Zaren mittheilte, letzteren zugleich um die Erlaubniß bat, nach Petersburg zu kommen, um vor seiner Reise nach Bulgarien die Rathschläge des Kaisers einzuholen. Wenn nun der letztere den Prinzen wissen ließ, daß seine Wahl nicht anerkannt werden und die erwähnte Reise unter keinem Titel gerechtfertigt erscheinen könnte, so begreift man das spätere Verhalten des Prinzen um so weniger, als ihm von Seiten der Mehrzahl der Großmächte und hauptsächlich von Seiten der Türkei, des suzeränen Staates, ähnliche Rathschläge, wie von Petersburg aus, ertheilt worden waren. Die Wünsche der bulgarischen Volksvertreter waren keineswegs ein ausreichender Rechtstitel, da, abgesehen davon, daß die Legalität der großen Sobranje von Rußland bestritten wird, der Berliner Vertrag ausdrücklich vorschreibt, daß der Fürst von Bulgarien „unter Bestätigung durch die Pforte und mit Zustimmung der Mächte" von der Bevölkerung frei gewählt sein muß. Mit vollem Rechte gibt daher die russische Regierung in ihrer Note der Hoffnung Ausdruck, daß die Großmächte, welche den Berliner Vertrag unterzeichneten, die offenkundige Verletzung desselben nicht dulden würden. Da zugleich betont wird, daß Rußland sich nicht zum alleinigen Beschützer dieser Stipulationen machen könne, auf welchen der von einem definitiven Zusammensturze bedrohte Stand der Dinge beruhe, so darf gefolgert werden, daß zunächst eine russische Occupation Bulgariens keineswegs bevorsteht.

Wie wenig auch Prinz Ferdinand mit seiner „Argonautenfahrt" eine derartige Wirkung beabsichtigt hat, kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß sein Handstreich mittelbar die Ursache der Annäherung geworden ist, welche sich zwischen Deutschland und Rußland in der bulgarischen Angelegenheit vollzog. Wenn vor der Reise des Prinzen nach Bulgarien die Großmächte sich in der Weise zu gruppiren schienen, daß nur Frankreich unbedingt denselben Standpunkt wie Rußland einnahm, zeigt sich nunmehr, daß letzteres, insofern es sich um die legale Beseitigung des ungesetzlichen Zustandes in Bulgarien handelt, auf die Zustimmung Deutschlands zählen darf, welches sich ja ganz besonders für berufen erachten muß, bei der Aufrechterhaltung des Berliner Vertrages mitzuwirken. Allerdings gestattet diese Uebereinstimmung Deutschlands mit Rußland und Frankreich keineswegs den Schluß, daß dieselben Mächte sich nunmehr in schroffem Gegensatze zu Oesterreich, England und Italien befinden; vielmehr halten auch die Regierungen dieser Länder das Vorgehen des

Prinzen von Coburg für ungesetzlich. Die Schwierigkeit besteht nur darin, eine Lösung zu finden, welche für sämmtliche Großmächte und die Türkei annehmbar ist, ohne die berechtigten Ansprüche der bulgarischen Bevölkerung zu verletzen. Gerade weil diese Lösung nahezu unmöglich erscheint, hätte der Prinz von Coburg darauf verzichten müssen, seinem Ehrgeize die Zukunft eines Volksstammes zu opfern, welcher bereits glänzende Proben seiner Tüchtigkeit und Tapferkeit ablegte. Rücksichten auf den „Thronprätendenten", der durch sein Verhalten „tragisch schuldig" geworden ist, brauchen deshalb nicht in Betracht zu kommen, falls sich überhaupt ein annehmbarer Ausweg aus den herrschenden Schwierigkeiten darbieten sollte.

Wenn darauf hingewiesen worden ist, daß die Großmächte durch Abberufung ihrer diplomatischen Vertreter, die suzeräne Pforte durch das Abbrechen aller Beziehungen zu Bulgarien dieses so vollständig isoliren könnten, daß Prinz Ferdinand sehr bald das Feld räumen müßte, so erscheint dies doch einigermaßen problematisch. Ueberdies wäre dann nicht ausgeschlossen, daß die in Bulgarien einander gegenüberstehenden Parteien, vollständig sich selbst überlassen, zusammenprallten und einen Brand entfachten, welcher auf der ganzen Balkan-Halbinsel verheerend wirken würde. Hierzu kommt noch, daß es ungemein schwierig wäre, eine vollständige Uebereinstimmung der Großmächte herbeizuführen, zumal da von einigen geltend gemacht werden kann, daß Frankreich und Rußland sich an der gemeinsamen Flottendemonstration nicht betheiligten, welche zum Zwecke hatte, die Störung des Friedens von Seiten Griechenlands zu verhindern. Fürst Bismarck erkannte jedenfalls den einzig richtigen Ausweg, als er seiner Zeit nach dem Staatsstreiche von Philippopel den türkischen Botschafter aufforderte, seine Regierung zum Einmarsche in Ost-Rumelien zu veranlassen. Wie damals, liegt es auch heute an erster Stelle der Türkei als der suzeränen Macht ob, die Gesetzlichkeit in Bulgarien gemäß den Bestimmungen des Berliner Vertrages wiederherzustellen. Gegen diese legale Lösung könnte keine Großmacht berechtigten Widerspruch erheben; nur, daß sich bei der bekannten Apathie der Pforte schwer annehmen läßt, daß diese jetzt eher, als nach den Vorgängen von Philippopel, zu einem entschiedenen Handeln bereit sein wird.

Darin stimmen fast alle Urtheile überein, daß die Aussichten des Prinzen von Coburg auch nach der endlich gelungenen Bildung eines Ministeriums Stambulow wenig günstig sind. So erklärte die österreichische Regierung, daß das Vorgehen des Prinzen ungesetzlich sei, und daß sie denselben nicht als Fürsten von Bulgarien anerkennen werde. Allerdings war der österreichische Botschafter in Constantinopel zugleich beauftragt, der Pforte zu erklären, daß, welche Lösung immer erfolgen möge, sie die Zustimmung der Mächte finden müßte, falls nicht der Sultan für entstehende Verwickelungen verantwortlich bleiben solle. Während England der Auffassung der österreichischen Regierung in Bezug auf das ungesetzliche Verhalten des Prinzen Ferdinand zustimmt, rieth der englische Botschafter der Pforte doch an, die weitere Entwicklung der bulgarischen Verhältnisse ruhig abzuwarten, da eine militärische Intervention gefährlich sei. Obgleich ferner die Italiener vielfach Sympathien für die bulgarische Bevölkerung hegen, weil sie, der eigenen Kämpfe für die nationale Unabhängigkeit eingedenk, volles Verständniß hinsichtlich ähnlicher Bestrebungen auf der Balkan-Halbinsel besitzen, mißbilligt die Regierung doch ebenfalls das Vorgehen des Prinzen von Coburg; nur daß sie ihren Erwartungen auf eine friedliche, die bulgarische Bevölkerung befriedigende Ordnung der Dinge Ausdruck lieh. Der diplomatische Vertreter Italiens in Constantinopel erläuterte dies noch dahin, daß alle Bulgarien betreffenden Fragen den Berliner Vertrag berühren, jedoch da, wo dieser Vertrag eine Lösung nicht vorgesehen habe, gemäß den Wünschen Bulgariens erledigt werden könnten. Die wohlwollende Sprache, welche ein Theil der italienischen Presse in Bezug auf Bulgarien führte, gab zu dem Mißverständnisse Anlaß, daß das Ministerium Crispi irgend welche Initiative zu Gunsten des Prinzen Ferdinand oder überhaupt behufs Lösung der bulgarischen Frage ergreifen könnte. Nach zuverlässigen Mittheilungen enthält sich aber die italienische Regierung jedes derartigen Schrittes, wie denn überhaupt

Crispi, seitdem er nach dem Tode Depretis' die Leitung der Geschäfte übernommen hat, sich durch Umsicht und Takt auszeichnete. Der gegenwärtige italienische Conseilpräsident, der bereits vor seinem Eintritte in das Ministerium ein entschiedener Anhänger des Anschlusses Italiens an das deutsch-österreichische Bündniß war, wird sicherlich nichts thun, wodurch das gute Einvernehmen mit Deutschland auch nur im leisesten getrübt werden könnte. War es doch insbesondere der durchaus friedliche Charakter des Bündnisses der Centralmächte, welcher die italienische Regierung bestimmte, die Allianz mit denselben zu erneuern. Wenn aber behauptet wird, daß diese Allianz ihre Spitze gegen Frankreich richte, so ist dies keineswegs zutreffend; vielmehr hat letzteres nichts zu befürchten, so lange es selbst nichts gegen den europäischen Frieden unternimmt, dessen Aufrechterhaltung eben den hauptsächlichen Zweck des deutsch-österreichischen Bündnisses bildet. Daß Crispi nicht als Franzosenfreund gilt, wird auf seine staatsmännische Wirksamkeit keinerlei Einfluß ausüben, wie er andererseits trotz seiner früheren Zugehörigkeit zur Oppositionspartei stets daran festhielt, daß die Monarchie alle Italiener zu einigen vermöge, während diese durch die Republik getrennt und ins Verderben gestürzt werden würden. Es empfiehlt sich aber, auf die Besonnenheit des Staatsmannes Crispi hinzuweisen, um zu erhärten, daß der italienische Ministerpräsident auch in der bulgarischen Angelegenheit sich jeder Initiative enthalten wird, durch welche ein friedenstörendes Element geschaffen werden kann.

Dagegen wurde der russischen Regierung die Absicht zugeschrieben, bei der Pforte einen Schritt zu thun, durch welchen die bulgarische Frage ihrer Lösung näher gebracht werden könnte. Die Türkei sollte nämlich den russischen General Ernroth als provisorischen Regenten nach Bulgarien senden, damit er dort in Gemeinschaft mit einem türkischen Commissar die Regierungsgeschäfte leite. Zu den Obliegenheiten dieses „Gegenregenten" würden, wie es weiter hieß, vor allem die Anordnung neuer Wahlen, die Einberufung der Nationalversammlung und die Vorbereitung der definitiven Wahl eines Fürsten gehören. Von Anfang an konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß eine so durchgreifende Maßregel die Billigung der Pforte, sowie der europäischen Großmächte finden muß, unter denen insbesondere England, Oesterreich und Italien zu überzeugen wären, daß die Mission eines russischen Generals mit weitgehenden Machtbefugnissen nicht das Maß derjenigen Zugeständnisse überschreite, welche Rußland im Hinblick auf die für die Befreiung Bulgariens gebrachten Opfer beanspruchen darf. Andererseits behauptet ein der russischen Regierung freundliches Organ, es sei nicht die Rede davon, einen russischen General nach Sofia zu senden. Hinzugefügt wird, daß dies erst an dem Tage geschehen könnte, an welchem es der Türkei gelungen wäre, gegenüber den Verletzungen des Berliner Vertrages in Bulgarien eine gesetzmäßige Lage herbeizuführen. Wenn die Entsendung eines russischen Functionärs nach Bulgarien eventuell auf Grund des Artikels VI. des Berliner Vertrages erfolgen soll, so wird darauf hingewiesen, daß die ehemaligen Befugnisse dem russischen Commissar nur für die Zeit von längstens neun Monaten eingeräumt waren, daß ferner ihr Erlöschen mit der Wahl des Fürsten ausdrücklich festgesetzt wurde; daß also ein Provisorium wie früher nicht besteht. Obgleich daher eine Lösung der bulgarischen Krisis in nächster Zeit nicht erwartet werden darf, steht doch auch nicht zu befürchten, daß dieser schwarze Punkt am politischen Horizonte sich zu einer Gewitterwolke entwickeln wird.

Literarische Rundschau.

Zu Theodor Storm's siebzigstem Geburtstag.

Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung. Festgabe zum siebzigsten Geburtstag. Von Dr. Paul Schütze. Mit einem Porträt Theodor Storm's. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Am 14. September hat Theodor Storm, der „Hauspoet" der „Deutschen Rundschau", wie bereits vor Jahren Erich Schmidt ihn an dieser Stelle genannt hat[1]), seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Unter den Festgaben, welche deutsche Verehrung ihm dargebracht, befindet sich in erster Reihe die von Dr. Paul Schütze verfaßte Biographie des Dichters, die in liebevoll eingehender Darstellung sein äußeres Leben wie seine innere Entwicklung uns vor Augen stellt. Trefflich gelingt es ihm, uns einen Einblick gewinnen zu lassen in Storm's dichterische Individualität, die nicht so einfach, wie man wohl auf den ersten Blick glauben möchte, ebenso wenig wie Theodor Storm bloß der „sinnige" Dichter ist, dessen ganzes Können man zu umfassen meint, wenn man auf seine vielgelesene Novelle „Immensee" hinweist. Vielmehr breitet sich von dieser frühesten Erzählung bis zu den letzten Productionen eine Reihe dichterischer Schöpfungen vor uns aus, die, in sich sehr verschiedenartig, zugleich eine durchaus aufsteigende Entwicklung offenbaren.

Zwar der Stoffkreis, in dem Storm sich bewegt, scheint eng begrenzt: wie er bis auf eine Spanne Zeit, auf die er jetzt wie auf eine schnell verrauschte Episode seines Lebens zurückblicken mag, den Umkreis seiner Heimath nicht verlassen hat, so bevorzugt er auch als Dichter die kleine Welt, das Häusliche, wobei er freilich das stille Leben in den vier Wänden mit einer Poesie ohne Gleichen zu umgeben, mit sanfter Gewalt an die Mächte des Gemüthes zu rühren und in Jedem die tief in der Menschenbrust ruhende Sehnsucht nach Frieden zu erwecken weiß. Größtentheils der Gegenwart zugewendet, und mit besonderer Vorliebe jenem äußersten Grenzgebiet derselben, welches die Kindheit- und Jugenderinnerung ihm belebt, sind auch der poetischen Gattungen, die Storm gepflegt hat, nicht viele: kein Epos, kein Drama hat er geschaffen. Und dennoch ist Storm ein in der Geschichte der deutschen Dichtkunst nicht gerade häufiges Muster für den Satz, daß weniger die Fülle und Verschiedenartigkeit der Stoffe den Dichter ausmacht als die Art und Weise, wie er die poetischen Motive zu behandeln versteht. Hier aber liegt die eigentliche Größe Storm's, die Stärke seines Talents: er ist vor allen Dingen Künstler. Mehr im Gestalten als im Erfinden sucht er seine Aufgabe, wie er selber einmal in einer seiner schönsten Dichtungen, der lieblich-sehnsuchtsvollen Novelle „Psyche", den Helden, der Künstler ist, ausrufen läßt: „Was geht den Künstler die Zeit, ja was geht der Stoff ihn an? Freilich aus dem Himmel, der über uns Lebenden ist, muß der zündende Blitz fallen;

[1]) Erich Schmidt, Theodor Storm, „Deutsche Rundschau", 1880, Bd. XXIV, S. 31—56.

aber was er beleuchtet, das wird lebendig für Den, der sehen kann, und läge es versteinert in dem tiefsten Grabe der Vergangenheit."

Die dichterische Eigenart Storm's erkennt man am besten, wenn man von ihm als Lyriker ausgeht, der sich besonders im Stimmungsbild äußert, sei es, daß er es, wie in dem schönen Gedicht „Mondlicht", in eine unerwartete Beziehung auf sein eigenes Gemüthsleben hinauslaufen läßt, sei es, daß er durch andere Mittel, wie Steigerung u. dgl., einen anregenden oder selbst effectvollen Schluß zu erreichen weiß. Die erwachte Leidenschaft stellt er einmal in dem Lied: „Du willst es nicht in Worten sagen" mit tiefer Empfindung und darum mächtig ergreifender Gegenständlichkeit dar. So sehr aber ist das Lyrische seinem dichterischen Wesen eigenthümlich, daß er auch als Novellist die Kunstweise des Lyrikers übt. Lyrisch ist die Art seiner Darstellung, mit der er gewöhnlich nicht einen episch fortschreitenden Verlauf der Handlung gibt, sondern nur die Hauptmomente der Erzählung heraushebt, das Uebrige der Phantasie der Leser überlassend. Lyrisch ist es, wenn er kaum einmal einen wirklichen Dialog bietet, sondern immer nur Bruchstücke von Zwiegesprächen, aus denen man den weiteren Verlauf erräth. Lyrisch ist die ihm eigene discrete Zartheit der leisen Andeutung, des sanften Verhüllens. Aber auch wie Storm, objective Berichterstattung vermeidend, die Erzählung gern von einer bestimmten Empfindung aus leitet, die er mit sicherer Kunst gleich von vornherein anzuschlagen weiß, gewöhnlich indem er den Helden selbst oder einen ihm Nahestehenden von einer resignirt-wehmüthigen Stimmung aus zur Erzählung wie zu einer Art innerer Befreiung greifen läßt, auch dies ist lyrisch. Am deutlichsten endlich wird der Einfluß der Lyrik in dem immer wieder hervortretenden Bestreben des Dichters, die Empfindung mit Naturgefühl zu verweben, seelische Vorgänge in Einklang zu setzen mit der die Personen umgebenden Luft und Landschaft, um durch die so erzeugte Stimmung die Empfänglichkeit zu wecken oder zu steigern. In dieser Kunst, Stimmung zu erzeugen durch den localen Hintergrund der kleinen Stadt, des einsamen Hauses, der Haide, des Waldes oder des Meeres ist Storm unübertroffener Meister, der die Schule der Romantiker, durch die er gegangen, den Einfluß Eichendorff's, ja selbst E. T. A. Hoffmann's nicht verleugnet, aber in der Anwendung der überkommenen Mittel seiner Kunst neue, selbständige Bahnen eingeschlagen hat. — Doch es ist nicht unsere Absicht, eine über die bloße Andeutung hinausgehende Charakteristik des Dichters hier zu versuchen, wo die ausgezeichnete Arbeit Erich Schmidt's noch in frischer Erinnerung; nur einige hervortretende Züge seiner Persönlichkeit sollten gestreift werden, wie sie die anregende Lectüre von Schütze's Buch gerade an die Hand gab. Auch brauchen wir am Wenigsten den Lesern der „Rundschau" zu sagen, wer Storm sei: sie kennen ihn; kennen ihn aus den schönsten und reifsten seiner Schöpfungen, die Jahr für Jahr in dieser Zeitschrift erschienen sind. Dadurch auch ist ihr das Recht geworden, der Schar der Gratulanten sich anzureihen, und ihr Wunsch für ihn — und auch ein wenig für sich selber — faßt sich in den Worten zusammen: Möge es Storm lange noch vergönnt sein, uns mit neuen Gaben seines Genius zu erfreuen: Offenbarungen echter und wahrer Kunst thun uns jetzt mehr Noth als je!

O. P.

γρ. **Emanuel Geibel.** Aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern von C. F. Litzmann. Berlin, Wilhelm Hertz, 1887.

Einer von Geibel's Schul- und Jugendfreunden, unter denen Ernst Curtius die vornehmste Stelle einnimmt, hat seine Erinnerungen vereinigt mit anderem Material, das Geibel's Tochter zumeist ihm zu Gebote stellte, in diesem Buche zu einem Ganzen zusammengearbeitet und unter Emanuel Geibel's einfachem Namen veröffentlicht. Dies Buch ist nicht das erste, das sich mit dem Dichter beschäftigt. Schon zu seinen Lebzeiten erschien eine Biographie; nach seinem Tode kamen die auf die Familie seines Freundes und Gönners Malsburg bezüglichen Reminiscenzen heraus. All das enthüllt ein tiefes, oder sagen wir besser vielleicht: ein vertieftes, zartempfindendes, historisch begeistertes Gemüth, dem die Sprache flüssigen, wohlklingenden Ausdruck lieh und das genau in die Jahrzehnte vom Schicksal hineinversetzt wurde, die seiner Art entsprachen. Heute liegt schon der edle Rost auf Geibel's Erscheinung, der über Alles, was dem Zeitalter Friedrich Wilhelm des Vierten entstammt, sich zu verbreiten beginnt. Ein Cultus der Vergangenheit, die nie da war, eine Erwartung einer Zukunft, die nie kommen sollte, ein Festhalten am Trugbilde einer Gegenwart, die nicht existirte. Aus den künstlichen Zauberkreisen Berlins ging Geibel in die noch künstlicheren Münchens über, wo König Ludwig's Nachfolger den Vater geistig zu überbieten suchte. Diese Scenerien sind fast schon versunken, Geibel's Gestalt aber wird als wohlthuendes Element des 19. Jahrhunderts seinen Platz und seinen Rang behalten. Litzmann hebt die Verwandtschaft mit Hölderlin hervor, dem einst nicht so wohl gebettet ward als Geibel. Hölderlin's tragische Gestalt ragt über die seines norddeutschen Sinnes- und Sangsgenossen hoch und herbe empor; dennoch umgibt die gleiche Atmosphäre beide. Auf den Abendwolken schwimmend, die die wieder heraufbeschworene Sonne des classischen Alterthumes vergoldete, ohne sie doch bei aller Gluth erwärmen zu können, vollendeten sie ihren Flug. Die Herrlichkeit der antiken Welt stand in vollen Strahlen vor ihrem Auge. All die irdischen und himmlischen Götter Griechenlands schienen ihnen zu winken und dieselbe Sprache mit ihnen zu reden. All das ist von der Gelehrsamkeit unserer heutigen Zeit als Fata morgana erkannt und beinahe beseitigt worden. Eben jetzt ist man Seitens der heutigen philologischen Gelehrsamkeit damit beschäftigt, die letzten Reste dieser Weltanschauung aufzulösen.

Geibel's Versen wohnt eine Melodie inne, die ihre Kraft nie verlieren kann. Seinen Versen aber mangelt die eigentliche Lebendigkeit. Es ist, als lebte er, wie wir ihn vor uns haben, ein zweites Leben bereits. Er glaubte über den Parteien seiner Zeit zu stehen, „auf einer höheren Warte, als auf den Zinnen der Partei," wie Freiligrath es formulirte, aber er stand nicht, sondern, um den Vergleich zu wiederholen, er schwebte. Seine Sprache repräsentirt den Versuch, die Leyer Goethe's zu alleräußersten Tönen zu nöthigen. Ein letztes Austönen. Was Goethe uns heute aber ist, umfaßt mehr als Geibel's Jahrzehnte in ihm gesehen und gesucht haben. Uns heute ist es nicht mehr um Goethe's Lieder allein, sondern um die Weltanschauung zu thun, die seine Werke, nicht bloß seine Gedichte enthalten.

Litzmann's Buch liest sich angenehm und hinterläßt eine erfreuliche Stimmung. Es ist immer der Mühe werth, sich mit den Schicksalen von Männern zu beschäftigen, die ihrer Zeit einst einen Theil der ihr eigenthümlichen Färbung verliehen. Eine Anzahl nebenherlaufender Freunde Geibel's wird biographisch mitabgethan. Der verunglückte Philosoph Röse, den Geibel im Stillen Jahr auf Jahr vor Elend und Verderben bewahrte, tritt unter ihnen am charakteristischsten hervor. Röse's Schicksal hat etwas Typisches für die stagnirenden Tage seiner elenden Existenz. Auch Marcus Niebuhr taucht auf, in freundlichem Lichte. Ueberhaupt, ein milder Schimmer liegt über den Aussichten ins Vergangene, den das Buch gewährt. Wir legen es mit dem Gefühl aus der Hand, den Anblick eines in sich erfüllten abgerundeten Lebens empfangen zu haben, eines Daseins, das man zwischen 1840 und 1870 als deutsches „Dichterleben" als schön und für berechtigt gelten ließ.

ψ. **Gedichte** von Adolf Frey. Leipzig, H. Haessel. 1886.

Einen Theil seiner Lieder legt dieser Dichter einem Freiharstbuben in den Mund, einem jener tapfern jungen Schweizer, welche vor vier Jahrhunderten gegen Karl den Kühnen zogen. Unerschrockenheit und rasche Entschlossenheit sind ihre Kennzeichen. Einer davon hieß Heini Frey. Der Dichter scheint dessen ebenbürtiger Nachfahr zu sein. Durch fast alle seine Gedichte, die man nicht in Rosenroth mit Goldschnitt binden darf, geht etwas Freiharstbubenhaftes, ein männlicher Zug, der für geraden Sinn geraden Ausdruck findet. Er weiß in knappen Worten das Glück der Liebe, die Schönheit der Heimath, die Wonne des kühlen Tranks so auszusprechen, daß man ihm's auch ohne seraphisches Schwärmen und Schwelgen aufs baare Wort hin glaubt. Es ist mehr ein Sagen, als ein Singen, und wo vom Frühling, diesem Liebling der Poeten, die Rede ist, sehen wir ihn nicht schon in süßen Blüthen prangen, sondern erst in jenen herb-braunen Kapseln strotzen, welche ahnungsreich Duft und Licht noch bergen: mehr März als Mai. Sage und Geschichte seines Vaterlandes wird in dem Dichter, wie in seinem landsmannschaftlichen Vorbilde Conrad Ferdinand Meyer, lebendiger als das gegenwärtige Leben, und wie bei dem andern großen Landsmann, Gottfried Keller, vereinigt sich in seinem poetischen Schaffen deutscher Sinn und Schweizerart. Sein Deutschthum hat sogar einen entschieden preußischen Zug, was die rauhe Manneskraft dieser Dichtungen nicht eben vermindert. Zu den Schweizerhelden gesellt sich ihm Friedrich der Große und Bismarck. Aber während er in „Balladen und Romanzen", vor allem in „Geschichten" sein historisches Gefühl lieber an Gestalten der allgemein deutschen Vergangenheit bekundet, offenbart sich sein Schweizerthum vielmehr in der Verherrlichung des Landes

als der Leute. Und wo er auf die Leute kommt, läßt er es in seiner gedrungenen, zuweilen fast mürrischen Ausdrucksweise nicht an kleinen sarkastischen Seitenhieben fehlen.

o. **Die Leuchte Asiens.** Von Edwin Arnold. Deutsch von Dr. Arthur Pfungst. Leipzig, W. Friedrich. 1887.

Die Gedanken, in welchen der alte Buddhismus lebte, vom Leiden alles Vergänglichen und von der Erlösung, und die Legendenmasse, welche die indische Phantasie durch Jahrhunderte um die Lebensgeschichte des großen Mönchs von Kapilavastu hat erwachsen lassen, geben dem Gedicht Arnold's seinen Stoff. Der Dichter beseitigt oder mildert, was die allem Indischen anhaftende bizarre Verkehrtheit dem modernen Leser gar zu bedenklich machen würde. Bald buddhistische Sprache mit einem Anhauch Byronscher Poesie, bald die Sprache des heutigen Poeten mit einem buddhistischen Anhauch: eine Mischung, deren volles Recht und deren volle Echtheit man bestreiten mag, aber gewiß voll warmer und feiner Empfindung. Die Dichtung, 1879 zuerst erschienen, gewann beim englischen Lesepublicum ungewöhnliche Erfolge. Es war wohl der Mühe werth, sie auch in Deutschland einzuführen, aber man hätte eine gewandtere Hand für diese Aufgabe gewünscht, als der Anfertiger der vorliegenden Uebersetzung besitzt.

ρ. **The Monk's Wedding.** A Novel by Conrad Ferdinand Meyer. Boston, Cupples and Hurd. 1887.

In dem Augenblick, wo wir mit der Publication eines neuen Werkes von Conrad Ferdinand Meyer beginnen, geht uns die Uebersetzung eines früheren zu, welches vor drei Jahren gleichfalls an dieser Stelle zuerst erschienen ist. Seitdem hat „Die Hochzeit des Mönchs" eine ruhmreiche Laufbahn zurückgelegt; sie hat Tausende von Lesern entzückt und ist in immer neuen Auflagen herausgekommen, ist zweimal in einen Operntext verwandelt und zweimal von hervorragenden Musikern componirt worden und hier endlich liegt sie in echt amerikanischem Gewande vor. Die Uebersetzerin ist Miß Sara H. Adams, dieselbe, welche Grimm's „Goethe" (gegenwärtig bereits in der vierten amerikanischen Auflage erscheinend) übersetzt hat. Wir sind der Dame sehr dankbar, daß sie sich also zur Vermittlerin dessen macht, was wirklich gut und gediegen ist in unserer neueren Literatur; aber auch der Autor darf sich glücklich schätzen, der durch eine solche Hand bei dem fremden Publicum eingeführt wird. Wie sie das Beste wählt, so gibt sie's in der besten Weise. Nichts von dem, was für das Original charakteristisch ist, geht verloren und wie den Feinheiten in Grimm's Stil, wird sie der malerischen Kraft in Meyers Diction gerecht. Wir zweifeln nicht, daß „The Monk's Wedding" in Amerika dasselbe Glück macht, welches „Die Hochzeit des Mönchs" in Deutschland gemacht hat.

γεφ. **Skizzen zur Rheinischen Geschichte.** Von K. Lamprecht. Leipzig, Alphons Dürr. 1887.

In einer Reihe im besten Sinne populär geschriebener Einzeldarstellungen führt uns Lamprecht ein Gesammtbild der Rheinischen Geschichte vor Augen. Man erkennt den scharfen Beobachter, wenn er in knappen anschaulichen Zügen die sichtbaren Reste der verschiedenen Culturschichten schildert, die sich im Laufe von zwei Jahrtausenden in den Rheinlanden abgelagert haben; den gründlichen Forscher, wenn er dann zurückgreifend in graue Vorzeit Recht und Wirthschaft der Frankenzeit an der Hand der Lex Salica, des ältesten deutschen Volksrechtes, darlegt. In immer weiteren Kreisen eröffnet sich uns dann ein Einblick in das reichbewegte Geschichtsleben der Rheinlande. Die geistliche Reformbewegung in den Moselklöstern des 10. Jahrhunderts, Stadtherrschaft und Bürgerthum zur deutschen Kaiserzeit und die Culturzustände Kölns, der rheinischen Metropole, am Schluß des Mittelalters sind die Crystallisationskerne, um welche Lamprecht die Darstellung der Culturentwicklung bis zum Beginn der Reformationszeit gruppirt. Ein besonderer Abschnitt ist den Schicksalen des Bauernstandes von der ersten Besiedelung des Landes bis zum Ausbruch der agrarischen Revolution im Anfang des 16. Jahrhunderts gewidmet. Zum Schluß bespricht Lamprecht den Dom zu Köln, seine Bedeutung und seine Geschichte; die kleine Skizze ist unseres Erachtens die erfreulichste Arbeit, welche durch die Vollendung des gewaltigen Bauwerkes angeregt worden ist. Dem Fachmanne wird ein Theil der gesammelten Abhandlungen aus früherer Veröffentlichung in gelehrten Zeitschriften bekannt sein. Sie geben sich hier in neuem Gewande. Der gelehrte Apparat ist fortgefallen und die Darstellung in glücklichster Weise den Ansprüchen eines größeren gebildeten Leserkreises anbequemt. Einige neue Aufsätze erscheinen hier zum ersten Mal im Druck. Ein historisch und nationalökonomisch gleich tüchtig geschulter Gelehrter, vereinigt Lamprecht gründliche archivalische Arbeit und feinsinniges Verständniß mit einer intimen Kenntniß von Land und Leuten; es ist ganz unmöglich, die Fülle anregender Gedanken und neuer Gesichtspunkte an dieser Stelle auch nur anzudeuten, die sich aus dieser seltenen und glücklichen Vereinigung ergeben.

ν. **Ein Buch vom Bier.** Cerevisiologische Studien und Skizzen von Dr. Eduard Maria Schranka. Frankfurt a./O., B. Waldmann's Verlag. 1886.

Ein Buch vom Bier in zwei Theilen, 592 S. stark, und in einer Ausstattung, die vor noch gar nicht langer Zeit eine Seltenheit auf dem deutschen Büchermarkt genannt werden konnte! Ist das dieser Gegenstand werth? Reicht dafür der Stoff aus, zumal wenn die technische und nationalökonomische Seite nur eben gestreift wird? Ein Blick auf die Capitelüberschriften läßt uns das Nein zurückhalten. Es gibt in der That viel zu schreiben über das Bier und seine Geschichte, seine zahllosen Benennungen, seine Mythologie und seine Poesie, über das Bier in der Studentensprache, im Sprichwort, im Räthsel, im Aberglauben, im Märchen, über Bier und Tabak, Bräuhaus und Kloster und wie die Themata alle heißen, die hier in neunundzwanzig losen Feuilletons behandelt sind. Gewiß ist die heitere Arabeske die richtige literarische Form, in die sich

auch das gelehrte Detail — und an solchem fehlt es nicht — bequem einschmiegt. Aber ein bischen Geschmack und ein Fünkchen eigenen Humors müssen wir auch von dem Bierfeuilletonisten erwarten, und wir kennen hier in Berlin mehr als eine Feder, die uns die reiche Bierwissenschaft unseres Autors wirklich kurzweilig gemacht hätte. Dieser selbst bleibt zu sehr an seinem „Stoffe" kleben, leimt mit oft lahmen Redewendungen, alten Scherzen und Kalauern Notiz an Notiz und weiß aus dem angesammelten Material nicht die rechte Auswahl zu treffen. Allen Respect vor einer guten Bierzeitung! aber daß man ohne die übliche Präparation allein 150 Seiten voll Biergedichte in Drugulinschen Lettern und in elegante Randleisten gefaßt lesen soll, ist doch etwas viel verlangt. Läuft ein solches Buch nicht Gefahr, seinen Beruf zu verfehlen?

γ. **Die natürlichen Pflanzenfamilien nebst ihren Gattungen und wichtigeren Arten, insbesondere der Nutzpflanzen;** bearbeitet unter Mitwirkung zahlreicher hervorragender Fachgelehrter von A. Engler und K. Prantl. Lief. 1—9. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1887.

Trotzdem die Anzahl der in den letzten Jahren in Deutschland veröffentlichten botanischen Lehrbücher eine recht bedeutende ist, so fehlte es doch bisher an einem größeren Handbuche, welches den Ansprüchen des Fachbotanikers genügte, aber zugleich auch für den gebildeten Laien verständlich war. Das vorliegende Werk füllt diese Lücke vollständig aus. Für die wissenschaftliche Bedeutung bürgen vollauf die Namen der Herausgeber, sowie die der zahlreichen Mitarbeiter, zu denen unsere namhaftesten systematischen Botaniker und Pflanzengeographen gehören. Der Werth für den Laien liegt hauptsächlich in den ebenso zahlreichen, wie vorzüglichen Abbildungen, bei denen die außereuropäischen Pflanzengattungen in erster Linie berücksichtigt sind, und welche nicht nur die Blüthen- und Fruchttheile erläutern, sondern vor allem auch den Habitus der interessanteren und charakteristischen Arten in anschaulicher Weise darstellen. In den bisher erschienenen Lieferungen ist die Bearbeitung der wichtigeren Gruppen der Monocotyledonen, der Palmen, Gräser, Nadelhölzer, Liliengewächse begonnen, sämmtlich von Botanikern, welche auf dem Gebiete der einzelnen Familien als Autoritäten bekannt sind. Eine dankenswerthe Beigabe, um den Gebrauch des Werkes für den Laien zu erleichtern, ist ein Heftchen, in welchem die botanischen Kunstausdrücke für Jedermann verständlich erklärt sind.

μ. **Entwicklungsgeschichte der Kolonialpolitik des Deutschen Reichs.** Von Dr. Charpentier. Berlin, Hermann Bahr. 1886.

Der Verfasser hat es mit Glück unternommen, die colonialen Bestrebungen und Errungenschaften des Deutschen Reichs, oder besser deutscher Privatunternehmungen unter dem Schutze des Reichs, gleichsam zu registriren. Auf wenigen Seiten lernen die unserer jungen Colonialpolitik Fernerstehenden deren Entstehung, Wesen und Fortgang kennen, während auch denjenigen, welche sympathisch und mit Eifer dem Gange der Ereignisse gefolgt sind, nicht unwillkommen sein wird, eine thunlichst gedrängte Entwicklungsgeschichte derselben zu erhalten. Dem Colonialverein, der durch seine anregende und informatorische Rolle gewissermaßen den Grundstein zu unserer Colonialpolitik gelegt hat, ist ein besonderes Capitel gewidmet, in welchem namentlich die in letzter Zeit mehr hervorgetretene praktische Thätigkeit dieses Vereins nach Verdienst beleuchtet wird.

ρ. **Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Fünfzehnter und sechzehnter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1886/87.

Nach sechs Jahren einer ununterbrochenen Arbeit, welcher wir in dieser Zeitschrift mit der ihr gebührenden Anerkennung gefolgt sind, liegt das große Werk nun vollendet vor, welches das Verdienst hat, die erste und älteste der deutschen Real-Encyklopädien zu sein und dennoch, in jeder neuen Auflage sich verjüngend und den gesteigerten Ansprüchen anpassend, in dieser neuesten durchaus auf der Höhe der Gegenwart zu stehn. Vergleicht man diese Auflage mit früheren, so wird man ihre Signatur namentlich darin erkennen, daß sie den Naturwissenschaften und den mit deren Entwicklung und Verwerthung eng verbundenen Fortschritten auf dem Gebiete des praktischen Lebens einen weiten Raum gegeben hat; ebenso dem Militärwesen, der Marine, den Forschungsreisen, dem baulichen, industriellen und commerciellen Wachsthum der Städte, der zeitgenössischen Geschichte, den Biographien. Um den also vermehrten Stoff zu bewältigen — während die zwölfte Auflage gegen 30 000 Artikel enthielt, zählt die dreizehnte fast 90 000 — ist die Zahl der Bände von fünfzehn auf sechzehn erhöht worden. Eine fernere, sehr wesentliche Bereicherung besteht in den dieser Auflage beigegebenen vorzüglichen Abbildungen, welche theils dem Texte selbst eingefügt, theils auf Tafeln zusammengestellt sind, deren Zahl, zusammen mit derjenigen der gleichfalls in hoher Vollendung ausgeführten Karten und Pläne sich auf 411 beläuft. Der Schlußband gibt ein Verzeichniß der mehr als zweihundert Mitarbeiter, unter denen sich viele Namen ersten Ranges finden, aber keiner, der nicht innerhalb seines besonderen Fachs einen guten und erprobten Klang hätte. Tüchtigkeit und Solidität sind die Kennzeichen auch dieser neuen Auflage geblieben, welche, gleich ihren Vorgängerinnen, sich als ein wichtiges Organ für die Bildung unseres Volkes bewähren wird. Wie sehr es der Verlagshandlung und Redaction Ernst ist mit der Erfüllung dieser Aufgabe, geht daraus hervor, daß gleichzeitig mit dem letzten Hefte des Schlußbandes das erste eines Supplementbandes erschienen ist, der im Herbste dieses Jahres gleichfalls vollständig sein wird und als nothwendige Ergänzung des Hauptwerkes bestens empfohlen sei.

Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution showing the operations, expenditures, and condition of the institution to July, 1885. Part. I. Washington. Government Printing Office. 1886.

Besser. — Der Kosmos und die ewigen Ideen. Von Dr. K. M. Besser Heidelberg, Georg Weiß. 1887.

Bibliothek der Gesamt-Literatur des In- und Auslandes. Nr. 126/136. Halle a. S. Otto Hendel. 1887.

Blennerhassett. — Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Von Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden. Zweiter Halbband. Mit einem Porträt der Frau von Staël. Berlin. Gebrüder Paetel. 1887.

Blum. — Die Aebtissin von Säckingen. Roman aus der Reformationszeit von Hans Blum. 2 Bde. Jena, Hermann Costenoble. 1887.

du Bois-Reymond. — Friedrich II. in der bildenden Kunst. Rede zur Feier des Jahrestages Friedrich's II. in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 27. Januar 1887 gehalten von Emil du Bois-Reymond. Leipzig, Veit & Comp. 1887.

Deutsche Zeit- und Streitfragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausg. von Franz v. Holtzendorff. Neue Folge. Zweiter Jahrg. Heft 5/6. Volkserziehung und Staatspädagogik. Von H. Keferstein. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Diffret. — Gedanken über Nationalökonomie, Politik, Philosophie. Von Armand de Diffret. Heidelberg, Carl Burow. 1887.

Ebner-Eschenbach. — Das Gemeindekind. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. 2 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel, 1887.

Eckbrecht-Dürckheim. — Erinnerungen alter und neuer Zeit von Ferdinand Graf Eckbrecht-Dürckheim. 2 Bde. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung. 1887.

Engelhorn's. Allgemeine Roman-Bibliothek, III. Jhrg., Bd. 26.: Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. — IV. Jhrg., Bd. 1: Eine neue Judith. Von H. Rider Haggard. 1. Bd. Stuttgart, J. Engelhorn. 1887.

Fourth annual report of the Bureau of Ethnology to the Secretary of the Smithsonian Institution. 1882—83 by J. W. Powell. Washington, Government Printing Office. 1886.

Fürs Haus. — Ein nützlicher Rathgeber. Für die Gattin. Für die Hausfrau. Der tägliche Tisch. Von Carola von Egnatten und Frau Dr. A. Judex. 1 Lfg. Zürich, Schröter & Meyer. 1887.

Geflügelte Worte. Der Zitatenschatz des deutschen Volkes. Gesammelt und erläutert von Georg Büchmann. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Walter Robert-tornow. Fünfzehnte verb. u. verm. Aufl. Berlin, Haude u. Spener'sche Buchhandl. (F. Weidling). 1887.

Gensichen. — Immortellen. Von Otto Franz Gensichen. Berlin, Eugen Grosser. 1888.

Gensichen. — Tamina. Eine Dichtung von Otto Franz Gensichen. Berlin, Eugen Grosser 1887.

Günther. — Der Ambergau. Von F. Günther. Vierte Abtheilg. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1887.

Heigel. — Ernste und heitere Erzählungen von Karl von Heigel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Herder's Briefwechsel mit Nicolai. Im Originaltext herausgegeben von Otto Hoffmann. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandl. (R. Stricker). 1887.

Hoffmann. — Neue Korfu-Geschichten. Von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel, 1887.

Jaesche. — Werden, Sein und Erscheinungsweise des Bewusstseins. Von Dr. med. Emanuel Jaesche. Heidelberg, Georg Weiss. 1887.

Keller-Jordan. — Transatlantisches. Von H. Keller-Jordan. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1886.

Kloss. — Prontuario della vivente lingua tedesca ossia dizionario sistematico delle voci e frasi più usuali. Da Riccardo Kloss. Firenze, Successori Le Monier, 1887.

Koehler's Bibliothek für Alle. Nr. 2. Die rothe Blume. Eine Erzählung von W. Garschin. Aus dem Russischen v. E. Wieland. Preis circa 50 Pfge. Bern u. Leipzig, Rud. Jenni. 1887.

Kühner. — Buch der Gesundheit. Rathschläge zur Erhaltung der Gesundheit und Verhütung von Krankheiten, sowie zur Behandlung derselben bis zur Ankunft des Arztes. Von Dr. A. Kühner. 1 Lfg. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Lange. — Ueber Gemüthsbewegungen. Eine psychophysiologische Studie von Dr. E. Lange. Autorisirte Uebersetzung von Dr. H. Kurella. Leipzig, Theod. Thomas. 1887.

Lippmann. — Paul Lindau's „Arme Mädchen". Eine vorwitzige Kritik von Jakob Lippmann. Leipzig, Reinhold Werther. 1887.

Marelle. — Le petit monde. Poésies enfantines et amusantes pour les premières leçons par Charles Marelle. Troisième édition. Berlin, F. A. Herbig, 1887.

Rahmer. — Physiologie oder die Lehre von den Lebensvorgängen im menschlichen und thierischen Körper. Populär dargestellt von Dr. S. Rahmer. 3./4. Lfg. Stuttgart, Otto Weisert. 1887.

Rosenberg. — Aus dem Reiche des Tantalus. Alfresco-Stizzen von W. L. Rosenberg. Zürich, Verlags-Magazin. 1888.

Roßmäßler. — Die Geschichte der Erde von E. A. Roßmäßler. Vierte Aufl. Vollständig umgearbeit. ꝛc. Von Dr. Th. Engel. 1./6. Lfg. Stuttgart, Otto Weisert. 1887.

Russische Werthe. Antwort auf die Frage: Sollen wir unsere russischen Papiere verkaufen? Von einem Nichtofficiösen. Berlin, Walther & Apolant, 1887.

Saalfeld. — Aus der Jugendzeit. Sammlung echter deutscher Kinderlieder alter und neuer Zeit, zusammengestellt von Dr. Günther Alexander Saalfeld. Mit Abbildungen. Danzig, Franz Axt, 1888.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Neue Folge. Zweite Serie. Heft 7: Die höfische und romantische Poesie der Perser. Von Prof. Dr. H. Ethé. — Heft 8: Die arabische Kultur im mittelalterlichen Spanien. Von Gustav Diercks. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Schmidt. — Begriff und Sitz der Seele. Von Dr. Eugen von Schmidt. Heidelberg, Georg Weiß. 1887.

Schneider. — Sagen der alten Griechen. Der reiferen Jugend erzählt von R. Schneider. Zweite verb. Aufl. Leipzig, Wilhelm Opetz. 1887.

Schütze. — Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung. Festgabe zum siebzigsten Geburtstag. Von Dr. Paul Schütze. Mit einem Porträt Theodor Storms. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Staatswissenschaftliche Notizen. Herausgegeben von Männern vom Fache. Erste Nummer. Leipzig, Reinhold Werther. 1887.

Trockau. — Ein Nürnberger Kind. Ein Lebensbild als Roman von A. J. Groß von Trockau. Würzburg, Stahel'sche Universitätsbuchhandl. 1887.

Wallace. — Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Von Lew. Wallace. Nach dem Englischen frei bearbeitet von B. Hammer. 2 Bde. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888.

Wolff-Kassel. — Graue Lieder. Von Ludwig Wolff-Kassel. Zweite Auflage. Kassel, Gustav Klaunig, 1887.

Züricher Akademisches Taschenbuch für 1886/87. Nach officiellen Quellen bearbeitet von Rudolphi und Klemm. Zürich, Rudolphi und Klemm.

Der Empfang aller Neuigkeiten, welche der Redaction der „Deutschen Rundschau" unverlangt zugehen, wird in vorstehendem Verzeichniß bestätigt. Irgend eine Garantie der Besprechung kann die Redaction ebenso wenig übernehmen wie eine Verpflichtung der Rücksendung.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die Versuchung des Pescara.

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Viertes Capitel.

Durch seine lange Zimmerreihe schritt der Kanzler von Mailand ruhelos auf und nieder. Die Fensterläden waren gegen die brennende Nachmittagssonne geschlossen, und nur durch eine Spalte schoß hin und wieder ein neckischer Strahl in die Dämmerung, einen grellen Streifen über die Fliesen ziehend, während die Tiefe der Gemächer im Geheimniß blieb. Nicht der schmalste Lichtblitz erhellte dem Kanzler die Seele Pescara's. Er hatte seinen ganzen Menschen preisgegeben, Pescara auch nicht ein Theilchen seiner selbst, und nicht nur ein Schuldiger und Geständiger war jetzt der Kanzler, sondern auch ein Gefangener oder nicht viel anders. Doch weit entfernt, daß seine Bloßstellung ihn gereut oder sein Halbgefängniß ihn geängstigt hätte: im Gegentheil, er schwelgte in der Großmuth seiner völligen Hingabe. Nicht einmal sein schmählich verrathener Herzog beunruhigte jetzt sein Gewissen, so gänzlich erfüllte ihn die Leidenschaft, sich Pescara's zu bemächtigen, und der Reiz seines Anschlages auf diesen einzigen Menschen, dessen große Haltung und ernstes Spiel in der eben beendeten Scene er aufrichtig bewunderte. Er setzte diese Scene fort: jedes Wort des Zwiegespräches wiederholte sich in seinem Ohr, und selbst jede Miene und Geberde desselben bildete sich ab in seinen Zügen und schwang in seinen Muskeln fort — doch über Sinn und Tragweite des Gesprochenen verstrickte er sich in unlösbare, in tödtliche Zweifel. Eine Auslegung nach der andern verwarf er, um zuletzt zu dem wahrscheinlichen Schlusse zu kommen, noch sei Pescara ungewiß, noch liege er im Kampfe mit sich selber.

Da gedachte er sehnsüchtig der Bundesgenossin, die jede Stunde, jede Minute ihm bringen konnte, und der Werth Victoria Colonna's deuchte ihm unermeßlich. Nur eine Solche konnte einen Solchen besiegen. Nicht ein aufstachelndes, herrschsüchtiges Weib, wie damals deren manches in Italien sein Wesen trieb, sondern die edelste Frau der Zeit führte seine Sache, und in dieser jede Schönheit und Tugend Italiens verkörpernden und von seinen Gebrechen

freien Gestalt erschien ihm sein Vaterland so unvergleichlich und der Ruhm, es sich selbst wiederzugeben, so einzig, daß hier sogar ein Pescara und gerade ein Pescara unmöglich widerstehen konnte. Ein mit unsittlichen Mitteln wirkendes Bündniß verklärte sich in diesen himmlischen Augen zu einer Reinheit, die den Namen einer „heiligen Liga" in einem freien und weltlichen Sinne rechtfertigte. Die Bewunderung des göttlichen Weibes, welches, wie er glaubte, Italien zu retten berufen sei, wurde dem Kanzler zur Anbetung und seligen Inbrunst, denn er war der erhabensten und der gemeinsten Gefühle in gleicher Weise und Stärke fähig.

Jetzt da die gewonnene Zuversicht sein Inneres erhellte, verlangte es ihn nach dem Tageslichte, er stieß einen Laden auf und stand, sich umblickend, in dem sogenannten Schlangensaale, von welchem sein Herzog ihm oft erzählt, den er selbst aber noch nie gesehen hatte. Ueber dem Getäfel lief die vier Wände entlang ein gemaltes Geflechte von Schlangen, je zweie sich umwindend, die eine der feuerspeiende Drache der Sforza, die andere das entsetzliche Wappenbild der Visconti, die Schlange mit dem Kind im Rachen. Legende oder Wahrheit, der süße Lionardo da Vinci galt als der Schöpfer des scheußlichen Kranzes: während seines langen Dienstes bei dem Mohren habe er einmal im herzoglichen Hause zu Novara sich aufgehalten und in wenigen Stunden dieses Spiel einer grausamen Laune begonnen und beendigt unter dem Vorwande einer Verherrlichung seines Fürstenhauses. Keine Unmöglichkeit, denn der Bildner des zärtlichsten Lächelns liebte zugleich die Fratze und das Grauen. Zuerst mit ergötzten, bald mit beängstigten Augen betrachtete der Kanzler den wilden Ring, das Werk einer unerschrockenen Einbildungskraft, die sich daran geübt hatte, den Ungethümen und dem nackten Kinde in dem verschlingenden Rachen eine Folge von natürlichen Bewegungen zu geben. Dann plötzlich erschien es ihm, als lebe und drehe sich das Gewinde. Der Kanzler wendete sich schaudernd und trat wieder an das Fenster.

Er erblickte den einsamen Schloßgarten, der sich unter einem dichten Gewölbe von Bäumen in tiefdunkle Schatten verlor. Darüber nichts als ein blendendes Lichtmeer, hin und wieder gerändert von den Zacken der Stadtmauer. Nur in einiger Entfernung stieg aus dem üppigsten Grün über drei Terrassen eine kleine Villa, im Winkel und von zwei Seiten sichtbar, deren jede ein eigenes Bild bot, jene mit einem Thurmbau endigend, diese in einen weinumwundenen Säulengang verlaufend. Es wollte Morone scheinen, das anmuthige Landhaus, dessen Theile von verschiedener Form und Größe leicht auseinander herauswuchsen, müsse für Victoria bestimmt und der Gedanke Pescara's sein, der ihr nicht in einem schweren und von dem Schritte der Wachen dröhnenden Schlosse, sondern an einer gefälligen und friedlichen Stätte liebenden Empfang bereite. Auch deutete mancherlei hin und her eilende Dienerschaft auf das Kommen eines Gastes, und jetzt glaubte er aus der entgegengesetzten Richtung den Lärm einer Ankunft zu vernehmen. Da litt es ihn nicht länger in den unbehaglichen Räumen, er suchte Treppe und Pforte und wandelte bald in einem grünen Schattenreiche.

Seine Schritte führten ihn in ein weites Rondell, wo das lieblichste Halb-

dunkel herrschte und in dessen Mitte ein Brunnen seine schimmernde Schale mit einer langsam strömenden Fluth durchsichtig und einschläfernd verschleierte. Vier breite Marmorsitze standen im Umkreise. Auf einem derselben, dessen Lehnen zwei Sphinxe bildeten, schlummerte der Feldherr, das Haupt über die Brust gesenkt.

Nach einem leichten Erstaunen näherte sich Morone auf vorsichtigen Füßen, um das schlafende Antlitz zu belauschen, ob nicht die jetzt willenlose Miene den verschwiegenen Gedanken abbilde und ausdrücke. Lange stand er davor. Nein, es träumte nicht ehrgeizig, noch sann es Verrath, sondern seine unbeherrschten Züge trugen, ohne die Spur von Triumph und List, einen Ausdruck, der kein anderer sein konnte als der des Leidens und der Entsagung. Wie Morone es betrachtete, erstarrte seine eigene aufgeregte Miene, denn die des stillen Hauptes war so überredend, daß auch ihn eine fatalistische Stimmung unwiderstehlich erfaßte, eine Gewißheit von dem Nichts der menschlichen Pläne und der Allgewalt des Schicksals. Nichts Anderes sagte das mächtige Antlitz als Frömmigkeit und Gehorsam.

Da legte sich unversehens eine Hand auf die Schulter des Kanzlers. Nach einem kleinen gespenstischen Schrecken, als ob ihn der Geist des vor ihm Schlummernden von hinten berühre, wandte er sich und erblickte einen gelben Schädel und eine von Alter gebrochene Gestalt. Zwei braune, kluge, aber unendlich wehmüthige Augen waren ihr einziges Leben.

„Numa! Wahrhaftig, Du hast mich erschreckt."

„Ich glaube es. Aber komm, Kanzler. Lassen wir ihn schlummern und setzen uns dort gegenüber, daß ich ihn von ferne beobachte." Sie thaten es, und der Arzt, der wohl achtzig zählen mochte, doch sein feines Gehör bewahrt hatte, ließ sich mit dem Kanzler in ein lispelndes Gespräch ein. „Du glaubst gewonnen zu haben?" fragte er.

„Ich weiß nicht," sagte der Kanzler. „Est in votis."

„Enttäusche Dich, Girolamo! Ich sage Dir, auch wenn er wollte, so kann er nicht."

„Er könnte nicht? Warum? Das tönt geheimnißvoll. Welcher Gott oder welche Göttin wehrt es ihm? Kreuzige mich nicht! Rede!"

„Dürfte ich reden, ich hätte Dir von der Schwelle meines Hauses und aus Novara weggewinkt, aber meine Lippen sind gebannt. Doch ich darf Dich, Du Aermster, auch nicht in Dein Verderben stürzen lassen. Du verlierst hier Deine Worte und vielleicht Dein Leben. Er kann nicht, betheure ich Dir! Es ist ihm versagt. Es ist ihm nicht beschieden. Fliehe! Es ist Alles umsonst."

„Fliehen? vor Pescara? Ich denke nicht daran und halte ihn fest umschlungen! Bei allen Dämonen, warum ist es ihm nicht beschieden?"

Da hauchte der Arzt, daß ihn Morone kaum verstehen konnte: „Ist nicht aller sterbliche Wandel in Zeit und Raum? Beide aber versagen Diesem."

Er legte den Finger auf die Lippen, ihnen Schweigen gebietend, und dann gleich zum andern Male, um den Kanzler auf nahende Schritte aufmerksam zu machen. „Still! Siehe!" flüsterte er.

Auf leisen Sohlen kam Victoria Colonna in den weiten grünen Saal, den

Gatten an seinem Lieblingsplatze suchend. Noch trug ihr Kleid den Staub der Straße; sie mochte kaum vom Pferde geglitten sein. Da sie ihn schlummern sah, blieb sie stehen und verlor sich in seinem Anblick. Dann zerfloß sie plötzlich in Thränen, aus einem Uebermaß der Freude, oder es erschreckte sie der hohe Ernst der geliebten, nun von Mühen und Wunden tiefer gegrabenen Züge. Wenige Augenblicke aber, und sie trat zu ihm. Mit unendlicher Liebe legte sie die Hand unter das strenge Haupt, und es sachte hebend, weckte sie es mit inbrünstigen Küssen. Pescara öffnete die Augen. Sanft drückte er sein Weib an die rechte Brust und gab ihr einen Kuß auf die Stirne.

Da sich der Feldherr erhob, hatte sich Morone in einer seltenen Regung von Keuschheit weggeschlichen, und Pescara sah nur den Arzt vor sich. Die Linke um Victoria schlingend, ergriff er mit der Rechten die Hand Numa's und sprach zu seinem Weibe: „Das ist mein Arzt," und diese, in ihrer feurigen Art, bog das Knie und bedeckte die schlaffe Hand mit Küssen. „Sie hat die Wunde meines Helden geschlossen!" jubelte sie voller Dankbarkeit. Dann aber richtete sie sich auf und fragte in tiefer Erregung: „Messer Numa Dati?"

Der Alte verneigte sich.

Und Victoria, von ihrem warmen Herzen hingerissen, wendete sich an den Gemahl, Mund gegen Mund, und klagte: „Ehe wir uns freuen, mußt Du mir und Diesem Recht schaffen! Unser Neffe hat ihm die Enkelin verleitet und weigert sich, der Frevler, seine Schuld durch die Ehe zu sühnen!"

„Ist es so, Numa?" sagte der Feldherr, und da der Greis traurig bejahte: „Warum hast Du mir das verheimlicht?"

„Anfangs, Herrlichkeit, war es eine bloße Vermuthung, da sie mein Haus und Novara heimlich verließ. Und wie durfte ich Euch, der sein eigenes großes Schicksal trägt, mit dem kleinen eines Mädchens beschäftigen? Erst heute erhielt ich Gewißheit, durch ein Schreiben aus Rom, von der Aebtissin, in deren Kloster das arme Kind sich geflüchtet hatte."

Jetzt drängte sich Victoria flehend an die linke Seite ihres Helden, der unter dem Drucke des Frauenleibes einen körperlichen Schmerz zu empfinden schien. Um ihn zu verbergen und zu verwinden, that er ein paar Schritte vorwärts.

Die Dreie standen vor den spielenden Lichtern des Brunnens. „Schönste Frau, mich hat herzlich verlangt, Euch wiederzusehen," sagte der Feldherr, „und da bist Du ja, meine Seele." Er blickte ihr in die strahlenden Augen. „Aber Deine edeln Lider sind ja noch ganz bestäubt von der Reise. Dein Tuch!" Sie gab es ihm, der es netzte, und schloß die Augen, während er ihr Stirn und Lid und Wange wusch und badete.

„Ich erinnere mich Deiner Enkelin ganz wohl, Numa, obwohl ich sie kaum gesehen habe. Tiefblaue Augen und kastanienbraune Haare, wie diese da, nicht wahr, und Julia heißt sie? Was ihre Sache betrifft, die dünkt mich schwer und tragisch. Nicht daß ich anstünde, den Bösen, denn Du weißt, Victoria — auch ich kann ihn nicht anders nennen — zur Ehe mit ihr zu zwingen, er würde sich fügen, ohne Zweifel; denn er ist mein Geschöpf, und ich habe Macht über ihn. Aber ich frage mich, ob es gut sei, die Verschmähte an einen Herz-

losen und Grausamen zu fesseln, der freilich durch seine Vermessenheit und Begabung in der Welt die höchsten Stufen erreichen wird. Und sie selbst? Wird sie es verlangen? Glaubst Du, Victoria? Hat sie es verlangt, die sich Dir in Rom zu Füßen geworfen hat, wie ich vermuthe, da Du sie kennst?"

„So that sie," sagte Victoria mit flehender Stimme.

„Ertrug sie Deinen reinen Anblick?" sagte Pescara. „Und im Ernst, Du willst sie dem Manne geben, der sie verachtet? Wenn sie mein Kind wäre, ich vergrübe sie ins Kloster. Ihr aber seid menschlich und barmherzig, Madonna. Und wer weiß, vielleicht liebt sie ihn noch oder liebt und haßt ihn zugleich — ich verstehe das nicht. Doch ich will mich ihrer annehmen, sie habe die Wahl."

Jetzt öffnete der Arzt den welken Mund. „Arme Julia! Welche Wahl! Selig, daß sie ihrer überhoben ist!"

„Wodurch?" fragte Pescara.

„Durch eine dunkle, aber weise Gottheit."

„Ich verstehe," sagte der Feldherr rasch, „sie lebt nicht mehr."

„Du sagst es, Herrlichkeit."

„Sie hat sich ein Leides gethan?" wehklagte Victoria. „Da sei ihr Schutzengel davor!"

„Wer weiß es? Als sie in ihr Kloster zurückkam, nachdem sie sich Euch geoffenbart, ist sie gestorben. Ihr Geständniß muß sie getödtet haben, und der Anblick Eurer Reinheit, Madonna, wie die Herrlichkeit es gewollt hat. Vielleicht ein Herzschlag, vielleicht — das willige Mädchen ist mir in meiner Apotheke oft mit Verständniß und Geschick an die Hand gegangen."

Jetzt urtheilte der Feldherr: „Das bleibe unerforscht. Niemand sieht in das große Dunkel hinein. Sie steht jetzt in Dienst und Pflicht einer heiligen Macht, die unserer erbärmlichen Gerechtigkeit spottet."

„Pescara!" klagte Victoria, und der Greis flehte: „Ich kann nicht mehr! Es sei gut!"

„Ja, es ist gut," schloß der Feldherr.

Dann bot er Victoria die Hand und sagte leichthin: „Edle Frau, ich habe Euch und mir, so lange wir zusammen sein dürfen, ein helleres Haus gerüstet als dieses alte Schloß mit seinen plumpen Deckenbalken, diese Wohnung des Verrathes, denn auf seiner Zugbrücke wurde der Mohr ausgeliefert. Sehet Ihr dort bei den Pinien die anmuthige Baute, Madonna? Die habe ich Euch bestimmt: sie ziemt Eurem klaren Wandel."

Sie durchschritten den Park und langten am Fuße der drei Treppen an, wo der greise Arzt stehen blieb, Athem schöpfend und den Feldherrn zurückerwartend. Da Victoria auf der dritten Treppe war, erblickte sie zwei Bildwerke, welche rechts und links die höchste Stufe schmückten. „Das hat der junge Franz Sforza ersonnen, an welchem sein guter Geschmack immer noch das Beste ist," plauderte Pescara. „Diese Gruppen sind hübsche Gedanken aus seinem flüchtigen Kopfe. Die rechts zum Beispiel. Erst konnte ich nicht aus ihr klug werden, so sehr sie mir gefiel. Da sagte mir der Gärtner die Inschrift, die sie anfangs trug, die aber der feine Herzog verschwinden ließ, da-

mit der Beschauer fühle und rathe. Sie lautete . . . doch das bringst Du heraus, Geliebte?"

Victoria, nachdem sie einen flüchtigen Blick auf die linke Gruppe, ein ungebunden kosendes Paar, geworfen hatte, betrachtete lange Zeit die rechte. Es waren zwei weibliche Gestalten, eine liegend und etwas wie eine Blume oder einen Schmetterling leichtsinnig zerpflückend; die andere stand, innig vertieft in sich selbst, oder in die Ferne verloren. Alle drei Mädchen aber, das kosende, das vergessende, das sich sehnende, hatten unter verschiedenem Ausdrucke das gleiche Gesicht. Victoria sann. Da blies ihr der Feldherr muthwillig ins Ohr, wie in der Schule ein Knabe einem Mädchen: „Thu die Augen auf, ein paar Buchstaben sind noch lesbar." Victoria entdeckte links, schwach ausgeprägt: Pres . . . ., rechts aber unterschied sie etwas deutlicher: Ass . . . . „Presenza und Assenza," ergänzte sie beschämt, und der Feldherr sagte: „Die Gegenwart ist frech. Die Abwesenheit aber, die vergißt, ist gedankenlos. Ich preise die gegenwärtige Abwesenheit: die Sehnsucht."

„Wir werden uns nicht mehr trennen, Ferdinand, wenn Du mich lieb hast."

„Nur noch einmal. Für einige Tage, höchstens eine Woche, Madonna, bis ich Mailand werde genommen haben. Dann folget Ihr mir nach, und forthin, wenn Ihr wollt, trennen wir uns nicht mehr. Es liegt an Dir, Victoria," sagte er zärtlich.

„Ob ich will!"

„Erinnerst Du Dich, Geliebte," scherzte er wiederum, „daß Du mir einmal in Ischia am plätschernden Strande gesagt hast, Du begreifest nicht, wie ein Weib, das geliebt habe, jemals einem Zweiten gehören könne? Es widerspricht der Liebe, sagtest Du. Freilich, aber es hat Erfahrung und menschliche Natur für sich. Assenza, Assenza!"

Jetzt erhob sich Victoria zu ihrem ganzen stolzen Wuchs und streckte den herrlichen Arm, von welchem der Aermel zurückfiel, gegen den leuchtenden Himmel und schwur: „Nie gehöre ich einem Andern, bei den reinen Strahlen dieser Sonne!"

Der Feldherr beschwichtigte: „Dort stehen Deine Kammerfrauen, Kind, und bestaunen Dein Gelübde, das sie Dir wahrlich nicht nachthun werden." Er winkte den in ehrerbietiger Entfernung harrenden Zofen und beurlaubte sich bei der Marchesa. „Ihr werdet Euch umkleiden, Herrin, und ich selbst habe noch bis zur Abendstunde zu thun. Auf Wiedersehen hier, nach Sonnenuntergang, zum Spätmahle." Er wendete sich und ging, ohne nach ihr sich umzublicken. Unten an der Treppe nahm er den Arm des greisen Arztes, langsam mit ihm durch einen Cypressengang nach dem Schlosse zurückwandelnd."

„Wie war die Nacht Eurer Herrlichkeit?" fragte der Alte.

„Wie gewöhnlich," antwortete Pescara. „Du hast gegen Deinen Gastfreund reinen Mund gehalten, Numa?"

„Ich erinnerte mich Eures Befehles . . . Aber wie möget Ihr mit dem Kanzler und meinem armen Italien ein so grausames Spiel treiben! Wie dürfet Ihr es?"

„Ich spiele mit Italien, sagst Du? Im Gegentheil, Deine Landsleute,

Numa, spielen mit mir: sie heucheln Leben und sind todt in ihren Uebertretungen und Sünden."

Sie gingen eine Weile schweigend. „Weißt Du, Numa," spottete jetzt der Feldherr, „daß mich neulich ein Astrologe besucht und mir das Horoskop gestellt hat? Er schätzte mich auf sechzig Jahre, ich fand das wenig."

Der Greis seufzte.

Wieder wandelten sie wortlos. Vor der schmalen Pforte der Burg beurlaubte Pescara den Alten. „Meine Feldherren erwarten mich, Numa, ich habe sie auf diese Stunde beschieden." Da beschlich ihn noch ein Mitleid mit den guten braunen Augen und dem zahnlosen Munde, und er sagte freundlich: „Fürchte nichts, Numa. Ich werde Dein Italien nicht mißhandeln, ich werde gerecht und milde verfahren."

In seinem Vorsaale fand der Feldherr den Herzog von Bourbon und Leyva sich gegenüberstehen, zwischen ihnen Del Guasto, als ob er sie auseinanderhielte, und dann noch einen Vierten, der in einer Fensterbrüstung lehnte. Ein vornehmer Mann in Jahren, halb Mönch, halb Krieger, mit einem bronzefarbenen Kopfe und großen, aber harten Zügen, in einen kuttenähnlichen weißen Mantel gehüllt. Wie Pescara ihn erblickte, schien der Feldherr leicht zu schaudern, ging aber auf ihn zu und begrüßte ihn.

„Was verschafft mir die Ehre, Moncada?"

Der Andere erwiderte: „Erlaucht, ich bin in Sendung und ersuche im Namen des Vicekönigs um eine Unterredung."

„Ich gewähre sie," versetzte der Feldherr, „aber ich bitte Eure Gnade, sich kurz zu fassen am Vorabende des Feldzugs."

„Eine geheime Unterredung."

Pescara besann sich. „Eine geheime? Nicht, Ritter. Geschäftliches würde ich diesen zwei Herrschaften, meinen Collegen, nicht vorenthalten. Ersparet mir die Mühe. Mein Neffe hier ist verschwiegen. Was ist Euer Auftrag? Sprechet, Ritter!" Er bot Moncada keinen Stuhl.

Dieser musterte die anwesenden Gesichter. „Nach Eurem Willen," sagte er. „Erlaucht, der Vicekönig ist in tiefster Besorgniß. Die italienische Liga ist eine Thatsache, an welcher Erlaucht nicht zweifelt, da sie durch Leyva den Vicekönig um Truppen ersuchen ließ, welche dieser freilich nicht entbehren kann, selbst ihrer bedürftig, um im Falle des ausbrechenden Krieges eine ehrfürchtige, aber drohende Bewegung gegen die irregegangene oder mißleitete Heiligkeit zu machen. Erlaucht gibt zu, daß unsere Heere im Süden und Norden der Halbinsel zusammenwirkend in denselben Plan eingreifen müssen. In diesem Sinne sendet mich der Vicekönig Euch zu begleiten und ihn auf dem Laufenden zu halten. Genehmigt Erlaucht?"

Der Feldherr bejahte, seinen Unmuth niederkämpfend.

„Ein Anderes," fuhr Moncada fort. „Ich bedaure, daß Ihr mich nicht geheim empfangen habet, aber ich ergreife den Augenblick. Es wird gewünscht, daß Erlaucht, wenn sie Mailand erobert haben wird, dort zum Heile der Monarchie, und um das Uebel mit der Wurzel auszurotten, streng und durchgreifend verfahre. Es wird gerathen: der abtrünnige Herzog werde in Ketten

gelegt und nach Spanien gesendet; der trotzige lombardische Adel verliere seine Güter und besteige das Schafott; starke Besatzung und schwere Kriegssteuer bändige den Bürger; der Schrecken herrsche in Mailand!" Er suchte in der Miene des Feldherrn zu lesen.

Dieser stand ruhig. „Der Schrecken?" wiederholte er. „Niemals, so lange ich lebe und meinem Kaiser diene! Mailand ist Reichsgebiet, und der Kaiser will nicht, daß das Reich mißhandelt werde. Wer wünscht? Wer räth? Verschonet mich mit Räthen und Wünschen, Moncada, ich brauche sie nicht."

„Hat der Herzog um Aufschub gebeten?" fragte Moncada mißtrauisch.

„Nein, Ritter."

„Durch seinen Kanzler?"

„Der Kanzler der Hoheit von Mailand bewohnt seit heute diese Burg. Eure Gnade kann ihn sprechen und sich bei ihm selbst erkundigen, sie wird ihm damit ein Vergnügen machen, denn ich fürchte, daß er sich langweilt."

„Erlaucht hat ihn nicht empfangen? Keine Neugierde läßt mich fragen, sondern das Interesse der königlichen Sache, welcher wir alle hier dienen."

„Ich habe den Kanzler gesprochen, heute morgen, zwei Stunden."

Diese Aufrichtigkeit setzte Moncada in Erstaunen, aber sie sagte ihm nichts Neues. Er war durch die spähenden Ohren, welche er unter dem Gesinde Pescara's besoldete, von der Ankunft und der Audienz Morone's genau unterrichtet.

„Eine lange Beredung, da doch allein von der Unterwerfung des Herzogs die Rede sein konnte."

Pescara schwieg. Geheimer Abscheu, so schien es, verbot ihm, den vor ihm Stehenden nur eines Wortes zu würdigen über das Nöthige hinaus.

„Ich wundere mich," sprach Moncada weiter, „daß Erlaucht nicht kurz abgebrochen, und ich erstaune, daß sie diesen Niederträchtigen überhaupt empfangen hat, jetzt, da jene Verleumdungen über Erlaucht Italien erfüllen."

„Nicht weiter! Jedes Wort wäre eine Beleidigung und ein Zeitverlust! Ich habe diese Lügen meinem Kaiser berichtet. Das genügt. Ich kenne meine Feinde . . ."

„Weise. Und ebenso weise, wenn Erlaucht Ihrer Unterredung mit Morone unverdächtige Zeugen gegeben hätte."

„Das geschah," erwiderte Pescara verächtlich. „Diese Herrschaften hier." Bourbon und Del Guasto nickten. „Was aber den Inhalt der Unterredung betrifft, nach welchem Ihr neugierig zu sein scheinet, so werdet Ihr ihn der Antwort entnehmen, welche ich in Eurer Gegenwart, wenn Ihr es wünscht, dem Kanzler morgen zu geben gewillt bin, bevor er meinem Heerzug als ein Gefangener folgen wird. Hier in diesem Saale. Nun aber lasse ich Euch." Und er entfernte sich in sein inneres Gemach, wohin die drei Andern ihm folgten.

Moncada stand allein. „Eine Maske," überlegte er, „eine durchdachte Maske. Welch' ein Antlitz verbirgt sie? . . . Ich werde es wissen . . . Du entrinnst mir nicht, ich umschwebe Dich, Pescara!" Er ging langsam weg in streitenden Gedanken.

Während die drei Feldherren drinnen den Krieg vorbereiteten, blieb der

Vorsaal eine Weile leer und unbehütet. Der Page Ippolito hatte sich zu der Herrin hinübergeschlichen, deren Ankunft er belauscht hatte und deren Schönheit und Leutseligkeit er kindlich bewunderte. Er brannte, sie zu begrüßen und ihr seine Dienste zu bieten. Dann aber bevölkerte sich der feierliche Saal mit einer lustigen Gesellschaft. Die fünf silbergrauen Windspiele des Connétable, närrische, noch ganz junge Thiere, hatten irgend einen unbewachten Eingang in das Schloß gefunden und beschnoberten jetzt die Spalten der Thüre, hinter welcher sie ihren Herrn vermutheten. Diese Race war Modesache. Nun kam auch der Windhund des Marchese, ein edles Thier und ein unermüdlicher Läufer, zu sehen, was es gebe, und war nicht sehr erbaut von dieser leichtsinnigen Sippe, die ihm nicht in diesen ernsten Raum zu gehören schien und der er knurrend sein Mißfallen kundgab.

Siehe, da erschien noch ein zartes, zierliches Windspiel, ein schneeweißes Geschöpf von den feinsten Formen, das auf schimmerndem Silberhalsband die Inschrift trug: „Ich gehöre der Victoria Colonna". Zuerst mit Freude und Bewunderung empfangen, wurde das schmucke Spielzeug bald zu einem gejagten und gehetzten Wilde, hinter welchem die ganze jugendliche Meute kläffend im Kreise herumfuhr. Da kam der Page hereingesprungen, nahm das Eigenthum der Herrin, welche ihn danach gesendet haben mochte, in die Arme und flüchtete es aus dem Tumulte, die wilde Jagd hinter sich ziehend, den besonnenen Läufer des Pescara ausgenommen. In demselben Augenblicke trat Leyva aus dem innern Gemache und beschleunigte die allgemeine Flucht, indem er dem hintersten Hündchen des Connétable einen Tritt versetzte, daß es winselnd durch die Luft flog.

Der ergraute Feldherr hatte einen zornrothen Kopf und ließ sich von Pescara, der ihn geleitete, kaum mehr an der Hand zurückhalten. „Leyva," sagte der Marchese, „ich bitte Euch, bleibt! Beherrschet Euch! Ich kann Euch nicht zwingen, gegen den Herzog gerecht zu sein, aber beobachtet wenigstens die Formen! Der Herzog benimmt sich musterhaft gegen Euch, mit tadelloser Courtoisie, Ihr aber zoget ihm die grinsende Miene eines Bauers und jetzt lauft Ihr weg, ehe unsere Berathung geschlossen ist. Das ist kein Betragen, wie es sich für Eure Stellung und Euer Verdienst geziemt."

„Ich konnte den Verräther nicht länger aushalten, Pescara! Mit jeder Miene, jeder Bewegung hat mich der vom Wirbel zur Zehe Hochmüthige beleidigt! Seine Kälte verachtet mich, und seine Verbeugungen spotten meiner. Der vollendete fürstliche Hohn! Ich möchte wissen, was ihm dazu ein Recht gibt. Ich stehe über ihm, trotz seiner hohen Geburt, denn meine Ehre ist rein und ich bin ein treuer Knecht meines Königs, den seinigen aber hat er verrathen! Er ist gezeichnet und sein glattes Gesicht garstiger als meine häßliche Wunde hier! Doch nicht alle Vornehmen verachten mich, es gibt deren, die meinen Werth kennen. So dieser verständige Moncada, mit dem ich gereist bin. Der wenigstens hat mich seines Vertrauens gewürdigt."

Pescara wurde sehr ernst. „Leyva", sagte er, „Ihr gebet mir die Genugthuung, daß ich Euch immer für voll genommen habe. Ich frage nach keinem Zufall, zuletzt nach dem der Geburt, sondern ich nehme den Menschen, wie ich

ihn erprobe. Habet Ihr mich je hochmüthig gesehen oder ungerecht erfunden? Du hast nichts gegen mich, Alter," sagte er zutraulich, „wir kennen uns." Er suchte mit den hellen grauen Augen die des Mitfeldherrn, der sie ihm aber, den Kopf senkend, hartnäckig entzog. „Nichts," murrte Leyva, „außer daß Ihr Freundschaft haltet mit dem Andern. Doch ich habe Eile: Erlaucht schickt mir die Instructionen nach. Ich besitze dergleichen gerne schriftlich. Leyva thut seine Pflicht. Zählt darauf!"

Der Feldherr ließ ihn gehen und streichelte nachdenklich den feinen Kopf seines Windspieles, das ihm denselben in die Hand zu legen gekommen war.

Dann trat er in sein Gemach zurück, wo er Bourbon und Del Guasto in einem aufgeregten Gespräche fand, wohl über den Kanzler, denn sie deuteten mit den Blicken in der Richtung der Thurmgemächer. Der Feldherr lächelte. „Herrschaften," sagte er, „Ihr habet heute Morgen eine wunderbare Rede belauscht und — noch wunderbarer — diese Rede hat nicht mich verführt, sondern Euch, meine Zeugen. Meine Treue blieb fest, und die Eurige wurde erschüttert, wie ich glaube: ein Triumph, den der Kanzler nicht beabsichtigte, der ihm aber schmeicheln würde."

Jetzt wendete er sich mit veränderter Miene gegen Del Guasto: „Don Juan, ich sah Eure Augen habgierig nach Beute flammen. Danket es mir, daß ich Euch nicht zu Worte kommen und Euern Herrn den Kaiser nicht verrathen ließ. Denn gerade Ihr, Don Juan, müsset der Majestät unverbrüchliche Treue halten, wenn Ihr nicht ein Verbrecher werden wollet. Treue am Fürsten ist die einzige Tugend, deren Ihr zur Noth fähig seid, und der letzte Ehrbegriff, der Euch übrig bleibt. Sie wird Eure Unerbittlichkeit adeln, wenn Ihr dieselbe gegen Abfall und Empörung ausübet, und Eure grausamen Triebe werden der irdischen Gerechtigkeit dienen. Nehmet das als meinen wohlgemeinten Rath, und nun gehet und vermeidet heute die Augen Donna Victorias. Euer Anblick ist ihnen verhaßt, sie können einen Mörder nicht ertragen."

„Einen Mörder?" Don Juan lehnte sich auf.

„Einen Mörder. Kennet Ihr Euer Opfer noch nicht? Ich nenne es Euch: es ist Julia, die Enkelin meines Numa Dati, gestorben in Rom am gebrochenen Herzen, und Ihr seid es, der sie umgebracht hat. Ihr geschah wohl, aber das mindert Euern Frevel nicht im Geringsten. Fürchtet nicht, daß sie Euch erscheinen werde; sie ist versenkt in die Ruhe und überläßt Euch den Furien Eurer Seele, zu früher oder später Reue."

Del Guasto erbleichte und sein Haar sträubte sich wie ein Gewirr von Schlangen. Weniger noch seine That erschreckte ihn, als der furchtbare Richterernst des Feldherrn, dessen vernichtende Strafgewalt von jenseits des Grabes zu kommen schien. Er entwich bestürzt vor den Blitzen dieses Auges.

„Familienangelegenheiten," bemerkte Bourbon. „Aber weißt Du, Ferdinand, daß der Kanzler mich mehr, als Du denkst, begeistert hat? Trotz seiner Schmähungen — er ist der Einzige, dem ich nichts übelnehme — war er auf dem Wege, mich völlig zu bethören, oder vielmehr Du hast mich bethört, da Du sagtest, ich sei Dein Alterego und Du würdest mir Mailand geben. Du hast Dich über mich lustig gemacht, und ich Stumpfsinniger habe den Spaß nicht verstanden."

„Vergib, Karl! Mich wunderte, ob der Kanzler seinem Herzog Treue hielte. Aber glaube mir, Karl, auch Dir bleibt nichts als die Sache des Kaisers. Der Niedergang Italiens ist unaufhaltsam, es unterhöhlt sich selbst. Besieh Dir doch die Sache: Italien bietet sich mir flehend und bedingungslos, mit einem Schein von Wahrheit und Größe, und zugleich zieht es mir mit vollendeter Tücke den Boden unter den Füßen weg, um mich zum Sprung über den Abgrund zu zwingen. Ich begreife bei solchen Gerüchten und Verleumdungen, daß mir Madrid einen Aufseher und Belauscher sendet. Aber warum meinen Feind? warum Moncada? Zwar er wird mir nichts anhaben, und ich werde mein Tagewerk zu Ende bringen und Dir, Karl, werde ich geben, was ich kann, mein Amt und meine Nachfolge ... Nicht wahr, Karl, Du bist gerecht in Italien? Du quälst es nicht? Du drückst es nicht über das Maß? Das gelobst Du mir! Obwohl sie es nicht um mich verdient haben. Nicht wahr, Du gehst menschlich mit ihnen um?"

„Ausgenommen mit dem heiligen Vater, der schlecht von mir gesprochen hat. Aber, Ferdinand, was redest Du? Du erschreckst mich! Wir sind gleichen Alters, und eine Kugel kann mich vor Dir oder uns Beide zusammen niederstrecken. Dieser Moncada ist über Dich gekommen wie ein Frost, ich sah Dich zusammenschauern. Was liegt zwischen Euch?"

Jetzt ging die Sonne unter, und es kratzte leise an der Thüre. Der eintretende Ippolito wendete sich flehend gegen seinen Herrn: „Erlaucht lasse Madonna nicht warten. Die Tafel drüben ist gedeckt, und Madonna steht harrend auf der Terrasse, wenn sie nicht die Stufen herabsteigt."

„Gehe, mein Kind, und sage ihr, ich komme."

„Das thue ich nicht," versetzte Ippolito mit anmuthigem Trotze, „sonst läßt sich Erlaucht mit Hoheit wieder in ein endloses hochpolitisches Gespräch ein, und die süße Frau wird vergessen."

Der Feldherr litt den Knaben neben sich, und die Unterhaltung mit dem Herzog fortsetzend, um dessen Schulter er vertraulich den Arm geschlungen hatte, bediente er sich der spanischen Sprache, von welcher er wußte, daß sie von dem Pagen nicht verstanden wurde. „Was zwischen mir und Moncada liegt, Karl? Etwas Entsetzliches, ein Verdacht, der für mich eine Wahrheit ist, für welchen ich aber keinen Beweis habe als meine Ueberzeugung. Ich glaube, ja ich bin gewiß: dieser Mensch hat meinen Vater umgebracht." Er glättete die Locken des Kindes, das mit unschuldigen Augen zu ihm emporblickte.

„Es war nach der Wende des Jahrhunderts und ich wie Dieser hier, jedenfalls nicht älter. Mein Vater, ein guter Feldherr und ein besserer Mann als ich, ein treuherziger Mann, ging in Sendung des damaligen Vicekönigs, des großen Gonsalvo, der später den spanischen Undank so grausam erfuhr, nach Barcelona, wo der alte Ferdinand eben Hof hielt. Dort erblickte er den letzten Sprossen unsers neapolitanischen Fürstenhauses, jenen unglücklichen Jüngling, der unter dem argwöhnischen Auge Ferdinands welken mußte, mit einem unfruchtbaren Weibe verheirathet. Arglos und unklug, wie der Vater war — ich sage Dir, es gab keinen schlichteren Mann — ließ er sich mit dem entthronten Prinzen in ein theilnehmendes Gespräch ein und besuchte ihn dann zuweilen im

Palaste. Das reichte hin, ihn dem Könige verdächtig zu machen, und dieser Verdacht genügte, um ihm das Leben abzusprechen.

Ich erzähle Dir die Sache, wie ich sie nachher erforscht und zusammengesetzt habe, da, bei reiferem Verstande und erlangter Menschenkenntniß, die Vergangenheit Sinn und Bedeutung für mich gewann. Es ist höchst wahrscheinlich, daß der König selbst sein Opfer bezeichnete, wenn auch nur mit einem halben Wort oder einer Gebärde, die Ausführung seines geheimen Spruches aber übergab er einem jungen Menschen, den er um sich hatte und von dem es hieß, daß er sein natürlicher Sohn sei. Der junge Moncada, kein Anderer, begegnete meinem Vater, der von dem Prinzen zurückkam, in einer Galerie des Schlosses und stieß ihn nieder. Kein Zweikampf, sondern ein Meuchelmord; denn die Rechte des Vaters war durch eine alte Verwundung gelähmt. Und Pescara fiel unschuldig, so wahr ich Dich umschlungen halte, denn nichts lag dem Redlichen ferner als Intrigue und Verschwörung. Ist das nicht verrucht? Und vielleicht glaubte der junge Moncada, eine Pflicht zu erfüllen und als guter Christ zu handeln, da er dem Wink einer Königsbraue gehorchte. Ist das nicht abscheulich? Wäre so Etwas bei Euch möglich, Karl?"

„In Frankreich? Je nachdem. Doch nein, so einfach nicht."

„Nach Jahren, da ich meine ersten Sporen verdient hatte, treffe ich den Moncada im Zelte meines Feldherrn und Schwiegervaters, des Fabricius Colonna. Er umarmt mich, nennt mich seinen jungen Helden, den aufgehenden Stern und die Hoffnung Spaniens, und sein Blick gleitet mit ruhiger Beobachtung über meine Züge. Er versichert mir, ich gleiche meinem Vater, den er gekannt habe, und das Blut erstarrt mir in den Adern, denn ich hatte die Gewißheit, daß mich der Mörder Pescara's liebkosend in den Armen halte."

„Du ließest ihn gehen?"

„Am Abende jenes Tages ging ich, ihm das Leben zu nehmen oder ihn das meinige nehmen zu lassen. Er war verschwunden. Ich konnte ihn nicht verfolgen. Wo hätte ich die Zeit dazu genommen, immer im Zelte und in der Mitte der Entscheidungen, wie ich lebte? Aber der Geist des gemordeten Vaters folgte mir überall.

Später erfuhr ich, der Verhaßte habe sich in irgend eine Kartause geworfen, um eine Sünde zu büßen. Dann ist er jenseits des Meeres, in Cuba, wieder aufgetaucht, wo ihm König Ferdinand reiche Besitzungen verlieh, und hat den kühnen Cortez nach Mexiko begleitet. Ich denke, um den ehrgeizigen Eroberer zu überwachen: denn Moncada lebt in den Gedanken und Plänen seines Vaters und ist im Zusammenhange mit jener fanatischen spanischen Partei am kaiserlichen Hofe, welcher die Burgunder und Niederländer glücklicherweise die Wage halten. Ueber das Meer zurückgekehrt, hat er sich ein Verdienst daraus gemacht, durch sein verborgenes Wirken Neuspanien der Krone erhalten zu haben, und steht in halb gefürchtetem Ansehen, auch bei dem Kaiser, seinem Neffen. Jetzt ist er in Italien, um mich zu unterjochen oder zu verderben. Das ist Moncada."

„Weißt Du, Ferdinand," sagte Bourbon, der aufmerksam gelauscht hatte, „ich hätte Dir längst gern einen Gefallen gethan. Räche ich Dir den Vater und schaffe Dir zugleich den Feind vom Halse? Nicht durch Meuchelmord, das

ist nicht meine Art, sondern in geregeltem Duell, zu welchem ich schon einen Anlaß finde. Ich gefährde mich nicht, denn, ohne Dir nahe zu treten, Du gibst zu: wir Franzosen fechten besser als ihr Spanier. Du bleibst außer Spiel, und mich schützt meine fürstliche Geburt. Willst Du? Ich bin zu Deiner Verfügung."

Da antwortete Pescara mit fast verklärten, bläulich schimmernden Augen: „Nein! Es ist zu spät. Ich denke jetzt anders und gebe den Mörder der ewigen Gerechtigkeit."

Bourbon blickte erstaunt. Pescara aber nahm Ippolito an der Hand und sagte: „Nun dürfen wir Madonna Victoria nicht länger warten lassen."

Er gab dem Herzog den Vortritt. Auf der Wendeltreppe fragte er den Knaben: „Die Herrin ist Dir schon so lieb, die Du heute zum ersten Male gesehen hast?"

„Sie war gleich so gütig," erwiderte Ippolito, „und ihr sah die Schwester ähnlich, die ich jetzt nicht mehr sehen soll" — helle Zähren rieselten ihm über die Wange — „weil sie, wie mir der Großvater erzählte, in einem römischen Kloster ist und dort die Gelübde abgelegt hat. Und sie war sonst so fröhlich, die Julia, aber freilich in der letzten Zeit ist sie sehr still geworden. Wie mag sich die Schwester so jung begraben!" Er sagte das, während sie ins Freie traten.

„Ich flehe, mich der erlauchten Frau vorzustellen," bat der Connétable. „Jüngst fand ich, ein Buch öffnend, die Natur habe das Herrlichste gebildet und dann die Form zerbrochen, damit Victoria Colonna einzig bleibe. Ihr gönnt mir den Anblick?"

Sie beschritten den langen Cypressengang, und jetzt gewahrten sie in einiger Entfernung einen bewegten Auftritt: eine vorwärts strebende weibliche Gestalt riß sich von einem Manne los, der ihr zu Füßen lag. In demselben Augenblicke schrie Ippolito: „Dort ist der böse Zauberer, er will der Herrin ein Leides thun!" und eilte spornstreichs Donna Victoria zu Hilfe, während der Kanzler von den Knieen aufsprang und hinter einer Lorbeerhecke verschwand.

Die Befreite eilte dem lächelnden Gemahl mit schnellen Füßen entgegen und mit einem so jungen und kräftigen Erröthen, daß Pescara sie niemals schöner gesehen zu haben glaubte. Während ihr Gewand noch flog, sagte die nicht einmal außer Athem Gekommene: „Ein Flehender hat mich überfallen und beschworen, seine Sache bei Euer Erlaucht zu führen: er bittet ihn nicht allzu lange auf Bescheid harren zu lassen, da er sich in Zweifel und Erwartung verzehre."

„Er hat seine Fürbitterin gut gewählt, Madonna," versetzte der Feldherr, „aber Alles zu seiner Zeit. Jetzt gestattet, daß ich Euch die Hoheit Bourbon vorstelle." Victoria, lebhaft wie sie war, verbarg einen Ausdruck frauenhafter Theilnahme nicht.

Der Herzog ließ nicht im Geringsten merken, daß ihn der knieende Kanzler belustigt hatte. Er verneigte sich ehrerbietig und hielt sich fein und stolz aus Rücksicht für Pescara und im Bewußtsein seines schmachvollen Ruhmes, das ihn nie verließ. Er bewunderte die Schönheit Victoriens, ohne sein dunkles Auge auf ihrem Antlitz oder ihrem Wuchse ruhen zu lassen. Er schmeichelte nicht, er streute keinen Weihrauch, sondern er sagte einfach: „Ich freue mich, Madonna

Victoria zu erblicken, die Gattin meines Freundes, des Marchese, und huldige ihr nach Gebühr." Dann verwickelte er sie, zu ihrer Linken gehend, in ein leichtes und gefälliges, aber unbedeutendes Gespräch, und da sie ihn zur Tafel bat, bedankte er sich und schied unten an der Treppe des Landhauses mit ruhiger Höflichkeit. Victoria, so bescheiden sie war, hatte mehr erwartet, schon aus Gewöhnung; denn ihr pflegte von den Berühmtheiten der Zeit auf das Uebertriebenste gehuldigt zu werden. Doch sie verwand leicht und belächelte ihre Enttäuschung, mit dem Feldherrn die Stufen hinansteigend in der schon wachsenden Dämmerung.

Die Mahlzeit war kurz, wie Pescara es liebte. Victoria ließ es sich nicht nehmen, selbst dem Gemahl die Speisen vorzulegen, er aber rächte sich beim Nachtisch. Zwischen Eis, Früchten und Naschwerk erblickte er eine von seinem Zuckerbäcker kunstvoll geformte Mandelkrone. „Siehe da," scherzte er, „etwas für meine ehrgeizige Victoria!" Er bot sie ihr, deren Herz zu pochen begann.

Sie erhoben sich und betraten das Nebenzimmer, das eine schwebende Ampel gleichmäßig erhellte und in seinem noch frischen Schmucke schimmern ließ. An den Wänden liefen Kinder mit Blumenkränzen, während das Lattenwerk der Decke in seinen Feldern grau auf Goldgrund gemalte Heroenbüsten zeigte, eine willkürlich gewählte Gesellschaft, auf den vier ampelhellen Mittelfeldern: Aeneas, König David, Herkules und Pescara. Das ganze Geräth war ein Ruhebette, dessen Rücklehne in ihrem Kastanienholze mit ausgebrochenen Lettern die Schrift trug: „Hier muß man plaudern."

„Wie kommt es," fragte Victoria, sich neben Pescara niederlassend, „daß mir der Connétable trotz seiner feinen Art einen unangenehmen Eindruck macht, daß er mich — gerade heraus gesagt — abstößt?"

„Der Arme," scherzte Pescara, „Mars und Muse, Rauhheit und Anmuth, der häßliche Leyva und die schöne Victoria fühlen sich gleicherweise von dem Capetinger beleidigt, der sich doch gegen Beide unsträflich benommen hat, wie ich bezeugen kann. Da muß sich etwas zwischen ihn und jeden Andern, wer es sei, einschleichen, und ich glaube wohl, dieser entstellende Dunst und verhäßlichende Nebel ist sein Verrath, oder welchen Namen man dem Abfall von seinem Könige geben will."

Eine leichte Bläße überzog das Antlitz Victoria's.

„Verrath . . ." Pescara dehnte die zwei Silben des Wortes. „Es ist begreiflich, daß ein edles Weib diese Sünde verabscheut. Ob ich meinem Fürsten Treue breche oder meinem Freunde oder meinem ahnungslosen Weibe oder selbst meinem Mitschuldigen, alles das sind Spielarten derselben Gesinnung . . . Schon Dein finsterer und großer Dichter, aus welchem Du Deine Seele erneuerst, werthet den Verrath als die schwerste Schuld, da ja in seiner Giudecca sein Cerberus oder Lucifer in jedem der drei Rachen einen Verräther zermalmt. Den ersten weiß ich: es ist jener, der den Heiland geküßt hat. Wer aber sind die zwei andern: die, welche Lucifer an den Füßen packt und die das Haupt nach unten schweben? Das ist mir in diesem Augenblicke nicht erinnerlich. Sprich doch die Stelle, Du weißt ja die hundert Gesänge auswendig."

Victoria recitirte:

„Degli altri due, ch' hanno il capo di sotto,
Quel, che pende dal nero ceffo, è Bruto:
Vedi come si storce, e non fa motto:
E l'altro è Cassio, che par sì membruto“[1]).

Behaglich plauderte der Feldherr weiter: „Dieser schweigend sich windende Brutus ist gut, doch — mit der schuldigen Ehrfurcht — den dürren Cassius, dessen Magerkeit Julius Cäsar fürchtete, wie kann ihn Dante musculös nennen? Ueberhaupt, Victoria, wie gefällt Dir diese Speise des Cerberus?“

Da antwortete Victoria tapfer: „Herr, die Mörder Cäsars gehören nicht in die Hölle. Hier tadle ich meinen Dichter.“

„Beileibe nicht!“ neckte Pescara. „Und doch, brav, meine Römerin! Treue ist eine Tugend, aber nicht die höchste. Die höchste Tugend ist die Gerechtigkeit.“

So schaukelte Pescara sein Weib über dem Abgrund und dem Geheimniß seiner Seele und hinderte sie, Fuß zu fassen, die mit dem ganzen Ungestüm ihres Wesens Boden suchte, den Sieg erstrebend, den zu erringen sie nach Novara geeilt war. Auf immer neuen Wegen verfolgte sie das Ziel, von welchem Pescara sie ferne hielt. Jetzt hatte sie die Eingebung, den größten lebenden Patrioten Italiens zu Hilfe zu nehmen.

„Ich mußte mich immer wundern, Pescara,“ sagte sie, „daß Du, wie Du bist, unter unsern Bildnern und Dichtern die lieblichen den gewaltigen vorziehst, den Ariost und Raphael dem erhabenen Dante und seinem späten, aber ebenbürtigen Bruder, dem Buonarotti — Du selbst aber bist eine tiefe und verborgene Natur.“

„Eben darum, Victoria, wenn ich es bin. Die Kunst ist eine Ergötzung. Was aber Deinen Michelangelo angeht, so mache mich nur nicht eifersüchtig auf den Cyklopen mit dem zertrümmerten Nasenbein, da Du ihn so sehr bewunderst.“

Victoria lächelte. „Ich habe sein Angesicht nie gesehen und kenne nur seine Sistine.“

„Die Propheten und Sibyllen? Diese habe ich vor Jahren auch betrachtet und aufmerksam, doch sind sie mir wieder verschwommen, bis auf ein paar Einzelheiten. Zum Beispiel der Mensch mit gesträubtem Haar, der vor einem Spiegel zurückbebt —“

„Worin er die Drohungen der Gegenwart erblickt,“ ergänzte sie erregt.

„Und dann die Karyatide, von einer ungeheuren Last zusammengedrückt, das kurze, viereckige, jammervolle Geschöpf! Das häßlichste Weib ohne Frage, wie Du das schönste bist —“

„Eine Vergewaltigte, eine Unterjochte, eine Sklavin —“

„Nun tauchen mir auch die Propheten wieder auf: der kahle Sacharja, oder wer es sein mag, ein Bein oben, eines unten, der scheltende Hesekiel im Turban, Daniel schreibend, schreibend, schreibend. Auch die Sibyllen: die gekrümmte Alte mit der Habichtsnase, die glimmenden Augen in ein winziges Büchlein vertieft,

---

[1]) Hier windet Brutus sich mit festem Schweigen,
Und aus dem dritten Maul hangt Cassius nieder,
An dessen Leib sich alle Muskeln zeigen.

mit der Nachbarin, die sich Oel in die erlöschende Ampel gießen läßt, und, die schönste von allen, die Jugendliche mit dem delphischen Dreifuß. Alles in rasender Thätigkeit. Was soll dieser Sturm? Was predigen und weissagen Diese?"

Da rief Victoria in flammender Begeisterung, als säße sie selbst im Rathe der Prophetinnen: „Sie bejammern die Knechtschaft Italiens und verkündigen den kommenden Retter und Heiland!"

„Nein," urtheilte Pescara streng, „die Stunde des Heils ist vorüber. Nicht Gnade verkündigen sie, sondern das Gericht."

Victoria erbebte, aber schon wieder war der strafende Ernst aus den Zügen Pescara's gewichen. „Verlassen wir jene prophetische Kapelle," sagte er schmeichelnd, „und eine Kunst, die erschreckt und erschüttert. Mich aber darfst Du nicht gemeint haben, da Du von einem Heiland Italiens spracheſt, obwohl ich freilich die Seitenwunde schon besäße," schloß er mit einem jener herben Scherze, welche ihm eigenthümlich waren.

Die ganze Zärtlichkeit Victoriens überquoll bei der Nennung jener Wunde, welche ihre Tage und Nächte beschäftigt hatte, bis ihr Pescara schrieb, sie habe sich geschlossen. Das liebende Weib umschlang ihn mit der Linken und mit der Rechten strich sie ihm die röthlich blonden, vorne leicht gelockten Haare tief in die Stirn, so daß er im Ampellicht und in ihrer wonnigen Nähe ein ganz jugendliches Ansehen gewann.

Da überkam sie eine Erinnerung an einen zusammen verlebten, nicht allzu fernen Tag. Es war in der Nähe von Tarent, auf einer ihrer Besitzungen. Dort hatten sie, freilich erst nach dem völligen Untergang einer sengenden Erntesonne, unter dem verglühenden Abendhimmel neben ihren noch rüstigen Schnittern zur Sichel gegriffen und sich jedes seine Garbe gebunden. Wieder sah sie den Feldherrn lässig auf der seinigen liegen, während sie die Schnittermädchen, leicht improvisirend, eine neue Cantilene lehrte nach dem Muster der dort im Süden gebräuchlichen, die dann das junge Volk bis in die Nacht zu wiederholen nicht müde wurde. Jenen Abend brachte sie jetzt dem Feldherrn ins Gedächtniß.

Es freute ihn. „Weißt Du jenes Liedchen noch?" fragte er.

„Wie sollte ich?"

„Nun, es gab da einen Reim: Schnitter und Cither. Sonst sagte das Liedchen nichts weiter, als daß, wie auf dem Felde, auch im Himmel gesungen und die Garbe getragen werde. Das bescheidene Liedchen klingt vielleicht noch im Munde des Volkes, wenn ich und später auch Du längst verstummt sind, und gefällt mir besser, wenn ich es sagen darf, als ein mir neulich zugesendetes Sonett, in welchem Du hochtönend zu mir redeſt. Ruhig, Victoria! Es ist nicht von Dir. Ich weiß, daß es nicht von Dir ist."

Sie loderte vor Zorn. „Wer erkühnt sich," rief sie aus, „meine Maske zu nehmen und in meinem Namen zu Dir zu reden? Wer ist der Freche? Wo ist das Machwerk, daß ich es zerreiße!"

„O, das wäre schade. Es sind Verse, die Dir keine Schande machen. Hier." Der Feldherr zog ein Blatt aus dem Busen. Sie entriß es ihm und trat unter die Ampel. Mit wogender Brust und hastigen Lippen begann sie:

„Victoria an Pescara.

Ich heiße Sieg, Pescara, und ich kröne
Mit Lorbeer Deine Schlachten und Gefechte,
Doch wehe mir, wenn ich die Heimath knechte,
Mißbrauchend meines Namens stolze Töne.

Da ich mich Dir vermählt in Jugendschöne,
Aus Römerblut und fürstlichem Geschlechte,
Gab ich Dir in Italien Bürgerrechte
Und brachte Dir die Liebe seiner Söhne.

Ich komme, Lohn zu fordern für ein Leben,
Nur Dir geweiht in hellem Opferbrande!
Mein Held, was wirst Du Deinem Weibe geben?

Ich weiß die Geister, welche Dich umschweben!
Zerschneidend mit dem Schwert Italiens Bande,
Belohnst Du mich mit meinem Vaterlande!"

Nie verwandelte sich eine Stimmung seltsamer unter dem Eindruck eines Gedichtes: unmuthig hatte die Colonna das Blatt ergriffen, bald besänftigte sie sich, dann sprach sie innig und die letzten Zeilen jubelte sie hingerissen. Jetzt bekannte sie offen: „So bin ich, und solches hoffe ich, wenn ich dieses auch nicht geschrieben habe!"

Pescara blickte spöttisch. „Das Sonett," sagte er, „hat sich auf Deinen Lippen wunderbar veredelt, aber es ist innerlich hohl und stammt aus einer niedrigen Seele. Liebe fordert keinen Lohn, Liebe gibt sich umsonst, Liebe rechnet nicht. Solches ist gemein. Nein, so kann Victoria nicht denken. Ein Miethling hat diese Verse gemacht, und ich weiß seinen Namen: seine ungeheure Eitelkeit hat ihn gezwungen, die Maske frech zu lüften. Sieh her." Pescara wies mit dem Finger auf zwei winzige Buchstaben, ein P und ein A, in die untere rechte Ecke des Blattes gekritzelt. „Auch ein Göttlicher, wie er sich nennt! Ich sehe den Aretiner mit seinem Zeitgenossen, dem Giovanni Medici, dem zügellosesten Jüngling Italiens, weintriefend und witzereißend zusammensitzen und höre ihn lästern: „Glaube mir, Hans, es ist kein Leichtes, sich in die göttliche Victoria zu versenken!" Und ein faunischer Jubel. Der Aretiner lacht, daß er fast mit dem Stuhl überschlägt, er schüttelt sich, er lacht aus vollem Halse —"

„Bräche er ihn, der Schamlose!" schluchzte Victoria; denn Aretin und sein Wesen waren schon damals weltkundig.

„Brav, meine Römerin!" begütigte Pescara. „In Einem aber hat er recht, Geliebte: Dein Vorname hat schon den Bräutigam begeistert. Es ist schön, mit dem Siege vermählt zu sein."

Aber die Colonna verstand keinen Scherz mehr. Sie war in den Tiefen ihrer Seele aufgewühlt, in den Wurzeln ihres Wesens erschüttert, voller Thränen und zugleich voller Gluth und Leidenschaft. „Doch in dem Andern hat er unrecht!" redete sie heftig. „Ich weiß nicht, auf welchen Geist Du lauschest, und mühe mich umsonst, in Deinem Herzen zu lesen! Du spielst mit Deinem Weibe! Du umarmst mich und Du drückst mich weg! Hast Du Grausamer mich doch

nicht einmal meine Botschaft ausrichten lassen, die ich Dir bringen wollte in dem Jubel meines Herzens!"

„Weil ich sie errieth. Ich tadle den heiligen Vater, mein edles Weib zur Dienerin mißbraucht und Dir — der Wahrhaften — eine Botschaft aufgelistet zu haben, eine Botschaft seiner und Deiner unwürdig, voller Lüge und Sophismen, welche ich, in den nächsten Tagen schon, ihn nöthigen werde zu widerrufen und zu verleugnen. Die Heiligkeit gibt mir Neapel, wenn ich es erobere, und absolvirt mein Gewissen, wenn ich es abstumpfe. Ich glaube nicht an sein Binden und Lösen in weltlichen Dingen, weder ich noch irgend ein Anderer mehr, und," sagte er höhnisch, „auch in geistlichen nicht. Das ist vorbei, seit Savonarola und dem germanischen Mönche."

„Und mein Italien, das Du wie ein Magnet anziehst, lässest Du es an Dir scheitern? Achtest Du es für nichts? Verachtest Du es?" schrie Victoria verzweifelnd.

Der Feldherr erwiderte sanft: „Wie dürfte ich ein Volk verachten, das mir Dich gegeben hat? Aber ich will Dir nicht verhehlen: Italien redet umsonst, es verliert seine Mühe. Ich kannte die Versuchung lange, ich sah sie kommen und sich gipfeln wie eine heranrollende Woge, und habe nicht geschwankt, nicht einen Augenblick, mit dem leisesten Gedanken nicht. Denn keine Wahl ist an mich herangetreten, ich gehörte nicht mir, ich stand außerhalb der Dinge."

Victoria entsetzte sich. „Wie? Bist Du kein Mensch? Bist Du ein Geist ohne Fleisch und Blut? Betrittst Du den Boden nicht, über den Du wandelst?"

„Meine Gottheit," antwortete er, „hat den Sturm rings um meine Ruder beruhigt."

Da flehte Victoria: „Deine Gottheit?" und sie umschlang ihn mit beiden Armen, „ich lasse Dich nicht, Du nennest mir denn Deinen Gott!"

Pescara löste sich sachte und erwiderte mit schmerzlichen Augen: „Wenn Du es verlangst, aber komm mit mir in den Garten, ich muß Luft schöpfen."

Da sie auf die Terrasse traten, standen alle Sterne über ihnen, und drüben im alten Schlosse erblickten sie noch ein einsames Licht von irdischer Farbe. „Dort," sagte sie mitleidig, „ist der Kanzler schlummerlos und verzehrt sich in Angst und Hoffnung." „Ich glaube nicht," versetzte Pescara, „eher hat er sich mit einem Muthwillen oder einer Nichtswürdigkeit in den Schlaf gelesen, und seine niederbrennende Ampel leuchtet den Wänden." Er hatte es errathen. Nach qualvollen Stunden hatte sich Morone mit einem Catull eingeschläfert.

Der Feldherr nahm seinen Weg nach dem Boskette mit den weißen Marmorbänken, wo er zu ruhen pflegte. Sie saßen unter dem dunkeln Laubdache, Hand auf Hand.

Da flüsterte Victoria: „Nun rede!" Der Feldherr aber schwieg.

Tritte nahten, und eine andere Bank füllte sich mit Geflüster. „Steht es wirklich so mit dem Feldherrn, Moncada? Ich habe Mühe, es zu glauben."

„Auch ich glaube es noch nicht, Leyva, aber ich forsche. Erlange ich Gewißheit, so trete ich hervor und wir handeln."

„Ihr meint?"

„Du ziehst Deine Truppen zusammen, und wir verhaften ihn."

„Er wird sich zur Wehre setzen."

„Dann fällt er."

„Und der Kaiser?"

„Besorge nichts, die Majestät bedarf unser, wir beherrschen sie. Verweigerst Du mir Deine Hilfe, so muß ich ihn durch eine gedungene Hand tödten lassen. Kann ich auf Dich zählen?"

„Ihr dürft . . . eine schwere That . . ." Da zog ihn der Andere fort. „Mir ist," sagte er, „ich habe hier athmen hören."

Wirklich, die feuchte Nachtluft drückte den lauschenden Feldherrn und benahm ihm den Athem. Er keuchte leise. Jetzt sagte auch er: „Gehen wir. Thau fällt, und Verderben brütet in der Luft." Sie drängte sich an ihn.

Drei Hornstöße ertönten, vom alten Schlosse her.

„Ein Courier. Ich werde heute noch zu lesen haben."

„Ferdinand," flehte sie, „Du bist umlauert. Du wirst dem Kaiser verdächtig. Du bist verloren! Wirf Dich Italien in die Arme! Da ist Dein Heil und Deine einzige Rettung!"

„Ich fürchte nichts," sagte er. „Der Weg ist dunkel, aber meine Zuflucht ist offen."

Jetzt standen sie in der kleinen Halle des Landhauses, und Pescara weckte den auf einem Schemel schlummernden Ippolito. „Geh' hinüber," befahl er, „und bringe, was eben angelangt ist." Dann sagte er zu Victorien: „Ich meine, es ist von Madrid, vielleicht eine Zeile der Majestät selbst, die mir zuweilen schreibt, ohne das Wissen ihrer Minister. Ich bin doch begierig."

Jetzt schlug die Thurmuhr des alten Schlosses Mitternacht, müde und zitternd, mit so weit auseinandergehaltenen Schlägen, daß je zwischen zweien ein Leben Raum zu haben schien. Der zwölfte Schlag — unwiderruflich.

Ippolito kratzte an der Thür und brachte ein Paket, das der Feldherr öffnete. Es enthielt, neben einigen andern Briefschaften, einen kaiserlichen Erlaß, welcher den Marsch auf Mailand guthieß und den Oberfeldherrn bevollmächtigte, in der genommenen Stadt durchaus nach seinem Ermessen und den Umständen gemäß zu verfahren.

„Alles?" fragte Pescara.

Da bog der Knabe ehrfürchtig das Knie, überreichte ein Briefchen, welches er dem Courier mit Noth abgerungen hatte, und entfernte sich. Es war überschrieben: „In die eigenen Hände des Marchese."

„Vom Kaiser," sagte Pescara und öffnete. „Da, Victoria, lies vor. Er schreibt so kritzlig." Sie gehorchte. Es war nicht viel, wenige Zeilen, und lautete:

„Mein Pescara!

Ich bin es, der diese Vollmacht durchgesetzt hat gegen meine Minister. Ihr habet viele Feinde. Hütet Euch vor Moncada. Ich aber bin gläubig an Euch, denn ich habe für Euch gebetet und sah einen Engel, der Euch an der Hand hielt. Ich traue. Ich Euer König."

Pescara lächelte mühsam. „Karl traut zu leicht," sagte er. „Das könnte ihn zu Schaden bringen mit einem Andern, als ich bin. Aber — seltsam — er hat meinen Genius erblickt."

„Jetzt nenne mir Deine Gottheit!“ flehte Victoria. „Ich beschwöre Dich, Pescara, nenne sie mir!“

„Ich glaube, da ist sie selbst,“ keuchte er heiser. Immer schwerer begann er zu athmen, er stöhnte, er ächzte, er röchelte. Ein furchtbarer Krampf beklemmte seine Brust. Er sank, mit der Hand nach dem gepeinigten Herzen langend, auf die Ottomane und rang nach Athem. Da kniete sich Victoria neben ihn nieder, hielt und stützte ihn mit ihren Armen und litt mit ihm. Sie wollte Ippolito rufen und den Knaben nach seinem Großvater, dem Arzte, schicken, er verbot es mit einer Gebärde. Endlich entschlummerte er, aufs Tiefste erschöpft, nachdem Victoria geglaubt hatte, er stürbe ihr. Da sie sich der Thränen gesättigt, entschlummerte auch sie, auf den Knieen liegend, das Haupt in seinem Schoße. Dann erlosch die Ampel.

Fünftes Capitel.

Als Victoria aufwachte, lag ihr Haupt auf einem leeren Pfühle, und durch das geöffnete Fenster strömte die Morgenluft. Sie sprang auf, den Gatten zu suchen, und fand ihn, der die Terrasse auf und nieder schritt und den der Schlummer erfrischt und wie neu belebt hatte. Sie wurde ungläubig an den nächtlichen grausamen Kampf in ihren Armen, er war ihr wie ein Traum.

Da begann Pescara: „Gestern, liebe Herrin, habet Ihr mich um den Namen meines Genius befragt, und mir bangte, ihn vor Euch auszusprechen. Endlich hättet Ihr mir mein Geheimniß fast entrissen, denn es ist schwer, einem geliebten Weibe etwas vorzuenthalten. Da erschien er selbst und berührte mich. Ihr kennet ihn nun, und der gefürchtete Name bleibe unausgesprochen. Keine Thränen! Ihr habet sie gestern vergossen. Sondern saget mir jetzt, wohin wünschet Ihr Euch zu begeben, während ich das Heer des Kaisers gegen Mailand führe?“

„Wie konntest Du es mir so lange verbergen, Ferdinand?“

„Zuerst — nicht lange — verheimlichte ich es mir selbst . . . doch nein, ich wußte mein Loos schon am Schlachtabend von Pavia. Mit jener blutigen Wintersonne bin ich untergegangen. Meines Zieles und meiner gezählten Tage gewiß, wie hätte ich die Deinigen vorzeitig verfinstern dürfen? Du sagtest mir zuweilen, es sei grausam, eine süß Schlummernde zu wecken, und littest es nicht. Ich aber bin nicht grausam.“

„Du bist es,“ erwiderte sie, „sonst hättest Du mich nicht so bitter getäuscht, sondern mich gerufen und Dich von mir pflegen lassen.“

„Niemand durfte darum wissen,“ sagte er.

„Und Dein Arzt? Der mußte es wissen, und ich zürne ihm, daß er mich belogen hat, da ich an ihn schrieb und ihn beschwor, mir die Wahrheit zu sagen!“

„Der arme Numa!“ sagte der Feldherr. „Er ist schon unglücklich genug, daß er mich nicht heilen konnte. Er rieth mir damals eine lange Ruhe auf Ischia, ich aber sagte ihm: es ist umsonst. Doch wozu dies Alles? . . . Wohin gedenkst Du zu gehen, Victoria?“

„Nein, Ferdinand, sprich! Verheimliche mir nichts mehr!“

„Es ist umsonst, sagte ich ihm, die Lunge ist durchbohrt und das Herz

leidet. Friste mich, Numa! Ziehe mich hinaus, in den Sommer, in den Herbst, bis zu den ersten Flocken, so viel Zeit ich brauche, meinen Sieg zu vollenden. Und vor Allem, sagte ich, halte reinen Mund! Niemand erfahre unser Geheimniß! Es würde die Kräfte des Feindes verdreifachen und mich und mein Heer verderben. Noch einmal, schweige! Ich will es! gebot ich ihm . . . Und ich habe das Leben geheuchelt, so gut, daß mir Italien den Brautring bot!" Er lächelte. „Und ich werde noch ein Mal zu Pferde sitzen! Du aber, Victoria, gelobst mir — doch kein Gelübde, Du thust es mir zu Liebe — nicht ungerufen mir nachzueilen durch die Staubwolke meines Marsches und über blutgetränkte Felder. Auch würdest Du dem Kriegsvolke zu spotten geben, nicht über Dich, gut und schön wie Du bist, sondern über den verhätschelten Feldherrn. Also Du bleibst. Aber wo? Hier?"

Victoria besann sich, trostloses Leid in den Zügen. Dann sagte sie: „Gestern, wie ich herritt, kam ich, schon im Weichbilde der Stadt, an einem kleinen Frauenkloster vorüber. Es heißt, wie ich erfuhr, Heiligenwunden. Dort will ich Deines Rufes harren, Buße thun und für Deine Genesung beten."

„Für meine Genesung?" lächelte er. „Thue das. Auch wirst Du Dich in Heiligenwunden nicht langweilen; das Kloster, höre ich, hat herrliche Stimmen und ist berühmt wegen seines Chorgesanges. Reiten wir hin, bald, jetzt da es frisch und der Staub der Heerstraße noch nicht aufgewühlt ist." Er ging leichten Schrittes durch den Park nach dem alten Schlosse hinüber, um satteln zu lassen.

Victoria folgte mit langsamen Schritten, und da sie Numa, den Arzt, erblickte, der sich nach der Nacht des Feldherrn zu erkundigen kam, ging sie auf ihn zu mit schmerzlich bewegter Miene: sie wollte ihm vorwerfen, daß er ihr die Wirklichkeit verhehlt, und zugleich ihn beschwören, mit den letzten Mitteln und Geheimnissen seiner Kunst das geliebte Leben zu fristen. Da aber der Arzt die Colonna sich nahen sah, streckte er in dem Gefühle seiner Ohnmacht die zitternden Hände abwehrend gegen sie aus, als flehe er: Schone meiner, ich vermag nichts! Sie verstand die Gebärde und ging ihres Weges, an Ippolito vorüber, der das Knie vor ihr bog und den sie nicht gewahr wurde, zum großen Herzeleid des Knaben.

Im Schloßhofe fand sie den schwer und kostbar geschirrten Rappen Pescara's und ihren ebenfalls gesattelten falben Berber. Der Feldherr hob sie zu Pferde, und sie ritten unter grüßendem Trommelwirbel über die sich senkende Zugbrücke hinaus in die unabsehbaren Reisfelder der lombardischen Ebene. Ihnen folgte in ehrerbietiger Entfernung ein Reitknecht des Pescara, ein von südlicher Sonne geschwärzter Calabrese, und, auf einem Maulthier, die römische Zofe Victoria's.

Hinter den Reisenden verhallten im Schloßhof die ungehörten Hilfrufe des vergessenen Kanzlers. Er war aus schlimmen Träumen erwacht und schon in der Frühe durch die Gärten geirrt, immer wieder an Mauern und Wälle gelangend, hier von deutschen, dort von spanischen Wachtposten beobachtet. Die Schwaben ergötzten sich weidlich an seinem ausschweifenden Gebärdenspiel, während die Spanier einverstandene schadenfrohe Blicke tauschten: sie zweifelten nicht, der Feldherr habe den Minister des Feindes in die Falle gelockt, und versprachen sich, ihn morgen, wenn er dem Heere nachgeschleppt würde, nach Her-

zensluft zu quälen und gründlich auszuplündern. Endlich war er in das Rondell gekommen und erschöpft auf dieselbe Bank gesunken, wo er gestern den schlummernden Pescara gefunden und belauscht hatte. Da vernahm er den Salut der Thorwache, rannte nach dem Schloßhof und wollte über die Brücke nachstürzen. Von dem Posten mit vorgestreckten Hellebarden empfangen, sah er jammernd den Feldherrn und Victoria in den Dunst der Ferne entschwinden.

Es war nach einem leuchtenden ein trüber Tag. Kein Windhauch und nicht der leiseste Versuch einer Wolkenbildung. Keine Lerche stieg, kein Vogel sang, es dämmerte ein stilles Zwielicht wie über den Wiesen der Unterwelt. Das Frauenkloster wurde sichtbar und vergrößerte langsam seine friedlichen Mauern. Freilich ritten die Beiden fast nur im Schritte, die verwittwende Victoria in tiefem Schweigen, während, durch einen wunderbaren Gegensatz, das Gedächtniß des jetzt ausruhenden Feldherrn auf leichten und liebenden und inbrünstigen Schwingen in die Jugend zurückkehrte und die an seiner Seite Trauernde wieder in die reizenden und rührenden Gestalten des knospenden Mädchens und der zärtlichen Braut verwandelte. Er enthielt sich nicht, sie an kleine Dinge jener glücklichen Tage zu erinnern, aber er gewann ihrer Kümmerniß kein Lächeln ab. Er war seines lastenden Geheimnisses ledig, dessen Bitterkeit sie jetzt auf einmal und in vollen Zügen kostete.

Nun waren sie schon so nahe, daß sie Chorgesang im Kloster vernahmen. „Was singen sie dort?“ fragte er gleichgültig. „Ich meine, ein Requiem,“ sagte sie.

Wie sie vor dem Kloster abstiegen, da, siehe, trat ihnen aus der Pforte die Aebtissin entgegen, hinter sich zwei bescheidene Nonnen. Sie mochte benachrichtigt sein durch irgend ein Kind, das im Reis auf der Lauer gelegen und auf schnellen nackten Füßen vorausgelaufen war. Die Aebtissin hatte die Ankunft Donna Victoria's in Novara schon gestern in Erfahrung gebracht und sich gleich geschmeichelt, die gottesfürchtige und leutselige Frau werde Heiligenwunden nicht unbesucht lassen; denn das Kloster besaß neben den geschulten Stimmen seines Chores noch eine größere Auszeichnung: die mystische und täglich sterbende Schwester Beate, welche die blutigen Male an ihrem kranken und abgezehrten Leibe trug. Die unternehmende und beherzte Aebtissin hatte sich vorgenommen, von der Colonna, der sie Macht über den Gatten zutraute, den Nachlaß einer schweren Kriegssteuer zu erbitten, welche der gottlose und habgierige Feldherr — dieses Rufes genoß Pescara bei der italienischen Clerisei — zuwider den canonischen Sätzen und gegen alle Billigkeit auf die Güter des Klosters gelegt hatte. Daß aber der Feldherr, der es vermied, eine christliche Stätte zu betreten, Madonna Victoria begleiten würde, war der Aebtissin nicht im Traume eingefallen.

Sie begrüßte, eine angenehme Frau mit dunkeln, klugen Augen und blassen, gefälligen Zügen, das hohe Paar in wenigen gewählten Worten. Dann schwieg sie aufmerksam, die Rede Pescara's erwartend, dessen edle Erscheinung ihr Eindruck machte.

„Ehrwürdige,“ begann der Feldherr, „Donna Victoria wünscht während des Feldzuges, den ich morgen beginne und dessen Dauer ich auf eine Woche berechne, ein paar ruhige und fromme Tage hier in Eurem Convente zu genießen, bis ich

sie nach Mailand rufen werde, nach vollendetem Kampfe. Habet Ihr ein schickliches Gemach zu vergeben?"

Rasch erwiderte die Aebtissin, das ihrige stehe zu Gebote.

„Ich verlange eine einfache Zelle wie die der geringsten Schwester, mit dem gewöhnlichen Geräthe," sagte Victoria, deren Bläße die Aebtissin befremdete. Aber sie schrieb dieselbe der begreiflichen Sorge um den zu Felde ziehenden Gatten zu.

„Wenn sich Donna Victoria eingerichtet hat," schloß Pescara, „werde es mir gemeldet. Ich habe noch mit ihr zu sprechen und bitte Clausur und Zelle betreten zu dürfen. Ausnahmsweise, da ich dem Kloster wohl will. Ihr findet mich in der Kirche." Er verneigte sich und schritt auf diese zu.

Victoria fragte, was die Nonnen gesungen hätten, und erhielt die Antwort: „Ein Requiem. Für die junge Julia Dati, die Enkelin unsers greisen Arztes, welche in Rom gestorben ist." Dann folgte sie der Aebtissin, während die beiden Nonnen zugeflüsterte Befehle auszurichten gingen.

Indessen durchmaß der Feldherr, ohne das Haupt zu entblößen oder irgend eine der üblichen Devotionen zu verrichten, die Länge der Kirche mit festem Gange, die Arme über dem Panzer kreuzend. Er hatte sich, da er auf dem Heimritte seinen in Novara feldmäßig einrückenden Truppen begegnen mußte, leicht behelmt und beharnischt, und schritt wie ein Held und Herrscher auf der Stätte des Gebetes und der Demuth.

„Nein," sprach er zu sich mit geschlossenem Munde, „es sei heute das letzte Mal. Ich will von ihr Abschied nehmen als ein Lebender. Ich will es ihr ersparen, mich leiden zu sehen. Sie soll mich wiederfinden, wenn ich ruhe."

Sich allein glaubend, wurde er durch das Gitter des Chores belauscht. Diesen hatten die Nonnen wieder betreten, auf das Geheiß der Aebtissin; denn Pescara sollte die Stimmen ihres Klosters hören. Selbst die mystische Beate war gekommen und vereinigte ihren schwärmerischen Blick mit demjenigen vieler feurig braunen oder schwarzen Augen, welche die Heldengestalt verschlangen. Alle versammelten Himmelsbräute priesen die Colonna selig und beneideten ihre irdische Lust, während die glücklich Geglaubte nicht ferne davon in einer Zelle mit gerungenen Händen verzweifelte. Auch Schwester Beate erlag der Versuchung, diesen stolzen Herrn der Welt zu bewundern, überwand sich aber tapfer und flehte den Himmel inbrünstig an, der Colonna zum Heil ihrer Seele ihren Abgott zu entreißen. Aber diese heftigen Gefühle wichen dem harmloseren der Eitelkeit. Nach dem Geflüster einer kleinen Berathung und einem leisen Räuspern intonirten die Schwestern jubelnd ihr Prachtstück, ein Tedeum, das sich auch für den Sieger von Pavia besser eignete als irgend eine andere Prosa oder Sequenz.

Und er hätte wohl gelauscht, aber er stand regungslos, wie gebannt vor dem gekreuzigten und schon entseelten Christus eines großen Altarbildes, dessen helle Farben noch in voller Frische leuchteten. Doch es war nicht das göttliche Haupt, das er beschaute, sondern er betrachtete den Kriegsknecht, der seine Lanze in den heiligen Leib stieß. Dieser war offenbar ein Schweizer; der Maler mußte die Tracht und Haltung eines solchen mit besonderer Genauigkeit studirt oder

frisch aus dem Leben gegriffen haben. Der Mann stand mit gespreizten Beinen, von denen das linke gelb, das rechte schwarz behost war, und stach mit den behandschuhten Fäusten von unten nach oben derb und gründlich zu. Kesselhaube, Harnischkragen, Brustpanzer, Arm- und Schenkelschienen, rothe Strümpfe, breite Schuhe, nichts fehlte. Aber nicht diese Tracht, die er zur Genüge kannte, fesselte den Feldherrn, sondern der auf einem Stiernacken sitzende Kopf. Kleine, blaue, kristallhelle Augen, eingezogene Stumpfnase, grinsender Mund, blonder, krauser Knebelbart, braune Farbe mit rosigen Wangen, Ohrringe in Form einer Milchkelle, und ein aus Redlichkeit und Verschmitztheit wunderlich gemischter Ausdruck. Pescara wußte gleich, mit dem Gesichtergedächtniß des Heerführers, daß er diesen kleinen, breitschultrigen, behenden Gesellen, dessen schwarzgelbe Hose den Urner bedeutete, schon einmal gesehen hatte, aber wann und wo? Da schmerzte ihn plötzlich die Seite, als empfinge er einen Stich, und jetzt wußte er auch, wen er da vor sich hatte: es war der Schweizer, der ihm bei Pavia die Brust durchbohrt. Kein Zweifel. Den Lanzenstoß des neben ihm an die Erde Geduckten empfangend, hatte er einen Moment in dieses scharfe Auge geblickt und diesen Mund vergnüglich grinsen gesehen. Nach der Erkennung machte dieses unerwartete Wiederfinden auf den Feldherrn weiter keinen Eindruck, und mit freundlicher Miene fragte er die Aebtissin, die jetzt neben ihm stand, um ihn zu Donna Victoria abzuholen, wer das gemalt hätte. Sie antwortete, die Augen flüchtig niederschlagend: „Zwei Mantovaner, begabte junge Leute, aber von bedenklichen Sitten, die das Kloster gerne wieder scheiden sah."

Da Pescara die Zelle öffnete, sah er Victoria auf den Knieen liegen. Eine Weile schaute er schweigend, als wolle er nicht stören, durch ein Fenster des gekuppelten Rundbogens, in dessen Brüstung er sich gesetzt hatte, auf Rasenhügel und Grabkreuze, endlich fragte er: „Was thust Du, Victoria?"

„Buße," sagte sie.

„Für wen?"

Sie erhob sich und antwortete mit noch gefalteten Händen: „Ich thue Buße für mich und Euch und Italien. Für dieses seiner stolzen Frevel und ungewöhnlichen Sünden wegen, an denen es zu Grunde gehen wird, da Ihr der Einzige waret, der es retten konnte. Für mich, weil ich gekommen bin, Euch in Versuchung zu führen. Für Euch, da Ihr diese Erde verlassen wollet. Ich habe gebetet für Euer unvergängliches Theil, aber der Himmel" — sie schüttelte traurig das Haupt — „hat mich noch nicht erhört."

Er zog sie auf die Bank der Fensterbrüstung und nahm sie bei der Hand, wie der Bruder die Schwester. Eine Lust sich hinzugeben überkam ihn, sei es, weil das Geheimniß zwischen ihm und seinem Weibe weggenommen war, oder in dem unbewußten Wunsche, das letzte Beisammensein zu verlängern.

„Kleingläubige," begann er heiter, „überlasse mich meinem dunkeln Beschützer! Als ein Knabe glaubte ich mit der Mutter, die eine Heilige war, an das, was die Kirche verheißt; jetzt sehe ich rings das Fluthen der Ewigkeit. Der Todesengel war mir nahe, schon in meiner ersten Schlacht, da, von ihm bezeichnet, mein Zeltgenosse — Dein Bruder, Victoria — lautlos, eine Kugel im Herzen, zusammenbrach. Ich habe ihm manche Hekatombe geschlachtet, und auch er hat

mich oft, fast auf jeder Walstatt, grüßend berührt; denn es scheint, ich bin verwundbarer als Andere. Aber Zeit hat es gebraucht, bis ich den Schnitter lieben lernte. Noch in den Wochen nach Pavia, da ich wußte, daß er mich erwählt hatte, habe ich mich gegen ihn gesträubt und aufgebäumt und empört wie ein trotziger Jüngling. Allmälig aber ahnte ich und jetzt bin ich gewiß, daß er die rechte Stunde kennt. Der Knoten meines Daseins ist unlösbar, er zerschneidet ihn."

Die bleiche Victoria hing an seinen Lippen und staunte mit starren Augen, als sehe sie den herrlichsten Palast brennen und von der lodernden Flamme jeden Säulenknauf beleuchtet.

„Ich sage Dir, Weib," fuhr er fort, „mein Pfad versinkt vor mir! Ich gehe unter an meinen Siegen und an meinem Ruhme. Wäre ich ohne meine Wunde, dennoch könnte ich nicht leben. Drüben in Spanien Neid, schleichende Verleumdung, hinfällige und endlich untergrabene Hofgunst, Ungnade und Sturz; hier in Italien Haß und Gift für den, der es verschmäht hat.

Wäre ich aber von meinem Kaiser abgefallen, so würde ich an mir selbst zu Grunde gehen und sterben an meiner gebrochenen Treue, denn ich habe zwei Seelen in meiner Brust, eine italienische und eine spanische, und die eine hätte die andere getödtet. Auch glaube ich nicht, daß ich ein lebendiges Italien hätte schaffen können. Zwar es trägt die strahlende Ampel des Geistes, doch es hat sich aufgelehnt in der unbändigen Lust eines strotzenden Daseins gegen ewige Gesetze. Es büße, Du hast es gesagt, Victoria; in Fesseln lerne es die Freiheit. Dieses spanische Weltreich aber, dessen Finsterniß rothqualmend aufsteigt jenseits und diesseits des Meeres, erfüllt mich mit Grauen: Sclaven und Henker. Ich spüre die grausame Ader in mir selbst. Und das Entsetzlichste: ich weiß nicht, welcher mönchische Wahnsinn! Dein verderbtes Italien aber ist wenigstens menschlich."

Victoria's Augen verklärten sich, da sie sah, daß Pescara Italien liebte. „Du hättest ihm Freiheit und Freiheit ihm Tugend gegeben!" rief sie, doch Pescara fuhr fort, als hätte er nicht gehört: „Nun aber bin ich aus der Mitte gehoben, ein Erlöster, und glaube, daß mein Befreier es gut mit mir meint und mich sanft von hinnen führen wird. Wohin? In die Ruhe. Und jetzt laß uns scheiden, Victoria." Er wollte ihr die Thränen vom Auge küssen, fand aber den zärtlichsten Mund, der ihm entgegenkam.

„Noch eines," sagte er. „Laß die Welt über mich urtheilen, wie sie will. Ich bin jenseits der Kluft. Lebe wohl! Begleite mich nicht! Besuche mich in Mailand, aber nicht, bevor ich rufe!"

Victoria versprach, um nicht Wort zu halten.

Da Pescara sich bei der Aebtissin verabschiedete, brauchte sie ihr Anliegen gar nicht auszusprechen. Der Feldherr gewährte den Nachlaß der Kriegssteuer als ein selbstverständliches Gegengeschenk für die seinem Weibe gegebene Herberge. Ueber dieses Ende einer ökonomischen Bedrängniß und eines schmalen Tisches ward eine solche Freude im Kloster, daß die Schwestern zu Ehren ihres Gastes die Tafel mit den ausgesuchtesten Leckerbissen besetzten. Doch Victoria's Platz blieb leer.

Sachte ritt Pescara, von den Segnungen des Klosters begleitet, gegen die Thürme der Stadt zurück. Sein feuriger Rappe wunderte sich über den gemessenen Gang. Die auf der Ebene gellende Feldmusik und die überall marschirenden Truppen verriethen ihm den Beginn eines Feldzuges. Er schnoberte, als wittere er schon den Pulverdampf, und schritt stolz, als trage er den Sieg.

Abschied ist schwer, dachte der Feldherr, ich möchte ihn nicht wiederholen. Noch einmal hatte sich das Leben an ihn gedrängt und er das Beste des Daseins, Schönheit und Herzenskraft, in den Armen gehalten. Der Jüngling war in ihm aufgelodert und wenige Augenblicke, nachdem er Victorien so erbaulich zugeredet, lehnte er sich auf gegen die Vernichtung. Das edle Blut, das in den sterblichen Adern rinnt, die Thatkraft, empörte sich gegen den ewigen Frieden. Ein Zorn blitzte auf in seinen hellen grauen Augen gegen seinen Mörder, dessen Bildniß er erblickt, und er schlug mit der gepanzerten Rechten gegen seine Brust, als zerdrücke er darauf die Wespe, die ihn gestochen hatte, und jetzt wieherte auch der Rappe und setzte sich in kurzen Galopp, von dem Feldherrn unwissentlich mit der Ferse berührt oder so verwachsen mit ihm, daß er seinen Unmuth mitfühlte.

In dieser Stimmung gewahrte Pescara auf einem nahen Reisfelde die wechselnden Stellungen eines tollen Kampfes, welcher dasselbe zerstampfte. Ein Einzelner wehrte sich verzweifelt gegen eine Uebermacht. Der zerlumpte kleine Kerl in gelben und schwarzen Fetzen focht wüthend mit seiner Speerhälfte wider ein Dutzend Spanier. Zweie hatte er hingestreckt, wurde jetzt aber von den übrigen überwältigt, und schon saß ihm eine Schwertspitze an der Kehle, als der auf ihm knieende Spanier von einem andern zurückgerissen wurde, welcher auf den heransprengenden Feldherrn deutete.

Auf den Wink Pescara's folgte ihm der Trupp mit dem Gefangenen unter eine mächtige Eiche, die an der Landstraße stand, weitum der einzige Baum auf der schwülen Ebene. Der Feldherr stieg ab und lehnte sich an den bemoosten Riesenstamm. Seine Brust keuchte von dem raschen Ritt und es kam ihm gelegen, sie zu beruhigen, Rast haltend unter dem Vorwand eines Verhöres.

Der spanische Wachtmeister berichtete: sie hätten einen Schweizer durch das Getreide laufen sehen, wohl einen Versprengten von Pavia, welcher bislang sich irgendwo untergeduckt, und ihn dann gehascht, da es möglicherweise ein mailändischer Spion sei. Seinen Vortrag beendigend, blickte der spanische Spitzbart zu einem starken Aste auf, welchen die Eiche wagrecht hervorstieß.

Pescara deutete die Spanier weg, die sich in einiger Entfernung wachehaltend vertheilten, und musterte dann den Schweizer vom Wirbel zur Zehe. So verrostet der Harnisch und so zerlumpt das schwarzgelbe Unterkleid war, erkannte er doch gleich die Tracht des Klosterbildes und nicht minder die blitzenden Aeuglein und jetzt, wahrhaftig, verzog der vor ihm Stehende sein Gesicht zu jenem lächelnden Grinsen, sei es aus Angst, sei es, weil auch er sich den Feldherrn ins Gedächtniß zurückrief.

„Heb' auf und gib," befahl dieser und zeigte auf den Lanzenstumpf, welchen einer der Kriegsknechte zu den Füßen des Gefangenen geworfen hatte als Beweisstück für die Verwundung seiner Kameraden. Es war eine vordere Spieß-

hälfte, deren Spitze blutete. Der Schweizer gehorchte, und der Feldherr betastete prüfend die Spitze mit dem Finger; dann warf er den Stummel weg.

„Wie heißest Du?" fragte er.

„Bläsi Zgraggen aus Uri," war die Antwort.

Der Feldherr verzichtete darauf, diesen unmundlichen Geschlechtsnamen zu wiederholen, der von dem zerrissenen Kamm eines Schweizergebirges zu stammen schien, und bediente sich des Vornamens, welchen er italianisirte. „Biagio," sagte er, „Du hast mir zwei Leute verwundet; ich denke, ich lasse Dich hier aufknüpfen."

Bläsi Zgraggen erwiderte: „Lasset Ihr mich henken, so ist es nicht wegen dieses letzten Handels, sondern eher, weil ich —"

„Schweig!" gebot der Feldherr. Er konnte sich rächen, indem er dem Kriegsrechte freien Lauf ließ, aber eine solche Rache weder sich selbst noch seinem Opfer eingestehen. „Wie bist Du hier zurückgeblieben?" fragte er.

Zgraggen, der ein geläufiges Lombardisch sprach, begann herzhaft: „Auf dem Felde von Pavia wurde ich gewundet und niedergeritten und lag, den geknickten Spieß neben mir. Nächtlicherweile schleppte ich mich dann den Bergen zu, hungernd und bettelnd. Herr, seht Ihr rechts von den zwei Pappeln das lange rothe Dach? Dort haust die Narracivallia mit ihrem Manne. Dieser dingte mich zur Feldarbeit — bis sich der Krieg verzogen hätte, jetzt könne ich doch nicht über die Grenze. Hernachmals machte mir die Narracivallia Augen. Da erschienen mir im Schlaf der Vater und die beiden Großväter, die mir alle noch daheim leben, wenn auch die Ahnen in großer Schwachheit. Zuerst kam der Vater, hob den Finger und sagte: „Nimm Dich in Acht, Bläsi!" Dann kam der väterliche Ahn, faltete die Hände und sagte: „Denk an Deine Seele, Bläsi!" Zuletzt kam der mütterliche Ahn, zeigte die Thür und sagte: „Lauf, Bläsi!" Da schoß ich auf und suchte meine Kleider. Freilich meine seidenen Handschuhe und meinen gekettelten Kragen hatte mir die Narracivallia abgeschwatzt, um damit in der Kirche Staat zu machen. Ich war nur noch meines halben Verstandes mächtig und verlor auch diesen, da ich im Morgenlicht bei Heiligenwunden eintrete zum englischen Gruß und — denket Euch meinen Schrecken — mich selber erblicke wie ich leibe und lebe und Gott ersteche!"

„Ei," lächelte Pescara.

„Ein Schelmstück!" zürnte Zgraggen. „Wisset, Herr, ein paar Pinsler hatten sich zeither mit ihrem Zeuge da herumgetrieben und ließen sich einmal in der Meierei ein Glas Milch geben. Der Eine faßt mich ins Auge. „Da haben wir, den wir brauchen," sagt er und beschaut mein Schwarzgelb. „Mann, holt Euern Spieß und Harnisch." Ich thue ihm den Willen. Jetzt heißt mich der Pinsler die Beine spreiten, spreitet sie gleichfalls und wirft mich nur so hin auf ein Stück Leinwand. Dann versprachen mir die Spitzbuben mein Conterfei zu hohen Ehren zu bringen, ich aber stehe in Heiligenwunden und stecke in den Salvator!"

Der Feldherr empfand ein gewisses Wohlwollen für den ehrlichen Gesellen. „Nimm," rief er in einer seltsamen Laune und streckte dem Urner seinen vollen Beutel entgegen. Dieser nahm ihn mit der Rechten und ließ die Goldstücke

zählend in die Linke gleiten, ernsthaft und bedächtig. Dann schob er die Ducaten in die Tasche und wollte den Beutel dem Feldherrn zurückstellen.

„Behalte! Er hat goldene Schleifen!"

Der Urner schickte den Beutel den Ducaten nach. „Wo stellet Ihr mich ein, Herr?" fragte er. Er konnte sich nichts denken, als daß ihn Pescara geworben und ihm Handgeld gegeben habe.

Pescara erwiderte: „Ich habe Dich nicht gedingt, und ich meine, nachdem Dich die Dreie so ernst vermahnt haben, kehrst Du am besten in Deine Heimath zurück und nährst Dich redlich, wie es im Sprichwort heißt."

„Aber warum denn schenkt Ihr mir so viel Geld, wo ich Euch nichts zu Liebe gethan habe?" sagte Zgraggen. Sondern viel Leides, setzte er in Gedanken hinzu. Diese Vergeltung Pescara's überstieg das Fassungsvermögen des Urners und beängstigte seine Redlichkeit.

„Aus Großmuth," scherzte der Feldherr.

Bläsi kannte das Wort nicht. Da fiel ihm ein, es werde Großthun bedeuten; und da er im Lager oft gesehen hatte, wie Prahlerei das Geld mit vollen Händen wegwirft, beruhigte er sich dabei. „Ja so," sagte er. Pescara aber winkte, sein Roß vorzuführen.

„Und damit Du durchkommest," sprach der Feldherr schon im Bügel, „nimm noch das." Er warf ihm eine Passirmarke zu und wenig fehlte, Zgraggen hätte, gegen Landesübung, gedankt. Wenigstens wollte er noch langes Leben wünschen; aber den Feldherrn zum Abschied anschauend, erkannte er das Siechthum in diesem Antlitz mit seinen Aelpleraugen, welche das alle Welt täuschende geistige Leben desselben nicht bestach. Unwillkürlich wünschte er: „Gott gebe Euch selige Urständ, Herr!" Dann über seine eigene Rede und ihre böse Bedeutung bestürzt, lief er querfeldein mit seinem halben Spieße, den er sorglich aufgehoben und nun als Reisestab führte. Die Spanier hatten verwundert zugesehen, der alte Wachtmeister aber schüttelte bedenklich und abergläubisch den Kopf über die seltsame Freigebigkeit seines sparsamen Feldherrn.

Der Trupp, welcher den Urner gefangen hatte, gehörte zu dem Heerhaufen, der jetzt in einer Staubwolke hinter schlagenden Trommeln heranrückte. Der Feldherr ritt seinen Tapfern entgegen, von brausendem Jubel empfangen, und lenkte sein Roß zwischen die Feldmusik und die erste Compagnie, deren Hauptmann ehrerbietig Raum gab.

Eine Weile blieb er allein an der Spitze der Truppen. Da nahte von Novara ein Reitender in weißem Mantel und gesellte sich zu ihm. Zusammen ritten sie durch das Schloßthor. Schweigend folgte der Begleiter dem Gange Pescara's und überschritt hinter ihm die Schwelle des Gemaches.

Pescara wendete sich. „Was wollt Ihr, Moncada?" fragte er, und dieser antwortete: „Eine Unterredung ohne Zeugen, die Ihr mir nicht zum zweiten Male verweigern werdet."

„Ich stehe zu Diensten."

„Erlaucht," begann der Ritter, „ich habe, wie Ihr erlaubtet, den Kanzler drüben gesprochen. Er war voller Angst und Bläsie und betheuerte mit tausend Eiden, er sei gekommen, Aufschub und leichtere Bedingungen zu erlangen, nur

Dieses habe ihn nach Novara geführt. Dann schwatzte er wild durcheinander wie das böse Gewissen. Dieser Mensch ist ein Abgrund von Lüge, in welchem der Blick sich verliert. Ich bin sicher, daß er im Namen der Liga hier ist."

„Nicht anders," sagte der Feldherr.

„Und daß er Euch die Führung derselben angeboten hat?"

„Nicht anders."

Jetzt entstand Lärm im Vorzimmer. Ippolito bei Seite werfend, verwildert, mit rasenden Mienen und verrückten Augen stürzte der Kanzler herein. Ihm folgten auf dem Fuße, Beide schon gepanzert, Bourbon und Del Guasto, denen er auf dem Gange begegnet und die ihn zurückhalten wollten. In Verzweiflung warf er sich dem Feldherrn zu Füßen, während Moncada langsam in den Hintergrund zurückwich.

„Mein Pescara," schrie der Geängstigte, „alle Geduld nimmt ein Ende! Ich kann die Marter nicht länger ertragen. Jede Minute dehnt sich mir zur qualvollen Ewigkeit. Ich vergehe. Sei barmherzig und gib mir Deine Antwort!"

Pescara erwiderte mit Ruhe: „Vergebet, Kanzler, wenn ich Euch habe warten lassen. Meine Zeit war nicht frei, doch eben wollte ich nach Euch schicken. Eure gestrige Rede hat mich beschäftigt, denn das Loos eines Volkes ist keine Kleinigkeit — aber bitte, setzet Euch, ich kann nicht sprechen, wenn Eure Gebärden so heftig dareinreden."

Der Kanzler packte krampfhaft die Lehne eines Sessels. .

„Ich habe die Sache gewogen . . . doch, Kanzler, lassen wir zuerst alles Persönliche, denket weg von Euch selbst und von mir, es bleibt die Frage: verdient Italien zu dieser Stunde die Freiheit und taugt es, so wie es jetzt beschaffen ist, sie zu empfangen und zu bewahren? Ich meine nein." Der Feldherr sprach langsam, als prüfe er jedes seiner Worte auf der Wage der Gerechtigkeit.

„Zweimal hat Freiheit in Italien gelebt, zu verschiedenen Zeiten. In der beginnenden römischen Republik, da das Staatswohl Alles war. Dann in jenen herrlichen Gemeinwesen, Mailand, Pisa und den andern. Jetzt aber steht es am Eingange der Knechtschaft, denn es ist los und ledig aller Ehre und jeder Tugend. Da kann Niemand helfen und retten, weder ein Mensch noch ein Gott. Wie wird verlorene Freiheit wiedergewonnen? Durch einen aus der Tiefe des Volkes kommenden Stoß und Sturm der sittlichen Kräfte. Ungefähr wie sie jetzt in Germanien den Glauben erobern mit den Flammen des Hasses und der Liebe.

Aber hier! Wo in Italien ist, ich sage nicht Glaube und Gewissen, da das für Euch veraltete Dinge sind, sondern nur Rechtssinn und Ueberzeugung? Nicht einmal Ehre und Scham ist Euch geblieben, nur die nackte Selbstsucht. Was vermöget Ihr Italiener? Verführung, Verrath und Meuchelmord. Worauf zählet Ihr? Auf die Gunst der Umstände, auf die Würfel des Zufalls, auf das Spiel der Politik. So gründet, so erneuert sich keine Nation. Wahrlich, ich sage Dir, Kanzler" — und Pescara erhob die Stimme wie zu einem Urtheilsspruch — „Dein Italien ist willkürlich und phantastisch, wie Du selbst es bist und Deine Verschwörung!"

„Wahrheit," ließ sich die Stimme Moncada's vernehmen.

„Auch der Held, Morone, den Ihr Euch erwählt habet, entbehrt des Daseins."

Doch diese leisen letzten Worte Pescara's wurden überschrieen. Morone hatte schnell den Kopf gewendet und den Ritter erblickt: wie er seinen Anschlag dem Spanier preisgegeben sah, gerieth er in Wuth, seine Züge verzerrten sich, und er tobte wie ein Besessener. „Falsch und grausam! Falsch und grausam! O, ich mit Blindheit Geschlagener!" Dann von sinnloser Rachgier überwältigt, schrie er gegen Moncada: „Wisset es, Ritter, Dieser" — er wies auf den Feldherrn — „ist der Schuldige! Seinetwillen die ganze Verschwörung! Ich bin seine Creatur, und nun opfert mich der Unmensch!"

Jetzt sprang der Herzog dazwischen, der mit Del Guasto hinter Pescara stehend den leidenschaftlichen Auftritt genoß. „Saute, Paillasse mon ami, saute pour tout le monde!" verhöhnte er Morone. „Ja, wenn wir nicht gelauscht hätten, wir Zweie hinter dem rothen Vorhang und der goldenen Quaste dort! Ich muß Dir das mal erzählen, Schatz, es ist zum Todtlachen. Hörtest Du nicht, wie ich Dich auspfiff?" Dann plötzlich ernst werdend, richtete er den Blick fest auf Moncada, legte die Hand auf die Brust und betheuerte: „Bei meinem königlichen Blute, der Feldherr hat in jener gestrigen Stunde nicht haarbreit geschwankt in seiner Ehre und Treue!"

Morone war vernichtet. Del Guasto legte Hand an ihn und zog ihn mit sich fort. „Herr Kanzler," spottete er, „bedanket Euch, unser Lauschen erspart Euch die Folter." Auch der Herzog ging, einer bittenden Gebärde Pescara's gehorchend.

„Erlaucht," begann Moncada, „hier bin ich überzeugt. Mit Diesem habet Ihr nur Euer Spiel getrieben, vielleicht herablassender, als für spanischen Stolz sich geziemte. Mit einem solchen Menschen conspirirt kein Pescara. Aber, Erlaucht, in seiner ohnmächtigen Wuth hat dieser Verlogene Wahrheit gesprochen, wenn er Euch beschuldigte, der Urheber der italienischen Verschwörung zu sein. Nicht der Urheber, aber der Begünstiger. Ihr habet sie genährt und großgezogen, sie nicht entmuthigend. Es war leicht, ein entschiedenes Wort zu sprechen und ihr Halt zu gebieten mit einer entrüsteten und weithin sichtbaren Gebärde. Das habet Ihr nicht gethan: Ihr stundet als eine dunkle und deutbare Gestalt."

„Ritter," unterbrach ihn Pescara, „nicht Euch habe ich Rechenschaft zu geben von meinem Thun und Lassen, sondern allein meinem Kaiser."

„Eurem Könige," versetzte Moncada. „Ihn so zu nennen gebietet Euch die Ehrfurcht, denn ein König von Spanien ist mehr als der Kaiser. Und der Enkel Ferdinand's wird ein König von Spanien werden. Karl entwickelt sich langsam und steht noch unter verschiedenen und wechselnden Einflüssen, aber sein spanisches Blut wird erstarken und sein deutsches aufsaugen bis auf den letzten Tropfen. Er verabscheut die Ketzerei, und seine Frömmigkeit wird ihn zum Spanier machen." Er sagte das mit einem stillen Lächeln und schwärmerisch erglänzenden Augen.

„Avalos," fuhr er fort, „Deine Väter haben für den Glauben gegen die maurischen Heiden gekämpft, bis Dein Ahn mit jenem Alfons nach Neapel schiffte.

Kehre zu Deinem Ursprung zurück! Das edelste Blut fließt in Deinen Adern. Wie kannst Du, der das Große liebt, zaudern zwischen dem spanischen Weltgedanken und den erbärmlichen italienischen Machenschaften? Unser ist die Erde, wie sie einst den Römern gehorchte. Siehe die wunderbaren Wege Gottes: Castilien und Aragon vermählt, Burgund und Flandern erworben, das gewonnene Kaiserthum, eine entdeckte und eroberte neue Welt, und, das Alles beherrschend, ein gestähltes Volk mit einem gesegneten, zwiefach in Heidenblut getauchten Schwerte! Was Dir jener Elende bot, Spanien gibt es Dir tausendfältig: Schätze, Länder, Ruhm und — den Himmel!

Denn für den Himmel kämpfen wir und für den katholischen Glauben, daß eine Kirche herrsche auf Erden. Sonst wäre Gott vergeblich Mensch geworden. Voraussehend, wie in diesen Tagen die Hölle den apostolischen Stuhl besudeln und ihre letzte Ketzerei, den germanischen Mönch, ausspeien werde, erschuf er den Spanier, jenen zu reinigen und diese zu zertreten. Darum gibt er uns die Welt zur Beute, denn alles Irdische hat himmlische Zwecke. Ich habe lange darüber gesonnen in meinem sicilischen Kloster und wähnte wohl selbst der Auserwählte zu sein zu diesem geistlichen Kriegsdienste. Da wurde er mir in einem Gesichte gezeigt, der Andere, der Berufene. Ich war solcher Ehre unwürdig, meiner Sünde wegen, und trat in die Welt zurück."

Pescara schwieg und betrachtete den Verzückten.

„Aber ich wirke, so lange es Tag ist. Kein Jahr ist um, ich stand hinter Ferdinand Cortez, da ihm auf dem Berge der Dämon die goldenen Zinnen Mexiko's zeigte, wie er Dir, Pescara, jetzt Italien zeigt. Diese Hand hielt den Strauchelnden zurück, und nun strecke ich sie gegen Dich, Pescara, daß Du ein Sohn Spaniens bleibest, welches die Welt ist, und das der in der Glorie schwebende katholische Ferdinand beschützt."

Der Feldherr brach das Schweigen und rief: „Nenne mir Jenen nicht, er hat mir den Vater getödtet!"

Moncada seufzte schwer.

„Du bereust?"

Der Ritter schlug sich zerknirscht die Brust und murmelte, mit sich selbst sprechend: „Meine Sünde ... Meine Sünde ... Ungebeichtet und ungespeist!"

Da errieth Pescara, daß dieser Fromme nicht seinen Mord bereue, sondern daß er ihn vollbracht an einem geistlich Unvorbereiteten. „Weiche von mir!" gebot er.

Moncada trat zurück bis zur Schwelle, wie aus einem Traum erwachend. Dann sammelte er sich und sagte: „Verzeihung, Erlaucht! Ich war abwesend. Noch ein nüchternes Wort. Ich kenne Euer Ziel nicht. So oder so werdet Ihr Mailand nehmen. Dieser erste Schritt enthält weder Treue noch Untreue. Ich erwarte Euern zweiten, ob Ihr den Herzog absetzet und die Empörung strafet. Thut Ihr es nicht, so verrathet Ihr Spanien und Euern König!" Und er verschwand.

Pescara zog sich zurück und nahm Speise. Dann empfing er den Herzog mit Del Guasto und gab ihnen seine letzten Befehle. Den Rest der Zeit benützte er, um seine geheimen Papiere zu sichten: was sich um einen Mächtigen dreht,

eine Welt von Schlechtigkeit. Er vernichtete das Meiste: sein Tod sollte Niemanden verderben. Er hatte sich ein glimmendes Kohlenbecken bringen lassen, in dessen bläulicher Flamme er die Briefschaften verbrannte. Als er dieses Geschäft beendigte, hatten sich seine Kerzen schon zur Hälfte verzehrt: es ging auf Mitternacht. Pescara kreuzte die Arme über der Brust und verfiel in ein so tiefes Sinnen, daß er die Schritte eines Eintretenden nicht vernahm. Da sprach es zu ihm: „Was ist Dein Ziel, Avalos?" Er erblickte Moncada.

Der Feldherr griff mit der Hand in das erloschene Kohlenbecken, schloß sie und streckte sie gegen Moncada. „Mein Ziel?" sagte er und öffnete die Hand: Staub und Asche.

Jetzt gellten Drommetenrufe durch das Schloß. Trommelwirbel folgten. Alles gerieth in Bewegung. Der Feldherr ließ sich von seiner Dienerschaft waffnen. Als er bei flackerndem Fackellicht, das sich auf Speeren und Rüstungen spiegelte, die gepflasterte Halle des Erdgeschosses betrat, erblickte er sein schwarzes Thier, welches, kostbar geschirrt, mit ungeduldigen Hufen Funken aus dem Boden schlug, daneben eine Sänfte mit zwei leichten Trabern. Beide hatte er befohlen, die Wahl dem Augenblicke vorbehaltend. Mit einem Seufzer bestieg er die Sänfte, seine wiederbeginnenden Schmerzen darin zu verbergen, und verschwand durch das Thor, während sein verschmähtes Schlachtroß sich zornig gebärdete und den Reitknecht, welcher es besteigen wollte, abwarf. Es mußte seinem Herrn ledig nachgeführt werden.

Nun wurde auch der unselige Kanzler gebracht. Spanische Soldaten umringten ihn, beraubten ihn seiner Kette, seiner Ringe, seines Beutels und setzten ihn, nicht auf sein edles Maulthier aus dem mailändischen Marstalle, sondern rücklings auf einen armseligen Esel, dessen Schwanz sie ihm nach ihrer grausamen Art durch die gefesselten Hände zogen. Dann ging es durch das Thor unter einem höllischen Gelächter, in welches der Kanzler aus Verzweiflung mit einstimmte.

Letztes Capitel.

Inzwischen verlebte in dem aus einer Burg des Glückes zu einer Behausung der Angst gewordenen Kastelle von Mailand Franz Sforza jammervolle Tage und noch schlimmere Nächte, hilf- und rathlos nach seinem Kanzler rufend. Er hatte den Besuch Del Guasto's erhalten, der ihm zu melden kam, sein Feldherr habe vor ablaufender Frist den Kanzler von Mailand empfangen, dieser ihm aber, statt der erwarteten Zugeständnisse, im Namen der Hoheit ebenso thörichte als verbrecherische Eröffnungen gemacht, die den Feldherrn bestimmen, ohne Verzug, übrigens ganz im Sinne seiner ersten Drohung, auf Mailand zu marschiren und gegen die Hoheit als einen Hochverräther zu verfahren. Del Guasto hatte sich an dem Zittern des Herzogs geweidet und war aus der Stadt verschwunden. Während sich die kaiserlichen Truppen in raschen Märschen näherten und selbst, da sie schon auf den Wällen von Mailand in Sicht waren, hatte der Kleinmüthige zwischen Uebergabe und Vertheidigung geschwankt, wurde dann aber von ein paar tapfern lombardischen Edelleuten auf den Weg der Ehre gerissen und endlich selbst von einer kriegerischen Stimmung angewandelt, deren er kraft seines großväter-

lichen Blutes nicht völlig unfähig war. Er ließ sich mit einer kunstvoll geschmiedeten Rüstung bekleiden und setzte sich einen Helm von herrlicher getriebener Arbeit auf das schwache Haupt.

Es ist Thatsache, daß er in der großen Schanze stand in dem Augenblicke, da Pescara seine Truppen gegen dieselbe zum Sturme führte. Mit bebender Stimme befahl der Herzog das Feuer seiner auserlesenen Geschütze. Wie sich der Rauch verzog, lag das Feld mit Spaniern bedeckt. Zwischen Todten und Verwundeten schritt Pescara, Wenige mehr neben sich und noch unerreicht von den vielen unter der Führung Del Guasto's ihm stürmisch Nacheilenden. Er war ohne Harnisch. Der Helm war ihm vom Kopfe gerissen und sein dunkler Mantel flatterte zerfetzt. In flammend rothem Kleide, mit gelassenen und gleichmäßigen Schritten ging er weit voran, einen blitzenden Zweihänder schwingend. Es war, als schritte der Würger Tod in Person gegen die Schanze, und da sich dort in demselben Augenblicke die böse Kunde verbreitete, der Vorbone habe das Südthor genommen und Leyva stürme an der nördlichen Pforte, so packte der bleiche Schreck die Besatzung. Die wieder geladenen Stücke blieben ungelöst, die Hauptleute, die sich den Furchtbethörten entgegenwarfen, wurden niedergetreten und die wilde Flucht riß den Herzog mit sich fort.

Wie er, in seinen Palast zurückgekehrt, mit irrenden Schritten den Thronsaal betrat, siehe, da stürzte vor seinen Augen die goldbrokatene und mit Löwen und Adlern durchwirkte Bekleidung des Thronhimmels zusammen. In der allgemeinen Verwirrung hatte sich der herzogliche Tapezirer in den Saal geschlichen und das Prachtstück gelockert, um es zu entwenden, war dann aber vor dem sich nahenden Getöse unverrichteter Dinge entwichen. Von dem schlimmen Omen erschreckt, warf sich der Herzog verzweifelnd in einen Lehnstuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, sein Loos und den Sieger erwartend.

Dieser ließ nicht lange auf sich harren. Ein kurzer eiserner Lärm — die treue schweizerische Palastwache wurde niedergestreckt oder entwaffnet — und Pescara betrat den Saal, barhaupt und ohne Schwert, hinter ihm Karl Bourbon, behelmt, in voller Rüstung, den Degen in blutender Faust. Er war, der Erste auf der Sturmleiter, mit derselben in den Stadtgraben zurückgeworfen worden, ohne sich jedoch ernstlich zu verletzen.

Der Marchese verneigte sich vor seinem Besiegten, der sich von seinem Sitze aufraffte. „Hoheit beruhige sich," sprach Pescara. „Ich komme nicht als Feind, sondern um Hoheit aufs Neue in Pflicht zu nehmen für ihren Lehensherrn den Kaiser."

Sforza erhob die Augen, und da er in dem überlegenen Antlitz weder Hohn noch Strafe las, sondern eher theilnehmende Einsicht und Milde, brach der haltlose Knabe in Thränen aus und stammelte: „In meinem Herzen bin ich der Majestät immer treu gewesen, sie hat keinen ergebeneren Diener und besseren Lehensmann, aber ich Unseliger wurde mißleitet, wurde irregeführt . . . mein höllischer Kanzler . . . auch den bewaffneten Widerstand habe ich nicht befohlen . . . ich wurde geschoben, gestoßen . . . von dem Balabrega und ein paar andern Edelleuten . . . bei allen Aposteln und Märtyrern, ich bin kein italienischer Patriot, sondern der bedrängteste Fürst in der unmöglichsten Lage!"

Diese völlige Zerknirschung des Enkels und Urenkels zweier Heroen schien den Feldherrn peinlich zu berühren. Doch ließ er der Buße freien Lauf, weigerte aber, scheinbar aus Ehrerbietung, dem endlich Verstummenden seine Hand, welche dieser zu ergreifen suchte. Er befürchtete, der gänzlich Vernichtete möchte sie küssen.

Während dieser Selbsterniedrigung, und sie im Grunde seines verbitterten Herzens kostend, schlürfte Karl Bourbon, welcher hinter Pescara stehen geblieben war, in langsamen Zügen einen vollen Becher, den er sich von einem herbeigewinkten Pagen hatte holen und reichen lassen.

„Hoheit," sagte der Feldherr, „ich habe Vollmacht. Wenn sie davon durchdrungen ist, daß sie sich in ein falsches und gefährliches Spiel eingelassen hat, und wenn sich der feste Wille in ihr gestalten kann, forthin ihr Heil da zu suchen, wo es ist, bei dem Kaiser, und von der Majestät nimmermehr zu weichen, wage ich es, auf meine Verantwortlichkeit, ihr Verzeihung zu gewähren und ihre Hand darauf anzunehmen. Hoheit darf es mir glauben, sie fährt in jedem Falle besser mit dem Kaiser als mit der Liga."

Jetzt sah er, wie die unverhoffte Milde den Sohn des Mohren plötzlich wieder mißtrauisch machte, wie der vom Schicksal zum Argwohn Erzogene eine List vermuthete und wie seine Hand zögerte und zitterte. „Hoheit darf trauen," sprach er kraftvoll. „Der Kaiser und ich halten Wort."

Sforza gab die Hand, und der Feldherr fügte freundlich hinzu: „Ich kenne die schwierige Lage der Hoheit und — wenn ich es aussprechen darf — ihre durch eine unglückliche Jugend erkrankte und entkräftete Seele. Sie bedarf vor Allem der Stetigkeit. In der Bahn des Kaisers wandelnd und verharrend, wird sie von keiner Zeitwelle verschleudert werden. Ich persönlich," schloß er, seine Lehrhaftigkeit mildernd, in einem fast herzlichen Tone, „war der Hoheit immer zugethan, aus Dank für meine Vorbilder, ihre zwei herrlichen Ahnen, obwohl mir die Beiden" — scherzte er — „in meiner Jugend manchen Schlaf geraubt haben: ein solcher Reiz und Stachel liegt in Männlichkeit und Seelengröße."

Franz Sforza getröstete sich dieser Freundschaft, fragte aber doch ängstlich: „Und ich bleibe Herzog? Euer Wort, Pescara?"

„Unverbrüchlich. Wenn ich etwas über den Kaiser vermag und wenn Ihr es vermöget, Eure Seele zu befestigen."

„Und — meinem Kanzler geschieht nichts?"

„Ich glaube nein, Hoheit," versprach Pescara.

„Und er bleibt mein Minister?"

Der Feldherr konnte ein Lächeln nicht verwinden über die Unzertrennlichkeit dieses Paares. „Hoheit vergißt, daß sie soeben Girolamo Morone den verderblichsten aller Rathgeber genannt hat. Ich empfehle Hoheit, sich von der kaiserlichen Majestät für dieses schwierige Amt einen andern und weiseren Kopf zu erbitten. Es gibt deren in Italien, es braucht kein Spanier zu sein."

„Nichts da, Hoheit! ihren Kanzler bekommt sie nicht heraus," mischte sich jetzt der Bourbon ins Gespräch. „Diese Helena ist mein Beutestück."

Franz Sforza starrte Bourbon mit angstvollen Augen an. „Der hier?" stöhnte er. „Er will mein Mailand! Er träumt langeher davon. Hilf mir, mächtiger Pescara!"

Da schmetterte Bourbon, als zerstöre er sich selbst, mit einem zornigen Wurf sein krystallenes Glas an den Marmorboden, daß es mit schrillem Mißton in Scherben zerfuhr. „Hoheit," rief er, „da liegt mein Fürstenthum Mailand!"

Während die Scherben flogen, trat Moncada mit Leyva ein, dieser von oben bis unten mit Staub und Blut besudelt. „Erlaucht," begann der Ritter, „ich beglückwünsche Sie zu Ihrem heutigen Siege, der, wieder in voller Kraft erfochten, sich an so viele andere reiht. Ich hielt mich geziemend im Vorzimmer. Doch da ich bechern und lachen hörte und als auch Leyva anlangte, der das Nordthor genommen und ebenfalls seinen Trunk verdient hat, wagte ich den Eintritt, und ich glaube zur rechten Stunde. Denn ich meine: hier wird Gericht gehalten werden und Hoheit Bourbon hat diesem verrätherischen Herzog in symbolischer Weise seinen verdienten Untergang verkündigt. Aber nicht so stürmisch, Hoheit! Ich denke, der Feldherr setzt ein Kriegsgericht zusammen, bei dem ich als ein Angehöriger des königlichen Hauses Sitz und Stimme beanspruchen darf. Natürlich ein vorläufiges Gericht, in Erwartung des Entscheides aus Madrid."

Pescara blieb kalt. „So thue ich," sagte er. „Ich ernenne zu Richtern meine zwei Collegen, die Hoheit Bourbon und Leyva. Ich präsidire. Euch, Ritter, muß ich ausschließen, weil Ihr keinen Rang bekleidet. Hier meine Beglaubigung." Er zog aus seinem rothen Wams die kaiserliche Vollmacht.

Moncada ergriff das Schreiben und las: „Nach seinem Ermessen . . . gemäß den Umständen . . . hm . . . Erlaucht erlaube . . . diese kaiserliche Weisung scheint zu sagen, daß sie bevollmächtigt ist, alle militärischen und bürgerlichen Maßregeln in dem genommenen Mailand nach Belieben zu treffen, präjudicirt aber in keiner Weise die Rechte und Interessen der katholischen Majestät. Ich werde daher bleiben als ein stummer, aber aufmerksamer Zuhörer."

„Sei es," sagte Pescara geduldig.

Jetzt regte sich auch Leyva und verlangte, daß Girolamo Morone vorgeführt werde. „Er ist im Palaste," sagte er. „Ich sah ihn gefesselt einbringen unter den Verwünschungen und den Kothwürfen des mailändischen Volkes, das ihm sein ganzes Elend zurechnet." Pescara gab den Befehl.

Eine peinliche Pause. Stühle wurden gerückt von der verlegenen Dienerschaft, welche ihrem verklagten Herrn ehrerbietig den herzoglichen Sessel mit Krone und Wappen brachte, und als Morone erschien, mit Spuren von Mißhandlung, sah er die drei Feldherren als Richter sitzen, Pescara in der Mitte, und vor ihnen seinen Herzog. „Muth, Fränzchen," flüsterte er ihm zu, neben den er sich aus alter Gewohnheit gestellt hatte, „wirf Du nur Alles auf mich!"

Pescara nahm das Wort: „Die Hoheit von Mailand betheuert, an der Treue gegen ihren Lehnsherrn festzuhalten und nur vorübergehend fehlgetreten und in den Schein der Felonie gekommen zu sein unter den Einflüsterungen dieses Mannes da." Der Herzog nickte mit dem Haupt.

„So ist es! Ich bekenne, daß ich der allein Schuldige bin!" sprach der Kanzler unerschrocken.

„Auch die Vertheidigung von Mailand gegen das kaiserliche Heer betheuert die Hoheit nicht befohlen zu haben, sondern sie versichert, es sei die eigenmächtige

That einiger aufrührerischer Lombarden, und ich halte es für glaublich. Wie urtheilt Leyva?"

Leyva verzog das häßliche Gesicht und murrte: „Dieser Franz Sforza ist der Felonie schuldig und durch die nackte Thatsache überwiesen. Er werde in schärfstem Gewahrsam gehalten. Der Kaiser, wie ich meine, wird ihn absetzen und nach Spanien bringen lassen."

„Und wie urtheilt Sie?" Pescara hatte sich gegen Bourbon gewendet.

Der Connétable spielte mit seinem zerrissenen Handschuh und bemerkte mit melodischer Stimme: „Die Hoheit wurde bethört von dem wunderlichen Gaukler da, der auch mich und viele Andere bezaubert hat, bis er an unserm Feldherrn seinen Meister fand. Aber sie scheint mir wieder zur Besinnung gekommen zu sein, und ich meine, daß ihr die Schmach des Gefängnisses anzuthun weder schicklich wäre noch auch nothwendig ist, da sich ja die Stadt in unsern Händen befindet. Die Hoheit von Mailand bleibe frei."

„Zwei Stimmen gegen eine, denn so lautet auch meine Meinung," entschied Pescara. Moncada schwieg mit verschlungenen Armen, Leyva, dessen große Narbe sich mit Blut zu füllen schien, zerrte den Schnurrbart, Bourbon aber erhob sich, bot Franz Sforza den Arm und geleitete ihn aus dem Saale.

Draußen stieß er mit Del Guasto zusammen, der ihm zuflüsterte, es sei befremdend: die Truppen Leyva's zögen sich gegen den Palast. Bourbon runzelte die Stirn. „Beobachtet und berichtet!" gebot er. Del Guasto wollte enteilen, rief aber zurück: „Noch eins: ich höre, Donna Victoria sei am Thore angelangt und verlange nach dem Feldherrn."

Da Bourbon in den Saal zurücktrat, forderte eben Leyva den Kerker, die Folter und, nach vervollständigtem Bekenntnisse, Block und Beil für den erbleichenden Morone.

„Auf die Folter!" stöhnte dieser. „Wenn Ihr mich windet wie ein nasses Tuch, so werdet Ihr nichts Anderes als Blut und Schweiß aus mir herauspressen. Ich habe mich vor dem Feldherrn ausgebeichtet. Du bist nicht grausam, Pescara!"

„Pfui, Leyva!" rief Bourbon, sich wieder in den Kreis setzend. „Will sich der Herr an den Zuckungen dieses närrischen Gesichtes ergötzen? Das leide ich nicht. Ich lasse mir meinen Morone nicht verdrehen. Zittre nicht, Girolamo! Dir wird kein Haar gekrümmt: Du wirst mein Schreiber. Mein gnädiges Urtheil lautet: Girolamo sitze in seinem Hause und man bewache ihn, bis ich mir ihn vom Kaiser werde erbeten haben."

„Mir scheint, das genügt," entschied der Feldherr. „Morone hat gestanden vor drei glaubwürdigen Zeugen, deren einer ich selber bin. Keine unnütze Marter, sondern sichere Haft. Zwei Stimmen gegen eine. Nehmet ihn, Hoheit. Mir ahnt, daß Girolamo Morone sich noch einmal umwandelt und in kaiserliche Dienste tritt."

Da schrie Morone unklug vor Freude über das geschenkte Leben und die erlassene Folter: „Pescara, ohne Dich kein Italien! Das ist vorbei. Mach' mit mir, was Du willst. Ich bin das Geschöpf Deiner Großmuth und Güte . . . Und wenn noch weiter geredet werden soll, so erfahret, Herrschaften,

und darin ist alles Andere enthalten: die Liga ist dem Kopfe der Heiligkeit entsprungen, wie Athene der Stirne des Zeus . . ." Seine Zunge stand plötzlich still, da er neben sich einen ansehnlichen Mann im Reisekleid gewahrte, der eben eingetreten war. Dann rief er: „Das weiß Niemand besser als Der da!" Es war Guicciardin, dessen Blicke neugierig im Kreise umliefen, endlich aber unverwandt auf dem Antlitze des Pescara haften blieben.

„Ich störe, Erlaucht?" sagte er. „Doch ich werde mich kurz fassen. Ich komme mit Eilpost von der Heiligkeit, die diesmal besser einen Andern geschickt hätte. Die Heiligkeit läßt Erlaucht wissen, sie habe auf die erste Kunde der eröffneten Feindseligkeiten einen ihrer Vertrautesten nach Madrid gesendet, den Kaiser zu unterrichten, daß sie dem Bündniß der italienischen Staaten fremd geblieben ist. Eine heilige Liga existirt nicht. Der oberste Hirte schaudert vor dem Schwerte."

„Halleluja!" rief der Kanzler, den die Lebensfreude berauscht und völlig toll gemacht zu haben schien, der Feldherr aber entgegnete: „Wie, Guicciardin? Eben hat Morone an den Tag gebracht, daß die Liga das Werk der Heiligkeit sei. Was ist Wahrheit?"

„Beides," versetzte Guicciardin. „Mein Auftrag ist ausgerichtet und damit gut." Er verbeugte sich und verließ den Saal, aber Bourbon, in den der Satan fuhr, rief dem Gesandten des Papstes nach: „Guicciardin, sage Deinem Herrn, ich werde nach Rom kommen, seiner Wahrhaftigkeit den Pantoffel zu küssen, mit lauter Lutheranern und Marranen, und Nachts will ich meine brennende Kerze umwerfen, daß der Heiligkeit ein Licht aufgehe!" Die Lache, die der Unselige aufschlug, scholl gellend wider aus der Kuppelwölbung und aus den Ecken des Saales wie aus dem Munde schadenfroher Dämonen, so daß Guicciardin erschreckend zurückblickte. Der Feldherr wies nun auch den Kanzler mit seiner Wache weg, sei es, daß er es für unziemlich hielt, das Haupt der Christenheit preiszugeben, oder er war der menschlichen Komödie müde.

Da sich Guicciardin und der Kanzler draußen zusammenfanden, fragte jener: „Man führt Dich zum Blocke?"

„Bewahre!"

„Noch einmal durchgeschlüpft? Unzerstörbarer! Doch wie begab es sich in Novara?"

„O, ich kam auf den Esel zu sitzen . . . Dieser Pescara ist das Räthsel der Sphinx . . ."

„Das ich errathe, Kanzler, aus seinem Antlitz. Es trägt die hippokratischen Züge, und ich werde vielleicht der Heiligkeit eine Todesnachricht zu bringen haben. Erinnerst Du Dich noch, Girolamo, was ich Dir in den vaticanischen Gärten sagte, von einem möglichen letzten Hinderniß in der Brust Pescara's? Wenn ich wörtlich wahr geredet, wenn der Feldherr bei Pavia den Tod empfangen und ihn verheimlicht hat, wenn wir einen schon nicht mehr Lebenden in Versuchung führten?"

Der Kanzler schlug sich vor die Stirn: „Du sagst es, Guicciardin! Aehnliches, das ich damals nicht verstand, hat mir der Arzt des Feldherrn, Messer Numa Dati, in Novara angedeutet."

„Also die Wahrheit," schloß der Florentiner. „Nicht Pescara trog. Wir selbst haben uns betrogen. O Weisheit der Menschen!" Mit dieser Betrachtung schieden die Beiden.

In dem Thronsaal herrschte eine unheimliche Luft. Die drei Feldherren und der bei ihnen zurückgebliebene Moncada standen in weiten Entfernungen. Pescara, völlig entkräftet wie es schien, hatte sich auf den über den Thron ausgebreiteten Goldbrokat geworfen. Bläße bedeckte sein Gesicht, die Brust arbeitete. Bourbon maß den Saal in leichtfertigem Tanzschritt, während er Moncada scharf beobachtete. Dieser, in einer Fensterbrüstung lehnend, winkte aus einer andern Leyva zu sich und flüsterte ihm ins Ohr: „Es ist Zeit."

Jetzt rief auch Pescara den Herzog. „Setze Dich neben mich, Karl," keuchte er leise. „Führst Du Papier und Stift?"

„Um Gotteswillen, Ferdinand, merkst Du nichts? Du bist bedroht! Del Guasto meldete mir, Leyva sei verdächtig. Und vorhin hat er mit Moncada geflüstert."

„Führst Du Papier und Stift?" wiederholte der Feldherr. Der Herzog gab sie. Nach ein paar Zügen sagte Pescara: „Meine Hand zittert, schreibe Du, Karl."

„Ferdinand, bist Du blind? Siehst Du nicht, wie Moncada sich regt?"

„Er wird mich nicht erreichen," sagte der Feldherr und dictirte mit gepreßter Stimme: „An die Majestät des Kaisers. Erhabener Herr, Mailand ist Euer. Pescara hält Treue bis zum letzten Athemzug. Lohnet sie ihm mit drei Erfüllungen . . ."

„Ich beschwöre Dich, Ferdinand! Er kommt auf Dich zu! Ermanne Dich! Wir fechten . . . Ich rufe die Wachen . . ." Bourbon wollte aufspringen, Pescara aber hielt ihn fest: „Schreibe! Er erreicht mich nicht, sage ich Dir. Wo bist Du? . . . mit drei Erfüllungen: Majestät schütze Sforza! Majestät begnadige Morone! Majestät gebe mein Commando dem Connétable! . . ."

„Er steht wenige Schritte vor Dir! Zieh! Wo hast Du Deinen Degen?"

„Ich vergieße kein Blut mehr . . ." Pescara unterzeichnete, und der Stift entglitt seiner Hand. Mit einem schwachen Schrei und erlöschenden Augen sank er in die Arme seines Freundes.

Moncada, der jetzt ganz nahe getreten war, stand bestürzt. „Was ist dem Feldherrn?" fragte er und ihn betrachtend: „Verschieden?"

„Geschieden!" weinte der Herzog.

„Eine Herzlähmung. Der Feldzug hat ihn getödtet," sagte Moncada und hob das Papier auf, das an den Boden gefallen war. Er las, und bei der dritten Bitte angelangt, stand er sinnend. Dann übergab er, ohne die Miene zu ändern, das Papier dem Herzog mit den Worten: „Wir ehren seinen letzten Willen. Hoheit befehle."

Bourbon war als ein Heimathloser und Entwertheter den Plänen Moncada's ungefährlich und, ohne Pescara, auch Leyva minder verhaßt; denn um die Gunst des großen Feldherrn hatte dieser den Herzog beneidet.

Karl Bourbon winkte sie weg und bettete Pescara auf den Goldbrokat. Der Palast war ganz stille geworden, und selbst die Wachen an den Thoren

schritten leise, in der Meinung, der Feldherr halte zu dieser Stunde Siesta, wie seine Gewohnheit war. Auch der Herzog, das geliebte Haupt im Schoße haltend, versank in einen Mittagstraum, er vergaß das tragische Loos des Todten und das eigene aus Ruhm und Schmach geflochtene, er empfand nur einen dumpfen Schmerz über den Verlust des einzigen Freundes.

Stimmen erschollen vor der Saalpforte. „Nein, Madonna, er ruht!" verbot Del Guasto, und Victoria rief durchdringend: „Weiche, Böser! Ich will zu ihm!" Bourbon vernahm nahende Schritte, er wendete nicht einmal das Haupt. Er legte den Finger an den Mund und flüsterte: „Leise, Madonna! Der Feldherr schlummert."

Victoria trat zu dem Gatten. Pescara lag ungewaffnet und ungerüstet auf den goldenen Falten des gesunkenen Thronhimmels. Der starke Wille in seinen Zügen hatte sich gelöst, und die Haare waren ihm über die Stirn gefallen. So glich er einem jungen, magern, von der Ernte erschöpften und auf seiner Garbe schlafenden Schnitter.

Schiller's Vater.

Von

Otto Brahm[1]).

Am Eingang von Schiller's Lebensgeschichte hält die ehrenfeste Gestalt von Schiller's Vater Wacht.

Der erste Dichter der Deutschen, Goethe, hat aus dem Erbtheil der Mutter seine volle, frische Natur und die Lust zu fabuliren hergeleitet; auch Herder, den die Mutter „beten, fühlen und denken" gelehrt, nannte sich gern ein „mütterliches Kind". Schiller ist das Kind seines Vaters; und gleich dem andern großen Dramatiker vor ihm, gleich Lessing, erscheint er, ausgestattet mit dem Erbtheil männlicher Tugenden, in Thatenlust und Energie.

Johann Caspar Schiller, des Dichters Vater, war der Sohn des Johannes Schiller zu Bittenfeld in Württemberg, welcher unter seinen Mitbürgern eine angesehene Stellung eingenommen haben muß: denn sie hatten ihn zu ihrem Schultheiß erwählt. Seine Kinder in der Welt vorwärts zu bringen und ihre Bildung zu fördern, scheint Johannes Schiller's lebhafter Wunsch gewesen zu sein; und als Johann Caspar in frühen Jahren schon die besten Gaben zeigte, ließ der Vater ihn durch einen Hauslehrer auf eine gelehrte Laufbahn vorbereiten. Zehn Jahre erst zählte der Zögling — als 1733 sein Vater starb. Inmitten von acht unversorgten Kindern, ohne Vermögen, blieb nun die Mutter zurück, und mit schwerem Herzen mußte der lernbegierige Knabe der Hoffnung, sich dem Studium „oder wenigstens der Schreiberei" zu widmen, entsagen und Feldarbeit verrichten. Nur in verstohlener Muße konnte er in seiner Grammatik weiterstudiren: denn „die Mutter sah es nicht gern". Aber etwas regte sich in ihm, ein Drang nach Abenteuern und geistigen Erlebnissen, der ihn über die Enge seiner Umgebung hinaushob durch alle Hindernisse; und während seine Geschwister in der Heimath verblieben und sich schlecht und recht in kleinen Verhältnissen fortbrachten, trieb es ihn hinaus in die Welt, und der Bäckerssohn von Bittenfeld beschloß sein Dasein als württembergischer Major. Seine wechselvolle, in

[1]) Wir veröffentlichen hiermit das erste Capitel einer neuen Schiller-Biographie, deren erster Band binnen Kurzem (im Verlage von W. Hertz in Berlin) erscheinen wird.

Die Red. der „Deutschen Rundschau".

jedem Betracht merkwürdige Lebensgeschichte hat er selber uns aufgezeichnet, und aus dem schlichten Bericht, dem es bei aller Einfachheit doch nicht an einem resolut schriftstellerischen Zuge mangelt, tritt uns das Bild des Mannes treu und bestimmt entgegen: eine geschlossene, ganze Persönlichkeit, die ihre Weltanschauung für sich hat, und von der aus Alles streng und ehrenfest ansieht; ein selbstgemachter Mann, der sicher in seinen Schuhen steht, und mit der Gebundenheit der alten Zeit vereint einen immer regen Trieb nach neuem Wissen und Erleben: „Beschäftigung, die nie ermattet", wie der Sohn sie preist, ist auch des Vaters oberste Lebensmacht gewesen.

In seinem fünfzehnten Jahre schon verließ Schiller sein Heimathsdorf: er hatte es mit vielen Bitten bei der Mutter durchgesetzt, der ländlichen Arbeit zu entsagen und die Wundarzneikunst erlernen zu dürfen. So kam er 1738 zu dem Klosterbarbier von Denkendorf bei Eßlingen in die Lehre; mancherlei niedrige Arbeit mußte er verrichten, aber ihn tröstete die Bekanntschaft von Probst und Alumnen, die er nun machen durfte; seine Wissenslust regte sich von Neuem, und während er im Umgang mit den Schülern sein bischen Latein wieder auffrischte, sah er zugleich dem Oberen des Klosters die Geheimnisse der Kräuterkunde ab. Der Lehre freigesprochen, wechselte er die Condition, ging nach Backnang, dann „sehr mittelmäßig mit Kleidern und Wäsche versehen" auf eine lange Wanderschaft, nahm wieder Dienst in Lindau und zuletzt in Nördlingen, wo er, immer beflissen, seine Bildung zu erweitern, Französisch sprechen und Fechten lernte. Er sollte beides brauchen können.

1745 im September durchzog das Frangipanische Husarenregiment Nördlingen. Es war eben von bayrischen in holländische Dienste übergegangen und strebte nun seinem neuen Bestimmungsorte in den Niederlanden zu; dort sollte es in jenem Cabinetskriege um Maria Theresia's Thron, welchen man den „Erbfolgekrieg" nennt, auf Seite der Oesterreicher gegen Frankreich kämpfen. Schiller's Wanderlust, von der üblichen Gesellenfahrt nicht erschöpft, regt sich leidenschaftlich; und schnell gefaßt, zieht er dem verlockenden Husarencorps aufs Gerathewohl nach und holt es bei Rosenberg noch glücklich ein. Er bietet seine Dienste als Feldscheer an, aber es findet sich keine Stelle frei; und der abenteuerlustige Jüngling hätte unverrichteter Dinge heimziehen müssen, wenn man nicht doch noch bereit gewesen wäre, ihn en suite aufzunehmen und nach Brüssel mitmarschiren zu lassen. Gern hat Schiller in der Folge an die Erlebnisse dieses Krieges zurückgedacht, als an eine Zeit, „wo er recht ins Leben aufgeweckt wurde".

1746 im Januar ward das Husarenregiment auf Eilmärschen ins Hennegau beordert. Für Schiller, der einen festen Platz noch immer nicht erobert hat, findet sich kein Pferd vor, und so geht er zu Fuß zehn Stunden in einer Nacht mit den Reitenden und wiederholt dies Kraftstück in der folgenden Nacht. In Charleroi, als er endlich nicht mehr weiter kann, läßt man ihn liegen. Er will nach Brüssel heimkehren, wird von den Franzosen aufgefangen und als Spion vors Gericht gestellt, dann nach Flandern als Gefangener geführt und bei Wasser und Brod so lange festgesetzt, bis er sich, nach dem Beispiel der andern Verhafteten, bequemt, beim Gegner Dienste zu nehmen. So ward Caspar Schiller französischer Soldat.

Seine deutsche Bravheit und Tüchtigkeit zwang auch dem Feinde Achtung ab; und bald wurde der als Spion Eingebrachte so zuverlässig erfunden, daß man ihm Geldgeschäfte und Verproviantirungen anvertraute, die ihn stundenweit aus dem Lager heraus ins freie Land führten. Bei solcher Gelegenheit verlor er abermals sein Regiment, ward abermals gefangen, jetzt von den Oesterreichern, und zu den Frangipanischen Husaren zurückgeschickt. Nun endlich erhielt er eine Anstellung als Feldscheer; aber sein „angeborener Hang zur immerwährenden Thätigkeit" trieb ihn bald wieder an, ganz wie ein activer Soldat auf „Unternehmungen" auszureiten und „Bravour" zu erweisen: manchen Ritt hat er nun gethan, Beute gewonnen und verloren, und sein Pferd, in einem harten Kampfe, ward ihm unter dem Leibe erschossen. Schlicht und bescheiden berichtet Schiller diese Vorgänge: denn „Verwundungen, wenn sie keinen Nachtheil im Gebrauch der Glieder verursachen", meint er, „sind nicht zu achten, viel weniger, sich damit groß zu machen. Wer austheilt, muß auch wieder einnehmen."

Unter mancherlei Fährlichkeiten zog sich der Krieg noch eine Weile hin. Der Feldscheer Schiller gewann das besondere Vertrauen seines Rittmeisters, wurde von ihm in der Equipirung unterstützt, deren Kosten er aber durch „Extra-Curen" getreulich wieder einzubringen wußte, und ging während der Winterquartiere mit seinem Gönner auf die Reise nach dem Haag, wobei er „viele schöne und große Städte" sah, im folgenden Jahre sogar bis nach London. Inzwischen war der Aachener Friede geschlossen worden; und Schiller, in dem die Sehnsucht nach dem Vaterlande erwacht war, nahm seinen Abschied: in zehn Tagen gelangte er auf eigenem Pferde von Borckel in den Niederlanden bis nach Marbach am Neckar und kehrte, am 14. März 1749, in dem Wirthshaus zum goldenen Löwen ein. Gleich beim Eintritt in das freundliche Städtchen, noch vor dem Thore, that diese Herberge sich dem Heimkehrenden auf; und manchen Tag noch sollte Schiller in ihr festgehalten werden.

Der Vielgewanderte fing an, sich nach Ruhe zu sehnen. Die nutzlosen Kreuz- und Querzüge dieses wunderlichen Erbfolgekrieges mochten ihn ermüdet haben; darum schien es ihm an der Zeit, sich in der Heimath niederzulassen, sein Gewerbe in Ruhe auszuüben und ein Hauswesen zu gründen. Schon hatte seine Schwester Christine in Neckarems eine „Heurath" mit der Tochter eines Handwerksgenossen, des „dortigen Chirurgi", für ihn ausersehen; und als diese nicht zu Stande kam, richtete er sein Begehren auf die Tochter seines Marbacher Wirthes hin, Elisabetha Dorothea Kodweiß. Eine freie Herzensneigung hat Caspar Schiller nicht in die Ehe geführt: mit ruhiger Ueberlegung schritt er vor den Altar, gleichwie er später, im Sinne seines Zeitalters, für Söhne und Töchter „Partieen", rein nach Verstandesrücksichten, zu stiften wünschte. Das Löwenwirthskind aber schien in jeder Hinsicht eine passende Partie: die Tochter und einzige Erbin eines wohlsituirten Bürgers, der als Bäcker, Wirth und Holzhändler das allgemeine Ansehen genoß. So schloß Schiller mit dem erst sechzehnjährigen blühenden Mädchen die Ehe, vier Monate nach seiner Ankunft in Marbach. Er brachte 200 Gulden baar Geld aus dem Kriege in das neue

Hauswesen, sowie einen „ungarischen Sattel mit völligem Zeug"; und Dorothea erhielt eine gute Ausstattung an Kleidern, Möbeln, Acker und Gartenland.

Das ruhigste Urtheil über die Frau, mit welcher Caspar Schiller nun in die Ehe trat, hat die Gattin Friedrich Schiller's, Charlotte, ausgesprochen in einem (bisher ungedruckten) Brief an Körner; ihr Bericht lautet folgendermaßen:

„Ueber die Mutter Schiller's sind ganz irrige Urtheile in der Welt. Sie werden aus des Vaters Leben sehen, daß sie keine gebildete Erziehung haben konnte. Es war eine kräftige tüchtige Frau, die viel Thätigkeit und Lebendigkeit hatte, groß und stark gebaut. Ein weiches Gefühl für die Schmerzen ihrer Nebenmenschen, und in späteren Zeiten war sie eher schwermüthig als heiter gestimmt. So weinte sie zum Beispiel, als sie ihren Sohn nach eilf Jahren wieder sah, schon in den ersten Tagen über die Trennung, die ihr wieder bevorstand. Der Vater war sehr heftig und unruhig, dadurch hat sie viel gelitten — auch daß ihr Sohn so weit von ihr war und die gewaltsamen Schritte, die ihn bewogen, Schwaben zu verlassen, haben sie unglücklich und weich gestimmt. Sie liebte nicht zu lesen, und wenn sie nicht sich über den Ruf ihres Sohnes gefreut hätte, so hätte sie niemals ein Buch in die Hand genommen.

Klopstock kannte sie nur aus den geistlichen Liedern, denn außer Erbauungsschriften kannte sie wohl wenige. Die Oekonomie war ihre Beschäftigung. Sie war für ihre Familie liebenswürdig, und Schiller hing an ihr mit reiner kindlicher Anhänglichkeit. Aber für fremde Menschen konnte sie selbst als Erscheinung nichts sein, weil sie gar keine Bildung nach außen hatte. Sie lebte nur für die Wirthschaft . . . ."

Auch wenn man in Anschlag bringt, daß Charlotte von Schiller, weil sie einem andern Lebenskreis zugehörte, aus dem Gefühl erhöhter geistiger Cultur heraus hier sprach, und einen Maßstab hinzubrachte und einen Accent, der durch die Sache nicht gegeben war, wird das Wesentliche in ihren Worten doch bestehen; denn sie beweist, unmittelbar vorher, die Unbefangenheit ihres Urtheils, wenn sie, in völlig verändertem Tone, von Schiller's Vater sagt: „Er war ein genialischer Mann und mir sehr merkwürdig, die Kraft seines Geistes hat ihn nicht verlassen bis ans Ende." Und übereinstimmend mit ihrem Urtheil bezeugt (in einem gleichfalls ungedruckten Schreiben) Schiller's Schwester Christophine, daß Dichtkunst nur von der religiösen Seite der Mutter nahe trat: die moralischen Poesien von Uz und Gellert habe sie gern gelesen, „überhaupt aber mehr Neigung für religiöse Gegenstände in der Poesie, als bloß die der Künste" gezeigt[1]).

Durch Mutter und Vater zugleich konnte also der Sohn den Zug zur Gläubigkeit empfangen, welcher seine Kindheit beherrschte; nur daß bei der Mutter die weicheren, sanfteren Vorstellungen überwogen haben mögen, in welcher das Gemüth dieser Frau sich zumeist bewegte. Eine lautere, herzliche Güte redet vernehmlich aus dem Bilde, welches uns von ihr erhalten ist, aus diesen sanften blauen Augen, dem freundlichen Zug um Mund und Lippen; der beschauliche,

---

[1]) Der Brief Charlottens ist im Besitz des Herrn Oberstlieutenant Dr. Jähns in Berlin, derjenige Christophinens im Schiller-Archiv des Herrn Baron Ludwig v. Gleichen-Rußwurm auf Schloß Greifenstein.

ein wenig verschleierte Blick erzählt von schwerem Erleben, aber noch ist die Anmuth der Erscheinung nicht entwichen, welche die Jungfrau schmückte, da Caspar Schiller sie in die Ehe führte. In der Gestalt wie im äußeren Wesen ist der Sohn ihr ähnlich gewesen: „Sie war ganz das Porträt ihres Sohnes," so berichtet Schiller's Freund Scharffenstein, „in Natur und Gesichtsbildung, nur daß das liebe Gesicht ganz weiblich mild war. Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt." Und ein anderer Freund, Andreas Streicher, sagt: „Diese edle Frau war groß, schlank und wohlgebaut; ihre Haare waren sehr blond, beinahe roth, die Augen etwas kränklich. Ihr Gesicht war von Wohlwollen, Sanftmuth und tiefer Empfindung belebt. Sie war eine vortreffliche Gattin und Mutter, die ihre Kinder auf das zärtlichste liebte." Streicher hätte noch hinzufügen können: eine vortreffliche Tochter; denn als ihre Eltern verarmten, hat sie ihnen treulich helfend zur Seite gestanden und aus dem sparsam zugeschnittenen Haushalt doch noch gewußt, gute Gaben ihnen mitzutheilen. Und ihre Güte blieb nicht stehen an der Grenze der Familie; „auf Kosten ihrer eigenen Bedürfnisse", so sagt Christophine, machte sie Andern Freude, und nie konnte sie sich im Geben genug thun: „sie hatte ein weiches, menschenfreundliches Herz, das gern jede Noth linderte." Friedrich Schiller ist der Erbe solcher Güte gewesen: und der Knabe verschenkt seine Schuhschnallen, seine Bücher, und nur allmälig, durch die Strenge des Vaters, wird der Begriff des Eigenthums ihm eingeprägt.

Kurz vor seiner Verheirathung hatte Caspar Schiller in dem nahen Ludwigsburg noch sein Examen als Chirurg abgelegt; und er übte nun, als ein Marbacher Bürger, die Wundarzneikunst durch drei Jahre. Aber noch einmal sollte er in das bewegte Leben der Zeit hinaustreten. 1753, zu Anfang des Jahres, stellte sich heraus, daß die Verhältnisse des Löwenwirths von Grund aus zerrüttet waren; anvertraute Werthe zu decken, raffte er sein ganzes Hab und Gut bis auf das Aeußerste zusammen und Schiller, der in seinen Ansprüchen und Hoffnungen für die Zukunft sich getäuscht sah, mußte fest zugreifen, um zu dem Seinigen zu kommen. Zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn, auch wohl zwischen den jungen Eheleuten kam es zu mancherlei Reibungen; und um „der Schande des Zerfalls eines so beträchtlich geschienenen Vermögens auszuweichen", trachtete Schiller von Marbach ganz hinweg zu kommen. Nun hätte er freilich versuchen können, an einem andern Orte sein Gewerbe weiterhin auszuüben — aber der „ungarische Sattel mit völligem Zeug" lockte, und die alte Thatenlust erwachte in dem eben dreißigjährigen Mann, der sich zu früh in die Ruhe der Kleinstadt begeben hatte; so suchte er von Neuem beim Heere, diesmal bei dem des Landesherrn, sein Heil. Wieder fand er, wie vor sieben Jahren, die Stelle eines Feldscheers nicht, welche er suchte; und kurz entschlossen, trat er nun als Fourier in den Dienst ein. Damit hatte er, halb ohne seinen Willen, „seinen Stand gar geändert und sich in militari engagirt"; und zu dem Chirurgenthum, dem er jetzt entsagte, sollte er nicht mehr zurückkehren. Die Gattin ließ er, in der sicheren Aussicht, sie von Zeit zu Zeit wiederzusehen, in Marbach bei ihren Eltern, mit denen er diese ganze Zeit über, um ihnen „einiges soulagement zu

machen", gemeinsamen Haushalt geführt hatte; er selbst aber zog unverdrossen in die Garnison und fing in seinem neuen Stande von unten wieder an.

Hatte der Feldscheer Schiller, noch als Junggeselle, dreißig Gulden monatliches Gehalt und zwei Ducaten Medicin-Geld erhalten, so fand sich nun, sechs Jahre später, der Fourier, welcher im Rang den Compagnieunterofficieren gleichstand, auf sechs Gulden den Monat reducirt; seine Tüchtigkeit und persönliche Zuverlässigkeit muß sich auch hier bewährt haben, denn 1757, im Sommer, rückte er zum Fähndrich und Adjutanten auf. Dies Avancement geschah, unmittelbar bevor sein Regiment in den Krieg auszog: der Herzog von Württemberg, von Subsidiengeldern verlockt, stellte dem französischen König ein Heer ins Feld, zum Kampfe gegen Friedrich den Zweiten. Die beiden Gegner aus dem Erbfolgekrieg, Oesterreich und Frankreich, waren jetzt Verbündete, und Schiller lief diesmal nicht Gefahr, wie Anno 1746, von jenem zu diesem und wiederum von diesem zu jenem übergehen zu müssen. Eine innere Theilnahme kann Schiller für diesen Krieg nicht empfunden haben, welcher zumeist in fremdem Solde geführt ward und zu dem die Truppen gewaltsam, mit allen Mitteln des Despotismus, zusammengebracht wurden; doch nahm er auch an den aufständischen Bewegungen nicht Theil, welche die Truppen in Stuttgart, dann bei der Einschiffung auf der Donau und in Linz versuchten, sondern that seine Pflicht mit treuer Hingabe allerorten, in Schlesien und Böhmen, in Hessen und Sachsen, und half, auch über die Vorschrift hinaus, die innere und äußere Disciplin der Truppe wahren. Nachdem er in der Schlacht bei Leuthen in dringende Lebensgefahr gerathen und in einem Moraft fast das Dasein eingebüßt hätte, zog er mit der geschlagenen Truppe „traurig" in die böhmischen Winterquartiere; und als eine bösartige Seuche hier ausbrach, vor welcher Schiller durch seine mäßige und verständige Lebensart sich glücklich bewahrte, griff der energische Mann herzhaft mit an, die Krankheit zu bekämpfen: „Denn da auch selbst die Regimentsfeldscheere theils gestorben, theils krank darnieder gelegen," so berichtet er „und also niemand beim Regiment gewesen, der den vielen Kranken hätte etwas verordnen können, so habe ich mich derjenigen in meinem Standquartiere angenommen und nach bestem Wissen und Gewissen Arzneien ausgegeben und dergleichen, als wobei ich leicht hätte angesteckt werden können." Und nicht genug an dieser, auf seinen früheren Stand zurückgehenden Hilfeleistung, nahm der Adjutant Schiller auch die Stelle eines „geistlichen Arztes", nach seinem eigenen Ausdruck, ein: er veranstaltete die Vorlesung von Gebeten, ließ geistliche Lieder singen und suchte so, gleichfalls nach bestem Wissen und Gewissen, die Gesundgebliebenen „in einiger Religionsverfassung zu erhalten".

Der Lohn so treuen Dienstes blieb nicht aus; und als neuernannter Lieutenant marschirte Schiller zum Frühjahr 1758 ins Vaterland zurück. Seine Frau hatte ihm, während er im Felde war, das erste Kind geboren, ein Mädchen, welches den Namen Christophine erhielt. Nicht lange konnte er Vaterfreuden genießen; zum zweiten Mal marschirten die Truppen aus, Lieutenant Schiller unter ihnen; sie kämpften an der Seite der Franzosen und kehrten dann abermals am Ende des Jahres 1758 nach Schwaben zurück. Eine freundliche Fügung brachte Schiller mit dem Stabe des Regiments nach Winnenden, einem

Orte unweit Marbach; und in der Wonne des Wiedersehens, von den Gefahren des Krieges wiederum errettet, umarmte er die getreue Gattin. Das neue Jahr 1759 ging mit Anwerbungen und Uebungen unruhig an; im August bezog man ein Lager bei Ludwigsburg und machte sich zum Auszug in die hessische Campagne bereit, am 28. October wurde abmarschirt. Kurze Zeit vorher besuchte Dorothea Schiller ihren Gatten noch in seinem Zelte; hier, unter dem Lärm der kriegerischen Vorbereitungen, überfielen sie die Vorzeichen der Entbindung, und sie kehrte nach Marbach heim; und während Lieutenant Schiller mit seinem Regiment an den Main zog, wurde ihm, nach zehnjähriger Ehe, zu Marbach am 10. November ein Sohn geboren; er ward am folgenden Tage getauft und erhielt die Namen Johann Christoph Friedrich Schiller. Die männlichen Taufzeugen waren: Oberst Christoph Friedrich von der Gabelenz, der Befehlshaber des Regiments, welchem Lieutenant Schiller angehörte, und Studiosus philosophiae Johann Friedrich Schiller, nach welchen Beiden der Pathe seine Namen trägt, sowie die Bürgermeister von Marbach und Vaihingen; „nachher hat sich dazu angegeben", wie Caspar Schiller berichtet: Oberst von Rieger, der spätere Kommandant des Hohenasperg und Kerkermeister Schubart's. Obgleich der Vater und mehrere der Taufzeugen abwesend waren, ward das Ereigniß doch mit allem Glanz gefeiert, und ein Theilnehmer berichtete: die Taufe von Schiller's Fritze sei so feierlich gewesen, wie eine Hochzeit.

Zwischen den hohen Militärs und den würdigen Amtspersonen, deren Theilnahme für die Respectabilität des Vaters von Neuem zeugt, macht eine wunderliche Figur der stud. phil. Schiller, ein „naher Vetter" des Lieutenants. Caspar Schiller war erst im Geburtsjahr seines Sohnes mit dem damals achtundzwanzigjährigen, noch immer „Studiosus" zubenannten Manne bekannt geworden und hatte sich schnell so nahe an ihn angeschlossen, daß er ihn zum Pathen seines Sohnes bat. Denn immer lebte in ihm, von keinem Lärm des Krieges noch den Sorgen um die Existenz der Seinen übertönt, der rastlose Drang nach Wissen; und eifrig ergriff er jetzt die nächste Gelegenheit, in dieser kurzen Ruhepause zwischen zwei Feldzügen, mit einem Studirten in geistige Verbindung zu kommen. Der Vetter Schiller, der eben frisch von Halle zurückgekehrt war, wo er Philosophie, Geschichte und Cameralia durcheinander getrieben, gab dem lernbegierigen Officier Anregung und Weisung, die auf fruchtbaren Boden fiel: durch seine „Aufmunterung und Briefwechsel", so bekennt Caspar Schiller, „bekam ich Lust, mich auch ein mehreres und soviel es ohne Anleitung und ohne Abbruch meiner Dienstgeschäfte geschehen konnte, auf die Litteratur zu legen". Und nicht ohne tiefere Absicht hat er gerade diesen Philosophiebeflissenen zum Pathen seines Sohnes gebeten, seines Sohnes, für welchen er von dem höchsten Wesen erflehte: daß es jenem „an Geistesstärke" und Bildung zulegen möchte, was ihm selbst, unter ungünstigeren Lebensumständen, zu erreichen nicht beschieden war. Auch Charlotte Schiller, die Gattin des Dichters, hat später dies bezeugt: „es war ein gelehrter Vetter in der Familie," sagte sie, „dieser war immer das Vorbild, nach dem die Eltern den Sohn zu bilden wünschten." [1])

[1]) Aus dem bisher ungedruckten Schreiben Charlottens an Körner im Besitz des Herrn Oberstlieutenant Dr. Jähns.

Ein seltsames Vorbild jedoch, dieser Herr stud. phil. Schiller. Eine Erscheinung ganz im Stile des achtzehnten Jahrhunderts: ein Stückchen Genie und ein Stückchen Schwindler; ein Beaumarchais nach deutscher Art, also ein Beaumarchais im Kleinen; ein Projectenmacher, der sich an seinen eigenen abenteuerlichen Plänen berauscht und zwischen dem Erreichbaren und dem Unerreichbaren zu unterscheiden nicht gewillt ist. Von hohen Herrschaften bald geduldet und bald verleugnet, führt er ein unruhiges, ungewisses Reiseleben und kommt bis in sein sechzigstes Jahr über die zweifelhafte Würde eines Studiosus nicht hinaus; er versucht sich in literarischen Arbeiten, als Uebersetzer aus dem Englischen, als diplomatischer Agent, und wenn der Anschein nicht täuscht, so hat der Pathe Schiller's, durch eine wunderlich ironische Fügung, auch einen jener Ankäufe von ostindischen Subsidientruppen vermitteln helfen, welche niemand ingrimmiger gebrandmarkt hat — als der Dichter von „Kabale und Liebe". Aus einer späteren Zeit des Studiosus, da er in London sein Heil suchte, stammt die ergötzliche Schilderung, welche Christian Gottfried Körner von ihm entworfen hat: „Seine Stube und Haushaltung hat das Eigenthümliche eines alten Junggesellen, der die meiste Zeit zu Hause ist, 11 Katzen, 1 Hund, 1 Haushälterin, die ihre Sachen zum Theil in seiner Stube hat." Wenn aber der Vetter Schiller einmal von sich behauptet: „Alles, was ich unterneme, wenn es gleich bisweilen allzukühn scheint, hat seinen Grund, muß honnet sein, und ich weiß, wie weit ich gehen kann," so möchte ihm darin, trotz mancher bedenklicher Lebenswendung einigermaßen zu glauben sein: Caspar Schiller in seiner lauteren Rechtschaffenheit würde die Verbindung mit diesem Irrwisch nicht aufrecht erhalten haben, hätte etwas wirklich Entscheidendes gegen ihn vorgelegen.

Abenteuerlich genug hören sie sich freilich an, die Pläne, die Studiosus Schiller seinem Herzog Carl vorlegte, und die von diesem mit der eigenhändigen Ueberschrift versehen: „Schillers Projecte", friedlich neben höchst sachlichen Staatsacten verwahrt wurden. Da macht sich der erfindungsreiche Mann anheischig, nachzuweisen, wie die Einkünfte Württembergs innerhalb von fünf Jahren um 8—10 Millionen Gulden zu vermehren seien, wie ein Heer von 36000—40000 Mann ohne die geringsten Kosten erhalten werden könne, und was denn dergleichen, an die John Law erinnernden Hexenkünste mehr sind. Auf deutsch und französisch, in Reim und Prosa legt er dem Herzog seine patriotischen Huldigungen submissest zu Füßen, und es ist sein kühner Traum: „à élever le Duché de Wirttemberg au rang des Royaumes les plus florissants et les plus illustres". Mit dem Maßstab eines realpolitischen Zeitalters darf man dergleichen Schwärmereien nicht unbedingt messen; das Edle und das Häßliche, Aufopferung und krasser Eigennutz grenzen hier leicht aneinander und, bei scharfer Erkenntniß dessen, was trennt, darf vor diesem seltsamen Staatsbeglücker doch von fern an jene typische Gestalt seines Täuflings und Schützlings erinnert werden: Marquis Posa. Zu welch' kühnem Phantasiestück erhebt sich nicht der Wirbelkopf, in der Aussicht auf Maßregeln nach seinem Sinne. „Der Ruhm der siegenden Könige," so prophezeit er, „welche Städte und Länder verheeret, Völker ausgesogen und bluttriefende Denkmale ihres Daseyns hinterlassen, wird vor der Unsterblichkeit eines Souverains verschwinden, welcher mitten im Kriege

seine Staaten mächtig geschützt, ohne sie auszusaugen, welcher Städte gebauet, wenn andere dergleichen verheeret, welcher Wittwen und Waisen versorgt, wenn andere dergleichen gemacht, welcher die vor jenem fliehende Musen aufgenommen und der Welt das Muster eines Originalgeistes, einer neuen Staatswissenschaft und einer neuen Gelersamkeit ertheilet hat."

Aber noch einen Schritt weiter dürfen wir gehen, um zwischen dem Pathen und seinem Schützling einen Zug geistiger Verwandtschaft aufzuweisen. Was den Studiosus Schiller am eifrigsten umtrieb, war ein gesteigertes Phantasieleben; seine Einbildungskraft, von Bedenken des Verstandes und vielleicht auch der Sittlichkeit nicht immer gezügelt, übersprang die Bedingungen der Wirklichkeit. Daß solcher Phantast dem Dichter im Innern verwandt ist, liegt zu Tage; aber mit Erstaunen beobachtet man, wie auch bei diesem die immer rege Phantasie gern auf Gebiete überspringt, welche ihr nicht zugehören. Nicht nur, daß kein Poet mit größerem Behagen und größerem Geist dichterische Pläne zu entwickeln gewußt hat als Schiller — auch an Plänen für das praktische Leben ist er überreich gewesen; immer von Neuem strömen Anschläge, gelehrte, buchhändlerische, finanzielle, aus seiner bewegten Einbildung hervor, und wollte man sie alle auf einen Haufen vereinigen, man könnte auch, wie Herzog Karl, eine stattliche Sammlung überschreiben: „Schiller's Projecte". Der Briefwechsel des Dichters mit J. F. Cotta ist voll von solchen Vorschlägen, welche vor der nüchternen Erwägung des Verlegers schnell zerfallen müssen, so oft sie auch, nach dessen Urtheil, „Großes und Originelles" enthalten; und nichts liebt Schiller in Stunden der Muße mehr, als dieses spielende Gewährenlassen, dieses rechnende Schweifen ins blaue Reich der Möglichkeiten: so scharf er alle theatralischen Wirkungen vor seinen „Demetrius-Plänen" zu calculiren weiß, so frei auch berechnet er etwa, in gelegentlichen Aufzeichnungen seines Kalenders, die zu Billionen und Trillionen anschwellenden Summen, welche die Verdoppelung oder Potenzirung der vierundsechzig Schachbrettfelder ergibt.

Ein Blick auf Schiller's Vater zeigt uns Beides: sowohl den Familienzug des gesteigerten Phantasielebens, der ihn mit dem Studiosus in Sympathie verbunden haben mag, als das an der Grenze des Realen Halt machende, gesunde Welturtheil, von dem ein gutes Theil dem Sohne doch vererbt worden. Wie absonderlich aber auch des Lieutenants Thun und Treiben einem nur von außen zuschauenden Beobachter erscheinen konnte, zeigt ein Urtheil, welches uns über ihn aufbewahrt ist: einen „im Grunde abenteuerlichen, schiefen, meist über seltsamen Gedanken und Entwürfen brütenden Kopf" nennt dieses ihn, gewiß einseitig. Denn immer hielt die Besonnenheit und der strenge Verstand des Mannes seine Einbildungskraft in Schranken; und ein ganzer Erfolg belohnte, nach manchem eifrigen Mühen, sein rastlos geistiges Streben auf das Schönste.

In den Frieden endlich, zu Neujahr 1761, zurückgekehrt, gab er sich nicht der Ruhe des Garnisonlebens hin; er that unverdrossen seinen militärischen Dienst, rückte auch bald zum Hauptmann und später zum Compagnieführer auf, aber er suchte, darüber hinaus, seinem „angeborenen Hang zur immerwährenden Thätigkeit" ein reicheres Genügen und, angeregt von dem Literatenthum des Studiosus, „unterstund" er sich ein weitausschauendes Werk zu beginnen: „Oeko-

nomische Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes", ein Werk, das jedoch über den ersten Band nicht hinauskam — gerade wie so manche zu groß angelegte Projecte des Sohnes, wissenschaftliche und dichterische Arbeiten, in ersten Theilen stecken blieben. Wie nahe die Absichten des Hauptmanns Schiller mit den Tendenzen des Studiosus sich berührten, sieht man hier deutlich; aber freilich eignete Jenem die unvergleichlich reichere Beobachtung, die sichere Fundirung und das nüchterne Abwägen des Erfüllbaren und des Unerfüllbaren. Das Buch, berichtet Caspar Schiller, wurde „als eine sonderbare Erscheinung von einem Officier und auch der leidlichen Schreibart wegen gut aufgenommen"; 1767 auf 68 erschien es, und Friedrich Schiller, der damals im neunten Jahre war, konnte hier zum ersten Male gewahr werden, wie ein Buch entsteht. Der Verleger hieß: Christoph Friedrich Cotta.

Nach einer klaren Eintheilung, in gutem, correctem Deutsch legt der Verfasser seine „Betrachtungen über landwirthschaftliche Dinge" vor: er handelt vom Ackerbau und Weinbau, von der Viehzucht, Baumzucht und den ländlichen Gewerben, und berührt, über die zahlreichen Einzelfragen hinaus, gern auch die allgemeinen Dinge, die bewegenden Gesichtspunkte seines literarischen Bemühens. Ein gesunder Patriotismus spricht sich hier aus, den es lebhaft antreibt, der Gesammtheit seines Volkes sich zum Dienste zu stellen, und den die allgemeine Wohlfahrt der Gesellschaft „weit beträchtlicher" dünkt, als die Glückseligkeit eines einzelnen Privatmenschen: darum sind wir verbunden, Alle ohne Ausnahme, meint Schiller, ebenso stark an der Beförderung des allgemeinen als unseres besonderen Wohlstandes zu arbeiten. So sprach der Vater; der Sohn aber sang in dithyrambischer Begeisterung: „Seid umschlungen, Millionen."

Aber noch ein Anderes treibt ihn an, zum allgemeinen Besten zu helfen: der Ehrgeiz oder, wie er es nennt, „eine edle Ruhm-Begierde". Ein rühmliches Denkmal seines Daseins wünscht er den Nachkommen zu hinterlassen, welches Dank und Hochachtung für den Fleiß ihrer Voreltern, und den Wunsch, es ihnen gleichzuthun, erwecken solle: und auch diesen ehrgeizigen Trieb hat der Hauptmann auf den Dichter vererbt, welcher sprach:

Von des Lebens Gütern allen,
Ist der Ruhm das höchste doch,
Wenn der Leib im Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Mit nimmermüder Beharrlichkeit, mit der gewissenhaftesten und eindringendsten Beobachtung strebt Caspar Schiller seinem Ziele zu. Er weiß, anders als der Vetter Studiosus, auf das Beste seine Vorschläge zu begründen: denn „wenn man in irgend einer Sache etwas verbessern will", bemerkt er trocken, „so muß man solche vorhero recht kennen". Und an redlicher Mühe solcher Erkenntniß hatte er es, von früh an, nicht fehlen lassen; frei von aller Sprunghaftigkeit des Autodidaktenthums, hatte er die äußere und innere Welt mit scharfem Blick beobachtet und seine Meinung war: daß ein jeder vernünftige Mensch verbunden sei, auf Alles, was außer ihm und um ihn herum vorgeht, Achtung zu geben und Nutzen daraus zu ziehen. „Ich habe mich dahero öfters gewundert," sagte er in seiner Betrachtung des Weinbaus, „daß es Menschen geben kann, die nicht

einmal wissen, wie das liebe Brod bereitet wird. So unwissend wollte ich meines Theils nicht sein, und da ich lieber Wein als Wasser trinke, so erkundigte ich mich bei allen Gelegenheiten um den Weinbau." Bei allen Gelegenheiten: so durfte derjenige in der That sagen, der auf seinen unruhigen Kriegsfahrten nirgend versäumt hatte, zu sehen, zu beobachten und zu lernen. Wie man Torf bereitet und Kohlen gewinnt, studirte er in den Niederlanden; die Baumzucht beobachtete er in der hessischen Campagne und erforschte die Bedingungen des Weinbaus und des Holzhandels im Remsthal, am Main und wohin ihn sonst das Schicksal noch führte. Hatte er dann die Masse des Gefundenen auf einen Haufen getragen, so ordnete er sie mit klarem Sinn, zog Schlüsse und gewann Resultate: „immer," so sagte er, „studire ich auf neue Vortheile, und wenn ich dann glaube, etwas schickliches ausgedacht zu haben, so kommt es mir beinahe so lustig für, als wenn der Mathematiker einen Lehrsatz gefunden, oder der Poet die wohlgerathenen Verse noch ganz warm seiner Phyllis vorlieset."

Mit bescheidener Sicherheit trägt Schiller die Fülle seiner Beobachtungen vor, und gern erklärt er „wohlgemeinte Erinnerungen" und Einwände gegen sein Werk entgegennehmen zu wollen: nur eine eitle Tadelsucht werde er unbedingt nicht gelten lassen, — „als in welchem Falle er deren Urheber gleichbalden die Fehde ankündigen müßte." Der streitbare Mann ist zu solcher Unternehmung indessen, soviel wie wir wissen, nicht genöthigt worden: erst den Erben seiner Thatenlust trieb es an, literarische Fehden zu führen und über die deutsche Literatur das grimme Strafgericht der Xenien abzuhalten. Vielmehr ist dem Hauptmann beschieden gewesen, seine Ideen in die Praxis zu überführen und durch das reichste Resultat im Großen bestätigt zu sehen, was er über den Werth der Baumcultur „zum Nuzen und Vergnügen des Publici" gedacht und im Kleinen erprobt hatte: durch zwanzig Jahre, von 1775 bis zu seinem Tode, wirkte er, dem Rufe seines Herzogs folgend, als Vorgesetzter der großen Baumschule auf der Solitüde, und er brachte sie aus geringen Anfängen zu einer weithin anerkannten Blüthe. Caspar Schiller ist es gewesen, der seinem Vaterlande die Vortheile der Baumcultur zuerst zugeführt hat; seiner zähen Beharrlichkeit erst gelang, was die vor ihm Wirkenden auf der Solitüde verfehlt hatten, und viele Tausende und aber Tausende triebkräftiger Hölzer sind unter seiner Pflege gediehen, dem Lande zum Nutzen.

Die angestrengte praktische Thätigkeit aber, welche Schiller nun entfaltete, füllte seinen rastlosen Geist doch nicht ganz aus. Seine innere Fortbildung stand niemals stille; er hielt fest an der Neigung, sich literarisch zu beschäftigen, und seine Bildung setzte die Besucher in Erstaunen: „Der alte Hauptmann," schreibt der Bibliothekar Reinwald nach Hause, „ist zugleich ein Gelehrter". Die Summe seiner Erfahrungen legte er in einer Schrift über die „Baumzucht im Großen" dar und blieb auch hier um „leidliche Schreibart" eifrig bemüht: er bat seinen Sohn, der nun schon der berühmte Schriftsteller war, zu untersuchen, ob nicht Fehler gegen die „Schlußart", überflüssige Declamationen oder Wiederholungen darin seien, und ob etwa eine Sache noch könne besser gesagt werden. Der peinliche Fleiß, mit dem dieses Werk zusammengestellt worden, ist bewunderungswürdig, und man begreift, wenn man in dem uns bewahrten Original, mit

seinen sauberen Abbildungen zahlloser Obstsorten, blättert, wie der Verfasser dieser Schrift aus dem Innersten seines Gemüths die Sentenz hervorgeholt hat: „Beharrlichkeit kann endlich noch die pontinischen Sümpfe austrocknen!" So hat in der That er „durch alle ersinnliche Mühe" es dahin gebracht, die Anlagen auf der Solitüde zur höchsten Blüthe zu bringen, „obgleich ihr Grund und Boden anfangs nur an wenigen Stellen schicklich, an den meisten aber felsicht erfunden wurde." Auch einen ästhetischen Gesichtspunkt macht der Vater Friedrich Schiller's geltend, neben dem praktischen: „die Erde," sagt er, „soll nicht nur zum Nutzen der Menschen gebraucht, sie soll auch verschönert werden"; und abermals stellt er es als ein erstrebenswerthes Ziel auf: ein Denkmal zu hinterlassen, welches den Kommenden von dem rühmlichen Dasein seiner Stifter zeugen kann.

Aber noch andere Aufzeichnungen besitzen wir vom Hauptmann Schiller, welche uns in das Wesen des Mannes tief hineinblicken lassen: seine Gebete.

Caspar Schiller war ein frommer Mann. In der kleinen Bücherei des Marbacher Chirurgen selbst hatten das „würtembergisch Gesangbüchle" und ein „Erkenntnuß sein selbst" ihren Platz erhalten. In den Fährnissen des siebenjährigen Krieges dann hatte der eifrige junge Officier helfen können, Gottesdienst abzuhalten; und so hatte auf allen seinen Weltfahrten, in allen Wendungen seines Geschicks eine herzliche Religiosität ihn geleitet und gestützt. Wie er aber eine stark subjective Natur war, mit eigenen Bedürfnissen, eigenen seelischen Ansprüchen, so hatte er, über die vorhandenen Formen hinaus, seinem religiösen Empfinden ein Genügen gesucht: er verfaßte eine Anzahl von Gebeten in Prosa und Vers und trug sie zum Zwecke der Hausandacht in sein gedrucktes Gebetbuch, das „Morgen- und Abendopfer eines Christen", mit ein. Eine aufrichtige, ernst strebende Frömmigkeit spricht aus ihnen, die auf dem Boden des Ueberlieferten sicher stehen bleibt, von aufklärerischer Nüchternheit entfernt ist und auch nur leise mit dem Pietismus Fühlung sucht. Ihre Demuth kommt dieser reinen Gläubigkeit von Herzen; und immer von Neuem empfindet sie, daß ohne Gott sie nichts ist, weder diesseits noch jenseits. Von der Menge der Heuchler sondert sie sich bewußt ab, zu lauterem Dienst ihres Herrn; und der unwürdigen Christen nicht achtend, noch der Unzulänglichkeit der geistlichen Lehrer, sucht sie bescheiden ihren eigenen Weg zum Höchsten. Der fromme Beter dankt seinem Gotte, daß er ihn über seine Herkunft und Erziehung hinaus, und über Viele seines Gleichen gehoben habe; er bekundet auch hier den Wunsch, ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein; aber am innigsten erfleht er vom Himmel diese beiden Gaben sich: Redlichkeit und Verstand. In klarer, gut geordneter Rede, nirgends stammelnd und verworren, spricht Schiller sein Gebet; er baut es verständig auf, weiß es logisch abzurunden und zu steigern und durch Antithesen und Vergleiche am rechten Ort zu schmücken. Es hat einen Anflug von Eigenart, wenn er etwa sagt, daß Welt und Himmel sich nicht reimen, oder wenn er, im Anschluß freilich an biblische Schilderung, den Himmel voll tausendmal tausend Engeln in kräftiger Anschauung ausmalt. Die Menschenkinder stellt er sich vor, wie sie unter dem Schatten von Gottes Flügel lagern; und die Sünden sind ihm die Nebel, welche die Seele umziehen und ihr den Herrn verbergen, bis daß die Sonne seiner Gnade sie zerstreut. Auch wo der Betende hier nur ge-

läufige Anschauungen reproducirt, ist es nicht bedeutungslos, daß der Vater Schiller's in solchen Vorstellungen gelebt und mit Leichtigkeit in ihnen sich bewegt hat; und, wie häufig in der Geschichte der deutschen Literatur, scheint auch hier Religion den Boden zuerst gelockert zu haben, auf dem Poesie dann erwachsen konnte. Caspar Schiller selbst, in frommer Stunde, ist dazu angetrieben worden, auch in gebundener Rede zu seinem Herrn zu sprechen: rein verstandesmäßig, in steifen, correcten Alexandrinern noch, und mit manchen wunderlichen Wendungen, aber doch nicht ohne Kraft und bescheidene Eigenart. Der Anfang dieses Schiller'schen Gebetes lautet so:

Treuer Wächter Israels, Dir sei Preis und Dank und Ehre,
Laut anbetend lob' ich Dich, daß es Erd' und Himmel höre.
Engel, Menschen, Thiere, Pflanzen, alle loben Gott den Herrn;
Heilig, heilig, heilig ist Er! Dies erschalle nah und fern.

Eben aus dieser Gläubigkeit ist dem Hauptmann ein Zug zu ethischer Anschauung erwachsen, den er auch in das Leben des Tages überall mit hineinträgt. Weil die Religion, wie er sagt, „doch allemal das Stichblatt ist", läßt er sie nicht nur alle seine Handlungen bestimmen, er macht sie auch, wollend und unfreiwillig, zum Maßstab seines Urtheils; und er redet seinen Kindern, dem Sohne zumal, als ihn ein hohes Streben in die Ungewißheit des Exils hinauswirft, recht väterlich brav und streng mit sittlichem Bedenken ins Gewissen. Wenn es ein Grundsatz von Goethe's Mutter war: „Niemanden zu bemoralisiren", so hat Schiller's Vater für eine moralische Betrachtung der Dinge die entschiedenste Vorliebe; und vielleicht läßt sich, von diesem Gegensatz aus, ein tiefgründender Unterschied zwischen der Poesie Goethe's und Schiller's begreifen.

Zwei Porträts haben sich erhalten, welche auch das äußere Wesen Caspar Schiller's uns lebhaft vor Augen stellen. Das eine zeigt den jugendkräftigen Lieutenant, wie er in den siebenjährigen Krieg munter hinausgezogen ist: das Bild eines schneidigen forschen Soldaten. Aus klugen blauen Augen guckt er in die Welt hinein; Thatenfreude und Unternehmungslust spricht aus jedem Zuge des geistreichen Gesichts, aus dem zierlichen Munde wie dem entschlossenen Kinn. Das andere Porträt stellt den siebzigjährigen Mann dar, noch in heiterer Frische; dem Glanze der Augen haben die Sorgen des Lebens nichts anhaben können, sie blicken gescheidt und fest, „furchtlos", wie ein Zeitgenosse gesagt hat; die Stirn ist frei und schön gewölbt, der untere Theil des ehrlichen Gesichts ladet kräftig aus und zeigt ein sicheres Beruhen an: das Ganze in seiner Vereinigung von Derbheit und Gescheidtheit, von Gesundheit und gutem Lebensmuth eine echt schwäbische Erscheinung. Aus dieser Miene redet das Nämliche, was den bunten Lauf von Caspar Schiller's arbeitsreichem Leben gelenkt hat: Willenskraft. Aus einem „niedrigen und dürftigen Stande" hat er sich erhoben, ohne andere Hilfe als die der eigenen Seele. Das rechte Gegentheil einer problematischen Natur, ist es seine besondere Gabe: jeder Lage genug zu thun. Barbier und Fourier, Arzt und Officier, Theoretiker und Praktiker — überall steht er seinen Mann, überall bewährt er eine bewundernswürdige Fähigkeit der geistigen Auffassung. Sein großer Sohn ist auch hierin, hierin vor Allem, sein Erbe gewesen, er, der immer neu sich das Ziel steckte, nie bei dem Erreichten beschaulich verweilend, vorwärts eilend von Aufgabe zu Aufgabe, in stürmischem Eifer.

Friedrich Schiller selbst, in einem Brief an seinen Freund Körner, hat dies ewige Streben seiner Natur mit dem Wesen der Kunst unmittelbar gleichgesetzt. „Wenn man die Kunst," sagt er, „als etwas, das immer wird und nie ist, betrachtet, so kann man gegen jedes Product gerecht sein, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Charakter der Deutschen, daß ihnen Alles gleich fest wird, und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hinein bannen müssen. Deswegen gereichen ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei, da doch die Kunst über allen Werken ist. Es gibt freilich in der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritt ihr Heil finden kann."

Keinen besseren Wahlspruch als diesen kann sich erlesen, wer das Leben und Dichten Friedrich Schiller's darzustellen unternimmt.

Stein und Gruner in Oesterreich.

Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Befreiungskriege

von

August Fournier.

II.

Stein hatte in Prag die Wandlung der preußischen Politik, von dem heroischen Aufraffen im Sommer 1811 bis zur Demüthigung vor dem Feinde, mit immer wachsender Erregung verfolgt. Im Juli war Arnim bei ihm erschienen und hatte von den Hoffnungen gesprochen, welche die Gutgesinnten in Preußen auf ihn bauten. Stein verhehlte nicht, daß ihm die Sache verfrüht erschien, erklärte sich aber zu Allem bereit[1]). Hardenberg war „aus der Wolke herausgetreten" und hatte Arnim einen Brief an den Verbannten mitgegeben. Dieser beantwortete das ihm dargebrachte Vertrauen mit Denkschriften über einen deutschen Insurrectionskrieg nach dem Beispiele der Vendée, Tirols und Spaniens aus dem August und September. Aber dann vergingen Wochen, ohne daß er nähere Mittheilung erhielt. War man wieder anderen Sinnes geworden? Im Herbste soll Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, durch Prag gekommen sein und Stein gegenüber Andeutungen über eine neue Wendung der Dinge gemacht haben[2]). Kurz vor Ende des Jahres traf dann der Brief eines Freundes ein, welcher gleichfalls Aehnliches vermuthen ließ. „Ich fürchte, das Schiff kommt ins Schlepptau, statt Segel und Steuer zu erneuern, und zerschellt am ersten besten Felsenriff," hieß es darin[3]). Gewißheit war das natürlich nicht. „Ich habe über diesen Gegenstand keine Angabe," schreibt der Freiherr am 26. Januar 1812 an die Gräfin Lanckoronska, „nicht einmal um die geringste Vermuthung zu wagen; aber meine Einbildung stellt mir eine Zukunft vor, die noch trostloser ist als der jetzige Augenblick"[4]). Um die Trauer seiner Stimmung zu vervollständigen, starben jetzt zwei Männer, die er hochgeschätzt und liebgewonnen hatte: Graf Friedrich Stadion in Prag und Arnim in Berlin, zwei kühne

[1]) Stein's Selbstbiographie bei Pertz VI, 2, 174.

[2]) Siehe den Polizeibericht am Schlusse.

[3]) 22. Dezember 1811 Intercept. Archiv des Ministeriums des Innern.

[4]) Pertz, III, 27.

Gegner des gemeinsamen Feindes. Schien es doch, als ob der Unersättliche Alles besiegen, als ob Alles ihm weichen wollte. Endlich kam bestimmtere Nachricht aus Preußens Hauptstadt. Mitte März brachte der Adjutant des Kurprinzen von Hessen, Baron Dalwigk, Briefe von der Prinzessin Louise, von Graf Goetzen, dem Flügeladjutanten des Königs, und von Baron Brockhausen; er berichtete vom Beitritt Preußens zum französischen Systeme, erzählte vom Rücktritt Scharnhorst's und daß mit ihm dreihundert Officiere ihren Abschied begehrt hätten[1]). Zu voller Aufklärung indes gelangte Stein erst durch den verabschiedeten Staatsrath Gruner, der Mitte April mit einem Briefe Gneisenau's in Prag eintraf und den richtigen Hergang der Dinge erzählte. Stein war tief erschüttert. Daß der Nothbund mit Frankreich wirklich der richtige Weg war, und vielleicht der einzige, den Preußen einschlagen konnte, ist heute von der Geschichtschreibung ziemlich allgemein anerkannt, war aber dazumal, als man die Katastrophe, welche die Große Armee in Rußland treffen sollte, nicht ahnte, keineswegs die Meinung der Patrioten. Mit ihnen beklagte auch Stein den Entschluß des Königs und die ganze unselige Gestaltung der Verhältnisse. Ihm schien es wahrscheinlich, daß Rußland nach den ersten Niederlagen Frieden mit Frankreich schließen würde, und zwar einen Frieden, der nicht mehr, wie jener von 1807, Preußens staatliche Existenz sicherte, sondern dieselbe zum Opfer brachte. Ja, wenn man auf den Czaren Einfluß gewinnen, ihn beim Widerstande bis zum Aeußersten festhalten könnte! Dieser Gedanke beschäftigte Stein nunmehr unausgesetzt. „Vielleicht könnte ich" — schreibt er endlich am 19. April 1812 an den Grafen Münster — „durch Rath und Einfluß die gute Sache befördern, wenn ich mich unter dem Schutz der bey dem Ausbruch des Krieges abgesandt werdenden englischen Gesandtschaft im Hauptquartier aufhielte. Der Kaiser Alexander bewies mir sein Zutrauen, indem er mir 1807 seine Dienste anbot; ich stehe mit vielen Personen in Verbindung; ich verlange nichts als Reisekosten, Diäten und die nöthigen

---

[1]) In einem Rapport des Prager Stadthauptmanns Mertens an den Oberstburggrafen, vom 13. März 1812, heißt es: „Baron v. Dalwigk hat über die neuesten Verhältnisse zwischen Frankreich und Preußen bestimmte Nachrichten mitgebracht, die sowohl für den H. Kurfürsten von Hessen als auch für den ehemaligen Minister v. Stein ebenso überraschend gewesen seyn sollen, als sie bei Beiden einen sehr großen Eindruck gemacht haben. Am 7. d. M., als am Tage wo Baron v. Dalwigk von Berlin abreiste, fingen die Unterhandlungen zwischen dem französischen Gesandten und dem preußischen Staatskanzler an, um einen förmlichen Traktat abzuschließen, welcher den Beitritt Preußens zum französischen Systeme und die übrigen beiderseitigen Bestimmungen reguliren soll. Schon früher, als nemlich der König von Preußen auf Hardenbergs Einrathen seine Gesinnungen für Frankreich zu erkennen gab, in dessen Folge die ausständigen Kontribuzionen erlaßen wurden, nahm General Scharnhorst, welcher die Reorganisazion der preußischen Armee zu Stande gebracht hatte und der geschickteste im preußischen Generalstabe seyn soll, seinen Abschied, und mit ihm gegen 300 Offiziere von allen Graden, meist sehr brave, talentvolle Männer, die jederzeit ihre Abneigung gegen Frankreich laut zu erkennen gaben. Sowohl General Scharnhorst als die zugleich mit ihm ausgetretenen Officiere dürften nach den Aeußerungen Dalwigk's rußische Kriegsdienste nehmen, welches der schon früher in Ruhestand versetzte General v. Blücher bereits gethan haben soll." (Archiv des Ministeriums des Innern). Der Bericht strotzt von Unrichtigkeiten. Daß es z. B. nicht entfernt 300 Offiziere waren, hat M. Lehmann in seinem Buche „Knesebeck und Schön" scharfsinnig nachgewiesen. Immerhin aber ist es interessant, daß bereits ein so frühes Zeugniß von den „Dreihundert" spricht.

Pässe; ist der Krieg zu Ende, so kehre ich wieder hierher zurück. Möge er einen glücklichen Erfolg haben, oder ich mein Ende darin finden!“[1])

Lange bevor eine Antwort auf diesen Brief aus London eintreffen konnte, war der Czar bereits aus eigener Entschließung dem Wunsche Stein's entgegengekommen. Am 19. Mai wurde demselben ein kaiserliches Schreiben vom 27. März 1812 überbracht, welches ihn mit schmeichelhaften Worten in den russischen Staatsdienst berief und als einen „Freund der Menschlichkeit und der freisinnigen Ideen“ für den Kampf gegen die völlige Unterjochung Europas warb. Der Freiherr schwankte keinen Augenblick. Er nahm das Anerbieten an. „Wundern Sie sich nicht,“ äußerte er gegen einen Bekannten, „daß ich auf gut Glück wie ein junger Mensch eine neue ungewisse Bahn antrete! Wer sein Vaterland verloren hat, der ist nothwendig ein Abenteurer. Ich habe keine Wahl. Ich muß Freiheit und Vaterland am Ende der Welt suchen.“ Welches persönliche Opfer er damit brachte, ist wohl noch kaum genügend gewürdigt worden. Er mußte sich von Weib und Kindern trennen, mit denen er die letzten Jahre in herzlicher Enge verlebt hatte, unsicher, ob und wann er sie je wieder sah. Seine Gattin unterrichtete er erst am Tage seiner Abreise von seinem Plane, „die darüber sehr bestürzt und nur durch anhaltende Vorstellungen ihres Gatten zur Fassung gebracht wurde,“ wie ein Polizeirapport meldet. Den Kindern wurde die Sache verheimlicht. Mit welcher Trauer mag er von ihnen gegangen sein, deren Zukunft ihm unablässig im Sinne lag. Die österreichischen Behörden wollten sogar wissen, daß er ihrer Versorgung wegen an eine Trennung seiner Ehe gedacht habe; doch ist die Nachricht gänzlich unverbürgt[2]). Am 27. Mai verließ er Prag und reiste über Galizien nach Wilna.

So war Stein aus Oesterreich geschieden. Die Behörden des Kaiserstaates hatten ihn stets als den Führer der antifranzösischen Partei Deutschlands angesehen und ihn um so aufmerksamer beobachtet, je mehr die Politik Preußens im Jahre 1811 in die Bahn des nationalen Widerstandes einzulenken schien und je mehr diejenige Oesterreichs sich mit dem Systeme Napoleon's befreundete. Schon im März dieses Jahres hatte der österreichische Gesandte, Baron Wessenberg in Berlin, Stein als das Haupt des Tugendbundes bezeichnet, Metternich dies geglaubt und seinerseits dem Kaiser Franz dasselbe versichert, dessen Abneigung gegen Alles, was Geheimbund hieß, längst auf den höchsten Grad gediehen war. Es war in Wien ausgemacht, daß der Freiherr in Gemeinschaft mit seinen preußischen Freunden und den Mitgliedern des Tugendvereins den König Friedrich

---

[1]) Pertz, III, 50.

[2]) In einem Rapport des Stadthauptmannes Mertens vom 9. October 1812 heißt es in Betreff der Frau von Stein: „Seit Anfangs August l. J. hat dieselbe von ihrem Gatten keinen Brief erhalten. In diesem letzten Schreiben soll er, nach vertraulichen Mittheilungen, die man durch die im Hause geknüpften Verbindungen erhalten hat, sich erklärt haben, daß das zwischen beiden Gatten bestehende Ehebündniß aufgelöst werde. Die Absicht dieses Schrittes soll darin bestehen, um die freiherrl. Steinschen Besitzungen in Westfalen sowohl als in dem Herzogthum Warschau für seine Kinder zu erhalten, da wohl keine Hoffnung mehr vorhanden ist, daß er in seiner gegenwärtigen Lage als russischer Minister und bei dem Mißgeschick, welches die russischen Waffen erleiden, selbst wieder zu einer freien Schaltung mit seinen Gütern gelangen könnte.“

Wilhelm für das russische Bündniß zu bestimmen suche[1]). Deshalb ergingen seit dem Sommer wiederholt Befehle nach Prag, das Resultat der polizeilichen Beobachtung des wichtigen Fremden ausführlich mitzutheilen. Ein solcher Rapport des Stadthauptmanns Mertens an den Landespräsidenten Grafen Kolowrat aus dem März 1812 ist von besonderem Interesse. Derselbe wurde an den Polizeiminister Hager gesendet und von diesem dem Kaiser vorgelegt. Er enthält neben einzelnen Unrichtigkeiten manches wahre und bisher unbekannte Detail über die äußeren Lebensumstände Stein's während seines Prager Exils und verdient in seinem vollen Umfange veröffentlicht zu werden. Er lautet:

Eure Excellenz!

Der vormalige Minister Baron von Stein hat gleich im Anfange seiner Hieherkunft von Brünn die Aufmerksamkeit der Stadthauptmannschaft auf sich gerichtet, weil man in ihm den Mann erkannte, der, nach seiner vorausgegangenen Bedeutendheit, einst wieder bey günstigeren Zeitumständen aus seinem zurückgezogenen Privatleben hervorgerufen werden dürfte. Man war daher bemüht, so bald als möglich in unmittelbare Berührung mit ihm selbst zu kommen, um dadurch am Verläßlichsten seine Verhältniße und Verbindungen zu erfahren. Allein die so seltene Zurückgezogenheit dieses Mannes, der vorher längere Zeit einen großen Einfluß auf das, von Friedrich dem 2ten bis zum Tilsiter Frieden als verschlagen bekannte Berliner Kabinet gehabt hatte, nun aber durch des Krieges Mißgeschick seine vorige Zelebrität und alle politische Einwirkung verloren hatte, bot hierin die größten Schwierigkeiten, die zu überwinden eine längere Zeit erfordert wurde. Seit der Abschaffung des bekannten Chevalier von Horn[2]) wuchsen diese Schwierigkeiten noch mehr, weil seit diesem Zeitpunkte Baron von Stein sich noch mehr zurückzog und seinen, bloß auf einige Kavaliere des Landes beschränkten Umgang noch mehr einschränkte, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er besorgen zu können glaubte, daß sein erweiterter Umgang der Regierung Aufmerksamkeit erwecken, ihm selbst aber nicht ganz angenehme Winke verschaffen könnte. Ehe es noch möglich war, unmittelbare Berührungen mit dem Exminister von Stein zu bewirken, mußte man erst Verbindungen in dem Hause des k. k. Generalfeldzeugmeisters Fürsten von Reuß-Greiz, des k. k. Generals Grafen von Wallmoden, des Herrn Franz Grafen von Sternberg, und des k. k. Majors Friedrich Freyherrn von Schmidtburg einleiten, um dadurch Zutritt in das Steinische Haus zu erhalten. Indeßen leisteten auch die schon früher im Hause des Herrn Kurfürsten von Heßen eingeleiteten Verbindungen einen besonderen Vorschub, diesen Zweck zu erreichen; denn vorzüglich durch diese Letzteren wurde es möglich, den Steinischen Sekretär Gallenberg zu gewinnen, und durch diesen den ehemaligen Minister selbst kennen zu lernen und Zutritt zu ihm zu erhalten.

Das Resultat der auf diesen Wegen gemachten Erhebungen wird in Gemäßheit der hohen Weisungen vom 6ten September v. J. Zahl 8160, dann 5ten März l. J. Zahl 2005 Eurer Excellenz ehrerbietigst zur hohen Kenntniß vorgelegt.

Ungefähr bis zu dem Monate September v. J. war der Umgang des Herrn von Stein mit einigen Kavalieren des Landes, nemlich: dem Herrn Franz Grafen von Sternberg, Joseph Grafen

---

[1]) Die Ansicht des Wiener Kabinets ist in einem späteren Vortrage des Polizeiministers Baron Hager an den Kaiser, vom 7. September 1812, wiedergegeben: „Der in Prag lebende preußische Ex-Minister Baron Stein suchte mit seinem mächtigen in Preussen zurückgelassenen Anhange, verstärkt durch den Tugendverein, Alles aufzubiethen, den König für Rußland zu stimmen. Der Erfolg war bekanntlich ganz anders." Wie es möglich war, den Gegner des Tugendbundes, der Stein während seines Ministeriums gewesen, in dessen „Chef" zu verwandeln, habe ich in meinen „Historischen Studien und Skizzen" S. 326 ff. angedeutet. Vergl. auch A. Stern, Abhandlungen und Actenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit S. 28 ff. und den dritten Abschnitt dieser Studie.

[2]) Pater Maurus von Regensburg, der unter dem Namen Chevalier Horn für Johnson, den Agenten Englands, thätig war und im Jahre 1811 von den Behörden zur Abreise aus Prag bestimmt wurde.

von Wrtby, Joseph Grafen von Nostitz sicher nur auf den Zweck gesellschaftlicher Unterhaltungen berechnet, ohne auch nur die entfernteste politische Tendenz zu beabsichtigen. Alle Gespräche bezogen sich lediglich auf die gewöhnlichen Vorfälle und Zeitbegebenheiten der öffentlichen Blätter, bey welcher Gelegenheit v. Stein nie politische Folgerungen der Zukunft zu erkennen gab. Bis dahin war auch sein vorzüglichstes Augenmerk darauf gerichtet, durch den preußischen Hof eine Aussöhnung mit dem Kaiser Napoleon zu bewirken, durch welche allein er nur wieder in den Besitz seiner beträchtlichen Güter und Gerechtsame, die er durch den Tilsiter Frieden verloren hatte, gelangen konnte. Dieses Ziel schien er damals auch zu erreichen Hoffnung zu haben, weil sich zur nemlichen Zeit auch der russische Hof für ihn verwendet haben soll, und er, nach seinen Aeußerungen, auch noch auf den günstigen Erfolg der für zu dem nemlichen Zwecke eingetretenen Verwendung des österreichischen Hofes mit Gewißheit rechnen durfte. Von dem österreichischen Ministerium, besonders aber von dem österreichischen Kaiser und allen Gliedern der kaiserlichen Familie insgesammt spricht er mit ungezwungener Hochachtung, und seinen Aeußerungen entschlüpft auch nicht das Geringste, was irgend einen Zweifel an der Reinheit seiner Gesinnungen erregen könnte. Ueberhaupt gehört Baron von Stein unter die seltenen Männer, welche in dem gegenwärtigen Zeitalter aus den harten Stürmen desselben die Reinheit ihres Herzens und eine feste Tugend retteten, durch welche sie ihre Leidenschaften der Klugheit zu unterwerfen im Stande sind. Seine gediegenen Kenntnisse, seine Gewandtheit in Geschäften, die er in Gesprächen erkennen läßt, sein scharfer, immer spähender Blick in die Zukunft, verbunden mit seiner menschenfreundlichen Redlichkeit, und die biedere Festigkeit seines Charakters haben ihm die Hochachtung Aller, die ihn näher kennen, verschafft. Man kann es beinahe mit Gewißheit verbürgen, daß Herr von Stein auf keine Art, weder durch irgend eine Aeußerung, noch sonst einen voreiligen Schritt die Liberalität der österreichischen Regierung kompromittiren werde.

Es unterliegt nun wohl keinem Zweifel mehr, daß Herr B. von Stein dem englischen Intereße zugethan sey und Geldunterstützungen aus England beziehe, wo er Kapitalien anliegen hat. Seine nahe Verwandtschaft mit dem im verwichenen Herbste verstorbenen Adolph Friedrich Grafen von Wallmoden, hannöver'schen Feldmarschall, rechtfertiget diese Anhänglichkeit, welche selbst auch schon aus der Abstammung sich erklären läßt. Herr B. v. Stein ist nämlich ein Schwiegersohn dieses erstbenannten Adolph Friedrich Grafen v. Wallmoden, deßen Tochter er zur Gemahlin hat, und dadurch ein Schwager des k. k. Generalen Grafen v. Wallmoden und des königl. preußischen Rittmeisters Grafen von Arnim, der gleichfalls eine Gräfin von Wallmoden, eine Schwester der Frau Baronin v. Stein, zur Frau hat. Nun war aber der kürzlich verstorbene ehemalige hannöverische Feldmarschall Graf v. Wallmoden ein natürlicher Sohn des Königs Georg II. von England, vorhergewesenen Herzogs von Braunschweig-Hannover[1]), und hierin liegt auch der Grund der Anhänglichkeit der gräflich Wallmoden'schen Familie an das Intereße Englands und der von dort aus beziehenden Geldunterstützungen, welche bis zur Einverleibung der Hansestädte zu dem französischen Reiche durch das Haus Martens und Gowers in Hamburg an den Banquier Schickler in Berlin, und von diesem an Herrn von Stein besorgt wurden. Seit der Zeit jedoch, wo Hamburg und ein Theil von Norddeutschland unter französische Oberherrschaft gekommen ist, sollen diese Geldsendungen aus England über Gothenburg durch das Haus Mötler, Berend & Sohn an Osilvio in Memel und von dannen durch Schickler in Berlin an das hiesige Haus Thun seel. Erben gelangen, von wannen sie Stein dermalen bezieht.

So lange sich Horn noch hier befand, kam selber öfters in der Woche zu dem Herrn B. v. Stein, vorzüglich Abends, wo sie oft bis 11 Uhr Nachts, auch einige Male später, beisammen blieben. Der Gegenstand ihrer Unterhaltungen war die neue Ordnung der Dinge und politischen Verhältnisse sämmtlicher europäischer Staaten. Schon bey dieser

---

[1]) Stein's Gemahlin, Wilhelmine geb. Gräfin von Wallmoden-Gimborn, die er im Jahre 1793 heimführt, war in der That die Enkelin Georg's II., an deßen Hofe Amalia Sophie, die geschiedene Gattin Adam Gottlieb's von Wallmoden, als erklärte Favoritin unter dem Namen einer Gräfin Yarmouth lebte. Der Bruder der Frau von Stein, Graf Ludwig Georg von Wallmoden, war österreichischer Feldzeugmeister, ihre älteste Schwester in zweiter Ehe an Arnim, eine jüngere an den hannoverschen General Graf Kielmannsegge vermählt. Gräfin Wilhelmine selbst war um sechzehn Jahre jünger als ihr Gemahl.

Gelegenheit hat Stein seinen Scharfblick in die Zukunft beurkundet, da er sich nemlich äußerte, daß Holland bald aufhören werde, ein selbstständiger Staat zu seyn, daß die französischen Gränzen bis an die Nordseeküsten ausgedehnt und ein von Frankreich abhängiger Souverän den schwedischen Thron einnehmen würde, Vermuthungen, welche nur zu bald durch die Ereignisse zur Wirklichkeit gebracht wurden. Selbst die von Horn dagegen gemachten Einwendungen, welche sich vorzüglich auf die Superiorität der englischen Marine zur See gründete, wurde auf eine eben o delikate Weise als gründlich widerlegt, daß Horn selbst in vertraulichen Mittheilungen hierüber sich äußerte, es sey ein unersetzlicher Verlust des preußischen Kabinets, den ehemaligen Minister v. Stein entbehren zu müßen. Als Horn zufolge höherer Weisungen den Wink erhielt, sein Benehmen und seine Aeußerungen mehr der Klugheit unterzuordnen und nach den neueren Zeitverhältnissen zu regeln, unterblieben wohl diese öfteren Besuche; indeßen wurden Mittheilungen zwischen ihm und Herrn von Stein durch schriftliche Noten gepflogen, und auch der hier befindliche englische Sprachmeister Ekels, welcher einige Zeit vorher durch Horn eingeführt wurde, als Mittelsmann zur Unterhaltung der beiderseitigen Kommunikationen gebraucht. Seit dieser Zeit kommt Ekels beinahe täglich zum Herrn B. v. Stein, deßen Vertrauen er sich durch seinen sonst biederen Charakter erworben hat. Da Ekels eine große Bekanntschaft unter den k. k. Militärofficieren hat, so haben durch ihn mehrere derselben Zutritt in das Haus dieses ehemaligen preußischen Ministers erhalten. Darunter sind besonders Hauptmann Pfuel von dem Regimente „E. H. Rainer“[1]), und Drullmann von „Voglsang“. Eine besondere Auszeichnung der von Ekels daselbst eingeführten k. k. Offiziere genießt der Oberlieutenant Linkräu von „Rainer“ welcher im Monathe August v. J. bei dem Herrn B. v. Stein eine gewiße Baronin von Schröder, die aus Dresden hierher gekommen war, getroffen hat, und von ihr als ein naher Verwandter eine beträchtliche Unterstützung im Gelde erhielt. Von dieser Zeit an wurde Linkräu schon einigemale bey dem Herrn B. v. Stein zur Tafel gezogen, so wie auch die weitere Unterstützung für ihn durch das hiesige Haus Thun seel. Erben bezahlt wurde[2]).

Der kürzlich verstorbene Herr Friedrich Graf v. Stadion, ehemaliger österreichischer Gesandter in München, war während seines Aufenthaltes in Prag auch täglich bey Stein, und beide waren im vertrautesten Verhältniße miteinander. Bei der Nachricht von deßen Tode war B. v. Stein bis zu Thränen gerührt und betrauerte denselben mit dem Beisatze, daß Deutschland und besonders Oesterreich einen seiner treuesten Patrioten und vorzüglichsten Geschäftsmänner verlohren habe. Durch diesen Grafen von Stadion scheint Baron von Stein einen Weg gefunden zu haben, bisweilen indirekte Kommunikazionen mit dem Königl. preußischen Gesandten Grafen von Golz in München anzuknüpfen; wenigstens sind einigemal Briefe dieses Gesandten durch den Oberamtmann und Justiziär Dalquen auf der Herrschaft Kauth und Chodenschloß im Klattauer Kreise an den Grafen Friedrich von Stadion eingelangt und von diesem an Stein übergeben worden. Nach vertraulichen Mittheilungen des Steinischen Sekretärs Gallenberg sollen diese Briefe die Geldremeßen für Stein betreffen, die er aus der Schweiz durch die Häuser Landwieg in Zug, Locher in Zürich, Delisle in St. Gallen, und Rittmayer in Winterthur, und zwar durch Tratten an Emanuel Berolzheimer in Fürth bezieht. Dieser Letztere war seit 4 Monaten zweimal hier zu Prag und hat jedesmal eine bedeutende Summe baaren Geldes an Herrn B. v. Stein bezahlt. Der Herr Franz Graf von Sternberg ist gleichfalls im vertrauten Verhältniße mit Stein, welchen er, wo nicht täglich, doch gewiß alle zwey Tage besucht. Indeßen, da derselbe kein öffentliches Amt bekleidet, und auch sonst von allen politischem Einfluße entfernt ist, so ist auch der Umgang von beiden Seiten blos auf gesellschaftliche Unterhaltung abgesehen, sowie auch ihre Gespräche hauptsächlich nur Geschichte und vaterländische Künste betreffen, da erwähnter Graf von Sternberg bekanntermaßen Präsident der hierortigen Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde ist. Der pensionirte k. k. Major

---

[1]) Ueber Pfuel vergl. Lehmann, „Knesebeck und Schön“ S. 60 und den dritten Theil dieser Studie.

[2]) Ein Oberlieutenant „Linkräu“, wie der Bericht ihn wiederholt aufführt, ist in den Standesrollen der Wiener Kriegsregistratur nicht zu finden, wohl aber ein Lieutenant Friedrich Lindgren, ein geborner Stockholmer. Dieser dürfte gemeint sein. Auffallender Weise ist hier von Varnhagen, der als Officier in Prag gleichfalls mit Stein verkehrte und im dritten Bande seiner Denkwürdigkeiten davon erzählt, nicht die Rede.

Friedrich Freyherr von Schmidtburg scheint ebenfalls auf einem vertrauten Fuße mit Baron Stein bekannt zu seyn. Zwar kommt er seltener dahin zum Besuch, aber, wenn ein solcher gemacht wird, so dauert er stets mehrere Stunden. Auch hatte es Freyherrn von Schmidtburg im verwichenen Herbste, als der ehemalige preußische Minister das freyherrl. Astfeldische Lustschloß Troja bewohnte, über sich genommen, die meisten der vorigen Jahres von Karlsbad oder Wien hier durchreisenden Fremden aus Preußen bey dem ehemaligen Minister vorzustellen, welches einigemal in Troja, am Meisten jedoch in dem bekannten Unterhaltungsorte Stern geschah, wo der gewesene preußische Großkanzler Beyme[1]), der Minister von Brockhausen, Graf von Dankelmann, der Regierungspräsident v. Merkel, der Finanzrath Mirus, und der Polizeydirektor Bredow aus Breslau mit Stein zusammenkamen. Letzterer hatte auch noch kurz vor ihrer Abreise einen Besuch bey dem Herrn Joseph Grafen v. Wratislaw, ehemaligen k. k. Vizepräsidenten bey der hiesigen hohen Landesstelle, abgestattet. Von allen diesen erstbenannten Fremden, wurde jedoch der Finanzrath Mirus auf eine ganz ausgezeichnete Art von Stein aufgenommen und behandelt. Sonst gehört auch noch Doktor Gregorini, Leibarzt und Bevollmächtigter des Herrn Franz Fürsten von Dietrichstein, unter diejenigen, welche sehr oft in das Haus dieses ehemaligen preußischen Ministers kommen. Die bedeutenden Verbindungen, besonders in Dresden, wo Gregorini mehrere Tage zubrachte und große Bekanntschaft gemacht hatte, dürften wahrscheinlich nicht unwichtige Notizen dem Herrn B. v. Stein verschaffen.

Unter dem k. k. Militär vom höheren Range sind besonders der Herr Feldzeugmeister Fürst von Reuß, der Feldmarschalllieutenant Baron Schusteck und Graf von Wallmoden, ein Schwager von Stein, die Obristen Graf Bentheim und von Steinmetz und Major Geldern, Adjutant des Herrn Feldzeugmeisters Fürsten v. Reuß, welche mit Stein einen vertraulichen Umgang pflegen. Dieß gilt vorzüglich bey dem Herrn Fürsten v. Reuß, welcher täglich beinahe zweimal mit dem ehemaligen Minister zusammenkommt und meist spät in die Nacht da verweilt. Als im September v. J. ein gewißer Hans Adolph von Normann mit dem Königl. preuß. Rittmeister Inna hier ankam und der Erstere ein Schreiben von dem Gouverneur Axel Rosen von Gothenburg an Stein überbrachte, soll der dabei anwesende Feldzgmstr. Fürst Reuß voll Freude über den Inhalt dieses Briefes geäußert haben, daß nun doch noch Hoffnung vorhanden sey, die Ehre der Deutschen zu retten. General Graf v. Wallmoden, als ein Schwager des gewesenen preußischen Ministers, kommt ebenfalls täglich zu ihm, und bleibt bis spät Abends bey ihm. Durch diese höheren Militärpersonen dürfte, dem Anscheine nach, Stein Kenntniß von demjenigen erlangen, was zunächst das österreichische Militär betrifft. Hiezu scheint der hiesige Platzobrist von Steinmetz besonderen Vorschub zu leisten. Obschon er sich vor Kurzem zu Gmunden in Oberösterreich befand, von wo er erst vor einigen Tagen zurückkehrte, so fanden doch zwischen ihm und dem Baron v. Stein schriftliche Mittheilungen statt, welche die bey dem Obristen Steinmetz befindliche Kammerdienersfrau Sophie Hoystoch besorgt. Dieses talentvolle raffinirte Weib scheint überhaupt sich zu verschiedenen Geschäften im diplomatischen Fache mit gutem Erfolge gebrauchen zu laßen. So weit es bis itzt noch möglich war, mit Klugheit und möglichster Vorsicht über die so vertraulichen Verhältniße der vorbenannten Militärpersonen mit dem ehemaligen Minister von Stein Erhebungen zu veranlaßen, so scheint es, daß durch selbe Gelegenheit gegeben wird, damit zwischen Stein und mehreren Personen in Berlin und Schlesien Briefe gewechselt werden können.

Der gewesene preußische Finanzsekretär Donath von Esterwalden, welcher im vorigen Sommer eine längere Zeit unter dem Namen Dollen als Partikulier aus Berlin in Wien Nro. 1217 gewohnt haben soll, hat einen sehr lebhaften schriftlichen Verkehr mit Baron v. Stein, den er jederzeit am frühesten von demjenigen unterrichtet, was in Beziehung auf die Verhältniße des preußischen Staats ihn vorzüglich interessiren kann. Auch Stein sendet öfters Briefe an ihn unter der Adreße Baron Donath Nro. 1, welche meist durch Militär befördert werden sollen. Die dießfällige Kommunikation scheint durch den, im vorigen Herbst mit einem Paße des preußischen Hauptmannes Buttler aus Friedeberg hier gewesenen preußischen Lieutnants Raven organisirt worden zu seyn, denn seit dieser Zeit scheint der Briefwechsel aus dem Steinischen Hause nach Schlesien sehr lebhaft

[1]) In einem Briefe Stein's an Hardenberg vom 21. Juli 1811 erzählt dieser, B. — wahrscheinlich Beyme — sei in Prag gewesen, ohne ihn aufgesucht zu haben. Histor. Zeitschrift XLVI, 188.

geworden zu seyn. Diese Briefschaften sollen in Neurode durch den ehemaligen preußischen Major Schellwitz und Hauptmann Buttler von dem Regimente „Favrat", welches mehrere Jahre in Glatz garnisonirte, dann durch den vormaligen preußischen Hauptmann Knorr, der nach seinen Briefen ein besonders geschickter Mann zu seyn scheint, über Wünschelburg nach Eckersdorf oder Schnallenstein, wo der reiche Graf von Mapin residirt, an des Letzteren Sekretär Raubnitz befördert werden, der sie sonach weiter nach Berlin an den Königl. Flügeladjutanten v. Götzen, einen Schwager des ersterwähnten Grafen von Mapin, abschickt. Auf diesem Wege hat Stein erst vor kurzem verläßliche Nachrichten über das System erhalten, welches der König von Preußen bey den gegenwärtigen politischen Konstellazionen zu nehmen sich entschlossen hat. (Die Briefe sollen vom Fürsten Hatzfeld und dem preußischen Minister Hoym und Hardenberg gewesen sein[1]). In dieser nemlichen Beziehung war auch noch erst ganz kürzlich der gewesene preußische Schloßhauptmann Baron von Winterfeld hier zu Prag und hat mit dem vormaligen Minister konferirt.

Als im vorigen Herbste der Königl. Prinz Wilhelm unter dem Namen eines Grafen v. Rheinsberg hier war und den Baron v. Stein besuchte, gab es zwischen Beiden eine rührende Scene des Wiedersehens. Sie blieben lange beisammen, besonders am Abende vor der Abreise des Prinzen, wo Beide mit sichtbarer Rührung sich trennten. Schon damals soll der vormalige Minister von den Voreinleitungen, zu einem Frankreich sich annähernden Systeme Preußens verläßliche Nachrichten erhalten haben. Uebrigens läßt sich nach mehreren vertraulichen Eröffnungen des Steinischen Sekretärs Gallemberg nicht ohne Grund vermuthen, daß die damalige Reise des Prinzen nach der Schweitz nicht ganz ohne politischen Zweck gewesen seyn mag. Seit dieser Zeit der Anwesenheit dieses Prinzen zu Prag hat Stein nicht mehr gezweifelt, daß es zwischen Frankreich und Rußland zum Kriege kommen müsse. Er hat dieses auch in mehreren vertraulichen Gesprächen frey geäußert. Auch jetzt noch äußert er gegen diejenigen, mit welchen er besonders vertraut ist, daß, wenn auch Rußland für die gegen Preußen und Oesterreich in den Jahren 1807 und 1809 begangene ungerechte Treulosigkeit eine Züchtigung verdient, doch der gegenwärtige Augenblick nicht dazu geeignet sey, weil nach der Besiegung von Rußland das französische Unterwerfungssystem noch weiter in Europa sich ausbreiten würde. Er meint daher, daß es dem allgemeinen Wohle zur Erhaltung der Selbstständigkeit aller europäischen Staaten entsprechend wäre, wenn Rußland nicht besiegt würde, obschon er nach den gegenwärtigen Konjunkturen stark bezweifelt, daß Rußlands Heere vom Waffenglücke begleitet werden sollten. Nur eine einzige Hoffnung scheint er in dieser Beziehung zu hegen, wenn nemlich der bekannte russische General Graf Pahlen das Oberkommando über die russische Armee führen und abhängig von ihm die übrigen Generale kommandiren sollten. Auch scheint er ein großes Vertrauen auf den gleichfalls bekannten Herzog Wilhelm v. Braunschweig-Oels zu setzen, der ein russisches Commando erhalten soll. Er meint, dieser kühn unternehmende Mann dürfte viel auf die Gemüther der Soldaten wirken und ihren Muth entflammen, obschon er auf der anderen Seite aufrichtig bedauert, daß dieser Feldherr in dem Falle gleichsam gegen sein voriges Vaterland streiten würde. Erst vor einigen Tagen äußerte Baron Stein bey Tische, als von den Kriegsrüstungen die Rede war, daß dieser Krieg einer der blutigsten seyn wird. Bey dieser Gelegenheit wurde auch eines sicheren Baron v. Prittwitz erwähnt, der in Kurzem hier eintreffen und Nachrichten aus Preußen bringen soll. Die Abdankung des preußischen Generalen Scharnhorst, deßen Beispiel noch viele andere preußische Militärs von allen Graden gefolgt sind, sieht Stein als einen großen Verlust an, den die preußische Armee erlitten hat, der ihr besonders dann sehr verderblich werden könnte, wenn diese Officiere, unter denen es mehrere entschlossene tapfere Männer giebt, russische Kriegsdienste nehmen sollten. Bei der Ruhe, welche in der österreichischen Monarchie herrscht, und den nur geringen Vorkehrungen eines Neutralitätssystems zur Bewachung der Grenzen, glaubt Stein, daß Oesterreich in keinem Falle, weder für Frankreich, noch für Rußland, an diesem Kriege theilnehmen werde. Nur auf den Fall, meint er, könnte es möglich seyn, daß sich Oesterreich für Rußland erklären könnte, wenn die russischen Waffen vollkommen siegen sollten und der Minister Graf von Metternich seinen Posten verlaßen würde, weil alsdann Oesterreich kaum den günstigen Augenblick unbenutzt vorübergehen ließe, den erlittenen großen Verlust, besonders der zwey letzten Kriege vom

[1]) Offenbar fingirte Namen, die sich Stein's Freunde beilegten. Kunth als Hoym ist schon oben genannt worden.

Jahre 1805 und 1809 zurückzuerhalten und auf solche Art den vorigen Rang von politischer Bedeutendheit unter den ersten Mächten von Europa zu behaupten. Daß Oesterreich gegen Preußen nicht feindlich gesinnt sey, scheint derselbe darauf zu gründen, weil bisher bedeutende Einkäufe von Waffen, Pulver, Flintensteinen und Montursstücken durch den Eisenhändler Wagner aus Glatz für preußische Rechnung in Brünn und Ollmütz gemacht worden seyn sollen. Eben so bezweifelt er in der Gänze, daß, wie es einige dort aus- und eingehende k. k. Militäroffiziere zu glauben scheinen, zwischen Frankreich und Oesterreich schon im Jahre 1810 ein Off- und Defensivallianztraktat abgeschloßen wurde, durch welchen Oesterreich verbunden wäre, 80,000 Mann im Falle eines Krieges im Norden mit Frankreich zu vereinigen. Uebrigens äußerte Stein einigemal, daß es für das russische Interesse längst schon ersprießlicher gewesen wäre, den Krieg mit der Pforte durch einen konvenablen Frieden zu beendigen, sodann aber mit starker Macht, ehe sich noch die französischen Heere sammeln konnten, zuerst Pohlen zu überwältigen, Preußen zum Beitritte zu nöthigen, und vereint sonach den Rheinbund anzufallen. Bey dieser Operazion hätten wahrscheinlich die Norddeutschen sich für Rußland erklärt, so wie auch selbst ein Theil der Rheinbundesstaaten, der französischen Bedrückungen müde, gegen Frankreich aufgestanden wäre. Schweden, das noch auf keine Weise in seinem Innern beruhigt ist, dürfte nach der Meinung des Baron v. Stein keine besondere Hilfe für Frankreich in dem bevorstehenden Kriege darbieten, weil es ohnehin mit sich selbst durch die ungeheuren Zerrüttungen seit dem letzten rußischen Kriege hinlänglich beschäftigt ist, und bey wirklicher Theilnahme auch zu seinem noch größeren Nachtheile durch die Engelländer okkupirt werden würde. Seitdem der bekannte Schriftsteller Schulz[1]), ehemaliger Redakteur der Zeitschrift „Minerva", hier ist, und gegenwärtig auf der Kleinseite Nro 387 wohnt, pflegt er wöchentlich dreymal zu dem vormaligen Minister von Stein zu kommen. Dieser rühmlich bekannte Schriftsteller lebt hier still und eingezogen, blos der Wissenschaft und statistischen Forschungen sich widmend. Seine gründlichen Kenntniße, sowie seine Anspruchslosigkeit und biederer Charakter haben ihm den Zutritt in das Haus des Herrn Kurfürsten verschafft und die besondere Freundschaft des heßischen Kriegsraths von Schmicke erworben. Durch die im heßischen Hause bereits eingeleiteten Verbindungen dürfte es möglich werden, über die näheren Verhältniße des Schriftstellers Schulz Erhebungen zu erlangen; wenigstens soll es an Bemühungen, diesen Zweck zu erreichen, nicht fehlen.

Mit dem Herrn Kurfürsten von Heßen kömmt Stein bisher wöchentlich nur einmal zusammen, welches meist Abends geschieht. Während der vorjährigen Sommerszeit, als der Herr Kurfürst auf seinem Garten bey Bubentsch, Stein aber in Troja wohnte, kamen Beide einigemale auf Spaziergängen im sogenannten Baumgarten zusammen. Ueber die näheren Verhältniße zwischen Beiden werde ich Eurer Excellenz in einem besonderen Berichte die Erhebungsresultate zur hohen Kenntniß bringen.

Prag, am 24. März 1812. Mertens.

Stein's Vermuthung, Kaiser Franz werde neutral bleiben, war eine irrige gewesen. Zur Zeit, als er Prag verließ, hatte auch Oesterreich, gleich Preußen, seinen Bund mit Frankreich gemacht, und Napoleon hielt in Dresden Musterung über seine deutschen Vasallen. Als er hier von der Abreise des Freiherrn nach Rußland hörte, soll er sich mit geringschätziger Gleichgültigkeit geäußert haben. Er hatte Unrecht. Stein war eine Macht. Er trug Waffen ins feindliche Lager, die dort nöthiger und werthvoller waren als alle Kriegsmittel: deutschen Enthusiasmus und einen eisernen Charakter.

---

[1]) Unter diesem Namen hielt sich Dr. F. A. Bran in Prag auf. Der Verfasser des Artikels in der „Allgem. Deutschen Biographie" irrt, wenn er von demselben schreibt: „In Prag entkam er nur dadurch, daß die Polizei auf einen gewissen Brand fahndete." Muß heißen: in Leipzig. Vergl. Varnhagen, Denkwürdigkeiten III, 233. Die Prager Polizei kannte Bran's Namen und Verhältnisse ganz gut und ließ ihn unangefochten.

III.

Einige Wochen, bevor Stein dem Rufe nach Rußland folgte, war in Prag ein Mann eingetroffen, der seiner patriotischen, antifranzösischen Gesinnung halber nicht weniger bekannt war als der ehemalige Minister: Justus Gruner, der Polizeichef Preußens während der letzten Jahre. Die beiden Männer verkehrten viel mit einander, und aufmerksame Beobachter, an denen es nicht fehlte, sahen sie oft bis tief in die Nacht in der Wohnung Stein's beisammen sitzen. Was sie besprachen? Natürlich die jüngsten Ereignisse, die Wendung der preußischen Politik, das Elend des Vaterlandes. Aber sie waren Beide nicht geartet, sich in Klagen zu erschöpfen, auch nicht, in Plänen und Entwürfen aufzugehen: ihr Lebenselement war Entschluß und That. Darum riß sich Stein mit schwerem Herzen von den Seinen los und ging einer ungewissen Zukunft nach Osten entgegen; darum blieb Gruner in Prag. Die Wirksamkeit, die der Letztere hier entfaltete, ist nach ihren Hauptzügen längst in der Geschichte verzeichnet. Man weiß, daß es ihm darum zu thun war, im Rücken der nach Rußland marschirenden französischen Armee Unternehmungen zu wagen, die derselben Schaden bringen sollten, und das deutsche Volk, dessen Erbitterung gegen Napoleon endlich reif geworden schien, zur Insurrection aufzureizen. Man weiß ebenso, daß diese Absicht scheiterte, daß Gruner verhaftet und auf einer ungarischen Festung in Gewahrsam gehalten wurde, bis der allgemeine Freiheitskrieg auch ihm die Freiheit wieder brachte. Was man aber nicht, oder nicht richtig weiß, das sind die Einzelheiten und näheren Umstände dieses Wagnisses: von wem der Plan herrührte, wer in denselben eingeweiht wurde, welche Gründe die Arretirung Gruner's bewirkten, wie weit sein Werk gedieh u. A. m. Hierüber gewinnt man erst aus den Papieren Klarheit, die dem kühnen Manne bei seiner Verhaftung abgenommen worden waren. Erst diese Documente, welche bisher der wissenschaftlichen Forschung noch nicht gedient haben, geben einen klaren Begriff von dem vollen Umfang des Unternehmens und den Schicksalen seines Urhebers. Auf ihrer Grundlage baut sich die folgende Darstellung auf[1]).

Ein kurzes Lebensbild zuvor.

Justus Gruner war kein Preuße. Er war im Jahre 1777 in Osnabrück geboren worden, wo sein Vater im Dienste der fürstlichen Kanzlei stand und wo nach dem frühen Tode desselben kein Geringerer als Justus Möser, sein Taufpathe, sich die geistige Erziehung des Knaben angelegen sein ließ. „Er" — schreibt Gruner selbst in einem seiner Briefe — „ein deutscher Mann wie wenige lebten, hat die Keime meiner Bildung gelegt. Ihm danke ich den besseren Sinn, der mich über die Zeit erhebt und an die gerechte Sache mein Dasein fesselt"[2]). An der Universität Göttingen studirte der Jüngling die Rechte und die Staatswirthschaft und versuchte sich bald in einzelnen kleinen Schriften, wie: „Ueber die Strafen", „Ueber die rechte und zweckmäßigste Einrichtung öffentlicher Sicherheitsinstitute und deren Verbesserung", denen auch das Fragment eines Romans: „Leidenschaft

[1]) Von diesen bei Gruner's Verhaftung säsirten Papieren, von denen ein Theil noch im Jahre 1812 an das preußische Ministerium zurückgestellt wurde, habe ich in meinen „Historischen Studien und Skizzen", S. 314, vorläufige Nachricht gegeben.

[2]) Der Brief ist weiter unten mitgetheilt.

und Pflicht" zur Seite ging. Im Jahre 1802 trat Gruner in den preußischen Staatsdienst. In dieser Zeit und später, 1805, soll er geheime Missionen nach Frankreich übernommen haben, um dort die Stimmung und die Kriegsanstalten auszukundschaften[1]). Das Kriegsjahr 1806 fand ihn als Director der Kriegs- und Domänenkammer in Posen. Hier hat dann seine amtliche Thätigkeit durch die französische Occupation des Landes bald ein Ende gefunden. Wollte er jetzt noch wirken, so mußte er nach Ostpreußen gehen, wohin die Ereignisse den König gedrängt hatten und wo die Stützen des wankenden Thrones: Stein, Scharnhorst u. A. den Monarchen umgaben. Hier wurde Gruner den leitenden Staatsmännern bekannt, die seine ungewöhnlichen Fähigkeiten für den inneren Dienst zu würdigen verstanden, und ihn, als der Hof im Jahre 1809 nach Berlin zurückkehrte, auf den unendlich schwierigen Posten eines Polizeipräsidenten der Hauptstadt beriefen. Gruner erwies sich seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Innerlich der geschworenste Feind der französischen Unterdrückung, hat er durch seine Umsicht, seinen Scharfblick, seinen Spürsinn und sein großes Talent für heimliches Gebahren die zahlreichen Agenten Napoleon's im Schach zu halten und zu gleicher Zeit den patriotischen Sinn der Deutschen zu schützen und zu nähren gewußt; insbesondere aber, nachdem er im Februar 1811 als Staatsrath die Verwaltung der hohen Polizei im ganzen Umfange des preußischen Staatsgebietes übertragen erhalten hatte. Varnhagen erzählt von ihm, er sei in Berlin der Mittelpunkt weitverzweigter Verbindungen und im Besitze großer Mittel und Kundschaften gewesen, die gefährlichsten französischen Späher seien in seine Schlingen gerathen und spurlos verschwunden, seine List und seine Verwegenheit hätten den Franzosen großen Schaden gebracht[2]). Steffens, der ihn anfangs 1812 kennen lernte, schildert ihn folgendermaßen: „Er war mager und höchst beweglich; seine feurigen Augen, sein etwas blasses Gesicht zeigten Spuren von der lebendigen Sinnlichkeit eines Mannes, der viele innere leidenschaftliche Kämpfe durchgemacht hatte, wohl auch in diesen zuweilen unterlag. Er hatte einen starken Haarwuchs, die Haare waren brennend roth; er sprach mit großer Leichtigkeit gern und geistreich. Wenn er ganz in das Gespräch verloren schien, bemerkte er dennoch Alles, was um ihn vorging, fixirte auf einmal die Einzelnen in der Umgebung und schien sie zu durchschauen, wußte nach kurzem Umgang, wozu sie zu gebrauchen waren und inwiefern man ihnen trauen konnte. Er hatte ein natürliches Talent für die Intrigue; aber diese ward durch ihren Gebrauch in der damaligen Zeit veredelt, ja durch ihn gehoben. Er verstand es, eine Unzahl von Geschäften zugleich zu betreiben; er schien sich einem jeden ganz hinzugeben, und die Feinde konnten wohl eine Zeit lang glauben, daß er, der sich eben ihnen durch seine polizeiliche Aufmerksamkeit bemerkbar machte, ganz für dieses äußere Geschäft lebte, aber dennoch war es nur Maske, die er annahm, um mit seinen geheimen Fäden ganz Deutschland zu umspinnen. Kein Preuße war in der unglücklichen Zeit seinem Vaterlande treuer als er. Seine Unter-

[1]) Bericht des Prager Stadthauptmanns Mertens an den Oberstburggrafen vom 15. Juni 1812.

[2]) Denkwürdigkeiten, II, 360. Vergl. auch die Stelle in der Biographie Karl Müller's, Vermischte Schriften, III, 107.

nehmungen brachten ihn fortdauernd in große Gefahr, und so sicher er seine Werkzeuge durchschaute, so war er dennoch bei der großen Zahl derselben alle Augenblicke dem Verrathe ausgesetzt. Es war in der That bewundernswerth, daß er einige Jahre hindurch die täuschende Rolle dem Feinde gegenüber spielen konnte" [1]).

Allerdings blieb den Franzosen und ihrem Anhang in Preußen — den Hatzfeld, Voß, Bülow, Kalkreuth u. A. — die Haltung Gruner's kein Geheimniß, und es findet sich in einer Depesche des französischen Gesandten St. Marsan an den Minister Maret vom 27. October 1811 die Bemerkung, Gruner müsse, so wie Gneisenau, Sack, Boyen u. A. entfernt werden [2]). Er galt mit diesen und einer Reihe anderer Männer als Führer der „Tugendfreunde" — wie man nun einmal in der Diplomatie jener Jahre die Anhänger der antifranzösischen Richtung nannte, obgleich man von der Aufhebung des Tugendbundes Ende 1809 bestimmte Kenntniß hatte — und wurde von Fürst Hatzfeld noch ganz besonders als solcher denuncirt. Als dann Preußen, vor Beginn des russischen Krieges, um noch eine kurze Frist seiner Existenz zu retten, sich mit Napoleon gegen den Nachbar verband und voraussichtlich die Partei ans Ruder kam, welche dieser Allianz längst das Wort geredet hatte, war Gruner's Stellung völlig unhaltbar geworden. Er hatte die Möglichkeit seit langem ins Auge gefaßt. „Früher schon" — erzählte er nach seiner Verhaftung dem Prager Stadthauptmann — „hatte ich im Spätherbst 1810 durch einen besonderen Fall (?) und die ganz einfache Voraussehung der neueren Politik mich veranlaßt gefunden, dem Kaiser Alexander eventuell meine Dienste antragen zu lassen, und dieser durch den Polizeiminister Balaschess den Grafen Lieven [3]) autorisirt, sobald ich meinen Abschied haben würde, mich auf jede Bedingung für den russischen Dienst zu engagiren. Das Vorübergehen jenes speciellen Falles und das verstärkte Vertrauen des Herrn Staatskanzlers von Hardenberg bewogen mich damals, den Plan dieser Dienstveränderung aufzugeben; dagegen trat ich auf Autorisation desselben mit der russischen Gesandtschaft in ein näheres Verhältniß, wonach wir uns gegenseitig die Entdeckungen der geheimen Polizei, welche auf die Ruhe der beiderseitigen Staaten Bezug hatten, mittheilten. Als im Spätherbst 1811 Preußen seine Rüstungen gegen Frankreich einstellte, die Truppen des Letzteren sich vermehrten, täglich eine Invasion möglich ward, und ich erfuhr, daß man französischerseits meine Entfernung von den öffentlichen Geschäften gefordert hatte, mithin keine Aussicht mehr für mich war, der guten Sache in diesem Dienste nützlich zu werden, so erneuerte ich meine Unterhandlung mit Graf Lieven; die Bedingungen wurden festgesetzt, vom Kaiser Alexander bestätigt und der Gesandte autorisirt, mir deren Erfüllung zuzusichern und mich in wirkliche Dienstpflicht zu nehmen von dem Augenblicke an, als ich meinen Abschied nehmen und erhalten haben würde. Dieser erfolgte im Anfang März 1812, und Graf Lieven forderte mich nun zu dem Plan auf, der in den Acten liegt und auf Befehl des Kaisers mir

[1]) Was ich erlebte, VII, 53.

[2]) Alfred Stern, Abhandlungen und Actenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit, S. 367.

[3]) Russischer Gesandter in Berlin.

übertragen wurde." Ein besonderer Auftrag Alexander's verpflichtete den Neugeworbenen, seine Anstellung geheim zu halten, was auch geschah und Gruner später von Hardenberg den Vorwurf des Undankes einbrachte[1]).

In jenen Tagen war es die Ueberzeugung der Patrioten, was Stein im April an Münster schrieb: „Die Hoffnungen aller Redlichen und Gutgesinnten sind also zum zweiten Male von Preußen getäuscht; es hat sich wehrlos und gebunden den Händen seines auf mannigfaltige Art gereizten und erbitterten Feindes überliefert." Die Trefflichsten traten zurück. Es war Staatsraison, sie ziehen zu lassen. Scharnhorst wurde auf unbestimmte Zeit beurlaubt. Blücher hatte schon sein Commando verloren. Major Boyen verließ seinen Platz in der Nähe des Königs. Gneisenau erhielt, zur gleichen Zeit mit Gruner, seinen Abschied und wandte sich zum Gehen; ihm schied die Welt sich nur noch in Freunde und Feinde Bonaparte's, auf das Gebiet der Länder kam es ihm nicht mehr an. Eine Anzahl der tüchtigsten Officiere quittirten den Dienst und suchten zum Theile in Rußland den Kampf mit dem bitter gehaßten Gegner. „Ihres Purpurs beraubt stehen die Throne, unwerth der Hoheit Zierde" — schrieb Graf Gröben an den Helden von Kolberg — „aber ein neues herrliches Reich entblüht dem reinen Willen echter deutscher Kraft"[2]). Diese Hoffnung ließ sich, aller Widerwärtigkeit zum Trotz, nicht mehr unterdrücken. Von diesem Werke ihrer Sehnsucht zogen die Muthigen ihre Hand auch jetzt nicht ab, wenngleich mit Preußen die wichtigste Stütze verloren war, sondern forschten nur um so eifriger nach neuen Punkten, es aufs Neue anzugreifen. Insbesondere Gneisenau und Gruner hatten bestimmte Ideen. Jener dachte an die Errichtung einer deutschen Legion, bewaffnet und besoldet von England, gelandet an der Nordküste Deutschlands, als Kern einer

---

[1]) Verhörsprotocoll vom 27. August 1812. Gruner hatte den erbetenen Abschied — „nach vielen schmeichelhaften Weigerungen" — am 10. März erhalten. Ueber seinen sofortigen Eintritt in den Dienst Rußlands hat er sich später einmal, in einem Briefe vom 12. Januar 1813, an den österreichischen General Baron Hiller folgendermaßen geäußert: „Nicht Vortheil oder Ehrsucht, Pflicht und Ueberzeugung leiteten mich zu diesem Schritte, auch meine persönliche Sicherheit zwang mich dazu. In dem Augenblicke, als ich den preußischen Dienst verließ, publicirte man das kaiserlich französische Dekret, wonach alle geborenen Franzosen die Erlaubniß des Kaisers Napoleon zu fremden Diensten beibringen sollten. Mir, dessen Vaterland durch die neuesten Inkorporazionen französisch geworden war und dessen Entfernung die französische Parthei schon Monate lang vorher verlangt hatte, würde diese Erlaubniß nicht geworden seyn, und Preußen, dessen Land damals von französischen Truppen überschwemmt ward, war unvermögend, mich dagegen zu schützen. Meine Familie dankt dem Könige von England den Besitz eines Lehengutes, welches mein Vater zur Belohnung erhielt; meine Mutter hatte ehemals eine sehr ansehnliche Pension von dem englischen Hofe, und mir sind in früheren Jahren vortheilhafte Dienstanträge gemacht worden. Ich darf daher, ohne schwarzen Undank, nicht gegen denselben handeln. Kaiser Napoleon hingegen hat meiner Mutter die Pension genommen, mein Vaterland in Armuth gestürzt und mich in Südpreußen und Berlin von meinen Posten verdrängen lassen. Soll der Mensch menschlich — der Mann männlich handeln? oder die natürlichsten Pflichten gegen den angestammten Herrscher, Geburtsland, Mutter, Familie und sich selbst verläugnen, um, einem elenden Wurme gleich, schuldlos sich zertreten zu lassen?" — Die hier gebotene Erzählung wird, wie das bei dem reicheren Material, welches mir diente, erklärlich ist, in vielen Punkten von der in der „Allgemeinen deutschen Biographie" gebotenen Lebensskizze wesentlich abweichen. Ich unterlasse es, auf jeden einzelnen derselben besonders aufmerksam zu machen.

[2]) Pertz, Gneisenau II, 272.

allgemeinen nationalen Erhebung. Dieser hatte einen anderen Plan, den er dem russischen Gesandten auf dessen Einladung unterbreitete. Wir kennen ihn aus Gruner's eigener Aufzeichnung.

Gruner an Lieven[1]).

„In einem Kriege zwischen Rußland und Frankreich ist für erstere Macht Deutschland ein wichtiger der Beobachtung und Bearbeitung würdiger Punkt, von welchem aus dem Feinde mehrfacher großer Nachtheil zugefügt werden kann. In ganz Deutschland, mit Einschluß Preußens, ist die Stimmung im höchsten Grade antifranzösisch; die unterjochten Völker sehnen sich nach dem Augenblicke, wo sie den Druck abwerfen können, unter welchem sie schmachten, und je härter dieser ist, desto größer ist die Erbitterung, welche im Inneren wüthet und nur eines äußeren Anstoßes bedarf, um in helle Flammen des Widerstandes und Rettungskampfes auszuschlagen. Die Länder des jetzigen Königreiches Westfahlen, des Groß-Herzogthums Berg, des neuen französischen Departements, und die ehemaligen Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth bilden einen stillen Krater, der beym ersten Ausbruche sich schrecklich gegen Alles, was zu Frankreich gehört, ergießen wird. In Bayern und Würtemberg ist große Unzufriedenheit und eine große Masse guter Gesinnung, auf welche man, besonders in Tirol, wo der alte Geist noch fortwirkt, mit Sicherheit zählen kann. In Sachsen und Baden sind die Unterthanen zufrieden mit der Verwaltung, aber nicht mit der Politik ihrer Regierung. Ein großer Theil davon ist zu Unternehmungen gegen Frankreich bereit, um das eigene Gouvernement von dem schmachvollen Drucke zu befreien. Die Gesinnungen der österreichischen Monarchie sind bekannt. In Preußen ist die Ansicht des Volkes gut und tüchtig. Es weiß, wem es den Keim seines ehemals so glücklichen Wohlstandes verdankt, und wünscht sich dafür zu rächen. Nur ein Theil der höheren Stände ist, von Kleinmuth, Eigennutz und Furchtsamkeit beseelt, für ein Bündniß mit Frankreich gestimmt, weil es mit solchem die Fortdauer seiner Lage hofft. Werden diese verblendeten Egoisten ihre Hoffnungen getäuscht sehen, so müssen sie sich wieder abwenden von dem Feinde ihres Vaterlandes, dem aus Schlechtheit nur sehr Wenige ergeben sind. Das Militär ist gut gesinnt und verlangt lebhaft Krieg gegen Frankreich; nie wird es mit gutem Willen sich an dasselbe anschließen. Der Kern des Volkes verlangt Selbständigkeit und Rückkehr des alten Heiles. Es liebt seinen König, aber wenn dieser mit Frankreich gemeine Sache macht, so wird es solches nur billigen in der Voraussetzung, er werde im günstigen Augenblicke losschlagen im Rücken der Armee. Jeder weiß, daß Friedrich Wilhelm III. Napoleon haßt, und Keiner glaubt daher, daß er es aufrichtig mit ihm meine. Die Vorstellung, er schließe sich gezwungen und verstellter Weise an ihn an, ist unter der unterrichteten und gut gestimmten Masse allgemein, und es würde leicht, daran einst Unterhandlungen zum Nachtheile des Verbündeten zu knüpfen. Das ist die Ansicht der deutschen Staaten. Die in ihnen herrschenden Gesinnungen haben sich seither nicht aussprechen, noch weniger bethätigen dürfen. Man hat öffentlich nur kleine einzelne Ausbrüche derselben wahrgenommen. Allein im Geheimen haben sich Verbindungen gebildet, diese Gesinnungen zu erhalten, zu verbreiten und in einem günstigen Augenblick Alles zu ihrer Bethätigung vorzubereiten. Solcher Verbindungen, welche bis in die Schweiz reichen, giebt es viele; sie sind theils von militärischen Köpfen, theils von ehrlichen Staatsmännern geleitet, ja es sind sogar einige deutsche Fürsten an der Spitze derselben. Bis jetzt besteht jede isolirt, und kaum hat manche Kenntniß oder Ahndung von der anderen. Es mangelte an einem großen Geiste, an einem günstigen Zeitpunkte, an einem entscheidenden Momente, alle einzelnen Zweige zusammenzufassen zu einem heiligen Baume, unter welchem Deutschlands Freyheit erstehen könnte. Bis jetzt hoffte man allgemein auf den Ausbruch eines Krieges im Norden, und setzte sein ganzes Vertrauen auf Preußen. Alliirt sich Preußen mit Frankreich, so wird dieses Vertrauen seine Basis verlieren. Man wird Preußens Gouvernement für schwach oder gezwungen erkennen und sich nach einem anderen Stützpunkte umsehen. Dieser kann kein anderer sein als Rußland. Der

[1]) Concept unter Gruner's säsirten Papieren. Archiv des Wiener Ministeriums des Innern. Das Concept ist sehr flüchtig und zum Theil schwer lesbar geschrieben, was einen amtlichen Abschreiber zu recht ergötzlichen Mißverständnissen verleitete, so daß die österreichischen Behörden den wahren Plan Gruner's wohl nie vollständig kennen lernten.

Kaiser Alexander hat die Herzen der Deutschen längst für sich gewonnen; er fesselt sie aufs Neue inniger als je, wenn er wieder als Gegner Frankreichs auftritt. Seine Geistesgröße, sein Edelsinn, seine Beförderung alles dessen, was den Deutschen das Heiligste ist, wird ihm alle Gemüther zuführen. Rußlands umfassende Macht ist furchtbar bekannt, und mit gerechtem Vertrauen erwartet man deren große Erfolge. Der Krieg mit Rußland giebt den gutgesinnten Deutschen neue Hoffnung, und er stärkt selbst den Muth des minder Muthigen, weil sie Napoleon in beiden entgegengesetzten Richtungen so beschäftigt sehen, daß sie ohne schnelle [Ahndung?] ihm im Rücken mit Erfolg etwas thun können. Es hängt in der That nur von Rußland ab, Deutschlands bessere Theile an sich zu knüpfen und die Masse der Gutgesinnten dieser Nation zu seinem Vortheile zu benützen. Dies zu bewirken, bedarf es nur, sobald der Krieg ausbricht und die diplomatischen Communicationen aufhören, einer Einrichtung, wodurch das Russische Cabinet mit Deutschland in steter Verbindung bleibe, um aus derselben die möglichsten Vortheile für die gemeinschaftliche Sache zu ziehen.

England hat in den neueren Continentalkriegen ein nachahmungswerthes, obgleich unvollkommenes Beispiel solcher Einrichtung gegeben. Sie besteht in der Ernennung von geheimen Agenten, welche auf die gutgesinnten Völker und Individuen im Rücken und den Flanken des Feindes theils sammelnd, theils handelnd agiren müssen. In dem bevorstehenden Kriege würde eine solche Einrichtung von Seite Rußlands von dem wichtigsten und in gewissen Augenblicken vielleicht von entscheidendem Nutzen seyn, wenn sie mit den gehörigen Mitteln ausgerüstet, auf richtige Weise geleitet würde. Ich schlage zu dem Ende ehrfurchtsvoll vor: Se. Majestät der Kaiser aller Reußen ernennt einen geheimen Haupt-Agenten für Deutschland, welcher seinen Sitz in Prag nehmen und so viele Unter-Agenten halten muß, als zur Erreichung der ihm übertragenen Zwecke nöthig sind. Diese Zwecke sind:

1. Beständige Kenntniß und Anzeige über Alles, was in Deutschland vorgeht, sowohl in Rücksicht auf die renforts der französischen Armee, deren Maßregeln, Stimmung und Ereignisse, als in Rücksicht der Stimmung und Haltung der Völker Deutschlands gegen jene Armee.
2. Erhaltung und Bearbeitung des gut gesinnten Theiles der deutschen Nation und Unterstützung desselben, sobald er sich in Thathandlungen gegen die Franzosen manifestirt.
3. Auffangung von Depeschen und Ordres der französischen Armee, Verwirrung ihrer Maßregeln, Abschneidung ihrer Zufuhr, durch Aussendung von Emissären und Partisanen.
4. Beförderung der Desertion und des Abganges deutscher Militärs und Individuen zur Bildung einer deutschen Legion unter dem Schutze Rußlands.

Alle diese Maßregeln, welche nur einen Geist athmen, müssen auch nur von einem Punkt ausgehen. Prag ist dazu der passendste Ort, weil es in einem neutralen Lande, unter gutgesinnter Umgebung liegt, weil ein Theil Deutschlands, vom österreichischen Kriege her, ihn schon als das Foyer ähnlicher Unternehmungen kennt, weil er Gegenden, auf welche zunächst gewirkt werden soll, am Nächsten belegen ist, weil man von ihm aus gefahrlos und unbemerkt Verbindungen mit dem Preußischen Gouvernement unterhalten und am schnellsten die Resultate nach Rußland gelangen lassen kann. Der letzteren Rücksicht wegen muß auch ein Agent in Altona seyn, welcher Nachrichten aus dem nördlichen Deutschland nach Rußland sendet. Er muß jedoch diese auch in Copie nach Prag senden, nicht nur um selbige auf solchem Wege als Duplikate sicher an den Hof zu befördern, sondern auch um den dortigen Haupt-Agenten stets von Allem in genauer Kenntniß zu erhalten. Da in allen großen Maßregeln Einheit das erste Erforderniß ist, so darf diese nicht gestört werden. Alle Instruction und Leitung muß von Prag ausgehen; der Agent in Altona sey nur Sammler und Absender. Die verschiedenen Zwecke dieser Einrichtung erheischen verschiedene Mittel.

Der Zweck ad 1) ist der sicherste und vom ersten Augenblick an der wichtigste. Er muß das nächste Augenmerk des Agenten seyn, den er nie und für keine andere Rücksicht aus den Augen verlieren darf. Die Mittel, deren er sich zur Erreichung dieses Zweckes bedienen muß, sind:

a) Unteragenturen. Die Haupt-Rücksicht bei denselben muß seyn, sie mit ganz zuverlässigen, gewandten Personen zu besetzen und auf solchen Punkten zu etabliren, wo sie die betreffen-

den Nachrichten am schnellsten und vollständigsten sammeln können. Sie müssen in der Mitte der französischen Armee und meistens auf den Haupt-Militärstraßen angelegt werden. Diese Unter-Agenten haben die Verbindlichkeit oder Verpflichtung, alle Nachrichten über die Märsche, Stimmungen und Maßregeln der französischen Alliirten stets schleunig anzuzeigen. Sie richten ihre Anzeigen nach Prag, die nördlich belegenen in duplo nach Prag und Altona. Sie erhalten Chiffern und Zeichensprache. Es wird ihnen ein Dislokations-Etat der französischen Armee als Basis ihrer Beobachtungen und Anzeigen mitgetheilt. Sie werden mit einer bestimmten Instruction und den erforderlichen Fonds versehen. Sie sind befugt und verpflichtet Emissäre zu haben, um Nachrichten zu sammeln und aus ihnen [Berichte zusammenzustellen (?)].

b) Correspondenz mit unverpflichteten, aber gutgesinnten Personen in Deutschland. Diese einzuleiten und sicher zu stellen ist Sache des Agenten.

c) Außsendung geeigneter Individuen in die verschiedenen Gegenden zur Einsammlung, Bestätigung sowie zur sicheren Beförderung von Nachrichten. Zu diesem Ende muß der Haupt-Agent eine kleine Anzahl gewandter und entschlossener Männer nach Prag mit sich nehmen und dort bey sich haben, welche stets zu seyner Disposition sind und abwechselnd die nöthigen Reisen machen.

d) Sicherstellung der Communication. Diese muß bewirkt werden:

a) durch ebengenannte Versendungen;
b) durch Gewinnung von Post-Officianten;
c) durch Verbindung mit unverpflichteten, aber gut gesinnten Personen, welche in außerordentlichen Fällen besondere Nachrichten überbringen;
d) durch die Anlegung der Agentur in Altona in Schleßwig zur Beförderung der Nachrichten nach Rußland.

Es muß dem Agenten in Prag überlassen bleiben, und ihm zur Pflicht gemacht werden, ob und welche Mittel er sonst noch anzuwenden finde, um den Zweck aufs vollständigste zu erreichen. Geschäftsbetrieb und Erfahrung werden solche an die Hand geben. Er ist responsabel dafür, daß er keine derselben versäume, sie augenblicklich anwende und davon Anzeige mache. Werden alle diese Mittel gehörig angewandt, so ist nicht zu bezweifeln, daß das russische Cabinet stets in genauer Kenntniß von den renforts, sowie von den öffentlichen Stimmungen und Ereignissen in der Mitte, Rücken und Flanken der französischen Armee erhalten werden kann.

Der Zweck ad 2) kann größtentheils durch dieselben Mittel, wie der erste erreicht werden. Die Agenten und Emissarien, welche zur Sammlung von Nachrichten gebraucht werden, müssen Personen sein, die, der guten Sache ergeben, Vertrauen in Deutschland genießen, Communication und Verbindung mit den besseren Personen haben, mit diesen sich in Berührung setzen, und nach einem längsther wirkenden Plane die Gemüther bearbeiten, nach welchem eine Menge Gutgesinnter geworben sind und werden, ohne mehr als zwei ihrer Verbündeten zu kennen.

Man darf die Verbindungen, welche zu dem Zweck der Befreiung Deutschlands existiren, nur fortwirken und unterstützen zu lassen, und sich mit ihnen in enge Verbindung setzen. Insbesondere müssen solche benützt werden, an deren Spitze deutsche Prinzen stehen. Es werden einige Pamphlets und Schriften verfaßt und in Umlauf gesetzt, welche die Masse bearbeiten und zum Handeln führen. Man läßt durch die Agenten und Emissarien den etwaigen französischen Berichten von russischen Niederlagen andere zum Vortheile der Russen entgegensetzen und heimlich verbreiten. In jeder Gegend, welche zum Aufstande bereit zu sein scheint, werden diese Mittel versteckt, ohne daß sie weiß, woher selbige kommen. Nur ein Vertrauter darf in Kenntniß des Zusammenhanges seyn und muß, sobald der Aufstand losbricht, dem Agenten in Prag Nachricht davon geben. Alsdann erfolgt daher wirkliche, wirksame, geheime Unterstützung, welche nach den Umständen und Vorschriften abzumessen, bei der aber die Hauptregel immer ist, daß die Hülfe bestimmt den Zweck erreiche und der Aufstand eine nützliche Diversion gegen die französische Armee bilde. Sobald ein solcher Aufstand an einem Punkte ausbricht, muß das Bemühen des Agenten dahin gehen, ihn allgemein zu machen, oder doch wenigstens auch auf anderen Punkten denselben hervorzulocken, um die Gegenanstrengungen ver-

vielfältigen und vertheilen zu müssen. Gelingt dieses, oder stellt sich ein deutscher Fürst an die Spitze eines Aufstandes, muß demselben mit Vertrauen Unterstützung angeboten, ihm ein Emissär zugegeben und Alles angewandt werden, die Sache zu einem großen Unternehmen zu machen, welches vielleicht in Verbindung mit der Landung einer militärischen Macht an deutscher Küste dem Kriege eine entschiedene günstige Wendung geben könnte.

Wie viel der Zweck ad 3) nützen könne, hat in dem Kriege von 1806/7 das Beispiel Schill's und mehrerer Partisanen, in den neueren Kriegen aber Spanien bewiesen. Es ist zwar nicht zu hoffen, daß man anfänglich leisten können werde, was die letztgenannte Nation thut, weil die Länder, in denen gewirkt werden soll, nicht in eigentlichem Kriegszustande gegen Frankreich sich befinden. Dennoch läßt sich hoffen, daß wir allmälig auch darin etwas Tüchtiges erlangen werden. Das Beispiel Schill's hat namentlich in der Preußischen Armee die Lust zu kühner Partheigängerei sehr ausgebildet. Es giebt manche tüchtige Köpfe, welche diese Rolle zu Gunsten Rußlands und unter dessen Schutze übernehmen würden. Sie müßten nie Massen, sondern nur Haufen von 20—30 Köpfen bilden, mit denen sie auf den Militärstraßen umherstreifen und aufgreifen, was sie dem Feinde abnehmen können. Diese Haufen müssen zuweilen ganz auseinander gehen, sich in entgegengesetzten Richtungen wieder sammeln und so ihm zu schaden suchen. Wenn sie dabei den guten Geist des Bürgers und Landmannes benutzen, so können sie sich lang halten und viel wesentlichen Vortheil bringen, besonders durch Auffangung der Couriere und ihrer Nachrichten. Die Partheigänger, welche also agiren, müssen mit Patenten für sich und ihre Haufen versehen werden, um nicht als Brigands behandelt zu werden. Es können aber auch bloße Emissarien ohne militärischen Charakter und Haufen gedacht werden, welche einzeln mit falschen Päßen umherreisen und mit Hülfe von Vertrauten Couriere überfallen und ihnen die Depeschen abnehmen. Der Vortheil dieser Gattung von Unternehmungen ist besonders für einzelne Fälle nicht zu berechnen.

Im Verein mit diesen drei Maßregeln würde aber den größten Nutzen unstreitig der Zweck ad 4) gewähren. Die Bildung einer deutschen Legion unter dem Schutze Rußlands, an deren Spitze ausgezeichnete deutsche militärische Personen stünden, würde einen entscheidenden Einfluß auf die Neigung Deutschlands zu Rußland haben und alle Gutgesinnten fest an dessen Interesse knüpfen. Die Geschichte hat zu allen Zeiten und selbst noch bei der letzten Regeneration eines Theiles von Pohlen bewiesen, welchen höchst wichtigen Einfluß dergleichen Legionen haben. Wenn sie von Männern geführt wird, welche in ihrem Vaterlande geachtet waren, denen die öffentliche Stimme des Vertrauens folgt, von welchen man weiß, daß sie treu an der Selbstständigkeit ihrer Nation hingen und solche nun darum verließen, weil sie ihre Schmach nicht abwenden durften und nicht theilen wollten, so ist sie der Kern der Befreiung, auf den alle unterdrückten Landsleute hoffen, zu dem Jeder sich wendet, wenn der Augenblick der Rettung schlägt. Sie bildet einen Kern von Haß und Rache gegen den Feind des Vaterlandes, aus dem die glänzendsten und erlesensten Früchte reifen. Die Bildung dieser Legion müßte erfolgen, sobald der Krieg ausbricht. Sie muß durch ein Manifest Derjenigen, welche sich an ihre Spitze stellen, authorisirt und bestätigt, von der K. r. Regierung angekündigt und zum Beitritte aufgefordert werden. Alsdann wird es ihr an Personal nicht mangeln. Die besten Officiere der preußischen Armee werden den Stamm bilden und die übrigen durch ihren Namen und Beispiel herbeiziehen. Die Deserteure und Ausgewanderten deutschen Stammes müssen darin aufgenommen und ihnen solches im Voraus zugesagt werden. Der Agent in Prag hat mit seinen Unter-Agenten die Pflicht, dieses Manifest zu verbreiten und dadurch, sowie durch andere Anlockungen, wohin die Mittel ad 2) gehören, die Deserzion und den Zulauf zu dieser Legion zu vermehren. Er muß diejenigen, welche ihm zugewiesen werden, oder sich an ihn wenden, mit Geld und Marschroute nach Rußland versehen und anleiten, daß sie auch ihre zurückgelassenen Angehörigen zur Nachfolge auffordern. Die deutsche Legion, an einem Punkte der Nordsee gelandet, würde halb Deutschland in Bewegung setzen. Wirkt sie nicht so und nicht jetzt, so wird sie es einst thun, und immer bleibt solche eines der wichtigsten Mittel, dessen sich Deutschland gegen Frankreich bedienen kann.

Es ist außer Zweifel, daß alle hier beschriebenen Zwecke durch die dabei genannten Mittel mehr oder weniger vollständig werden erreicht und dadurch Rußland bedeutende Vortheile in dem Kriege verschafft werden.

Sollten aber auch der zweite, dritte, vierte Zweck nicht ganz, ja selbst garnicht erreicht werden können, weil dabei auf Mitwirkung von Rußland und von Umständen gerechnet werden muß, so ist doch entschieden der erste Zweck, die Sammlungen u. s. w. sicher und ganz zu erreichen. Und dieser allein ist so wichtig, daß er die vorgeschlagenen Einrichtungen hinreichend motivirt und für die Kosten vollständig entschädigt. Die Instrumente zu dieser Einrichtung sind:

1. Die nöthigen Fonds von Geld und Credit.
2. Bewirkung eines sicheren Aufenthaltes des Haupt-Agenten in Prag.
3. Zusicherung, daß die zu verwendenden Personen im Falle eines unglücklichen Krieges durch S. M. des Kaisers von Rußland, sey es durch Anstellung in Diensten oder durch Geld entschädigt und sichergestellt werden sollen.
4. Eine genaue Instruction für den Haupt-Agenten.
5. Fonds und Marschroute für die Deserteure und Ausgewanderten.
6. Pässe und Ordres für die Couriere.

Werden alle diese Erfordernisse im gehörigen Maße angewendet, so glaubt der Unterzeichnete für den Erfolg dieser Vorschläge sich mit Ehre und Leben verbürgen zu können. —

J. G."

Man hat diesen Plan Stein zugeschrieben, der ihn in Prag mit Gruner verabredet haben soll. Dies ist nicht der Fall. Er ist Gruner's Eigenthum und noch in Berlin im März 1812 der russischen Regierung auf deren Anfrage, „wie den französischen Kriegsbewegungen und Fortschritten im Falle eines Krieges mit Rußland, in Deutschland am zweckmäßigsten Abbruch geschehen könne", vorgelegt worden. Stein erfuhr erst von der Sache, als Gruner ihn in Prag besuchte. Der Letztere war aber ein zu guter deutscher Patriot, um nicht auch andere Mittel zur Erreichung des großen Zieles ins Auge zu fassen. So ganz sicher war man doch seit den Erfahrungen des Jahres 1807, wo sich der Czar aus einem Feinde urplötzlich in einen warmen Freund Napoleon's verwandelt hatte, Rußlands keineswegs, und vor Allem nicht eines raschen Sieges seiner Waffen. Es war daher nur eine natürliche Gedankenfolge, daß Gruner den Plan der nationalen Befreiung nicht bloß von Alexander abhängig machen, daß er vielmehr alle noch unabhängigen Mächte, insbesondere England und Schweden, für denselben gewinnen wollte. Hierin begegnete er sich mit Gneisenau, der längst Großbritannien's Unterstützung der deutschen Sache im Sinne hatte. Es ist unter Gruner's Papieren ein interessantes Document erhalten, welches dieser Idee Ausdruck gibt: eine Reihe von Fragen, die er nach seiner und Gneisenau's Entlassung Letzterem vorlegte und worauf dieser eigenhändig die Antworten hinzuschrieb.

Gruner:	Gneisenau:
„Wird es nicht, um das Unternehmen für Deutschlands Befreiung zu sichern, gut seyn, dasselbe auch mit England und Schweden in Berührung zu setzen?	„Ist allerdings in meine Plane aufgenommen, und nach Ersterem hin bereits Schritte hiezu geschehen.
Sie haben in beiden Ländern Verbindungen. Wollen Sie durch Solche Kenntniß dahin ertheilen und diese Berührung anknüpfen?	Dieses werde ich, vielleicht sogar persönlich machen, wofern der Ausbruch des Krieges noch sich verzieht.
Soll, wenn der Krieg im Gange ist und bedeutende Ereignisse in Deutschland vorgehen oder vorbereitet werden, nicht davon zugleich nach jenen Ländern Anzeige geschehen?	England muß hiebei sehr werkthätig seyn und die Waffen hergeben.

Dieses geschähe am Kürzesten auf dem Wege über Altona und Schleswig, wo Agenten seyn werden. Wäre es aber nicht sicherer über Colberg und Stralsund?

In Colberg kenne ich Schroeder. Ist er uns hinreichend, oder würde auch Dumoulin's Bekanntschaft nüzlich seyn, und wollen Sie, für diesen Fall, solche zwischen ihm und mir konstituiren[1]).

Gleiche Frage gilt für Stralsund, für den von Ihnen mir genannten Israel. Beide Korrespondenten könnten auch gebraucht werden, um Nachrichten aus Deutschland zur See nach Rußland zu senden.

Wollen Sie in England das Entrepot für Deutschland, zu Prag — sey es, unter dem wahren oder fingirten Namen — nennen, um direkte Verbindungen, oder indirekte, mit jenem Lande selbst, oder dessen Agenten in Wien zu erzeugen? Und unter welchen Addreßen soll ich nachmals dorthin schreiben?

Sie haben mir von Ihrem Korrespondenten Gibson erzählt[3]). Würde er für den Fall eines wirklich ausgebrochenen Krieges fest korrespondiren und über Prag gewiesen werden, so lange er Nichts zur See absenden kann?

In Danzig hatte ich bisher einen treflichen Korrespondenten an Vegesack. Auf diesen darf ich künftig nicht mehr rechnen. Kennen Sie sonst Jemanden, oder wißen Sie nicht Jemanden durch Koenigsberger zu ermitteln?

Wißen Sie noch Punkte oder Personen zu nennen, mit denen man noch nüzlicher Weise anknüpfen könnte?

Sollte v. Schön in Gumbinnen zu gewinnen seyn? Sein Punkt ist nicht unwichtig.

Was denken Sie in gleicher Rücksicht von Merkel in Breslau? Was vom Obristen von Roeder?[4])

Wo sollen wir uns in Schlesien noch einmahl wieder treffen?

Wahrscheinlich nicht über Colberg, da dorthin ein französischer Offizier vom Rang gesendet werden wird, um mit seinem Anhang Alles zu bewachen.

Dumoulin werde ich an Sie weisen. Er kann bei seiner Thätigkeit, wo nicht für diesen Zweck, so doch für andere nüzlich werden.

Israel ist wohlmeinend und zuverläßig. Noch bin ich mit ihm nicht in Verhältnissen gewesen, aber er ist mir sehr dringend empfohlen.

Ich werde dorthin Nachricht geben. Zur Verbindung nenne ich den Grafen Hardenberg in Wien[2]); zur direkten nach London den Staatssekretär, Grafen Münster.

Ich werde ihm von Allem Kenntnis geben, denn er ist höchst zuverlässig und der Sache mit Person und Vermögen ergeben.

Vegesack taugt nicht viel; er ist französisch gesinnt. Sie können durch A[lexander] G[ibsone] einen anderen Korrespondenten erhalten.

O ja! und ich werde Ihnen eine Liste davon einhändigen.

Er ist gewonnen bereits durch seine Gesinnungen.

Merkel vortrefflich. Roeder zweifelhaft. Durch Aussichten des Ehrgeizes kann man ihn indessen führen, wohin man will.

Ich gehe in acht Tagen etwa nach Schlesien, zunächst nach Kauffung, dann nach Frankenstein, um mich mit Ch[azot] zu treffen.

---

[1]) Kaufmann Schroeder und Postdirector v. Dumoulin nennt Gneisenau in seinem „Verzeichniß der tauglichen Männer" bei Pertz, Gneisenau II, 117.

[2]) Graf Hardenberg war hannöverscher Gesandter in Wien.

[3]) Ueber die Brüder Alexander und John Gibsone, Danziger Handelsherren, die Gneisenau im Stein'schen Kreise während der Königsberger Zeit kennen und schätzen gelernt hatte, vergl. Pertz, Gneisenau I, 558. Hier ist Alexander gemeint, der sich damals in Memel aufhielt. Vergl. Pertz a. a. O., II, 276.

[4]) Vom Präsidenten Merkel und seinen Beziehungen zu Stein ist in der ersten Abtheilung dieser Studie mehrfach die Sprache gewesen. Roeder ist noch 1811 von Gneisenau als Vertrauensmann angeführt worden. Pertz a. a. O., II, 117.

Darf ich bestimmt annehmen, daß Sie sich an die Spitze des Unternehmens stellen? ich rechne nur dann sicher auf seinen Erfolg.

Wenn man mich *will*, dann sicherlich.

Daß ich Ihnen von Prag aus Alles mittheile, was für die Sache in Deutschland geschieht, versteht sich von selbst. Wünschen Sie aber Pamphlete, Volksaufrufe ꝛc. *vor* der Bekanntmachung zu sehen? Oder wollen wir uns noch hier über die Ansichten und Prinzipien dabei einigen?

Nein! Dies wäre zeitraubend.

Wichtig ist dabei z. B. die Bestimmung, wie wir Preußen behandeln und auf deßen Volk wirken wollen? Ob der K[önig] verächtlich, verdächtig, oder *unterdrückt*, dargestellt werden soll[1]).

Das Unterstrichene, dünkt mir.

Soll ich fingirte Addreßen nach Prag besonders für eine englisch-schwedische Korrespondenz machen und geben?

Allerdings! Dies ist höchst wichtig.

Soll ich mit M[inister] v. Stein anknüpfen? Oder glauben Sie, daß er, wie man mich versichert, jetzt an der Sache keinen Theil mehr nehme?"

Ein mir mitgetheilter Brief desselben von neuestem Dato ist in gesunkener Stimmung geschrieben; aber ein Strahl von Hoffnung wird ihn wieder aufrichten. Der Versuch dazu muß gemacht werden"[2]).

Am 21. März verließ Gneisenau Berlin und ging zunächst zu seiner Familie nach Mittel-Kaufung, von dort über Breslau und Wien nach Rußland. Gruner, dem der österreichische Gesandte an demselben Tage einen Paß nach Böhmen ausstellte, wird nicht viel später abgereist sein. Auch er nahm zunächst den Weg nach Schlesien, um hier — wie er schon in Berlin gethan — Helfer und Correspondenten für sein Unternehmen zu werben, und begab sich dann nach Prag, wo er am 18. April eintraf. Daß er selbst der Hauptagent war, den er in seinen Vorschlägen an die russische Regierung an die Spitze des geheimen Werkes gestellt wissen wollte, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung.

Die Voraussetzungen, auf welche Gruner seinen Entwurf gegründet hatte, waren in der jüngsten Zeit allerdings wesentlich gestört worden. Er hatte damals die Hauptstadt Böhmens als Stützpunkt seiner Agitation gewählt, weil sie auf neutralem Gebiete lag, wie denn überhaupt sein ganzer Plan auf der Neutralität Oesterreichs beruhte. Wenn aber die Donaumacht nicht neutral blieb? wenn auch sie, wie Preußen, mit dem Gegner Rußland's gemeinsame Sache machte? Mußte dann nicht, sobald der Krieg ausbrach und Oesterreich an demselben wider Alexander I. theilnahm, die Situation des russischen Staatsrathes in Prag, der gegen den Verbündeten des Kaisers Franz arbeitete, eine höchst

---

[1]) Diese Stelle ist den Wiener Behörden nicht entgangen und hat seinerzeit für Gruner bei denselben keine günstige Stimmung erzeugt. Siehe unten.

[2]) Das Schriftstück ist Original. Wenn auch nicht unterzeichnet, so kann doch, wie aus dem Context hervorgeht, kein Zweifel sein, daß hier Gneisenau auf Gruner's Fragen antwortet. Es ist auch unstreitig seine Handschrift, wie sich durch Vergleichung mit den bisher veröffentlichten Proben derselben ergab. Das Datum wird man ungefähr vor die Mitte März, etwa in die Tage vom 10. bis 13. verlegen dürfen. Gruner und Gneisenau haben sich dann wirklich noch einmal in Breslau getroffen.

unsichere werden? Am Tage, als Gruner die preußische Hauptstadt verließ, hatte ihm der Staatskanzler Hardenberg mitgetheilt, Oesterreich habe in Paris eine Allianz anbieten lassen, und bald war ihm die weitere Nachricht zugekommen, der entsprechende Vertrag sei dort wirklich unterzeichnet worden. War das nur Gerücht oder Wahrheit? Er erbittet sich von dem russischen Gesandten in Wien, Grafen Stackelberg, politische Aufklärungen und verhehlt demselben seine Besorgnisse nicht. „Da dieses unvorhergesehene Ereigniß" — schreibt er demselben am 2. Mai — „meine Lage noch bedenklicher macht, werden Ew. Excellenz sich denken können, wie wichtig es für mich ist, über die politischen Verhältnisse dieses Landes unterrichtet zu sein, um entsprechende Maßnahmen treffen zu können." Er sieht kein besseres Mittel, als den Schein zu wahren, als sei er noch immer preußischer Beamter. Auch Stein, der die Correspondenz mit Wien vermittelte, sollte nichts von seiner russischen Anstellung erfahren, und Stackelberg wird ersucht, auf die Adresse zu setzen: „Staatsrath zu Diensten Sr. Majestät des Königs von Preußen" [1]).

Das Gerücht sprach Wahrheit. Der österreichische Botschafter in Paris, Fürst Schwarzenberg, hatte am 14. März den Bundesvertrag mit Frankreich unterzeichnet; Oesterreich war keine neutrale Macht mehr. Für Gruner lag allerdings, so schlimm die Sache an sich war, so lange keine unmittelbare Gefahr hierin, als die Feindseligkeiten nicht eröffnet wurden, und er ist um so eifriger, diese Frist zu nützen. Am 5. Mai kann er an Dörnberg nach Schweden schreiben: „Ich bin seit drei Wochen hier und habe eine geheime Korrespondenzkette durch ganz Deutschland gezogen, mittelst welcher ich von allen wichtigen Vorgängen in demselben benachrichtigt und in beständiger Kenntniß von der öffentlichen Stimmung erhalten werde. Bekannt mit den einzelnen, für die gute Sache bestehenden Verbindungen, suche ich mich mit diesen en rapport zu setzen, alle Debris der früheren Insurrekzionen zu benützen und jeden Keim zu neuem thätigen Selbstbefreien Deutschlands zu wecken" [2]). Seine frühere Stellung hatte ihm die Kunde zuverlässiger Personen eingebracht. Manche derselben, wie den verwegenen Hünen Karl Müller, hatte er schon in den schwierigsten Wagnissen erprobt.

---

[1]) „Quoique je ne peux" — heißt es in dem erwähnten Briefe — „que me louer de la manière complaisante dont les autorités autrichiennes m'ont reçu et me traitent, je sçais cependant que je la dois seulement à mes anciennes relations en Prusse, au service de laquelle on me croit encore avoir ma place importante. Je tâcherai me servir de cette erreur autant que possible pour les intérêts de S. M. L'Empereur, notre auguste maître, y trouvant un moyen très favorable de cacher mon véritable plan . . . . Aujourd'hui c'est M. le Baron de Stein, ancien ministre de Prusse, qui s'est chargé de faire remettre cette lettre à V. E. par son beau-frère M. le général Cte de Wallmoden, lequel également me fera passer la réponse, si Elle daigne me l'adresser sous l'enveloppe de M. de Stein. Mais comme celui-ci ignore mes relations avec la Russie, je supplie V. E. de ne me donner que le titre ci-dessous marqué . . . . Juste Gruner, Conseiller d'état au service de S. M. le Roi de Prusse." Der von Gruner bewahrte Schein seiner Stellung in preußischen Diensten hat sich auch in der Geschichtschreibung erhalten. Man nahm bisher an, er sei erst in Prag in die Pflicht Rußlands übergetreten. In dem citirten Briefe gibt Gruner seine Prager Wohnung an: Schloßstiege 184.

[2]) Der Brief ist in Hormayr's Lebensbildern aus dem Befreiungskriege, II, 216, unter dem falschen Datum „8. Mai 1811" abgedruckt.

Aus ihnen erkor er jetzt seine Leute. „Ich wählte zur Ausführung" — sagte er später im Verhöre — „größtentheils Preußen und zwar solche, welche meistens unter meiner bisherigen Leitung ähnliche Geschäfte schon gehabt hatten, oder andere, die sie mir empfahlen und ich als brauchbar kannte. Sie alle wußten, daß ich auf kaiserlich-russischen Befehl handelte, und konnten sich daher um so mehr anschließen, als sie ihrem eigenen Herrn damit Dienste zu leisten glaubten. Es fand keine Verbindung unter ihnen und mir, und unter ihnen gegenseitig statt, als das durch die Instruction bestimmte Verhältniß, und diese Instruction war auf höheren Befehl zuvor durch den Herrn Grafen Lieven gebilligt"[1]). Ueber die Männer, welche Gruner benutzte, finden wir unter seinen Schriften eine besondere Aufzeichnung. Danach war der Schauplatz der Agitation in mehrere Bezirke nach den Hauptstraßenzügen getheilt, deren jeder seine eigenen Agenten hatte:

„Deutsche Agenten in Deutschland.

1. Straße von Magdeburg nach Cüstrin: Ferdinand Müller in Berlin. (Friesen, Eichhorn, Reimer, Brese, Voigt ꝛc.)
2. Straße von Dresden nach Glogau: Carl Müller in Schlesien. (Reich, Mierzoch ꝛc.)
3. Straße von Hamburg nach Cüstrin: Volkart in Hamburg, Knuppius in Rostock.
4. Straße von Wesel nach der Elbe: v. Blomberg in Münster und Osnabrück (Rector Reinert in Lemgo); Dr. Feuerstein in Göttingen. (Für dort und Cassel) (Horndreher Heinemann, Weender Straße.)
5. Straße von Mainz nach der Elbe: Palm in Frankfurt a. M., v. Dittmar in Weimar.
6. Straße von Straßburg nach der Elbe: ein Agent in Stuttgart, Preuß II in Würzburg.
7. Straße von München nach Dresden: Siebdraht in Hof.
8. An der Weichsel (zugleich mit für die Memel): v. Heiligenstädt.
9. An der Oder: Gärtner in Lübben, d'Espagne in Breslau.
10. Correspondenz-Sammelpunkte: Preuß in Flinzberg, Lange in Kudowe.
11. Correspondenz-Beförderungspunkte: Salchow in Altona, ein Agent in Colberg[2]).

Diese Agenten erhielten eine Instruction, die sie über Zweck und Absicht des Unternehmens aufklärte und zu Berichten aufforderte, welche sie an ver-

---

[1]) Verhörsprotocoll vom 27. August 1812.

[2]) Von diesen Männern waren die beiden Müller, die beiden Preuß, Volkart, Knuppius, Palm, Siebdraht und Dr. Lange — wie Gruner später im Verhör angab — schon früher von ihm in geheimen Diensten und zu ähnlichen Zwecken gebraucht worden; v. Blomberg, v. Heiligenstädt und v. Dittmar waren preußische Officiere, Gärtner und d'Espagne Correspondenten von Feuerstein und Salchow. In den Gruner'schen Papieren findet sich übrigens noch eine Liste „gutgesinnter Deutscher" — Vincke obenan — über hundert Namen theils erprobter, theils noch zu prüfender Männer aus allen Ständen, zumeist den besseren. Gruner hatte dieselbe schon im Herbste 1811 angelegt, um sie in einem preußisch-französischen Kriege verwenden zu können. Auch Harnisch hatte zu den Vertrauten Gruner's gehört, wie aus dessen Erinnerungen „Mein Lebensmorgen", S. 399 hervorgeht. Hier werden noch Andere genannt, die Gruner nicht verzeichnet hat. Harnisch erzählt: „Alle Mitglieder des (von Jahn und Friesen im Jahre 1810 gegründeten) deutschen Bundes, welche irgend sich frei bewegen konnten, traten mit mehreren Anderen zu der Schar, welche unter Justus Gruner's Leitung den Dienst im Rücken der Franzosen zum Heil des Vaterlandes besorgen sollte. Und Jeder, der fest auf seiner Stelle und in seinem Amte blieb, suchte unentgeltlich diese Thätigkeit zu unterstützen, während die Ersteren, wenn sie selbst nichts hatten, unterhalten werden mußten."

schiedene Adressen zu senden hatten; durchaus nicht alle direct nach Prag, die meisten auf Umwegen. So schickt Palm seine Mittheilungen zunächst an Dittmar, dieser dieselben mit den seinigen an eine vertraute Person zu Asch in Böhmen. Volkart sendet Berichte an Rein in Leipzig, dieser an die Widmannsche Buchhandlung in Prag. Die Letztere, sowie die von Tempsky erkaufte Calvesche Buchhandlung, erhalten die Sendungen an Gruner in ihren Ballen, in Bücher — natürlich nicht in verbotene, wie die Agenten gewarnt werden — eingelegt. Die Rapporte, welche allwöchentlich erstattet werden mußten, sollten zwischen den Zeilen eines geschickt concipirten ostensiblen Briefes unsichtbar und in Chiffren abgefaßt sein. Diese unsichtbare Schrift wurde entweder mittelst sympathetischer Tinte oder mittelst Citronensafts oder dünner Milch hergestellt. Da zur Entzifferung im letzteren Falle Erwärmen nöthig war, nannte man sie „warme", die chemische aber „kalte" Schrift. Namen sollten nur mit der letzteren geschrieben werden. Ab und zu werden die Adressen geändert. Für eine Reihe von Namen werden überdies noch andere gesetzt; so heißt z. B. Gruner: Müller oder Falk, Gneisenau: Dallmer oder Petersen, Chazot: Grosse oder Hermann, Reimer: Schultz, Friedrich Wilhelm III.: Schenck oder Fritz Walter, Scharnhorst: Reichel, Hardenberg: Friedenfeld oder Koch, Jahn: Walter, Arndt: Naumann, Stein: Boettcher, Napoleon: Heinze oder Schwarz, Rußland: Meklenburg, Berlin: Ruppin, Schlesien: Pommern, Oesterreich: Neumark, Prag: Soldin u. s. w.[1]) Die Chiffren waren sorgfältig gewählte Buchchiffren, bei denen überdies die Seitenzahl des Buches (man wählte Kerl's „Versuche und Hindernisse," den „Katechismus" von 1805, das „Nouvelle dictionnaire de poche" von 1809) verkehrt angegeben werden mußte. Zur Correspondenz mit Chazot und Gärtner dienten besondere Chiffren. Noch im Mai dürften die ersten Berichte nach Prag gelangt sein[2]).

Neben der Einrichtung des Agentendienstes in Deutschland beschäftigte sich Gruner mit der Gewinnung mächtiger Freunde für sein Werk, wobei ihm, wie schon erwähnt, besonders an der Unterstützung Englands gelegen war. Vom Jahre 1809 her war ihm der britische Agent Johnson, der Freund Gentz', bekannt. An diesen will er sich mit folgendem Schreiben gewendet haben, bemerkte aber später bei der Untersuchung, er habe dasselbe nicht abgeschickt, weil er vernommen, daß sich Johnson nicht mehr in Wien befand. Oder war der Brief an Graf Hardenberg? Immerhin ist er interessant genug. Er lautet:

„P[rag] 23/5. 12

Hochgeehrter Herr!

Die erst gestern durch einen sehr verspäteten, über Breslau erhaltenen Brief aus Bielitz vom 24. vorigen Monats, mir gewordene sichere Nachricht, daß unser Freund Logien[3]) seine

[1]) Diese Namen galten, wie Gruner sich vermerkt, für die Correspondenz mit Eichhorn, Reimer, v. Scheel, v. Chazot, Eckardt, Bardeleben, v. Horn, v. Stülpnagel u. A. Außerdem hieß z. B. Gneisenau: Logien, Chazot: Teutsch, schon aus früherer Zeit.

[2]) Die an die Agenten vertheilte erste Instruction ist bei Pertz, Leben des Freiherrn von Stein, III, 119, abgedruckt. Die Prager Buchhändler waren übrigens nicht bloß Vermittler. Wenn Tempsky in Geschäften nach Leipzig ging, unterließ er es nicht, selbst an Gruner zu schreiben. So meldete er z. B. in einem Briefe vom 6. Mai 1812 u. A. die Ernennung des Fürsten Sayn-Wittgenstein zum obersten Polizeichef und fragte: „Was hat das zu bedeuten? und ist dem Sayn-Wittgenstein zu trauen? ist er nicht eben eine französische Creatur?"

[3]) Gneisenau, vergl. Pertz, Gneisenau III, 371, wo Logier steht. Auch Chazot schreibt: Logien. S. unten.

Reise über Wien gemacht hat, läßt mich voraussetzen, daß er Sie über mein Hierseyn und dessen Zweck unterrichtet haben wird, daher ich jetzt endlich mit der gewünschten Sicherheit mich unmittelbar an Sie selbst wenden kann. Ich bediene mich dazu keiner Einleitung. Die jetzige Zeit braucht Thaten, keine Worte. Auch kenne und achte ich Sie seit lange, obgleich ich Ihnen wahrscheinlich unbekannt seyn werde. Doch dürfen Sie Vertrauen zu mir fassen. Logiens Wort wird vorläufig für mich bürgen, mein Handeln es rechtfertigen.

Ich bin hier, um, nach einem mit Logien und Andern verabredeten Plane, unter der Aegide und Unterstützung Rußlands, für die Befreiung meines deutschen Vaterlandes zu wirken.

Nicht von Preußen ist die Rede, noch weniger von dessen Gouvernement. Zwar stehe ich auch mit diesem in einer für das Ganze nützlichen Verbindung. Aber ich rechne nicht mehr auf diese als ich, nach den bisherigen Erfahrungen, darf. Hardegg[1]) ist gut und gemüthvoll, aber schwach. Ich fürchte, daß er untergehen wird in dem trüben Strome, auf dem er sich hat halten wollen, statt ihn abzuleiten mit kräftiger Hand. Wilms[2]) ist immer bereit, ein Knipschen in die Tasche zu schlagen, aber nimmer wird er aus eigener Bewegung mit kräftiger Faust den offenen Fehdehandschuh hinwerfen. Doch sind Beide, unter gegebenen Umständen, als Mittel, nicht zu verachten. Jenes edle Empfänglichkeit und dieses Ruf unter den Schwachen heischen gewisse Schonung und können einst nützen. Ich bin kein geborner Preuße, sondern ein halber Hannoveraner. Der Herzog von Yorck war einst mein Landesherr. Georg III. hat meinem Vater, zur Belohnung ausgezeichneter Dienste, ein kleines Lehengut geschenkt, sein Sohn an meiner verwitweten Mutter edel gehandelt und mich selbst einst vorzugsweise in seinen Dienst anstellen lassen wollen[3]). Die Dankbarkeit und ersten Jugendgefühle, sowie spätere Ueberzeugung, knüpfen mich mit Ehrfurcht an Englands Angehörige. Früh verlor ich einen edlen Vater. Ihn ersetzte mein Taufpathe, als Erzieher. Er, ein deutscher Mann wie Wenige lebten und seyn werden, Justus Moeser, hat die Keime meiner Bildung gelegt. Ihm danke ich den bessern Sinn, der mich über die Zeit erhebt und an die gerechte Sache mein Daseyn fesselt.

Diese Umstände gehören nicht zur Sache. Da aber die Persönlichkeit immer einige Rechte über das Gemüth behauptet, so glaube ich Ihnen deren Mittheilung schuldig zu seyn. Nehmen Sie solche, als einen reinen Beitrag zur Gründung gegenseitigen Vertrauens, freundlich auf. Und nun zur Sache selbst!

Ich bin seit sechs Wochen hier noch ziemlich unbeschäftigt und den weiteren Gang der Dinge abwartend. L[ogien] hatte große Besorgnisse, daß es nicht zum Kriege kommen werde. Auch spricht und faselt man noch viel von einem allgemeinen (?) Frieden. Nachrichten und Dokumente bezeugen mir indeß, daß, so weit man auf menschliche Entschlüsse rechnen kann, die des russischen Kaisers gewiß sind. Auch scheint mir der nahe Ausbruch des Krieges nicht mehr zweifelhaft, obgleich General Narbonne noch mit einem eigenhändigen Schreiben Napoleons an Alexander gesendet worden ist und Jener den Kampf vermeiden zu mögen den Anschein hat. Der Augenblick zu handeln, oder wenigstens, zum baldigen Handeln Einleitungen zu treffen, ist also da. Nach dem über dieses Handeln — soweit es Deutschland und unser Wirken dafür betrifft — bestehenden Plane, sind die Gegenstände desselben:

1) allgemeine Kenntniß aller Operationen des Feindes und deren Mittheilung,
2) Bildung einer deutschen Legion,
3) Bildung von Korps oder Banden im Rücken des Feindes, zur Zerstörung seiner Magazine und Kommunikazionen,
4) Beförderung von Insurrektionen in Deutschland.

Die Erfüllung des ersten Gegenstandes ist meine speziellste Obliegenheit und dafür Alles geschehen.

Wegen des Zweiten ist, wie Sie wissen, L[ogien] nach St. P[etersburg] gegangen, und ich zweifle um so weniger, daß er reüssiren wird, da ich seit seinem Abgange auf anderm Wege die bestimmte Nachricht erhalten habe, daß diese Bildung gewiß statt finden werde. Noch unbekannt

---

[1]) Hardenberg.

[2]) Friedrich Wilhelm III.

[3]) Osnabrück war 1803 hannöverisch geworden und damit unter die Herrschaft des englischen Königshauses gelangt.

indeß mit den Details der Bedingungen u. s. w., habe ich die Engagements, welche durch mich bewirkt werden sollen, noch nicht vornehmen können, und bei der eingetretenen Stellung Oesterreichs ist die Frage: ob von hier aus die Versendung der gewonnenen Individuen wird statt finden können? Theils meine hiesige Existenz, theils die strengere Bewachung der Gränze, werden Solches wahrscheinlich sehr erschweren, da es — zumal jetzt — ganz das Ansehen gewinnt, daß das Wiener Kabinet ernstliche Absichten gegen die gute Sache hegt. Was Sie, nach Ihrer näheren Kenntniß von den dortigen Verhältnissen und handelnden Personen, hierüber urtheilen, bitte ich angelegentlichst mir wohlwollend zu sagen, damit ich nicht die Sache selbst kompromittire und dadurch zerstöre.

Der 3. und 4. Zweck sind nur durch sichere kräftige Unterstützungen zu erreichen. Rußland hat sie versprochen, und ich bin gewiß, daß es sie leisten wird. Nur fürchte ich ein beschränktes Maaß von Kräften, und um in diesem Falle großen Erfolg zu erreichen, muß man große Mittel anwenden! Kleine Erfolge schaden mehr als sie nützen.

Die Bildung von Partheigänger-Trupps erfordert theils bedeutende Kosten, theils Sicherheit gegen das französischerseits so beliebte Verfahren gegen Brigandes. Letztere ist durch Offizier-Patente zu erreichen, welche R[ußland] geben würde. Erstere dürften ihm schwer werden, wenn nicht, worüber ich zur Zeit ununterrichtet bin, deshalb schon eine Vereinigung zwischen den Kabineten von St. James und St. Petersburg statt findet. Es entsteht daher die Frage: ob England, welches an solchen Unternehmungen theils einen allgemeinen, theils in Rücksicht auf Hannover einen speziellen Antheil zu nehmen hat, nicht durch Gelde zu dessen Instandsetzung konkurriren mögte? Ich weiß wohl, daß dieser Hof gegenwärtig schwieriger in dem Punkte ist, theils vielfältig sich bloßen Geldprellereien früher ausgesezt gesehen hat. Indeß ist zu erwägen, daß jetzt der letzte Kampf um die Rettung des Kontinents gefochten wird, und daß eine Betrügerei unmöglich wird, wenn sie selbst, oder irgend ein andrer Bevollmächtigter, sey's mit mir, sey's allein die Fonds bestimmt und vertheilt. Ich halte diesen Gegenstand für höchst wichtig. Was Unternehmungen solcher Art auf das Schicksal des Krieges vermögen, lehrt Spaniens Beispiel sehr rühmlich. Zwar bin ich weit entfernt, sogleich und ganz Gleiches bei uns zu hoffen. Aber Etwas wird doch geleistet werden, und dieses Etwas verdient immer einen Versuch. Auch kann man denselben auf minder kostspielige Weise machen. Im Kriege, und vollends in diesem, gelten alle Mittel. Ich gestehe Ihnen, daß, hätte ich in diesem Momente die Fonds gehabt, ich nichts als drei ganz gewöhnliche Mordbrennerbanden organisirt haben würde, welche alle Getreide- und Pulver-Magazine an der Weichsel, Oder und Elbe hätten verbrennen müssen. Man bedarf dazu nichts als drei entschloßene tüchtige Kerls. Diese konnte ich finden. Ihnen ward für jedes verbrannte Magazin ein bestimmter Preis versprochen. Das Werk mußte binnen Wochen ausgeführt werden, ehe der Verdacht des Feindes eine richtige Wendung nehmen und Gegen-Maßregeln erzeugen konnte. Die Wirkung war unfehlbar. Die französischen Truppen mußten ohne Schwertschlag zurück gehen und das Volk, aus Hunger, sich gegen sie erheben. Vielleicht wäre dieses Sistem noch zu realisiren, doch müßte es bald geschehen. Das Frühjahr beut jetzt schon manche Mittel zur Erleichterung der Noth dar, welche früher nicht Statt fanden.

Insurrekzionsversuche können nur dann glücken, wenn sie durch nähere oder fernere Armeen unterstüzt werden. Auch wird es dazu größtentheils an Waffen und Munizion fehlen. Beides kann nur durch England gewährt werden, Dieses unmittelbar, Jenes durch eine Landung von englischen, oder schwedischen, oder deutschen Truppen an der Nord- oder Ostseeküste. Das Bündniß Schwedens mit Rußland scheint gewiß, so auch mit England. Letzteres würde unstreitig zu Landungs-Versuchen führen. Wenigstens rechnen selbst die Franzosen darauf und machen danach Gegenanstalten an der Ostseeküste. Aber darf man mit Bestimmtheit darauf rechnen? Darf ich Hoffnungen dieser Art erregen, Zusicherungen geben? Wo Solches geschieht, da müssen sie gehalten werden. Denn eine unerfüllte Zusage zerstört das Vertrauen und schadet mehr als gar keine Aussicht. Wird England zu Insurrekzionen Waffen und Munizion geben? Wird es sie unentgeldlich geben? Werden zu dem Ende Depots formirt werden? Wie weit werden diese von der Küste seyn? Wer soll den Transport in das Innere (d. h. die Kosten, nicht die Gefahr) auf sich nehmen? Wird England Geldmittel, wo sie den Insurgenten unumgänglich nothwendig seyn sollten, geben? Sind Sie, auch für den Norden Deutschlands, und für alle Fälle, bevollmächtigt, wegen solcher Hülfe zu unterhandeln und zu bestimmen? Wollen Sie deshalb in

nähere Verbindung mit mir treten? Auf diese offenen vertrauensvollen Fragen erbitte ich mir Ihre vertrauensvollen Antworten.

Ich sende Ihnen diesen Brief durch den geheimen Sekretair Mutzell, einen durchaus zuverläßigen und mir völlig ergebenen Mann[1]). Ihm dürfen Sie Ihre Antwort sicher einhändigen. Da Freund Griesheim (?) keine Chiffre mit Ihnen hatte, so habe ich mich einer solchen, gegen Wunsch und Gewohnheit, nicht bedienen können. Daher bitte ich Sie, es mit diesem Briefe zu halten, wie ich mit anderen ähnlicher Art thue: ihn durch den Überbringer mir zurückzusenden. Halten Sie diese Bitte nicht für Furchtsamkeit, noch weniger für Mistrauen. Das eigne Leben will ich der guten Sache gerne weihen, aber diese und den Erfolg kompromittiren durch die Schrift, halte ich für Sünde. Und über Briefe, wenn sie nicht zurückgegeben oder augenblicklich durch den Empfänger vernichtet werden, gebietet oft ein unseliger Zufall. Ein neueres öffentliches Beispiel hat uns wieder davon belehrt. Ich werde Ihnen Ihre Antwort ebenfalls remittiren. Wenn Sie unsern Briefwechsel fortzusetzen geneigt sind, so erlaube ich mir, Sie um Bestimmung eines sichern Weges zu bitten. Die Post halte ich nicht dafür, es sey denn daß Sie ganz zuverläßige Adressen und wir eine Chiffre hätten, welche letztere ich besize und Ihnen zu senden gern bereit bin. Dieses Mahl habe ich Herrn M[utzell] eigends an Sie abgesandt. Er hat außerdem nur ein kleines Geldgeschäft in W[ien] zu berichtigen und sein Aufenthalt hängt von Ihrer Antwort ab. Logien hat mir auch Herrn E. bei Heinrich Rheinfelder als Korrespondenten vorgeschlagen[2]). Ich wünsche indeß zuvor von Ihnen unterrichtet zu seyn, ob Sie nicht gemeinschaftlich handeln, oder ich mich an ihn wenden soll? Letzteren Falls hätten Sie wohl jetzt die Güte, mit ihm zu sprechen, damit ich die Sendung nicht sogleich erneuern darf, welches sich, ohne aufzufallen, nicht wohl thun läßt.

Ich habe, vor unserer Abreise aus B[erlin] Griesheim mehrere Echantillons meiner Handschrift, mit fingirten Unterschriften, gegeben und mich deucht, daß auch eine für Sie dabei befindlich gewesen sey, welches ich herzlich wünsche, damit Sie sich von der Identität sogleich überzeugen mögen. Bei Ihrem Karakter, Ihrem Rufe, Ihren Verhältnissen und meinem redlichen Vertrauen, bedarf ich nicht, dem Schlusse dieses Briefes die Bitte um gänzliche Verschwiegenheit (selbst gegen Gutgesinnte, insbesondere die preußischen und russischen Gesandten) zuzufügen. Dagegen ersuche ich Sie, diese offnen Blätter als den Ausdruck der unbegränzten Hochachtung aufzunehmen, welche ich Ihnen wahrhaft widme.

Justus Gruner.

P. S. Soeben verbreitet sich hier die Nachricht von einem bedeutenden Aufstande in Tyrol. — Wie vieles läßt sich hoffen und thun, wenn es gehörig eingeleitet und kräftig unterstüzt wird! Meine Agenten sind vertheilt, nur Mittel bedürfen sie und — den richtigen Zeitpunkt. Die armen Tyroler kommen wohl zu früh, wenn nicht Illyrien Theil nimmt. Noch immer habe ich auf die Erfüllung der Hoffnungen, welche General Nugent mir im vorigen Jahre machte, geharrt. Sie können mir ganz vertrauen und müssen es. Wünschen Sie mich zu sprechen, so wollen wir an einem dritten Orte zusammenkommen, doch womöglich in Böhmen, nur außer der Hauptstraße. Bestimmen Sie selbst dann gütigst Zeit und Ort."

Weit wichtiger und historisch bedeutsamer als diese Werbungen Gruner's um fremde Hilfe war sein Verhältniß zu Stein in Prag. Hatte er diesem anfänglich auch seinen Uebertritt in russische Dienste, wie wir sahen, verheimlicht, so hatte er doch dem bewährten Patrioten seine Pläne und Zwecke gewiß nicht vorenthalten und ihn für dieselben gewonnen. Wenigstens

---

[1]) August Alexander Mutzel, Sohn des Breslauer Justizrathes Wilhelm Mutzel, gehörte zu den Reisenden Gruner's und besorgte u. A. einmal die Correspondenz mit Stackelberg in Wien und den Verkehr mit Berlin, ohne daß die Polizei seiner habhaft werden konnte. Mutzel sen. „steht durch das Haus Weigel & Co., welches mit dem hiesigen Großhändler Moritz Zdekauer in bedeutenden Handelsverbindungen ist, mit dem Staatsrath Gruner in einem ununterbrochenen Briefwechsel" schreibt Stadthauptmann Lilienau an Oberstburggraf Kolowrat, 8. August 1812.

[2]) Im Verhöre gibt Gruner an, er habe damit den Grafen Hardenberg gemeint.

war die Prager Polizei schon Ende April in der Lage, zu constatiren, daß Stein seit der Anwesenheit Gruner's „aufgeheiterter zu sein scheine als vorher“ [1]). Thätigen Antheil aber an den kühnen Entwürfen nahm der Freiherr wohl erst, nachdem der Prinz von Hessen-Philippsthal ihm die Einladung nach Rußland überbracht und er sich entschlossen hatte, derselben zu folgen. Jetzt wird auch Gruner gänzlich aus sich heraus gegangen sein, und die geheimen Agenten des Stadthauptmanns konnten nun von täglichen eifrigen Verhandlungen der zwei, oder vielmehr der drei Männer berichten, da auch der Prinz im Vertrauen war. Welches selbständige Verdienst Stein um die Weiterbildung des Gruner'schen Gedankens hatte, läßt sich aus Gruner's Aufzeichnung über einige von Jenem ertheilte Antworten auf seine Fragen entnehmen, ähnlich, wie er sich solche in Berlin von Gneisenau erbeten hatte. Es findet sich nämlich folgende

„Aphoristische Antwort des M. v. Stein auf meine Vorschläge, bei seinem Abgange nach Wilna. (27. Mai 1812.)

Colberg — allerdings wichtig, soll geschehen durch Gneisenau.

Legion — Werbung im preußischen Staate selbst, Corps zusammenbleiben nach dem Frieden und in Form einer angesiedelten Miliz, wie in Schweden und der österreichischen Grenz-Miliz. Die Legion stößt zu dem Corps in Colberg.

Banden — würden nüzlich sein: in den preußischen Wäldern, im Spessart, im Thüringer Walde und in der Gegend von Eisenach, zu Aufhebung von Kourieren, auch auf die Magazine zu würken.

Geld — nothwendig, muß beigeschafft werden.

Communication — durch Ungarn und Böhmen auf Schleichwegen mit Hülfe des Kontrebandirens. Auch in Böhmen ist dies zu benuzen, um zu vermeiden, daß das viele Reisen nicht die Aufmerksamkeit errege. Grenzbäder in Bilin, Liebwerda, Kudowe; in Ungarn sind dergleichen in den Karpathen. Im Preußischen müßte eine eigene Agenzie angestellt werden; in Ungarn längs der Karpathen und gegen Servien. Gelddepots auf verschiedenen Punkten in Wien, Brünn bei Hering, Prag bei Teinel, Ballabene ꝛc.

Würken — auf die kroatischen Regimenter bei der französischen Armee durch Popen und Emissaire.“

Dieser Notiz zufolge erhielt Gruner's Plan dadurch eine Vervollständigung, daß den im Rücken des Feindes zu bildenden Banden bestimmte Operationsterrains angewiesen wurden, welche bisher noch fehlten: die Tuchler Haide in Preußen, die Gegend um Eisenach und der Spessart. Das auf diese Weise ergänzte Project nahm Stein ins russische Hauptquartier nach Wilna mit, legte es dort in zwei Denkschriften vom 18. und 20. Juni dem Kaiser Alexander vor und beantragte, es solle für die Unternehmungen in Deutschland ein eigenes Comité gegründet werden, welches die Sache zu dirigiren und Gruner mit geheimen Instructionen, Geld und Vollmacht zu versehen hätte, damit nach Beginn der Feindseligkeit sofort ans Werk geschritten werden könnte [2]). Der Czar genehmigte die Vorschläge, das deutsche Comité wurde errichtet und Gruner, der bisher an den russischen Kriegsminister zu berichten hatte, angewiesen, seine Eröffnungen an dieses zu

[1]) Bericht des Prager Stadthauptmanns Mertens an den Grafen Kolowrat, vom 26. April 1812. Varnhagen erzählt, daß die Ankunft und Gegenwart Gruner's Stein besonders aufregten, „und wo und wann man ihn nur sehen mochte, immer fand man seine Stimmung auf gleicher Höhe gereizt und leidenschaftlich; an ein ruhiges Gespräch war nicht mehr zu denken.“ (Denkwürdigkeiten III, 234.)

[2]) Die beiden Denkschriften bei Pertz, Stein III, 68—77.

adressiren. Auch die deutsche Legion ward gegründet, für welche er Officiere zu werben hatte. Von diesen Entschließungen Alexander's I. wurde ihm durch zwei Briefe aus Wilna vom 22. Juni Kenntniß gegeben. Der eine rührte von Stein her und enthielt noch die besondere Weisung, ja nicht vor Kriegsbeginn loszuschlagen und dafür zu sorgen, daß der zweite Band von Arndt's „Geist der Zeit" in neuer Auflage durch Deutschland verbreitet werde; der Verfasser selbst sei baldmöglichst nach Rußland zu senden[1]). Der zweite Brief kam von Graf Chazot, dem stolzen Franzosenfeinde, der gleichfalls nach Rußland gegangen war, um dort den ersehnten Kampf zu finden. Dieser hatte folgenden Wortlaut:

(Ostensibel.) „Wilna, den 22. Juny 1812.

Ihren Brief, mein theuerster Freund, vom 27. May hat mir unser verehrter Freund überbracht; er hat mir mithin doppelte Freude gemacht. Dalmer[2]) war schon von hier abgereist, um für die Handlungs-Unternehmung, die wir projectiren bey einem großen Hause Credit und Unterstützung zu verschaffen. Bis dahin haben wir alle Vorbereitungen getroffen, unser Handlungshaus vor der Hand in Riga zu etabliren, wobey wir gar keine Schwierigkeit, viel mehr allen Vorschub hier gefunden haben. Man geht hier von sehr liberalen und humanen Grundsätzen aus, indem man sich überzeugt, daß unsere Speculation sehr ersprießliche und wohlthätige Folgen für den hiesigen Handel haben muß, da Beydes so genau mit einander verbunden ist, und eins sozusagen durch das Andere gehoben wird. Ich bin unterdessen hier im Lande geblieben und werde bis zu Dalmers glücklicher Rückkunft alle Einleitungen zu unsern Handelsverbindungen hier treffen. Man hat mich mit sehr viel Güte hier empfangen und ich hoffe, daß wir für das allgemeine Beste unserer Familien gute Geschäfte machen werden. — Einliegende Briefe sind vom Major v. Goltz, v. Clausewitz und von dem Rittmeister von Winterfeld, welche sich Ihnen bestens empfehlen und Sie bitten, die Einlagen mit einer guten Gelegenheit an ihre Adressen zu befördern. Den Brief an Prinzen v. Carolath und den an Dohna wünscht man, daß sie mit sicherer Gelegenheit übermacht werden; die Anderen enthalten nur Familien-Angelegenheiten. — Noch ist hier in kriegerischer Hinsicht alles ruhig und man erwartet von einem Tage zum andern große Begebenheiten. Bey den fürtrefflichen Materialien und Vorkehrungen, die man getroffen hat, kann man die Entwicklung der Begebenheiten auch ruhig abwarten, denn Alles ist so gut vorbereitet und mit Vorsicht angeordnet, daß der Schaden, den selbst bedeutende Unglücksfälle erzeugen könnten, in einigen Tagen ersetzt wird. Dies ist weise und auf die Zeit berechnet. Kurz, ich habe mich sehr gefreut, hier Alles so zu finden, wie es da steht[3]). Mit etwas Glück und einer weisen Leitung können wir großen Resultaten entgegensehen, die endlich der Menschheit wieder zu ihrer Würde verhelfen. — Die Nachricht von der fortwährenden Krankheit Ihrer Frau thut mir weh; ich wünsche ihr herzlich eine baldige Genesung, damit Ihr Herz nicht blos Haß und Rache empfinde. — Grüßen Sie unsere ehemalige Tischgesellschaft und geben Sie ihr einige Nachricht von mir; ich denke oft an sie und hoffe sie auch froh wieder zu sehen. Auch meinen alten Heine grüßen Sie von mir. Ich habe auf meine alten Tage hier die Masern bekommen und leide noch an einem Rheumatism am linken Ohr. Dieser soll mich aber nicht hindern, wenns auch morgen losgeht, meine Lanze zu brechen. Das Uebrige wird Ihnen M. (?) sagen, dem ich auch schreiben werde. Ewig und unveränderlich der Ihrige

(Mit warmer Schrift.) M. Große.

Dalmer ist über Schweden nach England gereist, um Gelder und die nöthigen Unterstützungsmittel für die Legion zu bewirken, damit wir der hiesigen Regierung, die so schon viele Ausgaben hat, nicht lästig werden. Der Kayser hat ihn sehr gnädig aufgenommen und mich zum Obersten in seiner Armee ernannt. Er hat ganz in Dalmers Plan entrirt und giebt vorläufig die nöthigen Unterstützungsmittel zur Errichtung der Legion, deren Sammelplatz vorläufig Riga ist. Obgleich wir noch keine mathematische Gewißheit haben, wie Dalmers Unterhandlungen

[1]) Ein kurzer Auszug dieses Briefes bei Pertz, Stein III, 82, vergl. S. 244.

[2]) Gneisenau.

[3]) Gneisenau's Urtheil über die russischen Kriegsanstalten lautete bekanntlich minder günstig.

dort ausfallen, so ist doch wohl kein Zweifel, daß sie reüssiren. Ich glaube mithin, daß unsere Freunde Moritz in Glatz, Blume und Wulf sich schon jetzt, wenn sie irgend eine Gelegenheit finden, auf den Weg nach Riga machen können und sich dort bey dem General von Essen melden[1]). Die nöthigen Gelder zur Reise können sie sich von meinen beyden Banquiers, die Blume und alle kennen, auszahlen lassen. Ich werde die Anstalten treffen, daß alle englischen Schiffe, die in der Ostsee kreuzen, alle diejenigen, die aufgenommen zu seyn wünschen, an Bord nehmen und nach Riga befördern. Vielleicht können unsere Freunde diesen Weg einschlagen, denn der über Gallicien ist beschwerlich wegen Mangel an Pferden und bey veränderten Umständen gefährlich. Die hiesige Politik ist lauter und rein, denn man hat bis jetzt keine andern Bedingungen von Napoleon verlangt als freyen Handel und gänzliche Evacuation Preussens von französischen Truppen, wahrlich edel und mäßig. Der Schuft will sich aber keine Dementi geben, und somit werden die Bedingungen unter glücklichen Umständen nicht so günstig für ihn lauten. Man sieht hier die Nothwendigkeit ein, daß Norddeutschland eine selbständige Einheit bildet, und wird diesen Grundsatz zu seiner Zeit geltend machen. — Können Sie nicht bewirken, daß Scharnhorst bald herkomme. Er wird hier sehr gewünscht und könnte viel Gutes stiften. — Wenn unsere Freunde noch mehrere Menschen mitbringen könnten, so wäre dies recht gut, ob ich gleich überzeugt bin, daß beym Anfang der Feindseligkeiten viele Soldaten zur deutschen Legion übergehen werden, wo ihnen ein guter Sold und eine Existenz nach dem Frieden gesichert werden. Logien[2]) hat mir Ihre Chiffre nicht zurückgelassen; ich muß Ihnen deßhalb mit Milch schreiben. Schreiben Sie mir doch mit nächster Gelegenheit den Nahmen, unter welchem ich Ihnen die Briefe an die Buchhandlungen adressiren soll; mir deucht es ist H. Müller.

Ihr Freund Teutsch."

Als diese Briefe bei Gruner anlangten, war der Krieg von Napoleon bereits erklärt und begonnen worden, am 24. Juni die große Armee über den Niemen gerückt. Längst hatten die zerstreuten Patrioten dieses Ereigniß ersehnt. Auch Gruner hatte es mit der größten Ungeduld erwartet. Denn nun erst konnte seine Thätigkeit in Wahrheit beginnen. Solange noch die russischen Gesandten in Berlin und Wien saßen, versorgten sie ihre Regierung mit Neuigkeiten; jetzt, wo sie ihre Plätze räumen mußten, gewann Gruner's Posten, schon allein für den Nachrichtendienst eine nicht geringe Bedeutung. Dazu kam, daß nun auch die geplanten Unternehmungen im Rücken der Franzosen eingeleitet werden durften. Er ist neuerdings voll Thätigkeit. Daß die Gefahr für seine Person sich durch den Krieg und die Abreise des russischen Diplomaten verdoppeln, verzehnfachen mußte, galt ihm wenig. Daß ein Bote einen großen Theil seines Privatvermögens verlor, verschmerzte er über dem Ernst seiner Aufgabe. Zwar warf ihn das tiefe Weh, welches ihm die Kunde vom Tode seiner geliebten jungen Gattin, die er in Berlin hatte zurücklassen müssen, bereitete, für ein paar Tage aufs Krankenlager, aber es konnte doch den leidenschaftlichen Eifer für die ergriffene Sache in ihm nicht lähmen. Von allerwärts liefen die Berichte der Unteragenten ein, die er von Neuem zu stetiger Aufmerksamkeit aufgefordert und denen er ihre Bezüge bis zum September übersendet hatte: über die Bewegungen feindlicher Truppen, über die Stärke der Nachschübe, über Gesinnung

[1]) Nach der Gruner'schen Vormerkung war „Moriz" der aus der Geschichte des Königsberger Tugendvereins bekannte Bardeleben, „Blume" der auf Halbsold gesetzte preußische Stabscapitän Friedrich v. Horn, ein Freund Gneisenau's und Arndt's, „Wulf" der preußische Stabscapitän Ferdinand v. Stülpnagel, welcher schon im Jahre 1809 zu einer geheimen Mission bestimmt gewesen war. Man vergl. über die Legion und ihre Theilnehmer Max Lehmann's „Kneseбeck und Schön", S. 48 ff.

[2]) Gneisenau. Siehe oben.

und Stimmung des Volkes, mit Chiffren auf die Innenseite der Briefcouverts geschrieben oder in mikroskopischer Schrift auf kleine Zettelchen verzeichnet, die der Ueberbringer im Nothfalle verschlucken konnte. Die gesammelten Nachrichten wurden von Gruner zu Rapporten an den russischen Kriegsminister, später nach dem Einlangen der Stein'schen Weisungen, an das deutsche Comité verarbeitet. Einige derselben sind im Concept erhalten und nicht ohne historischen Werth. Am 3. Juli meldet er von französischen Nachschüben während der letzten Juniwoche, von der Aufstellung der dänischen Truppen an der deutschen Küste, von französischen Depots in Hannover, von der Besetzung der Elbemündung durch die Engländer, von den noch unbeendigten Verschanzungen bei Colberg und fährt fort:

„Mecklenburg-Schwerin hat für 40 000 Francs Zwiebel der Großen Armee nachführen müssen. Diese hat alles Fuhrwesen aus den preußischen Staaten bei sich behalten. Sogar ist ein Theil der dabei befindlichen Knechte militärisch umgekleidet worden, die Uebrigen aber sind, ohne Lebensmittel oder körperlich mißhandelt, von der Weichsel zurückgejagt. Schlesien muß in diesem Augenblicke 6000 Pferde und 10,000 Malter Getreide zur großen Armee liefern. Trotz dieser Leistungen, und ungeachtet der preußische General Grawert in einer Proclamation sehr lebhaft das Glück und die Ehre geschildert hat, mit den ersten Truppen der Welt im Bunde kämpfen zu dürfen, hat doch neulich ein blutiges Rencontre zwischen Preußen und Franzosen (über einen Victualien-Transport) stattgefunden, und die Umgebungen der französischen Kaiserin Majestät haben sich in den letzten Tagen ihres Hierseyns sehr heftig gegen Preußen geäußert. Dagegen hat Napoleon in Königsberg sich gegen Generale und Behörden sehr freundlich bewiesen und selbst einen Unteroffizier, der die goldene Medaille trug, beschenkt, weil er solche bei Eylau bekommen und also gewiß verdient habe. Noth, Mismuth und Verwirrung steigen sehr hoch im preußischen Staate. Hier (d. i. in Oesterreich) ist die Lage auch sehr verwirrt. Ueber die Stimmung des alliirten Armeecorps wird der Ueberbringer[1]) Beläge erzählen. Das Cabinet scheint dennoch fest entschlossen, das französische System strenge zu befolgen, und die Beurlaubten werden eingezogen. Die böhmischen Regimenter sollen bis zum 12. d. M. marschfertig seyn; ihre Bestimmung aber ist noch nicht bekannt. Man besorgt Unruhen in Ungarn. Geld und Credit mangeln. Fürst Schwarzenberg hat in Brody 130,000 Stück Ducaten als Anleihe gefordert, von diesen aber nur 18,000, und auch solche nur auf seinen persönlichen Credit erhalten. Im italienischen Tyrol hatten im Monat Mai, auf Veranlassung der starken Conscription Unruhen stattgefunden. Diese haben eine Verordnung des General-Gouverneurs von Illyrien erzeugt, welche sehr ängstliche Sicherheits-Maßregeln enthält. In Wien, Graetz und andern Orten sind eben deshalb die Papiere aller dort befindlichen Tyroler plötzlich Nachts mit Beschlag belegt worden. Dies ist auch einem kaiserlichen Obristen, Grafen von Leiningen widerfahren, welcher 1809 in Tyrol für Oesterreich agirte. Man hat ihn angewiesen, sich nach Ungarn zu begeben. Ich glaube, daß dieser Mann zu gebrauchen seyn würde . . . .“[2]).

In einem zweiten Rapport vom 10. Juli heißt es unter Anderem:

„In Preußen steigen Noth und Geldverlegenheit mit jedem Tage. Die Unzufriedenheit äußert sich laut, und die Ausführung der neuen Steuer-Verordnung stockt überall. Sollte die Regierung zu gewaltsamen Maßregeln schreiten müssen, so sind alle möglichen unangenehmen Folgen zu erwarten. Der General v. Krusemark ist am 4. d. M. nach Gumbinnen abgereist, um bey dem französischen Kaiser, so nahe es erlaubt ist, zu seyn. Es ist eine Verordnung im Werke, wodurch alle im Auslande dienenden Preußen zurückberufen werden sollen. Man spricht fortwährend von dem Tugendbunde, als dessen Sitz jetzt Glatz angegeben wird, wahrscheinlich, weil der dortige Commandant, Major v. Blumenstein, antifranzösisch gesinnt ist und General v. Scharnhorst nebst Obrist von Boyen sich in der Gegend, zu Kudowe, aufhalten. Im König-

[1]) Major von Brendel.

[2]) Als später diese Berichte den österreichischen Behörden zu Gesichte kamen, fanden dieselben, daß Gruner sehr gut informirt gewesen sei.

reiche Westphalen steigt der Unmuth täglich höher. Der König hat eine neue gezwungene Anleihe von 5 Millionen, Capitalisirung der rückständigen Staats-Zinsen und eine Erhöhung der Steuern verordnet. Diese dreifache Last ist sehr unzeitig berechnet und wirkt lebhaft gegen ihn. In Illyrien soll es fortwährend unruhig und dies die Veranlassung seyn, daß die neapolitanischen Truppen Befehl erhalten haben, sich dorthin zu begeben . . . Hier wird versichert, daß, da Oesterreich die Zahlung seines Hülfscorps in baarem Gelde nicht leisten könne oder wolle, Sachsen solche übernehmen müsse und Napoleon dagegen die Sistirung der Festungsarbeiten von Torgau bewilligt habe . . ."

Am selben Tage beantwortet Gruner Stein's Brief vom 20. Juni. Er werde alsbald drei sichere Männer nach der Tuchler Haide, dem Spessart und dem Thüringer Walde entsenden und sich selbst in das böhmische Bad Liebwerda begeben, um auf der Grenze mit all den Personen zusammenzutreffen, die ihm bei seinen Operationen dienen sollen. Auch habe er schon zwei Leipziger Buchhändler für eine neue Auflage von Arndt's „Geist der Zeit" gewonnen und werde eine Druckerpresse in Reinerz zur Vervielfältigung der übersandten Bulletins aufstellen. Durch sichere Leute wolle er den Etat der sächsischen und westfälischen Officiere an Ort und Stelle erkunden lassen. „Ich werde dieselben auch zur Verbreitung der mir von Ew. Excellenz entwickelten Grundsätze benützen; es sind dieselben, denen ich bereits in Preußen den Officieren gegenüber Ausdruck gab, indem ich sagte, daß nun, wo der König und die deutschen Fürsten nichts weiter seien als die Präfecten Napoleons, niemand mehr an seinen Eid gebunden wäre und Keiner die Pflicht hätte, für eine schlechte und dem Vaterlande verderbliche Sache die Waffen zu führen."[1]) Es sei ihm gelungen, einen sicheren Kaufmann zu finden, der seine Berichte nach Brody bringen wolle, von wo sie ein Anderer an den russischen Hofrath Giers in Radziwiloff weiter befördern werde. Er verfüge einschließlich des Betrages, den ihm Graf Lieven in Berlin mitgegeben, nunmehr über ungefähr 5000 Ducaten; der Kundschafterdienst werde sich auf 4—5000 Thaler belaufen; die Kosten für die Banden könne er nicht im vorhinein bestimmen und wisse auch nicht, ob er die in Oesterreich für die deutsche Legion anzuwerbenden Officiere mit Reisegeld ausstatten solle. Bei dem österreichischen Hauptmann v. Pfuel habe er dies dessen Mittellosigkeit wegen gethan[2]). Am

---

[1]) Die Stelle in Steins's Brief, auf welche hier hingedeutet ist, lautet im französischen Originale: „Tâchez, monsieur, de me procurer un tableau des officiers qui composent l'armée Westphalienne et Saxonne, du charactère des personnes les plus influentes, des probalités de se les concilier. Il faut tâcher de convaincre eux et tous nos compatriotes que la patrie est là où se trouve l'honneur et l'indépendance, que c'est un abus de pouvoir que font les Princes Allemands de sacrifier l'une et l'autre à leur misérable existence personelle, que c'est aux peuples de rompre les fers dans lesquels ils veulent les jetter, que ce n'est que par là qu'ils sauvent ces mêmes Princes de leur destruction, parceque Napoléon, parvenu à la suprématie générale, brisera ces instruments vils et dispendieux de son esclavage (sic!) et rendra l'esclavage des Allemands encore plus complet et plus insoutenable". Die Antwort Gruners citire ich nach dem französisch abgefaßten Concept. Daß der Brief wirklich an Stein gelangte, entnimmt man einer Stelle bei Pertz, „Leben Stein's" III, 126.

[2]) Gruner hat während seines Aufenthaltes in Prag von der russischen Regierung einmal 5000 Thaler, dann 1394 Ducaten und später noch 4000 Ducaten erhalten. Ueber Ernst von Pfuel-Gielsdorf, den Freund Körner's, im Jahre 1848 preußischer Ministerpräsident, vergl. Max Lehmann, „Kneseбeck und Schön", S. 60.

Schluß berichtet er über eine Unterredung mit Metternich, der mit Kaiser Franz auf der Rückfahrt von Dresden nach Prag gekommen war:

„Es hat dem Grafen Metternich gefallen, einige Schwierigkeiten wegen meines Aufenthaltes in den österreichischen Staaten zu erheben. Ich glaube aber in einem Gespräche, welches ich mit ihm hatte, seine Zweifel zerstreut zu haben. Da er mich jedoch zweimal ermahnte, sehr ruhig zu leben, wenn ich des Schutzes der Regierung theilhaftig bleiben wollte, und ebenso oft hinzufügte, daß meine Existenz allerorten von Wichtigkeit sei, und da ich ihn völlig der französischen Partei ergeben glaube, scheint es mir gleich nothwendig für meine persönliche Sicherheit als nützlich für unsere Geschäfte, daß Graf Stackelberg angewiesen werde, mich im Nothfall so viel als möglich zu halten. Durch Geburt französischer Unterthan und aus dem preußischen Dienste getreten, laufe ich mehr Gefahr als ein Andrer. Darum ersuche ich Sie, Herr Baron, den Kaiser zu bitten, er möge den Grafen Stackelberg anweisen, mich, wenn mir ein Unglück zustoßen sollte, als russischen Unterthan zu reclamiren. Möglich, daß eine solche Reclamation nicht den gewünschten Erfolg hat, aber sie wird wenigstens den Wiener Hof abhalten, mich an die Franzosen auszuliefern, die mich als Spion behandeln würden."

Ungefähr zehn Tage später richtet Gruner aus Liebwerda einen zweiten Brief an Stein, den er durch Pfuel bestellen läßt. Die neue Ausgabe vom „Geist der Zeit" sei nahezu vollendet, der Verfasser von Prag nach Rußland abgereist[1]). Auch die Druckerpresse sei angekauft. Nach Eisenach und in

[1]) Man kennt Arndt's Fahrt über Prag nach Petersburg aus dessen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" S. 127 ff. Unter fremdem Namen, von Gruner mit einem falschen Paß versehen, in Gesellschaft eines kleinen Wiener Kaufmanns war er glücklich durch Galizien bis Brody und über die Grenze gelangt. Ein Brief voll Freude über die überstandene Gefahr und Beschwerde und voll Dank für den Helfer ist unter Gruner's Papieren erhalten. Es sei gestattet, denselben hier mitzutheilen.

„Brody, 22. Juli 1812."

„Eben heute früh um 8 Uhr kamen wir hier an, und ich hoffe, daß wir mit Gottes und guter Freunde Hülfe wohl weiter kommen werden. Unsere Reise hätte, wenn die Wege die ersten Tage nicht so schlecht gewesen wären, unstreitig noch geschwinder gehen können; doch haben wir gethan, was in uns lag, sie zu beschleunigen, und ich kann in dieser, so wie in jeder andern Hinsicht meinen ehrenhaften Ritter, dessen Sancho ich bin, nicht genug rühmen. Es ist ein gescheuter, geübter und vorsichtiger Mann, welcher tempora et modos et homines zu belauschen und durch jedes Ritzchen, das sich ihm öffnet, Licht fallen zu lassen weiß. — Eine große Freude haben wir unterwegs gehabt, wo wir nur anrühren und anklopfen durften die Stimmung vortrefflich zu finden. Es reift eine große Ärndte; wenn nur die, welche Vormauer seyn sollen, das Rechte thun wollen! Eben wie wir ankamen, fuhr ein Oberstlieutenant Baron Tettenborn von hier, der aus Oesterreich in Russische Dienste geht. Ich gab ihm ein Avertissementsschreiben an Giers, und falls er vor mir zur Stelle kommen sollte, ein paar Zeilen an Stein und Chasot mit, worin ich meine baldige Ankunft meldete. Ich hoffe, darin werde ich nicht gelogen haben. — Wir sind durch schöne Länder und sehr verschiedenartige Menschen gefahren. Die Böhmen sind trotzig und tüchtig, die Mähren in einem fast noch reicheren Lande gemüthlicher und etwas weichlich, die Polacken halbes Vieh, Bettler, Juden und Sklaven: bei diesen Gesichtern ist mir fast übel geworden, und zu dieser Übelkeit werde ich noch wohl oft Gelegenheit haben. — Mein Knappe geht eben aus, und wir werden suchen noch heute Abends nach hinaus zu fliegen, wo ich mich nicht lange aufhalten werde. Wegen der Brief- und Korrespondenzangelegenheit habe ich mit ihm alles besprochen und werde mit ihm und Giers das Weitere noch besprechen. Beiläufig, wegen der Herreise bis hier wird er Ihnen keine Rechnung machen können als über die Wagenmiethe: das Andere habe ich durchaus alles bezahlt, selbst 12 Dukaten, um uns einen Ausflug über die Grenzbarrieren zu Giers zu verschaffen. — Wegen unserer größten Angelegenheit, der Rücken- und Nackenschläge, werde ich alles thun, was ich nach meiner Überzeugung muß. Denn ohne diese ist alles nichts und wird mit Nichts endigen: das muß auch A[lexander] begreifen, wenn er was begreifen kann. Will man großen politischen Ideen folgen, Flammen

den Spessart seien zwei Vertraute mit Instruction versehen zur Bildung und Führung der Banden abgegangen. Die Expedition nach der Tuchler Haide werde demnächst folgen. Jene haben bestimmtere Befehle abzuwarten, ehe sie ans Werk schreiten.

Diese Nachricht entsprach nicht ganz den Thatsachen. Allerdings scheint auch aus den Gruner'schen Aufzeichnungen hervorzugehen, daß der ehemalige hessische Officier von Hasserodt und der frühere kurmainzische Officier von Burgsdorff, jener nach Thüringen, dieser nach dem Spessart abgegangen seien. Aber nur von dem Ersten ist dies richtig. Burgsdorff, der auch in Oesterreich als Hauptmann mit Auszeichnung gedient hatte und später in Prag als Chemikalien- und Siegellackfabrikant ansässig geworden war, hatte sich zwar zu dem waghalsigen Unternehmen bereit erklärt, war aber dann, wie Gruner später im Verhör angab, durch Familienverhältnisse zurückgehalten worden. Auch ist nur der schriftlich abgegebene Eid Hasserodt's vorhanden[1]). Dieser Letztere wurde

---

zünden, wo sie zu zünden sind, neue Völker in einem kühnen und freien Sinne schaffen, so mögte ich für den Erfolg bürgen. Dann wird die Sache großartig und entzündet alle gute und große Herzen, und Gott und die Geschichte werden die Buben und Dummköpfe richten. Für das Alte wird es auf keine Weise gehen, denn dagegen haben sich Gott und Menschen schon erklärt. O mögten wir uns unter fröhlicheren Auspicien wieder umarmen und an den Orten, wo wir es wünschen! und mögten Sie, mein vortrefflichster Freund, nicht um Ihr Süßestes weinen, sondern sich der blühenden Wiederherstellung des schönsten Glückes der Liebe freuen können! Dies wünsche und hoffe ich von ganzem Herzen und danke Ihnen hiemit aus vollster Seele für alle die Liebe und Treue, womit Sie mir die paar Tage in P[rag] versüßt haben! Grüßen Sie den Hauptmann Ph[uel], wenn er noch da ist, und sagen ihm, er soll in meinem Namen die auf beiliegendem Blatte genannten Personen nur begrüßen, so werden sie freundlich gegen ihn seyn. — Einliegende Briefe befördern Sie gelegentlich nach Berlin an Freund R[eimer?] und melden ihm, daß er sie als völlig ungefährliche und unpolitische auf die Post geben kann, wenn er weiß, daß sie mit dieser an die Addreße gelangen; daß er sie im entgegengesetzten Fall aber mit sicherer Gelegenheit befördert."

„Radzwiloff, 23. Julii. 1812."

„Wir sind glücklich hieher gekommen, haben mit Giers, der ein artiger aber nicht weit sehender Mann scheint, alles besprochen, und ich werde Stein mündlich über die Korrespondenz noch erinnern. Die Russen sehen die Wichtigkeit aller dieser Dinge noch nicht ein. Ich hatte gestern einen ganz lustigen Abend, weil ich in dem Kollegienrath und Inspektor Saalfeld einen alten Jenenser fand. Heute hoffe ich mein Gepäck aus Brody zu erhalten und dann sogleich weiter zu fliegen in's Hauptquartier, das ich wahrscheinlich an der Düna finden werde. Denn wo es ist, weiß man hier nicht bestimmt, auch weiß man noch nichts von Treffen. Es wäre zu wünschen, wenn man ohne Treffen aufreiben könnte. Ausdauer und fester Sinn allein kann uns retten. — Wie es nun auch gehe, davon seyen Sie überzeugt, daß mein Sinn unerschütterlich derselbe bleibt, weil er so muß, daß auch gegen Sie dieses Müssen in ihm ist. Gott erhalte Sie und Ihr Glück! Ihr E. M. A."

„N. S. Melden Sie mir auf das Baldigste wegen des G[ei]sts der Z[ei]t No. 2, ob Sie es gedruckt bekommen können. Ist das [nicht], so ziehe ich die Exemplare vielleicht auf anderem Wege zu Schiffe aus Schweden."

[1]) Die von Gruner verfaßte, von Hasserodt unterzeichnete Formel lautete: „Ich Carl Wilhelm Ferdinand von Hasserodt schwöre zu Gott dem Allmächtigen und Gerechten, einen freiwilligen, feierlichen, körperlichen Eid, daß ich das mir angetragene und aus heiligem Haß gegen den Feind Deutschlands übernommene Geschäft der Bildung und Führung eines kleinen Partheikorps gegen Napoleon und dessen Truppen und Alliirte, nach bestem Wissen, Gewißen und genau nach der mir ertheilten Instruktion vollführen und vollführen lassen, dem Feinde

dem Agenten Dittmar in Weimar zur Unterstützung empfohlen, bei dem er seinen Gehalt — 40 Thaler monatlich — erheben sollte. Seine Leute, etwa zwanzig Mann, sollten keinen Sold, sondern die Beute erhalten, fehle es an einer solchen, sechs gute Groschen täglich, desgleichen eine zweckmäßige Kleidung, Gewehr und Munition und für die einzelnen Coups eine angemessene Belohnung. Unter diesen Coups war nicht bloß das Auffangen der Couriere, sondern auch die Vernichtung von Pulver- und Fouragetransporten und die Aufhebung französischer Generale, die von oder zu der Armee reisten, begriffen. Solche Handstreiche waren bei Nacht und mit geschwärzten Gesichtern auszuführen, die den Courieren abgenommenen Depeschen durch einen Vertrauten nach Rumburg in Böhmen zu schicken, von wo sie Gruner abholen lassen wollte[1]). Diese Anweisung an den Agenten Dittmar sollte kein Geringerer an ihre Adresse befördern als — Herzog Karl August, der sich jenerzeit in Teplitz aufhielt. Gruner notirt nämlich Folgendes: „In der Ueberzeugung, daß der regierende Herzog von Sachsen-Weimar, als ein gut gesinnter deutscher Fürst und als naher Anverwandter des Kaiserl. Russischen Hofes, gern Antheil an den vorhandenen Plänen nehmen und solche, so weit er könne, schüzen und fördern werde, sind Seiner Durchlaucht deshalb in meinem Namen am 11. Julius d. J. Eröffnungen und Anträge gemacht worden. Der Herzog hat darauf erwidert, daß Er stets gern Theil nehmen würde, jedoch von französischen Spionen so umgeben sei, daß er Nichts thun könne, sobald aber ein großer Schlag geschehen, Er mit Etwas unternehmen werde. Den Sr. Durchlaucht übersandten Brief an v. Müffling und v. Dittmar hat der Herzog mir zurückgeschickt, weil er Letzteren nicht sicher genug bei sich glaubte, und versprochen, v. Dittmar nach seiner Rückkehr in Weimar zu sich rufen zu lassen und mit ihm sich besprechen zu wollen.“ [2])

So weit waren die Dinge gediehen, als Gruner in der zweiten Augustwoche aus Liebwerda nach Prag zurückkehrte. Er wartete nun nur noch auf neue Ordre aus Rußland, um Hasseroth in Thätigkeit zu setzen, und auf die russischen Bulletins und Manifeste, um sie in Reinerz drucken und allerorten vertheilen zu lassen. Da ward er plötzlich verhaftet, seine Schriften und Gelder mit Beschlag belegt, sein Werk zerstört.

---

allen nur ersinnlichen Schaden, Deutschland, Rußland und England aber allen möglichen Nuzen zuzuwenden suchen und davon weder um Gefahr noch um Vortheils willen je ablassen, auch das Geheimniß meiner Verpflichtung und des sicheren Zusammenhanges meines Handelns in Noth und Tod getreulich bewahren, lieber als ein redlicher freier deutscher Mann sterben, denn durch Verrath ein schmachvolles Leben erkaufen will. Dies Alles schwöre ich aus eigenem freien Antriebe meines Gemüthes, fest zu halten, so wahr mir Ehre lieb und Schande verächtlich, so theuer mir mein Vaterland und dessen Freiheit und so heilig mir meine Religion ist, mit deren Worten ich meinen Schwur glaubensvoll besiegle: So wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum!“

[1]) Concept eines Schreibens an v. Dittmar in Weimar.

[2]) Carl August war am 7. Juli nach Teplitz gekommen, wo er bis über die Mitte August blieb.

(Schluß im nächsten Heft.)

Unter den Linden.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

I.

Ich bewundere die Linden, ich bin stolz auf sie, wie jeder Berliner; doch — wie soll ich mich ausdrücken? Ich fühle mich nicht recht zu Hause dort. Sie sind mir zu vornehm. Sie sind wie der Festsaal von Berlin, als ob hier niemals Alltag wäre. Schon ihr bloßer Anblick stimmt mich feierlich. Zu groß und überwältigend sind die Erinnerungen, die sie wachrufen, jeder Fußbreit Erde, jeder Baum und jede Häuserfront. Sie haben unsere Legionen während dreier Lustra dreimal triumphiren sehen; sie sind unsere Siegesstraße, vom Brandenburger Thor bis zum Friedrichsdenkmal, und der kaiserliche Glanz ruht auf ihnen.

Wenn ich in ein Verhältniß zu ihnen kommen soll, solch' eines, wie ich es brauche, um von dem blendenden Schimmer der Gegenwart nicht verwirrt zu werden, so muß ich weit zurückgehen, bis zu jenem Morgen im Frühling 1680, wo die gute Kurfürstin Dorothea, die Holsteinerin, aus dem Thore der Burg zu Kölln heraustrat und hier die erste Linde pflanzte, auf dem Boden ihrer Stadt, die heute noch ihren Namen trägt, Dorotheenstadt. Sie besaß hier, die wirthschaftliche Frau, Ländereien, die zu ihrem Meierhof in der Spandauer Vorstadt gehörten: sandiger Acker, wo heute die Linden sind, nasser Wiesengrund die ganze nördliche Friedrichstraße bis zum Weidendamm, von beiden nicht viel zu gewinnen, weder mit Saat und Ernte, noch für den Viehstand und die Molkerei. Sie war es anders gewohnt gewesen, da oben in ihren Marschen. Weswegen sie sich von ihrem erlauchten Gemahl, dem Großen Kurfürsten, ein Privileg ertheilen ließ, dies magere Feld in anderer Art zu bestellen; und wenn wir jetzt die Paläste sehen, die sich darauf erheben, die gedrängten Straßen, Haus bei Haus, auf dem theuersten und kostbarsten Terrain von Berlin, wo jede Quadratruthe, ich weiß nicht wie viele Tausende und Abertausende werth ist, dann müssen wir, mit aller Achtung vor Ihrer Kurfürstlichen Gnaden, sagen, daß sie nicht schlecht speculirt habe. Sie fing an zu bauen. Im Jahre 1674 entstand das erste Haus, und nicht lange, so war „die erste Reihe" fertig, d. h. die Häuserreihe der nördlichen

Seite, rechts vom heutigen Friedrichsdenkmal, bis zur Schadowstraße. Demnächst folgten einige Häuser auf der gegenüberliegenden Seite, Grundstücke mit großen, schönen Gärten nach der Behrenstraße hin und dem Thiergarten dicht davor. Das Ganze mag wohl ein recht idyllisches Aussehen, halb ländlich, halb forstartig gehabt und manchmal durch das Holzgitter ein Rehlein, neugierig und klug, in den werdenden Stadttheil hineingeblickt haben. Fröhlicher Hammerschlag erklang von rechts und von links, und die Grundmauern ihrer Kirche, der Dorotheenkirche, schimmerten weißlich herüber im Sonnenschein durch das Frühlingsgrün, als die Kurfürstin die erste jener historischen Linden eingrub, welche bestimmt war, sie und ihre Nachfolgerinnen, den gewaltigsten Wechsel irdischer Dinge zu schauen, von den allerbescheidensten Anfängen zu einer Pracht und erhabenen Größe, die selbst uns, den Mitlebenden, immer noch in gewissen Augenblicken wie ein Traum oder Märchen erscheint. Sie, die stummen Zeugen zweier Jahrhunderte, wissen aber, daß Alles auf natürlichem Wege zugegangen ist; sie haben das langsame, bedächtige Vorwärtsschreiten gesehen, das mühsame Ringen und Erringen, Opfer ohne Zahl, im Krieg und im Frieden, Jahre des Leids und Jahre der Trauer, muthiger Wiederbeginn nach schwerem Verlust — Arbeit, die nie nach dem Lohn und nie nach dem Ende gefragt, immer Arbeit und kärglicher Gewinn, ein Schauspiel, das wenig Anziehung bot, bis nun auf einmal, scheinbar plötzlich, die Wunderblume des Erfolges sich aufgethan hat und die ganze Welt herbeiströmt, um zu schauen und zu staunen.

Die Linde war von Alters her und ist noch immer der Lieblingsbaum der Mark; Poesie der Landschaft, der Natur gibt es hier nicht viel, man müßte denn eine gewisse schwermüthige Monotonie des Kiefernwaldes und der einsamen Seen inmitten einer weiten Sandebene so nennen; aber mit Allem, was des Märkers Herz an Poesie besitzt, hängt er an diesem Lindenbaum. Er ist ihm heilig in seinem hohen Alter und erzählt ihm Geschichten, die zuweilen weit, weit zurückreichen, bis in die Wendenzeit. Er ist ihm ein Sinnbild heimathlichen Friedens und häuslichen Glückes, eine Verheißung von Abend- und Sonntagsruhe nach Mühsal und Arbeit, ein Anblick der Schönheit, wenn er im Frühling sich abermals mit der zarten Blätterfülle deckt, und eine Bürgschaft des Segens, wenn er im Sommer die Lüfte mit süßem Geruch erfüllt und seine Blüthen die Bienen der Haide zu sich locken — der vertraute Freund jedes Einzelnen und ein Wahrzeichen für Alle. Keine märkische Stadt, kein märkisches Dorf, welche nicht ihre Linden hätten, uralte, sagenreiche Bäume, von denen einige, wie die von Seebeck, Götzenbilder an ihrem Stamme getragen, andere, wie die von St. Georg und St. Gertrud in Berlin, den katholischen Gottesdienst unter ihrem Laubdach gesehen haben, und noch andere, wie die von Rönnebeck, auf dem Grabe des ersten lutherischen Pfarrers gepflanzt wurden. Zahlreich sind die Ortschaften in der Mark, denen die Linde ihren Namen gegeben; wir haben zwei Lindwerder in der Nähe von Berlin und wenigstens vier Lindenberg in der Provinz, von den übrigen, wie Lindow, Lindstädt, Lindenrode, Lindenbusch und den wendischen Leipe, Liepe, Liepnitzsen gar nicht zu reden[1]). Was in diesen kleinen Gemeinwesen

[1]) Man vergl. den Eintheilungsplan der botanischen Abtheilung des märkischen Provinzial-Museums von Dr. Carl Bolle, S. 14—16.

an denkwürdigen Ereignissen sich zutrug, das verknüpfte sich, die ungeschriebene Chronik vieler, vergessener Geschlechter mit dem Lindenplatz; und auch Berlin, damals ein Städtlein von mäßigem Umfang und geringen Ansprüchen, sollte den seinen haben. Sie wußte wohl, was sie that, diese treffliche Landesmutter, als sie, dem alten Herkommen gemäß, die Linde wählte. Sie weihte damit diese jetzt erst entstehende Straße einer langen und glorreichen Zukunft, einer Folge von Geschicken, welche, indem sie Gestalt und Ansehen der Welt verändert, doch immer wieder zu den Linden zurückführten, wie sie von ihnen ausgegangen waren, und dem Baume der Mark die Bedeutung kriegerischen Ruhms, politischer Macht, nationaler Größe beigelegt haben. Das Andenken dieser Dinge wird nicht sterben. Aber es ist nicht ihr gegenwärtiger Glanz und Schimmer, der mich irgendwie besticht; oft vielmehr, mitten am Tage, wenn das Leben unter den Linden im vollen Gang ist, wenn die bunte Menge sich drängt, wenn die Kostbarkeiten der Läden, das Gold und der Crystall, die Broncen und die Bilder und die Blumen und alle anderen Genüsse des Luxus und der Mode das Auge reizen — oft alsdann ruf' ich mir den bescheidenen Anfang ins Gedächtniß und wandle, von all' diesen Tausenden ungesehen, in die Vergangenheit zurück — sie selber verschwinden, ebenso wie die Spiegelscheiben und Säulenfronten und Marmorstufen — kleine Häuser sind da, wie auf dem Bilde der Lindenallee aus dem Jahre 1691, hölzerne Barrièren und junge Stämmchen, unter denen dicke Männer in aufgekrempten Hüten und elegante Damen in Reifröcken lustwandeln — nicht viele von ihnen übrigens, alle zusammen vierzehn, zwei Reiter ausgenommen, die auf ebenso dicken Rossen dahintraben . . . . und dann, ich will es gestehen, dann erst gewinn' ich sie lieb diese Linden, welche mit dem Lichter- und Schattenspiel ihrer feinen Blätter das wechselvolle Treiben der Weltstadt immer noch wie mit einem alten Heimathzauber umweben.

Sie sind langsam gewachsen und haben einander vielfach abgelöst seitdem, diese Bäume. Zuerst, wie auf dem genannten Bilde dargestellt, war es eine vierfache Reihe; sie schloß mit einem hölzernen Thorweg in der Nähe der heutigen Schadowstraße, die lange, noch über das erste Drittel unseres Jahrhunderts hinaus, Wallstraße hieß. Zur Zeit unseres ersten Königs war die Allee sechsfach, und so führte sie, 1734, Friedrich Wilhelm I., der Städtebauer, zugleich mit der Erweiterung der Dorotheenstadt, bis an die heutige Grenze des Thiergartens und den heutigen Pariser Platz, damals das Viereck oder Quarré genannt. Lange noch, wie Nicolai (1779) anmerkt, konnte man, an der Höhe der Bäume, die neue Anpflanzung von der ersten, ursprünglichen unterscheiden. Wall und Graben, welche bis dahin die Linden abgesperrt hatten, ließ Friedrich Wilhelm I. abtragen und zuschütten, das dort stehende Thiergartenthor sammt der dahinter gelegenen Brücke einreißen und den Thiergarten selbst bis an das Brandenburger Thor aushauen. Aber nun denke man sich die Straße unter den Linden, obgleich sie schon annähernd ihre heutige Länge hatte, doch nicht entfernt von gleichem oder ähnlichem Aussehen. Man erkennt sie kaum wieder, wenn man sie auf den Bildern des vorigen Jahrhunderts aus dem Berlin Friedrich Wilhelm's I. und sogar noch der ersten Jahre Friedrich's d. Gr. sieht. Die Häuser standen in weiten Zwischenräumen von einander; man konnte sie zählen (wie auf dem Blatte von 1691

die Menschen). Ein Brandenburger Thor gab es noch nicht, sondern — wie wir es noch auf einer Zeichnung Chodowiecki's (aus dem Jahre 1764) sehen — eine hölzerne Pforte mit Schlagbaum, zwei einfachen, obeliskenartigen Steinpfeilern und zwei Seitenöffnungen für die Fußgänger, mit einem Accisegebäude rechts (denn dies war noch die Zeit der schwereren Eingangszölle für die Reisenden), einem Wachthaus links, und den Bäumen des Thiergartens, die Thor und Häuser hoch überragten. Nichts kündigt die kommende Herrlichkeit des Pariser Platzes an. Ein bescheidenes Haus mit zwei Fenstern Front und einstöckig schaut von der Seite herein, wo jetzt das Blücher'sche Palais sich mächtig erhebt; vor dem Accisegebäude lungert ein Zöllner, vor dem Wachthaus schildert ein Soldat, und die ganze Staffage bilden zwei Damen mit einem Kind, ein Ehepaar mit einem Hund und ein Sechsspänner, der durch das Thor fährt, eine Glaskutsche vom Hofe, mit zwei bezopften Lakaien hintenauf, die Pferde mit Schabracken und Federbüschen — auch hier wieder Menschen und Thiere, Zöllner und Pharisäer merkwürdig wohlbeleibt, ein herzerfreuendes Zeichen jener beschaulicheren Zeit, wo die Nahrung noch billig und auch für die Dicken hinreichend Platz war in diesem jetzt so gedrängt vollen Berlin.

Etwas jünger aber als das Chodowiecki'sche Blatt sind zwei Zierden, welche das Brandenburger Thor, nach der Thiergartenseite hin, erhielt, in Gestalt zweier colossaler Statuen, nämlich des Herakles Musagetes mit der Leier links und des pythischen Apolls mit dem Bogen rechts. Man sagte damals, daß diese beiden Olympier eigentlich bestimmt gewesen seien, den Eingang des Potsdamer Schlosses zu schmücken, indem ihr Schöpfer den Charakter des Helden, der zugleich ein schöner Geist gewesen, sehr sinnreich dadurch habe ausdrücken wollen, daß er dem Apoll den Bogen und dem Herakles die Leier gab. Was aber der alte Fritz höchst übel vermerkte; er fand die Anspielung lächerlich, meinte, daß es aussehen würde, als ob zwei Schildwachen da ständen, und befahl, daß man sie nach Berlin schaffen und vor das Brandenburger Thor setzen solle, woselbst, im Jahre 1822, sie Heine noch gesehen: „erzniederträchtige, verstümmelte Klötze. Man sollte sie herunterwerfen; denn es hat sich gewiß schon manche Berlinerin dran versehen. Die Polizei sollte sich drein mischen"[1]). Und es scheint, daß sie's gethan; die Statuen wurden, ich weiß nicht genau wann, in die Tiefen des Thiergartens verbracht, Apoll nach der großen Querallee und Herakles nach dem Großfürstenplatz. Hier haben wir sie noch gesehen, rührend in ihrem hohen Alter und Verfall, mit einem grünlichen Ueberzug von Moos und Feuchtigkeit, bis sie zuletzt, gänzlich unfähig, sich noch auf ihren Beinen zu halten, durch zwei jüngere Sandsteinfiguren ersetzt wurden, die ebenso riesenhaft und häßlich sind wie jene waren, wenn auch ohne den Zug sanfter Trauer, der ihre Vorgänger kennzeichnete, diese von der Ungnade Friedrich's betroffenen Götter im Exil.

Aber dennoch waren sie's, welche, noch vor den Accisebeamten, dem Fremden den ersten Willkommsgruß darbrachten am Brandenburger Thor. Die Reisenden, welche aus den älteren und reicher entwickelten Städten, z. B. aus Dresden oder dem deutschen Süden kamen, mußten dies neue, gleichsam auf Allerhöchsten Befehl ziemlich rasch entstandene Berlin kahl, dürftig und monoton finden. Die

[1]) Heine, Briefe aus Berlin. Werke, XIII, 40.

Straßen waren breit, aber die Häuser niedrig und im Innern unbequem. Die ganze Friedrichsstadt wurde nach der Schablone gebaut, ein Haus glich dem andern, und dies Bürgerhaus aus der Zeit Friedrich Wilhelm's I., das reglementsmäßig nur einen Stock hoch über dem Erdgeschoß sein durfte, hat noch in unserer eigenen Erinnerung den langen und schnurgeraden Straßen dieses Theiles von Berlin den vorherrschenden Charakter gegeben, ja, kann selbst heutigen Tages noch hier und da zwischen den Prachtgebäuden jüngsten Datums gesehen werden — auf einen Blick den ganzen Abstand bezeichnend von dem, was Berlin vor hundertundfünfzig Jahren war, und was es jetzt ist. Der Umschwung, in Folge dessen der Westen von Berlin das Uebergewicht über das erlangte, was wir heute das Centrum nennen und was bis dahin Jahrhunderte lang der Sitz des Hofes, des Adels und des städtischen Patriciats gewesen war, begann mit dem Regierungsantritt Friedrich's d. Gr. Der königliche Gedanke, von Anfang an getragen durch das Bewußtsein überlegener Kraft, im Kampfe gestählt und durch unvergleichliche Siege gesteigert, bemächtigte sich nunmehr auch der Architektur, welche vorher, unter einem engeren Regiment, ausschließlich den Zwecken der Nützlichkeit gedient hatte. Jetzt aber, im Palast- und Monumentalbau, übernimmt sie die Herrschaft; und in einem künstlerischen Sinn an Stelle des Handwerks, welches gewissermaßen nur für Handwerker geschafft, erfolgt langsam und Schritt vor Schritt die Umgestaltung und Umwandlung des Westens von Berlin. Ueberall sehen wir nun das Berlin Friedrich's II. eindringen in das Berlin Friedrich Wilhelm's I., mit jener Vorliebe für das Decorative, das Theatralische, es ist wahr, mit jenem Baustil, welcher von der genialen Classicität Knobelsdorff's, dieses Griechen noch vor Winckelmann, die ganze Scala bis zum Rococo durchläuft und im Zopf endigt; mit jenen durch die Noth der Lage gebotenen Rücksichten der Sparsamkeit, welche statt des echten Materials immer mehr die Surrogate, Putz, Stuck und Gips begünstigte; mit jenen Eingriffen persönlicher Willkür endlich, welche Knobelsdorff vor der Zeit tödteten und viele Jahre später Gontard lähmten — aber dennoch von einem großen, wahrhaft majestätischen Zuge beseelt, welcher den gegenwärtigen, an sich weit sumptuöseren Schöpfungen fehlt. Ein solches Stück Fridericianischen Berlins trat uns noch vor zehn, fünfzehn Jahren unverändert im Gensdarmenmarkt entgegen, und selbst heute noch erinnert er daran in seinen wesentlichen Linien und Umrissen, mit den beiden Kuppelthürmen im Renaissancestil — Schaustücke auch sie, diese beiden Thürme des Berliner Gendarmenmarktes, denn nicht einmal eine Verbindung besteht zwischen ihnen und den kleinen, unscheinbaren Kirchen dahinter; und trotzdem, welch' einen imposanten, feierlichen Eindruck bringen sie hervor auf diesem schönen Platz, mit dem Schauspielhaus in der Mitte, welches Schinkel den gegebenen Verhältnissen künstlerisch anpaßte, und umgeben von dem Kranze palastartiger Wohngebäude, deren nicht wenige noch aus der Zeit Friedrich's herrühren, mit Säulenstellungen und Balconen, mit Pilastern und figurengeschmückter Attika — typisch für jenes Berlin, welches nach der Absicht des großen Königs eine Stadt von Palästen werden sollte[1]).

[1]) Julius Lessing, „Das Berlin des achtzehnten Jahrhunderts" in Lindau's „Neuem Berlin", Nr. 1, 1886.

Einen ähnlichen Anblick von Schönheit und Größe boten die Linden, nachdem ihren Um- und Ausbau Friedrich in die Hand genommen. Er hatte vierundvierzig jener armseligen Häuser, die noch aus der Zeit seines Vaters stammten, niederreißen lassen und durch neue ersetzt, deren mehrere man, trotz ihrer halb verwitterten Zierrathen, noch immer nicht ohne Wohlgefallen neben den Sandsteinbauten unserer Tage betrachten kann. Damals, wie heute, bildete den Abschluß des Aspectes, wenn man vom Thore kam, die graue Masse der Hohenzollernburg, des Königsschlosses, welches den ganzen Hintergrund einzunehmen schien. Das Zeughaus, in dessen kriegerischem Ernst der Geist des Großen Kurfürsten und des preußischen Staatswesens selbst athmet und lebt, war als Ausgangspunkt gegeben — das große Vermächtniß und der unvergängliche Ausdruck einer Vergangenheit, die für uns heute noch fast wie Gegenwart ist, gegenwärtiger als Vieles, was zwischen jetzt und damals liegt und seitdem verschwunden und vergessen ist. Unter allen Glorien ist es diese militärische, welche, von keiner anderen überstrahlt, den künftigen Charakter der Linden bestimmt hat, als ob auf diesem Boden Kunst und Wissenschaft, die später Gekommenen, nur in der Nachbarschaft der Siegestrophäen sich ansiedeln könnten. Dem Zeughaus gegenüber erstand, auf Friedrich's Geheiß, das Opernhaus, das erste und das edelste der Bauwerke, die seinen Namen tragen. Damals, in der Zeit jugendlicher, von keinem Widerspruch der Wirklichkeit noch beschränkten Entwürfe, bestand die Absicht, hier — am heutigen Opernplatz — ein Friedrichsforum zu bauen. Nichts davon ist zur Ausführung gekommen, als — ein Jahr nach Knobelsdorff's Tode — das Prinz Heinrich's-Palais, heute die Universität. Die Akademie, wenn auch nicht ganz in ihrer gegenwärtigen Gestalt, stand, wo sie noch steht. Wo das Palais des Kaisers sich erhebt, war ein Markgräflich Schwedt'scher Palast, und nebenan, statt des heute sog. Niederländischen Palais, ein Ministerhôtel, das Seiner Excellenz von Goerne gehörte. Weiterhin waren unter den Linden das Palais der Schwester Friedrich's d. Gr., der Prinzessin Amalie von Preußen, Aebtissin von Quedlinburg, dann das Rochow'sche, das Kameke'sche, das Saldern'sche Palais, und endlich zwei der vornehmsten Wirthshäuser, die bald den Glanz der „Stadt Paris", damals noch „die erste und vornehmste Auberge in Berlin"[1]), und des „Königs von England" in der Brüderstraße verdunkeln sollten: die „Stadt Rom" oder „Ville de Rome", welche, wenn auch in zeitgemäßer Umgestaltung und inmitten so vieler Veränderungen den alten Platz seit mehr denn hundert Jahren behauptet, und der „goldene Hirsch", dessen gastliche Traditionen sich in der Habel'schen Weinstube gleichfalls noch erhalten haben. Man sieht, daß um diese Zeit das neue Berlin sich schon mit dem alten mißt; daß der durch die Könige geschaffene, durch die Gunst des Hofes ausgezeichnete Westen seine Anziehungskraft auf die oberen Gesellschaftsclassen, die hohe Beamtenwelt, die Fremden von Distinction ausübt und daß den Mittelpunkt desselben die Linden bilden. Kein Wunder, wenn Nicolai, der sonst mit Beiwörtern nicht verschwenderisch ist, diese Straße nun eine „prächtige" nennt, welche „die ganze Länge der Dorotheenstadt einnimmt, 224 rheinische

[1]) Schlözer, General Graf Chasot, S. 183.

Ruthen lang und 14 rhein. Ruthen 2 Fuß breit." Der Verfasser des „Schattenriß von Berlin", eines Büchleins aus dem Jahre 1788, welches den Druckort Amsterdam fingirt, um desto rücksichtsloser und schärfer gegen Berlin sein zu können, wird doch beim ersten Anblick dieser Häuser, „die nach den besten Rissen der größten Baumeister Italiens erbaut", dieser „Menge von herrlichen Gebäuden, die wie an einer Schnur aufgeführt sind", und „des öffentlichen Spazierganges unter den Linden", in ein, wie er es nennt, „angenehmes Erstaunen" versetzt und fährt dann fort: „Am Ende der Linden zeigt sich der Opernplatz, die Bibliothek, die katholische Kirche, das Opernhauß, der Pallast des Prinzen Heinrichs, weiterhin die Brücke am Zeughause mit ihren Verzierungen, der Pallast des Markgrafen von Schwedt, das Zeughaus, der Pallast des Kronprinzen, links die Dohmkirche und rechts das königliche Schloß, das majestätisch und colossalisch, von allen anderen Gebäuden abgesondert, hervorragt. Lauter Meisterstücke der Baukunst, die sich am Ende der Lindenallee, in naher und weiter Entfernung, dem Auge darbieten."

Mit den Linden erhielt Berlin, was es bisher nicht gehabt noch haben konnte: seinen Spaziergang und seine Spaziergänger. In dem mittelalterlichen Berlin, mit Wall und Graben und zusammengedrängten engen Straßen war dafür kein Raum und kein Bedürfniß vorhanden. Die Leute gingen damals so wenig zum Vergnügen spazieren als sie zum Vergnügen reisten. Das Eine wie das Andere war eine beschwerliche Sache. Die Linden, welche Dorothea pflanzte, standen vor dem Thor. Innerhalb desselben, wenn die Berliner dennoch einmal auf den verwegenen Einfall kamen, bot sich ihnen zum Lustwandeln die kurze Strecke des Lustgartens zwischen den beiden Brücken, die sich des Namens der Hunde- und Pomeranzenbrücke erfreuten und der heutigen Generation unter dem Namen der Schloß- und Friedrichsbrücke besser bekannt sind. Hier, auf einem Boden, der mit Gras bewachsen und nur an trockenen Tagen passirbar war, unter einer Kastanienallee längs dem Ufer der Spree, bewegte sich in gemessenen Zwischenräumen die Hofgesellschaft aus der Zeit des Großen Kurfürsten und des ersten Königs, sah man die Damen in ihren Schleppkleidern, die Cavaliere in ihren Allongeperrücken, und lange noch, bis in das vorige Jahrhundert, wo diese Kastanien die „Maronniers" hießen, blieb der bescheidene Weg in der Nähe des Schlosses als „ein angenehmer Abendspaziergang" beliebt. Die hübschen Bürgertöchter und ihre Verehrer kamen zuerst zum Vorschein unter den jungen Bäumen, welche Friedrich Wilhelm I. rings um den „Dönhoff'schen Platz" hatte pflanzen lassen, nachdem auch hier die Festungsmauern beseitigt, und da, wo die „Esplanade vor dem Leipziger Thor" gewesen war, auf seinen Befehl die ersten Häuser der gegenwärtigen Leipziger Straße entstanden. Dieser König hat fürwahr nicht wenig für Berlin gethan; aber es war nach seinem Maßstab und Geschmack: mehr bürgerlich als königlich. Er hat seinem Sohne den wohlgefüllten Schatz und das Heer hinterlassen, mit welchem dieser seine Schlachten gewann; und ebenso hat er, indem er in Berlin nach allen Seiten hin wirthschaftete, den weitläufigen Rahmen geschaffen, welchen Friedrich mit reicheren und vornehmeren Gebilden ausfüllte. Von Rousseau'schem Einfluß Etwas bemerkt man schon in einem dritten jener Spaziergänge, dem Weidendamm, welchem das Wasser und

die Wiesen „ein ländliches Ansehen" gaben, und welchen ein Reisender jener Zeit (im „Teutschen Merkur", 1785) als einen Ort empfahl, wo man vom städtischen Geräusch ausruhen könne. Der Sinn für die Natur war erwacht, und man freute sich der alten, mächtigen Weiden, deren Erinnerung nur noch im Namen des Weidendammes sich erhalten hat, heut' eine holperige, schlechtgepflasterte Straße mit Stallungen, Holz- und Kohlenplätzen, ohne jegliche Spur von Baum oder Strauch; man schwelgte im Anblick der Gärten, von welchen nichts übrig geblieben ist als ein Stück des Monbijougartens, dessen Bäume sich noch über den Rand der Mauer zur Spree herniederneigen wie zur Zeit der „Neuen Heloise", während hinter ihm und in weitem Umkreis die Häusermasse der Oranienburger Straßengegend mit Thurmspitzen und Kuppeln sich aufbaut und buntfarbige Façaden aus rothem und gelbem Backstein das Ufer säumen.

Unterdessen hatte sich Alles, was elegant und müßig war, in Berlin, Alles, was sehen und gesehen sein wollte, die Hofgesellschaft der Marroniers, die Bürgertöchter und ihre Galane vom Dönhoffsplatz, die Naturschwärmer des Weidendammes unter die Linden begeben, eine Promenade, wie sie der Stadt Friedrich's d. Gr. ziemte, mit Palästen auf beiden Seiten, mit Glaskutschen und Vieren in der Mitte und mit Flaneurs überall. Nun wurden die Linden der große Tummelplatz, wo die Stutzer in ihren blauen Fräcken und gelben Westen sich zeigten und die Toiletten der zierlichen Berlinerinnen bewundert werden konnten, ihre Reifröcke, feinen Hackenschuhe, Blumen, Federn und Bänder, wie das Alles in den Zeichnungen Chodowiecki's noch zu leben scheint. Es war die Zeit, wo Ramler, begeistert von einem Granatapfel, der in Berlin zur Reife gekommen war, die Strophe sang:

„Der Erdball ändert sich; das Meer entfliehet
Und macht dem Pfluge Raum; der Fels sinkt ein,
Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet:
Pomona füllt ihr Horn in dir allein;
In dir kann Flora, nach Begehren,
Sich tausendfache Kränze drehn,
Und ganz verdeckt in Aehren
Die blonde Ceres gehn."

Zu welchen Verzückungen würde die Muse dieses Dichters sich erst verstiegen haben, wenn es ihr noch vergönnt gewesen wäre, vor der berauschenden Blumenpracht des Schmidt'schen Ladens oder den köstlichen Früchten des Gregorovius'schen bewundernd stehen zu bleiben? Ich mag gar nicht daran denken! — Doch auch damals schon waren es die Linden, welche die Fremden zuerst von allen Sehenswürdigkeiten aufsuchten, wenn sie nach Berlin kamen und von welchen sie in Ausdrücken sprachen, die den Versen Karl Wilhelm Ramler's nicht viel nachgaben. Unter diesen Fremden war einer, ein Sachse, dem wir bei früherer Gelegenheit schon einmal in den Zelten begegnet sind, und der sich nun abermals wieder unter den Linden hervorthut[1]). Nach den Schilderungen dieses Herrn muß dazumal, unter den noch frischen Eindrücken eines Krieges, welcher

[1]) Bemerkungen eines Reisenden durch die königl. preußischen Staaten in Briefen. Altenburg, 1779.

Preußen auf die erste Stufe der Macht gehoben und dessen Hauptstadt durch die gewaltige Persönlichkeit Friedrich's für einen Augenblick zum Mittelpunkte der europäischen Politik gemacht hatte, hier ein Leben geherrscht haben, welches in manchem Betracht, dieser unaufhörlichen Jagd nach dem Vergnügen, diesem unablässigen Streben nach Genuß, dem unsrigen ähnelte, wenn auch die Formen verschieden und namentlich die Stunden andere waren. Man tanzte nicht in der Nacht, man tanzte am hellen Vormittag. Man machte sich's in diesem Punkt bequemer; man aß und trank und schlief zur rechten Zeit, aber außerdem schien man wenig zu thun zu haben. Die nüchternen, sparsamen, arbeits- und mühevollen Tage, wo Friedrich Wilhelm I. mit dem Stocke dazwischen gefahren, die waren vorüber, und der Degen Friedrichs war mit Lorbeer umwunden. — Unser Reisender geht im Thiergarten spazieren und kommt an das Tarone'sche Kaffeehaus, eines der glänzendsten und fashionabelsten Etablissements damals, in der heutigen Thiergartenstraße, der Louiseninsel gegenüber. Es mochte etwa zehn Uhr Vormittags sein. Eine Menge von Kutschen, geschäftigen Bedienten, „ein Chor Musikanten", welches sich vorfand, ließen ihn eine „Fehde" (sic! — es soll „Fête" heißen, aber der Mann ist ein Sachse!) muthmaßen. „Ich ging ein paar Gänge zurück und beobachtete Alles. Damit ich's kurz mache, einige, vermuthlich Adelige, hielten ein Dejeuner. Nachher hörte ich von dem Markeur des Tarone'schen Kaffeehauses, daß auf diesem Dejeuner alles Mögliche gewesen wäre, was Nahrung geben könnte. Chocolade, Thee, Kaffee, Limonade und Orgeade, Ratavia (süßer Liqueur) und Persiko, Butterbrod, Schinken und Braunschweiger Wurst, Danziger Branntwein und kalt Rindfleisch u. s. f." Man ersieht aus diesem Menu, daß unsere Großväter und Großmütter erheblich bescheidener waren in diesen Dingen; Braunschweiger Wurst und Danziger Branntwein! By Jove! Wir würden es, selbst bei einem Frühstück, nicht anders thun, als mit Austern, Hummer, Gänseleberpastete, Trüffeln, Eis und Champagner. „Bis gegen ein Uhr währte das Essen und Tanzen —" (ah, die bessere Jugend von damals! Die unsere ißt wohl noch, aber sie tanzt nicht mehr) — „das Essen und Tanzen bei dem kleinen Bassin, welches vor diesem Garten liegt. Die Damen waren alle en negligee (— mit dem Französischen nimmt es unser sächsischer Freund nicht so genau —) nach dem besten und feinsten Geschmack ajustirt und sahen zum Theil (!) wie die Grazien aus. Fast möchte ich sagen:

Sie tanzten, nymphenhaft geschürzt
Auf kurzem Gras —

denn nachlässig, leicht und für Auge und Herz (— o, Du . . . ! —) interessant waren sie angezogen. Sie flogen mehr, als daß sie tanzten und ihr ganzer Körper war ein solches perpetuum mobile, als ich noch nicht gesehen habe. Wie gesagt, gegen ein Uhr machten sie Stillstand, sprangen in die Wagen und eilten ohne Zweifel zur Toilette, um sich zur Tafel, welche um zwei Uhr angeht, vorzubereiten."

Dieser Sachse muß einen schönen Begriff von unserer Hauptstadt bekommen haben, als ob er im Lande der Phäaken sei. Doch er war kein Odysseus, der sich nach Heimkehr sehnte; begab sich vielmehr frohen Muthes in sein Hotel — natürlich eines der beiden „feinsten" jener Zeit, die „Stadt Rom" —, aß gleich-

falls zu Mittag, trank sein „Quart Pontac" dazu, benutzte den Nachmittag, wenn wir nicht irren, zu einer „Reise" nach Charlottenburg und war am Abend wieder unter den Linden. „Die Linden waren gestopft voll und kaum konnten wir eine Bank finden, worauf wir einige Augenblicke ruheten. Denken Sie sich einen Maiabend, eine so große Menge von Menschen und eine ewige Bewegung dieser Menschen unter einander, so haben Sie das Ideal dieses außerordentlichen Vergnügens, das noch heute mich beseligt. Ueber tausend Menschen waren wenigstens hier versammelt. Ein Theil saß, die Meisten gingen auf und nieder und wenige standen truppweise. In der Mitte ist eine bretterne Hütte gebaut, wo Erfrischungen von allerlei Art verkauft werden. Wie zwanglos Berlins Töchter und Söhne daher walleten! wie ihnen die Heiterkeit aus den Augen blitzte und mit was für außerordentlicher Freude ein Jeder den schönen Abend genoß! Fast war es elf Uhr, als unsere Gesellschaft auseinander ging." Gegen die Stunde würde der strengste Censor nichts einzuwenden haben; aber die Freude, die Freude! La joie fait peur. Noch wachte, in der Einsamkeit von Sanssouci, der alte Löwe, dessen über das gewöhnliche Maß hinausreichende Kraft ein fast zu großes Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens in die Zukunft einflößte; jedoch nicht siebenundzwanzig Jahre mehr, und die Schlacht von Jena war verloren, der preußische Staat ging aus den Fugen, und die Töchter und Söhne derer, die so „zwanglos daher walleten", sahen andere Begebenheiten und Gestalten unter den Linden.

Bis dahin, durch das vorige Jahrhundert, in Friedrich's Zeit, hatten die Linden weit mehr den Charakter eines, wenn ich so sagen darf, öffentlichen Vergnügungsplatzes, als heute, wo die Menschenströme, die sich zu beiden Seiten auf- und niederschieben, für den Spaziergänger keinen Raum lassen und auf den Bänken unter den Bäumen an warmen Nachmittagen etwa nur noch die Kindermädchen sitzen. Wenn wir einen bekannten, den heutigen Opernhausplatz darstellenden Kupferstich aus dem Jahre 1744 betrachten[1]), so sehen wir ein Bild, wie mit lauter Watteau'schen Figuren belebt. Unter einer jungen Linde des linken Vordergrundes lagert eine fröhliche Gesellschaft auf dem Rasen; vornehme Damen in großer Toilette, Herren mit Zopf und dreieckigem Hut, den Degen an der Seite, den Stock in der Hand, promenieren vorüber oder nehmen auf den Bänken Platz, ein paar Reiter und Hunde, ein Galawagen, ein militärischer Fourgon, drei Soldaten mit ihrem Corporal, rechts das Schwedt'sche Palais, einstöckig, schwer, mit einer Vormauer und einem hohen Fenster im Erdgeschoß, an derselben Stelle, wo wir heute das „historische Eckfenster" kennen; im Mittelgrunde das Opernhaus, Knobelsdorff's imposanter Bau, ferner das „Generalfeldmarschallshaus", das einzige, wenn auch in mannigfacher Umgestaltung noch erhaltene aus der Zeit des Großen Kurfürsten, der es für seinen Generalfeldmarschall Schomberg, den todesmuthigen Helden von der Boyne baute, das Haus, in welchem später Friedrich als Kronprinz gewohnt und heute unser Kronprinz wohnt — das Zeughaus gegenüber, und im Hintergrunde, links, über der Häusermasse von Alt-Berlin der Thurm der Marienkirche, rechts, etwas näher,

[1]) Er ist reproducirt in der Schäffer-Hartmann'schen Festschrift: „Die Königlichen Theater in Berlin". Berlin, 1886.

der der Petrikirche. Die Staffage hat gewechselt, aber die großen architektonischen Züge haben sich lang erhalten, und wir erkennen sie noch auf dem Krüger'schen Paradebild aus dem Jahre 1839. Hinzugekommen sind die Bibliothek und das Prinz Heinrich's-Palais, die Universität, die Schinkel'sche Hauptwache; das alte Feldmarschallhaus ist jetzt das Palais Friedrich Wilhelms III. und das anmuthig lichte Palais des Prinzen von Preußen, die Fenster nach dem Opernhausplatze von Grün umrankt, hat schon seit zwei Jahren den ehemaligen Wohnsitz der Markgrafen von Schwedt verdrängt; die Stämme der Linden sind umfangreicher geworden, als wir auf dem Stiche von 1744 sie sahen, und ihr Laub ist voller, als es gegenwärtig erscheint. Schon schmücken die Statuen von Blücher, Scharnhorst und Bülow (die von York und Gneisenau sind erst später, 1855, errichtet worden), den herrlichen Platz; aber noch fehlt ihm der Anblick, ohne den wir ihn uns heute nicht mehr denken können: das Friedrichsdenkmal, welches den majestätischen Abschluß der Linden bildet, wie das Brandenburger Thor ihren triumphalen Eingang darstellt.

Ich weiß nicht, ob es andern Berlinern auch so geht, aber keine noch so lange Gewöhnung, nicht der Umstand, daß ich es täglich und an gar manchem Tage mehr als einmal durchschreite, vermag den Eindruck abzuschwächen, welchen das Brandenburger Thor immer wieder auf mich macht. Ob ich es nun erblicke, vom Thiergarten her, am frühen Morgen, wenn Wagen und Viergespann der Göttin im blauen Aether golden leuchten und in ihrer Hand die mit dem Kranz geschmückte Lanze weithin funkelt, oder am sonnigen Mittag, wenn die steinerne Masse dieses edlen Bauwerkes hell durch das Grün der Alleen schimmert, oder am späten Nachmittag, wenn wie in einen fünffach getheilten Rahmen gesetzt, das Bild der Linden sich zeigt, die Fontainen des Pariser Platzes sprühend von den Strahlen der untergehenden Sonne, die Dachfirsten seiner Paläste vom Abendlicht geröthet, und weithin Alles, bis zum Friedrichsdenkmal, Bäume, Häuser und Menschengewühl, in einen Purpurduft gehüllt, aus welchem zuweilen, noch bevor er ganz verblaßt ist, der volle Mond heraufsteigt; oder am Abend, wenn die Gaslaternen in unabsehbaren Reihen brennen, mit hier und dort einer elektrischen Kugel dazwischen und nicht am wenigsten in der stillen Nacht, wenn mein Schritt widerhallt aus den leergewordenen Straßen: immer unter diesen Säulenhallen ergreift mich ein Gefühl, welches mich, für einen Augenblick, über den Alltag erhebt, die Gegenwart zu verschönern und die Vergangenheit wieder lebendig zu machen scheint. Ich sehe die Tapfern der Befreiungskriege, Veteranen jetzt, von deren Dasein oder Hinscheiden im hohen Greisenalter uns nur noch vereinzelte Notizen in den Zeitungen zuweilen Kunde geben, damals aber frische Jünglinge, Begeisterung im Herzen und Körner'sche Lieder auf den Lippen; ich sehe sie daherkommen, in langem Zuge, in ihren altmodischen Uniformen, das Bajonnett und die Kappe mit dem breiten Schirm von Eichenlaub umkränzt, jauchzend empfangen von der freudetrunkenen Bevölkerung und ernsten Blickes emporschauend zu der Victoria da droben, welche *sie* wieder heimgeholt haben aus Paris. Sie war in der Nacht vor dem Einzuge an ihrem alten Platze wieder aufgestellt worden, aber nicht, wie bisher, dem Thiergarten zugewandt, so daß sie, wie der Volkswitz bitter meinte, den Sieg aus der Stadt hinaus

gefahren habe, sondern nunmehr die Trophäe schützend über derselben ausgestreckt; und in dem Augenblicke, da Friedrich Wilhelm III. durch das Thor einritt, sank der Schleier, der das Bild bis dahin verhüllt. Der Usurpator hatte sie mitgeführt als bestes Beutestück nach der Occupation von 1808. Ich habe noch von alten Berlinern erzählen hören, daß erst dieser Anblick des beraubten Brandenburger Thores, mehr als alles Andere, sie die ganze Größe ihres Unglücks und ihrer Demüthigung fühlen ließ. Der König, die angebetete Königin, die Prinzen und Prinzessinnen in Königsberg, die Siegesgöttin in Paris! Dort stand sie während der traurigsten Zeit unseres Vaterlandes, und dort, an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1814, sah sie Jakob Grimm im Tuileriengarten, er selbst damals ein junger Mann von neunundzwanzig Jahren, kurhessischer Legationssecretär und von seiner Regierung beauftragt, bei der Wiederherausgabe der Casseler Kunstschätze behilflich zu sein. Auch die Victoria des Brandenburger Thores war den preußischen Commissaren bereits ausgeliefert worden, und ungeduldig hier im Tuileriengarten harrte sie der Heimkehr, ihre vier ehernen Rosse weit ausgreifend, wie zum Siegesfluge nach Berlin. Jakob Grimm, eine Düte mit Kirschen in der Hand — ich habe die kleine Geschichte von seinem Neffen, Herman Grimm — kam vorüber und, die gute Gelegenheit benutzend, setzte er sich in den Wagen, um zu den Füßen der Göttin und in aller Bequemlichkeit seine Kirschen zu verspeisen. Wie manchmal, viele, viele Jahre später, bin ich dem berühmten Gelehrten, meinem hessischen Landsmanne, wenn er von der Akademie kam und auch sonst. hier unter dem Brandenburger Thore begegnet. Dann bin ich ihm wohl in einiger Entfernung durch den Thiergarten gefolgt, der Schule gedenkend, in welcher wir seinen Namen mit Ehrfurcht aussprechen lernten und jenes Wintermorgens, wo ich, ein junger Student, zum ersten Male vor ihm stand, mitten in diesem für mich noch kalten und öden Berlin plötzlich von einem tiefen Heimweh ergriffen, als ich ihn mit seinem immer noch hessischen Accent sprechen hörte, und doch auch wieder von einer gewissen Sicherheit, indem ich bedachte, daß er und sein Bruder Wilhelm und dessen Gemahlin Dorothea nebst den Kindern hier Wurzel gefaßt hatten in diesem fremden Boden. Er war ein Greis und hatte sich doch etwas Kindliches bewahrt. Er war noch voll Kraft und Leben in seinem hohen, gesegneten Alter, von mittlerer, gedrungener Statur, einem bedeutenden Kopfe, mit guten, großen, leuchtenden Augen, das Gesicht scharf ausgeprägt, eckig, mit der Farbe der Gesundheit — ein rechtes Hessengesicht und das gerne lächelte. Zuweilen auf seinem Gange blieb er stehen, rieb sich die Hände, das Antlitz strahlend wie von innerer Freude. Dann wieder eilte er weiter, mit dem behenden Schritte fast eines Jünglings. Einmal, in einem der letzten Frühlinge seines Lebens, sah ich ihn am Rande des Thiergartens, mit emporgewandtem Haupte, das Auge mit der Hand gegen die Sonne schützend, die über dem Brandenburger Thore herabschien. Er betrachtete die Victoria, die vielleicht ihn an eine nunmehr lang entschwundene Zeit, an die eigene Jugend und jenen Maientag in Paris erinnert hatte.

Das Brandenburger Thor ist in jenem Momente gebaut worden, wo die preußische Geschichte gleichsam Halt machte zwischen der großen Epoche Friedrich's und der andern, die man als die der Befreiungskriege bezeichnen darf. Der

Bau ward begonnen im Jahre des Bastillensturms und vollendet in dem, welches im Argonnerwald ein preußisches Heer zurückweichen sah vor dem Heere der siegreich vordringenden Revolution. Der König, der das Thor errichten ließ, Friedrich Wilhelm II., und der Baumeister, der es ausführte, Johann Gotthard Langhans (der Aeltere dieses Namens), waren beide keine Männer erster Ordnung, weit davon entfernt. Aber der König, indem er es an der Wende des Jahrhunderts hinstellte, wo die Zeiten sich schieden, hinterließ, sicherlich nicht, weil sein Blick so weit ging, dieser Stadt im Brandenburger Thor mehr als ein Werk von bloß architektonischer Bedeutung; und der Baumeister, der es nach athenischem Muster schuf, gab ihr damit einen Schmuck von so bleibendem Werth, daß es auch heut, unter den ganz geänderten Verhältnissen, der Kaiserstadt noch immer zur höchsten Zierde gereicht, ja jetzt, in der großartigeren Umgebung erst recht zu seiner eigentlichen Geltung kommt. Man hat gesagt, daß mit der von Schadow modellirten Quadriga die Kunst — und heute können wir sagen, daß durch die Säulenhallen des Thores, das sie trägt, Deutschland in Berlin eingezogen sei, von jenem Wintertag an, wo Prinz Friedrich Karl, unvergessenen Andenkens, sein kleines Häuflein, die Helden von Düppel und des Uebergangs nach Alsen, hier hereinführte, bis zu jenem Tag im September, wo wir mit einer Siegesfreude, die nicht ohne Beimischung von Wehmuth war, vor den österreichischen Geschützen standen, die längs der Linden aufgefahren waren — und endlich bis zu jenem reinsten, schönsten, jenem Junitag, an welchem der deutsche Kaiser, der Erste aus dem Hause Hohenzollern, diese Straße ritt, umgeben von dem glänzenden Stabe des ganzen, großen, deutschen Heeres.

Fürwahr, dies sind unsere Propyläen, nicht nur dem Plane und Vorbilde nach — sie sind es mehr noch geworden durch die Ereignisse, die Geschichte. Sie haben den schweren Kampf mitangesehen, den Preußen kämpfen mußte, bis es von Deutschland, so zu sagen, angenommen und anerkannt wurde; sie haben den schwereren Kampf miterlebt, welchen der stolze preußische Geist durchzumachen hatte, um sich im deutschen wiederzufinden, und wer heute vom Brandenburger Thore die Linden abwärts bis zum Friedrichsdenkmal wandelt, der hat mit wenigen Schritten, den ganzen Weg dieser größten von allen Entwicklungen der neueren Zeit noch einmal durchmessen.

Nichts stellt den Geist des Preußenthums vollkommener dar, als dieses Werk aus Erz, die große Schöpfung Rauch's und eine der größten auf dem Gebiete der modernen Sculptur überhaupt. Man begreift, vor ihm stehend, jedesmal aufs Neue, wie dieses winzige Volk, von Anfang an nur auf sich selbst verwiesen und mit geringen Hilfsmitteln, so oft es mit einer Welt von Feinden um seine Existenz rang, aus diesem Ringen immer siegreich und immer mit vergrößerter Macht hervorging. Es pulsirt Etwas in diesem ehernen Gebilde von der ungeheuren Lebenskraft des preußischen Staates, die hier gewissermaßen concentrirt und zu einem persönlichen Ausdruck gelangt ist. Fast durchweg sind es die Namen heute noch blühender Geschlechter, die hier uns von allen Seiten entgegen treten, — in den markig ausgeprägten Gestalten oder auf den Tafeln geschrieben, sämmtlich geschart um den Einen, Einzigen, der, mit dem dreieckigen Hut und Krückstock, die Schulter mit dem Königsmantel bedeckt, sie alle be-

herrschend und zu einem gewaltigen Ziele mit fortreißend, über ihnen thront. In diesen Namen und Gesichtszügen erkennen wir sie wieder, die Rebellen der Mark, die Ritter der Landstraße, welche der erste Kurfürst mit gewappneter Hand und schwerem Geschütz zum Gehorsam zwingen mußte; wir erkennen in ihnen aber auch die Heerführer und Schlachtengewinner unserer eigenen Zeit, all' den jungen, kräftigen Nachwuchs aus dem Kadettenhaus und der Kriegsschule, die Hoffnung unserer Zukunft, die Blüthe der Armee. Wen darf es Wunder nehmen, daß einstweilen und lange noch der militärische Ruhm jeden andern verdunkelt in Preußen? Daß Kant und Lessing nur sehr untergeordnete Stellungen gefunden haben am Friedrichsdenkmal? Außerhalb Preußens, in den gesegneteren Ländern, den reicheren und älteren Städten des zusammenbrechenden deutschen Reichs, in welchen nichtsdestoweniger die junge nationale Dichtung ihren Boden und erste Pflege fand, fühlte man diese Zurücksetzung bitterer als in Preußen selbst. Hier hatte man das richtige Verständniß und die nothwendige Resignation. Was an überlegener Kraft vorhanden war, wurde damals, und wird auch eigentlich heute noch, in die Richtung des Militärstaates gedrängt. Ja, wenn wir einen Bismarck hätten für den Roman und einen Moltke für das Epos oder das Drama, welch' ein Drama, welch' ein Epos, welch' einen Roman würden wir haben! Aber sie hatten ein Anderes zu vollbringen, diese Beiden; Etwas des Preises nicht minder werth, und für den Moment wichtiger. Wie Goethe von Friedrich dem Großen gesagt hat, wird man einst auch von diesen Großen sagen, daß sie, nationale Thaten vollbringend, unsere Literatur mit einem neuen Lebensgehalt erfüllten. Sanftere, den Künsten des Friedens holdere Zeiten werden vielleicht einst wieder kommen; aber wie die Welt nun einmal ist und wer weiß wie lange noch sein wird, sind der Staatsmann und der Soldat, und etwa noch der Maler, der Bildhauer, der sie verherrlicht, nicht aber der Schriftsteller und der Dichter die Männer, welche den Ruhm Preußens ausmachen und vor Allen, wenn nicht ausschließlich, daselbst geehrt werden.

Diese Empfindung hatten auch die Zeitgenossen Friedrich's:

„Kornelljens Diadem, Voltairens Kranz erringet
Der müde Kämpfer nicht,"

singt Ramler, der freilich nur ein mittelmäßiger Poet, aber ein ehrlicher Mann und kein Schmeichler war. Seine Verse sind ebenso charakteristisch für das Zeitalter, wie jene Sandsteinfiguren, welche wir noch hier und dort erblicken auf den Dächern einzelner, übriggebliebener Häuser des Fridericianischen Berlins. Sie sind auch gerade keine Meisterwerke, diese mythologischen Gestalten mit Helmen, Lanzen und sonstigem Attribut: aber es liegt in ihnen, unausgesprochen, eine Huldigung der Kunst, welche die Stadt des großen Königs schmückte, so gut sie es verstand; und ähnlich, in das steife Gewand der Allegorie gekleidet, drückt die Stimmung der Zeit sich in Ramler's Oden aus. Er weiß, daß er Grund zur Bescheidenheit hat, der „Professor beim Cadettencorps", der mit der gleichen Sicherheit die Schulhefte seiner militärischen Zöglinge corrigirt, wie das Manuscript von Lessing's Minna von Barnhelm; er sagt sich, daß er nur ein Kleiner, ein Geduldeter ist neben „Galliens vergnügten Sängern". Aber das hindert ihn nicht, immer wieder in die Leier zu greifen:

Triumph! ich hab' ein Lied dem Göttlichen gesunge
Und ihm gefällt mein Lied.

Und auch uns gefällt es noch; denn es ist uns ein lebendiges Zeugniß des Geistes, der sich unterzuordnen, sich selbst zu verleugnen vermag, wo die Pflicht es verlangt, und der dem Tode furchtlos ins Auge schaut, wo es jene höchsten Thaten gilt, welche das Friedrichsdenkmal verewigt.

Am Vorabend welterschütternder Ereignisse, gleich dem Brandenburger Thor, ward auch dieses Monument aufgerichtet. Wenige Tage vor seinem Tode noch sah Friedrich Wilhelm III. den Grundstein zu demselben legen, und Friedrich Wilhelm IV., in den ersten, schönen Jahren seiner Regierung, übernahm das Werk. Ein Mann des Friedens, nicht des Krieges und der Politik, war dieser Monarch erfüllt von idealen Zukunftsträumen. Ein nordisches Florenz sollte die Stadt der Könige von Preußen sein, der Hof ein Musenhof, der Staat ein milder, freigebiger Förderer alles dessen, was das menschliche Dasein veredelt und erhöht. Die Maler, die Bildhauer, die Baumeister, die Musiker standen um den Thron, und zum ersten Mal unter ihnen fehlten auch die Dichter nicht. Aber der Tag, um die Rüstung abzulegen, war noch lange nicht gekommen. Das Erdbeben der Revolution, dessen erstes dumpfes Rollen man vernommen, als die Säulen des Brandenburger Thores aufgerichtet wurden, welches hierauf, näher und näher rückend, Länder verwüstet und Reiche verschlungen und seitdem nur auf täuschende Augenblicke zum Stillstand gekommen war, hatte die Welt zum zweitenmal erschüttert, als am 31. Mai 1851 die Hülle vom Friedrichsdenkmal fiel — und diesmal hatte Preußens König den elementaren Mächten Aug' in Auge gegenübergestanden. Diesen Eindruck hat Friedrich Wilhelm IV. niemals überwunden; er war ein anderer Mann nach den Märztagen des Jahres 1848. Seine Tempel waren nicht eingestürzt, kein zusammenbrechender Bau hatte die Götter einer besseren Vergangenheit begraben. Keine sichtbaren Spuren der Zerstörung bedeckten den Boden. Aber das Angefangene blieb liegen, und es breitete sich wie Grau darüber aus. Berlin war, was es immer gewesen; das tägliche Leben ging seinen Gang weiter. Aber es war ein Tag ohne glückliche Verheißung, ein Leben wie mit matterem Pulsschlag. Es war nicht das beschämende Gefühl der halben Entschlüsse, das auf Allem lastete, nicht die Demüthigung des steten Zurückweichens. Es war schlimmer als das. Es war die Freudlosigkeit.

So habe ich Berlin gesehen, so habe ich es kennen gelernt. Ich erinnere mich noch sehr wohl des Abends, als ich zum ersten Mal unter die Linden kam. Es war ein unfreundlicher Herbstabend im Jahr 1853. Oede, kalt und dunkel lagen sie da. Spärlich, in weiten Abständen, brannten die Laternen, und ich meinte, die Menschen, welche bei dem trüben Licht derselben vorübergingen, die Wagen zählen zu können, welche verdrossen dahinrasselten. Die Zeil in Frankfurt erschien mir als ein Paradies dagegen. Der Jungfernstieg in Hamburg mit seinem Lichtergefunkel und buntem Gewühl war, mit dieser Trübsal verglichen, ein weltstädtischer Anblick, und an den Königsplatz in Kassel brauchte ich nur zu denken, um das Loos zu verwünschen, das mich unter die Linden geführt. Selbst jene Stätten der Gemüthlichkeit, an denen anderswo der

Fremde sich's bequem machen und für eine Weile vergessen kann, daß er ein Fremder sei, hier unter den Linden waren ihrer nur wenige und diese wenigen schwer zu finden, bis ich zuletzt unter der Arkade Schinkel's, die damals noch den Eingang zur Neuen Wilhelmstraße bildete, in ein nicht allzu splendides Local gerieth, in welchem man wie auf der Straße saß und ein sehr dünnes Bier trank. Denn für das, was man „echte Biere" nannte, gab es damals nur zwei oder drei Stellen in ganz Berlin, und um diese zu finden, mußte man schon sehr ortskundig sein.

Anderen Tages kam ich wieder unter die Linden, um das Brandenburger Thor und das Friedrichsdenkmal zu sehen. Sie ließen mich unbewegt; was hatten sie mir auch zu sagen in ihrer kalten Pracht? Gestehen wir es ein, wir jungen hessischen Studenten waren nach Berlin gekommen mit einem Gefühl der Ueberlegenheit, als ob bei uns daheim Alles besser bestellt sei. Wir sahen auf Berlin herab. Uns wurde nicht warm in diesem Winter, so kärglich zugezählt war uns das Splitterchen Holz, so knapp zugemessen das Schüsselchen auf dem Mittagstisch. Wir waren es zu Haus anders gewöhnt gewesen. Wenn wir an die Kachelöfen unserer Heimath und die Wirthstafeln von Marburg dachten, überkam uns ein Gefühl wie Jene, die an Babel's Strömen saßen. Wie viel behaglicher und genußreicher war das Leben in den kleinen deutschen Residenzen, die wir kannten, als in dieser großen, preußischen Königsstadt, in welcher wir den König niemals sahen, deren Schlösser leer standen, welcher der Glanz eines Hofes fehlte — welche wir nicht liebten, und welche — die Wahrheit zu sagen — auch nicht liebenswürdig war. Vorurtheile jeder Art brachten wir aus unsern Kleinstaaten mit. *Wir* waren Deutschland, nicht diese; hier fühlten wir uns außerhalb Deutschlands. Bis auf die Sprache war uns Berlin antipathisch, und wenn ich in jener Zeit unter den Linden wandelte, zwischen Friedrichsdenkmal und Brandenburger Thor, die Tage zählend bis zu dem der Erlösung und Befreiung, dann wiederholte ich mir oft die Verse, mit welchen, zehn Jahre früher, ein anderer Hesse, Franz Dingelstedt, der damals noch der „Nachtwächter" war, Abschied genommen hatte von Berlin:

„Ich weise mit Behagen
Du eitle, kalte, falsche Stadt auf ewig dir den Rücken!"

Und nun, dreißig, fünfunddreißig Jahre später — ist es ein Traum, den ich geträumt? — damals von dem Jüngling, der hier fremd und einsam ging, oder heute von dem Manne, der hier sein Glück und seine Heimath gefunden hat — und mehr als das, mehr als Alles, was Sehnsucht verlangen und Ahnung sich vorstellen mag ... Ist die Wirklichkeit nicht schöner als jeder Traum der Jugend, und wer möchte sie, selbst sie, nicht hingeben für das Alter, wenn es sich so mit Erfüllung naht? Welche Veränderungen in diesen Jahren, welcher Wechsel der Geschicke! Welcher Glanz, welche Pracht, welche Herrlichkeit! Wie viel Festtage hier unter den Linden!

Es ist Sonntag, den 3. Januar 1886, das fünfundzwanzigste Regierungsjubiläum des Königs von Preußen. Gegen elf Uhr hörten wir draußen die Kanonen. Als wir gegen zwölf unter die Linden traten, bot sich uns ein

wundervoller Anblick. Fahnen und frische Tannengewinde schmückten die Häuser, und eine mehr als sonntäglich, eine festtäglich gestimmte Menschenmenge, dicht gedrängt, unabsehbar, wogte dazwischen, aus allen Ständen, gemischt mit vielen Uniformen, darunter Officiere von allen Regimentern, mit flatterndem Helmschmuck — Staatscarossen mit reichgallonirten Lakaien in der malerischen Tracht des vorigen Jahrhunderts, die Pferde mit kostbaren Decken, die langen Zügel und die Zäume mit funkelndem Besatz. In der mittleren Allee war ein buntes Treiben von Verkäufern aller Arten von Papierfahnen, Festblättern und Denkmünzen — unaufhörlich die lange Strecke hinauf und herunter klangen die Rufe der Händler: „25 Pfennig die allerneuste Erinnerungsmedaille, hier noch!" — „Die Kaiserblume (Kornblume von Papier) 10 Pfennig!" „Zwanzig Pfennig zum Einrahmen!" (das Bild des Kaisers).

Mit dem frühen Eintritt der Dunkelheit (gegen fünf Uhr Nachmittags) begann die Illumination. Die Paläste der Wilhelmsstraße strahlten in einem Feuermeer; Adler und Sterne flammten längs der Gitter des Reichskanzlerpalais und drinnen, in dem tiefen Hofe, war das Palais selbst bis in die obersten Dachfensterchen mit zahllosen Lichterreihen erhellt, — und so fort, Palast an Palast, bis unter die Linden, wo der Lichtschimmer sich verzehnfachte, verhundertfachte und der Widerschein im Dunste des Abendhimmels etwas Phantastisches hatte. Von einer unbeschreiblichen Wirkung waren die leuchtenden Linien im Viereck der Universität, die blauen, rothen und gelben Lämpchen, welche sich dem Barockstil der Bibliothek so harmonisch anpaßten, der riesige Gasadler am kronprinzlichen Palais — das Reiterbild des alten Fritz, hoch in der röthlich angehauchten Luft, und das kaiserliche Palais gegenüber die beiden einzigen dunklen Punkte in dieser ungeheuren Fülle von Licht und Farben. Die Menschenmassen drängten auf und nieder; aber es war ein fröhlicher, fast herzlicher Ton unter diesen vielen Tausenden, die einander nicht kannten und alle doch von einer Art Familiengefühls beseelt schienen; und wie bei einem richtigen Volksfeste fehlten auch nicht die Lebensmittel auf den Straßen. Brodelnde Kessel und kleine Tische, Körbe mit allerlei Substantiellem hatten die Fahnen und Porträts des Vormittags abgelöst, und laut herüber von den Standbildern der beiden Humboldt — auch sie jetzt der marmornen Unsterblichkeit des Opernhausplatzes eingereiht — schallten die wohlbekannten Rufe, die auch diese Beiden in ihrem Leben oft genug gehört haben mögen: „Noch en paar scheene feine Warme!" und „Warm sind se noch!" . . . Auf dem Heimwege durch den Thiergarten, als ich bei den mächtig qualmenden Feuern an Bismarck's Gartenfront vorbeikam, gedachte ich des bitterkalten Januarabends, heute vor fünfundzwanzig Jahren, als der Park von Sanssouci tief im Schnee lag und droben im alten Königsschloß an der in Parade ausgestellten Leiche Friedrich Wilhelm's IV. Tausende vorüberzogen, ich unter ihnen, damals eben nach langjähriger Abwesenheit wieder zurückgekehrt nach Berlin. Der Anblick hat sich mir tief eingeprägt — hier, im Tode, sah ich den König zum ersten und letzten Mal; Ruhe lag ausgebreitet über dem Gesichte, welchem der ewige Schlummer die edlen Züge wiedergegeben; es war marmorbleich, ausgelöscht waren die Spuren so vieler Enttäuschungen, so vieler Kämpfe, so vieler Leiden und die

Augen geschlossen. Hohe Candelaber brannten um das Lager; Pagen standen zu beiden Seiten desselben, und am Fußende hielt, in seiner weißen Küraſſier-uniform, Feldmarschall Wrangel die Todtenwacht. Stumm von den Wänden und ernst blickten die Bilder und Bücher und mannigfachen Andenken aus Friedrich's des Großen Zeit, und rings um das Schloß und den Hügel war die Winternacht. Aber über den Schnee her und durch die Stille wehte Etwas wie der Athem einer neuen Zeit, und diesmal sollte die Hoffnung nicht täuschen. Heute, in einer anderen Winternacht, schlagen die Flammen empor unter den dunklen Bäumen von Bismarck's Garten, dem Heimkehrenden noch einmal Alles zurückrufend, was sich seitdem in einem Vierteljahrhundert begeben.

Und abermals, nach einem Jahre, der schönste Festtag von allen, der 22. März 1887, der neunzigste Geburtstag des Kaisers. Diesen März- und Frühlingstag wird man nicht vergessen. So lange die Linden stehen, zwei-hundert Jahre und mehr, haben sie keinen Festtag gesehen, wie diesen, wo die Souveräne von Europa, sie selbst, ihre Thronerben oder nächsten Verwandten, sich hier versammelten um das geheiligte Haupt des Kaisers, wie um ein ideales Oberhaupt; wo die Fremden aus aller Welt und die Stämme Deutschlands aus allen Gauen hier zusammenströmten und in den Huldigungen und Segens-wünschen, dem erlauchten Greise dargebracht, der im Dienste seiner Pflicht das Patriarchenalter erreicht und überschritten hatte, zugleich Etwas lag wie eine große und allgemeine Anerkennung von Berlin — sie, die lange im Schatten gestanden, nun „eine Fürstin unter den Städten und eine Königin in den Ländern." Fürwahr, ein Frühlingstag, wie losgelöst aus der harten Schale des Winters; nach vielen dunklen und bangen Wochen ein Morgen voll sanften Sonnenscheins und sonntäglicher Stille. Die Glocken läuten; mit Musik und Fahnen, flatternd im Winde, ziehen die Schulen dahin über den Kirchplatz: ein langer Zug, lang-sam verschwindend unter dem Portale der Kirche. Die Musik verstummt; Orgel und Choral beginnen. Kein Kanonendonner heut. Aber wo eine Kirche ist, im stundenweiten Umkreis von Berlin, da läuten die Glocken und wallen die Beter ins Gotteshaus. Wir sind hier weit vom Mittelpunkte Berlins, wo heute der Puls seines Lebens klopft; aber auch wir spüren ihn und sind davon ergriffen. Auch hier, wohin ich blicke, fröhliche Zeichen des Festes, Fahnen und Kränze; mit bunten Wimpeln hat sich der Mastbaum des Apfelkahns geschmückt; ich sehe, durch den leichten Morgenduft, wie sie sich hin- und herbewegen dort hinten, über dem Wasser, an der Königin-Auguſtastraße; und hier, an der Ecke der Sigismundstraße steht eine einsame Droschke. Das Droschkenpferd schaut sinnend vor sich nieder, wie Berliner Droschkenpferde thun; aber hinter jedem Ohre, links und rechts, trägt es an einem Stäbchen ein Fähnlein von Papier und auf seiner Stirn ein kleines Bild des Kaisers. So hat es sein Herr zum heutigen Tage herausgeputzt. In der Potsdamerstraße herrscht ein ungewohntes Treiben; es ist, als ob der ganze Westen auf der Wanderung wäre. Die Pferdebahnwagen und Omnibusse haben Guirlanden von Tannen-zweigen, mit Blumen aus Papier dazwischen. Je näher den Linden, je voller die Woge, die dem Brandenburger Thor zufluthet und unaufhörlich durch seine

Säulengänge sich auf den Pariser Platz ergießt, den Strom der Menschenmenge schwellend unter den Linden. Durch das feine Geäst der nackten Bäume flimmert die Sonne; Licht und Schatten vertheilt sich, und das wundervolle Bild prangt in den reinen Farben des Frühlings-Vormittags. Das Gewühl wird stärker von der kleinen Mauerstraße ab, und in der Nähe der Passage so stark, daß man nur noch schrittweise, zuweilen aber auch gar nicht mehr vorwärts kommt und mehr geschoben wird, als eigentlich geht. An Kranzler's Ecke, wo die Friedrichsstraße mündet, wird es undurchdringlich. Alle Dialecte vernehme ich, den sächsischen, den schwäbischen, den fränkisch-mitteldeutschen. Japanesen mit ihren gelblichen, feinen Gesichtern und Chinesen mit langem Zopf sind im Gedränge. In vier Reihen, zu beiden Seiten der Linden, stehen die Wagen, einer hinter dem anderen, minutenlang unbeweglich und dann, nach kurzem Ruck, abermals stillhaltend. Ueber der wogenden, sich langsam fortwälzenden Masse sieht man, aus der Friedrichsstraße, die Omnibusse vorbeigehen, bis oben hinauf mit Menschen beladen, mit Wimpeln und Fahnen bedeckt. Ein Menschenstrom, der sich quer durch die Wagenreihe nach der freieren Mitte der Linden drängt, nimmt mich mit, und hier, Athem schöpfend, bin ich wieder unter meinen Freunden, den Verkäufern von Bildern, den Händlern und Händlerinnen, alle mit ihren Körben und Kasten, und alle mit ihren gellenden Stimmen. Aber ihre Zahl hat sich verzehnfacht. „Hier noch das neuste Kaiserbild!" — „Die Kaiserblume!" — „Das Kaiserhaus!" — „Das Kaiseralbum!" — „Die Kaiserbüste!" — „Die Kaisermedaille!" — Die kleinen Kinder haben Fahnen in der Hand mit dem Porträt des Kaisers in leuchtenden Farben, und fast Alle, Männer wie Frauen, eine Kornblume vorn an der Brust. Vom schönsten Blumenflor umgeben, aus hohen Palmen und Lorbeerbäumen ragt das Denkmal Friedrich's; über dem Palais weht die Purpurstandarte der Könige von Preußen, und fern, über dem alten Königsschloß, zu Cölln an der Spree, die goldene deutsche Reichsfahne mit dem Eisernen Kreuz und dem Wahlspruch der Preußen: „Gott mit uns!" — Die Kaiserfahne, das Reichspanier. O, wie das Herz jubelt, es zu sehen! Und Berliner Jungen sitzen in den kahlen Bäumen um das Denkmal herum, bis hoch hinauf an den obersten Aesten hängen sie, wie die echten Berliner Früchte, diese Straßenjungen, die der alte Fritz so geliebt, wenn sie Purzelbäume vor ihm herschlugen! Jedesmal aufjauchzend, wenn eine Hofequipage sich zeigt, und das Signal gebend zu einem weithinschallenden brausenden „Hurrah!", wenn sie zur feierlichen Auffahrt naht — Zweispänner, Vierspänner, Sechsspänner, immer zuerst nur die Köpfe der Pferde und der Jockeys über der dichtgestauten Menschenfluth sichtbar, bis sie die Rampe vor dem Palais hinanfahren und auf der entgegengesetzten Seite wieder herabkommen, ein Galawagen nach dem anderen, die schönsten, die man je gesehen, mit silbernen Kronen oder Adlern an den vier Ecken, mit messingbeschlagenen blitzenden Rädern und goldstrotzenden Decken, die Pferde mit Quasten und Troddeln und rothseidenen Zügeln, die Kutscher und Lakaien in schwergestickten Livreen, mit Mützen von schwarzem Sammt oder Perrücken und Dreimastern oder Federhüten. Und dann wieder ein Piquet berittener Schutzmannschaft, der Lieutenant an der Spitze, den Weg frei machend

in den sich immer wieder schließenden Haufen oder von der stilleren Dorotheenstraße hersprengend, daß der Boden unter ihnen dröhnt. Und mitten in dieser unaussprechlichen Fülle der Gestalten und Farben, in der man nichts Einzelnes mehr erkennt, sondern nur das fortwährend bewegte Ganze sieht, in jeder Minute ein neues, und doch immer wieder dasselbe große, glänzende Bild — mitten in dieser Pracht von Palästen und Häusern und Schaufenstern mit ihren von Tausenden bewunderten Zierrathen, Marmorbüsten und kostbarem Blumenschmuck fällt mir plötzlich die Droschke wieder ein, da draußen an der Ecke der Sigismundstraße, und ich denke, der Kaiser, um den jetzt in großer Cour die Gewaltigen dieser Erde stehen, wenn er sie sehen könnte, die Droschke, den Mann und das Pferdchen mit den zwei Fähnlein hinter den Ohren und seinem Bild auf der Stirn: er würde gewiß auch daran seine Freude haben.

Einen besonderen Zug noch hatte dieses Fest, welches seine Popularität erhöhte und es so recht zum Feste der Gesammtheit machte: die Betheiligung der Jugend, der deutschen Studenten. Denn der Student ist noch immer eine Lieblingsfigur unseres Volkes, und wo er sich zeigt, kommt ihm von selbst ein herzliches Wohlwollen und die Freude an seiner Erscheinung entgegen. Man erblickt in ihm die Verkörperung alles dessen, was das Leben an Poesie, Freiheit, Frühling und fröhlicher Hoffnung hat. Auch in Berlin ist eine bemerkenswerthe Veränderung in dieser Hinsicht vorgegangen. Früher, als Berlin, verglichen mit dem, was es jetzt ist, noch eine provinziale Stadt war, verschwand der Student in der Bevölkerung; er trat aus ihr nicht heraus, und wenn der deutsche Student von auswärts hierher kam, so wußte er, was ihm bevorstand. Er legte Band und Cerevis ab, kaufte sich einen Cylinderhut, zog Glacéhandschuhe an, und machte sich „patent." Ich brauche nur an meine eigene Studentenzeit zu denken, um mir alles Das zu vergegenwärtigen. Hier spielten wir keine Rolle, wie wir in unseren kleinen Universitätsstädtchen sie gespielt hatten; hier galt der Bursche nichts, und wenn er in „vollem Wichs" über die Straße ging, so sah man ihm nicht nach, oder wenn, man ihm nachsah, so war es mit einer spöttischen Bemerkung, nicht mit Bewunderung. Wir fühlten uns sehr unglücklich in unseren kalten, kahlen Wänden drei Treppen hoch, in der Mittel- oder Dorotheenstraße; die Nüchternheit des damaligen Berlins hatte sich auch über das Studentenleben gelegt, und mit Wehmuth und Sehnsucht im Herzen gedachten wir der winkligen Gassen bergauf, bergab, und der Giebelhäuser, über denen wir so manchmal den Mond hatten scheinen sehen, oder des Flusses, des blühenden Thales und des Waldes, an dessen Rande wir schöne Sommerabende verbracht, um ein Fäßchen, mitten im Grün gelagert, Freundschaften schließend oder neu besiegelnd, während die niedergehende Sonne durch die Zweige schimmerte. Wir gedachten der seligen Morgenstunden, die wir, Jeder allein mit seinem Bande Schiller oder Goethe — Goethe's Faust war unser Evangelium — unter blühenden Bäumen im Gärtchen hinter unserem Hause zugebracht; der lustigen Ausflüge, zu Wagen, zu Pferd, zu Fuße, manchmal erst spät in der Nacht unternommen, wenn wir von der Kneipe kamen, so daß wir uns bei Tagesanbruch in einem ganz fremden Städtlein befanden. Wir gedachten auch der Couleurbälle, der Picnics und der

schönen Damen — dieser feingebildeten, jungen Mädchen, die für Alles mitschwärmten, was in Dichtung und Leben uns begeisterte, die sich in unsere Stammbücher schrieben und denen wir unsere ersten Verse widmeten. Höher, es muß eingestanden werden, gingen unsere Aspirationen nicht. Der Student von damals war ein anderer als der Student von heute. Dieser, oder ich müßte mich sehr täuschen, begeistert sich nicht mehr für den Mondenschein, und er thut vielleicht Recht daran; er schwärmt nicht mehr. Er ist eine praktische, prosaische Natur geworden — nein, ich will sagen, seine Poesie hat eine neue Form angenommen und sich mit einem Inhalt erfüllt, welcher den heutigen Lebensbedingungen angemessener ist.

Sein Commersbuch ist ein anderes geworden, seitdem die Scheffel'schen Lieder dasselbe beherrschen; ich will auch gegen diese nichts sagen — gewiß nicht: aber es war doch etwas Anderes, von dem Bande, das zerschnitten, von der alten Burschenherrlichkeit und der alten Treue zu singen, als von dem Ichthiosaurus und dem Walfisch von Askalon. In unseren Gesängen wehte noch Etwas von dem Hauch einer Zeit, die voll Pietät und selbst Autoritätsglauben war; diese tragen den Stempel der modernen Wissenschaft und Weltanschauung. Wir lebten noch halb in der Vergangenheit; sie leben ganz in der Gegenwart — und wohl ihnen, daß ihr Loos so gefallen. Sie sind besser daran, als wir es gewesen. Wir waren Träumer, und unser Reich war in der Sehnsucht, in den Liedern, in den Wolken; sie sind zum Handeln berufen und stehen auf dem festgegründeten Boden einer großen Wirklichkeit. Sie haben den Idealismus eingebüßt, der einst — unser einziges Besitzthum — uns beglückte; doch sie haben dafür Etwas gewonnen, was — wenn sie es recht begreifen — schöner, erhabener und fruchtbarer ist: den Patriotismus. Ihr Patriotismus hat, was dem unsrigen gefehlt, einen Gegenstand, und was kann, so betrachtet, idealer sein, als die Liebe zum Vaterlande, die Hingebung an ein Allen gemeinsames, theures Ganzes, das unter schweren Opfern errungen ward und, wenn die Stunde gekommen, unter nicht minder schweren Opfern zu behaupten sein wird? Die bevorzugten Träger dieses nationalen Gedankens sind die deutschen Studenten, und als solche erschienen sie, wurden sie begrüßt bei dem Kaiserfeste des 22. März. Es ist nicht ihre vermehrte Zahl, welche sie jetzt deutlicher erkennbar macht in der unterdeß ja auch so mächtig geschwellten Masse des Berliner Lebens: es ist vielmehr der Umschwung in den politischen Verhältnissen. Von allen öffentlichen Huldigungen, die ihm zugedacht waren, hatte der Kaiser nur diese der Studenten zugelassen. Tausende waren von allen deutschen Hochschulen gekommen, um sich mit den abermals Tausenden der hiesigen Universität zu vereinen. Ihre bunten Bänder und Mützen, ihre Schläger und Fahnen, ihre malerischen Trachten und ihre frischen, kräftigen Gestalten tauchten überall leuchtend aus den wogenden Volksmengen empor, und überall wurden sie mit Enthusiasmus empfangen. An diesem Tage ward ein neues, starkes Band geknüpft, eines, das — so wollen wir hoffen — niemals mehr zerschnitten wird, zwischen der deutschen Reichshauptstadt und den deutschen Studenten. Ihr Fackelzug eröffnete den Reigen der Festlichkeiten; in einer langen feurigen Linie, zu beiden Seiten flankirt von endlosen Zuschauerhaufen und einer ununterbrochenen Kette von Schutzleuten, zog er sich dahin

durch die Frühlingsnacht, von der Universität die Linden hinunter, Halt machend zuerst vor dem Palais des Kaisers, dann in der Wilhelmsstraße, vor dem Palais Bismarck's, dem sonst um diese Abendstunde so stillen, dunkeln Hof, heute strahlend von Gas, und der Kanzler selber, die Militärmütze tief über die Stirn gezogen, am offenen Fenster; von hier durch die Voßstraße nach dem Thiergarten und den Zelten — eine Strecke Weges von gut einer Stunde. Wer jetzt auf der Siegessäule stände, würde diese Straße sich bewegender Lichter in allen ihren Windungen zurückverfolgen können bis zum Ausgangspunkt. Noch ist es ruhig im Thiergarten; Bürgersleute mit ihren Frauen und Kindern promeniren in den Alleen, und an den Ecken derselben, wo die großen Fahrstraßen abzweigen, halten die Wagen, wie wir sie bei solchen Gelegenheiten kennen — Schlächterwagen mit improvisirten Sitzen, Milch-, Bäcker- und Gemüsewagen, mit Stühlen darin und den behäbigen Damen von der Profession darauf — Alles in der zunehmenden Dämmerung, die langsam in das Abenddunkel übergeht. Menschenleer ist die Gegend bei Kroll und den Zelten, nur hier und da ein spärliches Lichtchen und in kurzen Distanzen von einander, in vollkommener Finsterniß, der Schutzmann. Eine Stunde vergeht. Es ist acht Uhr. Jetzt ein dumpfes Brausen von der Stadt her, welches stärker wird, indem es sich naht; ein erster röthlicher Schein färbt die nackten Wipfel der Bäume rings im Umkreis, und die Nacht beginnt zu weichen. Flackernd, vom Winde bewegt, kommt Flamme nach Flamme hintereinander herdrängend, den Platz umzirkelnd und umzüngelnd, der nun, bis in den dunkeln Himmel hinauf, wie von einer Feuersbrunst raucht und glüht. Es ist der Platz, heut ein Sandplatz[1]), wo sich im vorigen Jahrhundert das elegante Leben des Thiergartens abspielte und von welchem aus sieben Alleen gepflanzt waren, den sieben Kurfürsten des heiligen römischen Reichs deutscher Nation zu Ehren. Alt und knorrig sind diese Bäume geworden, und durch ihre Kronen und Zweige stäubt und rieselt es jetzt wie ein Regen von Funken. Fackel um Fackel wird hoch in die Luft geschwungen, dreht sich um sich selber in einem Flammenring und stürzt knisternd zu Boden, eine nach der anderen; hunderte, tausende, thürmen sich, häufen sich, das ganze Halbrund vor den alten Kurfürstenalleen in einen lodernden Heerd verwandelnd, um welchen die beständig wachsende Menge sich bewegt — phantastisch angeglühte Gestalten und huschende Schatten, Fahnen, von unsichtbaren Händen getragen, halb in Licht getaucht und halb in Nacht verhüllt — und immer neue Fahnen, bis der Kreis sich geschlossen hat — und nun Musik, während der Qualm des brennenden Pechs und der harzigen Scheite sich zu dichten, schwarzen Wolken ballt, der langsam dahinzieht und vom Winde niedergedrückt sich senkt, magisch durchzuckt von den seltsamsten Farben — und jetzt Gesang und das „Gaudeamus igitur". Wir Alten, die wir es hören, erheben uns und singen es mit, leise, tief bewegt, das Lied unserer Jugend, aller Derer gedenkend, der guten Commilitonen, die vor uns dahingingen, die mit uns geträumt und gesungen und gerungen haben, und diesen Tag nicht mehr erleben sollten, und als wir zu Ende sind — „pereat tristitia" —

[1]) Seine Verwandlung in einen allerliebsten „Schmuckplatz" datirt erst vom Sommer dieses Jahres.

da war Alles dahin, zusammengesunken, verlöscht, verschwunden, und Nacht und Stille wieder unter den alten Thiergartenbäumen.

Als ich aber am andern Abend, heimkehrend von der Illumination, von dem Friedrichsdenkmal, den Lichterguirlanden und Flammenkronen, aus welchen die schweigsame Figur des großen Königs sich in die Nacht hob, und vom Brandenburger Thor, auf welchem, von rothem Feuer erleuchtet, die Göttin gigantische Schatten warf, da sah ich fern im dunstigen Horizont, da wo Kroll ist, eine silberne Wolke stehen. Es war das elektrische Licht, unter welchem die letzten Herren Studiosen noch immer beim Frühschoppen saßen. Und als ich durch die Wagenreihen, die hier hielten, eine halbe Stunde später mich endlich durchgedrängt hatte nach meiner jenseits allen Festjubels liegenden, stillen Straße, da vernahm ich vor mir ein seltsames Gerassel auf den Steinen. Bei dem nicht sehr ausgiebigen Schein unserer Straßenlaternen unterschied ich demnächst eine schwankende Gestalt und erkannte, als ich herankam, einen jungen Burschen in Koller und Kanonen, mit Cerevis und Schärpe, den Säbel hinter sich her schleppend und selber mühsam gegen Wind und Wetter ankämpfend — denn es hatte zu regnen begonnen. Ich hätte ihm gerne meinen Arm angeboten; aber mit den Herren in dieser Verfassung ist nicht gut reden, und indem ich ihn seinem Schicksal überließ (das ihn hoffentlich sanft geführt haben wird), umsummte mich noch einmal der Refrain eines alten Studentenliedes:

O jerum, jerum, jerum!
O quae mutatio rerum!

Zur neueren geschichtswissenschaftlichen Literatur.

Edward A. Freeman, The methods of historical study. Eight lectures read in the University of Oxford in Michaelmas Term 1884. With the inaugural lecture on the office of the historical professor. London, Macmillan and Co. 1886.

Ottokar Lorenz, Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben kritisch erörtert. Berlin, Wilhelm Hertz. 1886.

„Ein neues Zeitalter der Menschheit hat begonnen, welches wir berechtigt sind, das naturwissenschaftliche Zeitalter zu nennen. Das hereinbrechende naturwissenschaftliche Zeitalter wird die Lebensnoth, das Siechthum der Menschheit mindern, ihren Lebensgenuß erhöhen, sie besser, glücklicher und mit ihrem Geschick zufriedener machen".

Also sprach in der ersten, allgemeinen Sitzung der großen Versammlung deutscher Naturforscher zu Berlin einer der angesehensten unter ihnen, Herr Werner Siemens[1]), und der Beifall vieler tausende von Zuhörern schien zu bezeugen, daß der Same dieser „frohen Botschaft" nicht auf steinigen Boden gefallen sei.

Wer mag den Redner oder Sänger schelten, wenn er, von festlicher Stimmung gehoben, ein wenig voller in die Saiten greift! Aber die Töne, die hier angeschlagen wurden, sie klingen auch am Werkeltag in Tausenden wieder. Es ist unleugbar, sehr weit verbreitet ist die Anschauung, in den Fortschritten der Naturwissenschaft liege die gesammte Weiterentwicklung der Menschheit beschlossen.

Es war eine frühere Versammlung gleicher Art, vor welcher Du Bois-Reymond seine berühmte Rede über die Grenzen des Naturerkennens[2]) mit einem Vergleich einleitete zwischen dem Naturforscher, dem Weltbesieger unserer Tage, und einem jener Welteroberer der alten Zeit, welcher inmitten des Siegeslaufs die Grenzen seines unermeßlichen Reiches festzustellen sucht. Der Historiker wird dabei unwillkürlich an einen Erfahrungssatz seiner Wissenschaft erinnert. Große Reiche, durch glückliche Kriegszüge hastig erworben, zeigen gemeinhin ein ungestümes Streben nach immer weiteren Eroberungen, wenngleich innerhalb der schon errungenen Grenzen weite Strecken kaum oberflächlich bezwungen sind. So darf es nicht Wunder nehmen, wenn wir in unseren Tagen naturwissenschaftliche

[1]) Vergl. Tageblatt der 59. Versammlung u. s. w. Nr. 3 S. 92—96.

[2]) Du Bois-Reymond, Reden, Bd. I, S. 105 ff.

Eroberungszüge über die Gebiete fluthen sehen, die früher als Sondereigenthum anderer Wissenschaften galten.

Vornehmlich Philosophie und Geschichte wurden davon betroffen. Denn so bedeutsam auch die Einwirkungen der Naturwissenschaft auf den Betrieb der Sprachwissenschaft gewesen sind, so waren sie doch wesentlich nur mittelbare, vermittelt, nicht durch Naturforscher, sondern durch Vertreter sprachlicher Studien. So war Schleicher wohl der erste, aber nicht der letzte, welcher die allgemeine Sprachwissenschaft für einen Zweig der Naturwissenschaft erklärte; so haben Scherer auf dem Gebiete der deutschen, Wölfflin in der classischen Philologie naturwissenschaftliche Anschauungen und Verfahrungsweisen zur Geltung zu bringen gesucht.

Nur um ein Mißverständniß abzuwehren, gedenken wir mit einigen Worten der Beziehungen zwischen Philosophie und Naturwissenschaft. Wenn wir die naturwissenschaftlichen Eroberungsversuche auf philosophischem Gebiet erwähnten, so waren damit jene Versuche nicht gemeint, Objecten der philosophischen Untersuchung, welche, wie mannigfache Vorgänge des psychischen Lebens, der Messung und experimentellen Untersuchung unterworfen werden können, auf diesem Wege beizukommen. Vielmehr jene Bestrebungen hatten wir im Sinn, naturwissenschaftliche Hypothesen, welche als Hilfsmittel der Forschung innerhalb gewisser Grenzen sehr werthvoll, ja unentbehrlich sind, zu Grundlagen einer neuen Metaphysik zu erheben. Doch was hierüber etwa noch zu sagen wäre, hat ein Mann schon ausgesprochen, dem Niemand eingehende Kenntniß und einsichtsvolle Würdigung naturwissenschaftlicher Ergebnisse abgesprochen hat: wir unterfangen uns nicht, die metaphysischen Bemühungen moderner Naturwissenschaft treffender zu kennzeichnen, als es Hermann Lotze in der Einleitung seiner Metaphysik (S. 10 ff.) gethan hat.

Dagegen wird es nicht überflüssig sein, etwas ausführlicher den Gründen nachzugehen, warum die Geschichte als Wissenschaft in unserer Zeit so vielfach Angriffen ausgesetzt war und ist, Angriffen, die keineswegs ausschließlich von Naturforschern ausgingen, bei denen aber selten die Berufung auf die unvergleichlich höher stehenden Methoden der Naturwissenschaft fehlte. Neben nur vorübergehend wirksamen Einflüssen kommt hier die ganz eigenartige Stellung in Betracht, welche die Geschichte unter den Wissenschaften einnimmt.

Es ist ein sinniger Mythus, welcher die Göttin der Geschichtsschreibung in die Zahl der Musen einreiht. In der That, die letzten und höchsten Aufgaben der Geschichte, die Darstellung der Entwicklung eines Volkes, eines Zeitalters setzen zwar die umfassendste wissenschaftliche Arbeit voraus, aber sie sind mit wissenschaftlichen Mitteln nicht allein zu lösen; sie erfordern, wie oft hervorgehoben ist, ein künstlerisches Gestaltungsvermögen, eine wissenschaftlich gezügelte Phantasie. Es wäre verkehrt, aus diesem künstlerischen Charakter der Thätigkeit des Geschichtschreibers von vorneherein eine Verminderung der wissenschaftlichen Zuverlässigkeit seiner Angaben herzuleiten; auch das von Künstlerhand entworfene Porträt kann wahrer sein als die beste Photographie. Aber es ist doch erklärlich, wie das Hinzutreten eines künstlerischen Elements in der geschichtlichen Darstellung aufgefaßt werden kann als eine wissenschaftliche Herabminderung der geschichtlichen

Forschung, vor Anderen von Denjenigen, welche auf ihrem Gebiet das subjective Element vollkommen auszuschließen mit Recht bedacht sind und es mitunter, wie bei dem „persönlichen Fehler" der Astronomen, sogar rechnungsmäßig entfernen.

Wie der Geschichtschreiber dem Dichter verwandt ist, so besteht eine gewisse Verwandtschaft auch zwischen den Schicksalen ihrer Werke. In keiner anderen Kunst tritt das dilettantische Urtheil mit einer solchen Sicherheit, einem solchen Selbstbewußtsein auf, wie dichterischen Erzeugnissen gegenüber. Beruht diese Erscheinung wesentlich darauf, daß bei keiner anderen Kunst die besondere technische Seite für die allgemeine Auffassung so sehr zurücktritt, ja fast verschwindet, so führen gleiche Ursachen zu gleichen Wirkungen in der Geschichte. Worin eigentlich die besondere wissenschaftliche Thätigkeit des Historikers, worin seine besondere Methode besteht, dies ist sicher verhältnißmäßig nur Wenigen bekannt. Würden wir es sonst erleben, wie wir es erlebt haben, daß ein hervorragendes geschichtliches Werk in Bausch und Bogen abgethan wurde von Leuten, welche zur Beurtheilung nichts weiter mitbrachten als den politischen Groll. Ueber die Raumspeculationen der modernen Mathematik könnten Kritiker solchen Schlages subjectiv mit gleichem, objectiv vielleicht mit mehr Recht schreiben; doch sie hüten sich weislich.

Aber wenn der „Herr Omnis", mit Luther zu reden, gleichmäßig zu Gericht sitzt über Poeten und Historiker, so ist dabei doch das Verhältniß der Geschichte zu den anderen Wissenschaften weit ungünstiger als das der Poesie zu den musischen Schwestern. Wohl gähnt in allen Wissenschaften eine tiefe Kluft zwischen der ersehnten und der erreichten wie erreichbaren Erkenntniß. Unreife Enthusiasten mögen sich das Verhältniß unseres Naturerkennens zur idealen Kenntniß der Natur unter dem Bilde einer Asymptote denken, welche sich ihrer Kurve unendlich nähert. Einsichtige Naturforscher leugnen ebensowenig unsere noch sehr mangelhafte Kenntniß mancher Gebiete, wie das Vorhandensein unübersteiglicher Schranken. Rein sachlich betrachtet, ist das Verhältniß des Historikers zu den Gegenständen seiner Forschung kein ungünstigeres, aber es verschiebt sich zu seinen Ungunsten in der allgemeinen Auffassung. Nicht nur, daß der Glanz der ungeheuren Erfolge, welche die Naturwissenschaft in so kurzer Zeit errang, die Augen der Menge blenden mußte und sie unempfindlich macht gegen die Einsicht, wie viel Unbefriedigendes gerade grundlegenden Theorien, wie etwa der Atomtheorie, noch anhaftet. Dies könnte man als eine vorübergehende Zeiterscheinung betrachten, welche nur eine verhältnißmäßige Ueberschätzung des Naturerkennens bedingt. Aber unabhängig davon erwächst die Gefahr der Unterschätzung geschichtlicher Leistungen daraus, daß die Grenzen der Leistungsfähigkeit hier sichtbarer liegen als irgendwo anders. Jede Wissenschaft strebt dahin, ihre Objecte in eine möglichst lückenlose Reihe von Ursachen und Wirkungen aufzulösen. Jeder erkennt unschwer, wie weit die Geschichte hinter diesem Ziel ewig zurückbleiben muß. Ihr Mittel der Forschung ist eine stets unvollkommene und lückenhaft Ueberlieferung; unter den Objecten ihrer Forschung stößt sie in der menschlichen Individualität auf einen causal irreduciblen Rest.

Wir verfolgen diese Gedankenreihe zunächst nicht weiter. Es galt uns nur, einige der allgemeinen Gründe hervorzuheben, warum gerade die Geschichtswissenschaft in ihrer bisherigen Gestalt so häufig einer abfälligen Kritik unterzogen und

für ihre Ziele und Verfahrungsweisen auf das Muster der Naturwissenschaft verwiesen wurde. Es mag genügen, auf zwei solcher Angriffe hinzuweisen, welche gerade auch in weiteren Kreisen allgemeine Aufmerksamkeit erregten: Buckle's „Geschichte der Civilisation in England und Du Bois-Reymond's Aufsatz „Culturgeschichte und Naturwissenschaft“ [1]). Buckle stellte die Forderung — er war darin keineswegs originell, sondern wesentlich abhängig von Comte's positivistischer Philosophie — die Geschichte solle auf dem Wege des inductiven Verfahrens zur Erforschung allgemeiner Gesetze emporsteigen; nur so könne sie sich zum Range einer Wissenschaft erheben. Du Bois-Reymond begegnet sich mit ihm in der Verurtheilung der vorwiegend politischen Richtung der Geschichte; an Stelle dieser „bürgerlichen Geschichte“, welche nur ein trübes Bild ewiger Kriege, ehrgeiziger Fürsten, unseliger Völker entrollte, müsse die Betrachtung der menschlichen Culturentwicklung treten, deren Höhe ausschließlich bestimmt werde durch das jeweilig erreichte Maß von theoretischer und praktischer Beherrschung der Natur.

Es wird für einen Geschichtschreiber künftiger Tage einmal eine höchst anziehende Aufgabe sein, die unmittelbare und mittelbare Einwirkung der Naturwissenschaften auf die Geisteswissenschaften darzulegen, heilsame und anregende Angriffe von unberechtigten und verwirrenden Anforderungen zu sondern. Für jetzt, da wir noch inmitten der Bewegung stehen, wäre ein solcher Versuch wohl kaum an der Zeit; uns kam es jedenfalls nur darauf an, den Leser an vorhandene Strömungen einfach zu erinnern. Man muß sich diese vergegenwärtigen, wenn man die beiden Werke richtig beurtheilen will, deren Titel wir an den Eingang unseres Artikels stellten und die ein näheres Eingehen verdienen.

Denn beide lassen sich als Rückwirkungen der gegen die Geschichte gerichteten Angriffe bezeichnen. Doch würde man fehl gehen, wenn man danach annähme, hier lägen nur historische Streitschriften vor. Vielmehr wie die Anfechtung eines lange ungefährdeten Besitzes zur Prüfung der Rechtstitel veranlaßt, auf welchen der Besitz beruht, so haben die Anzweiflung der wissenschaftlichen Ebenbürtigkeit der Geschichte, der Widerstreit der Meinungen über ihre wahren Aufgaben zwei angesehene Historiker dazu geführt, die methodischen Fragen ihrer Wissenschaft im Zusammenhang zu erörtern. Und wenn zu gleicher Zeit und unabhängig von einander ein Engländer und ein Deutscher dazu schreiten, so beweist diese Thatsache, daß die geistigen Bewegungen, deren wir oben gedachten, nicht Deutschland, sondern unserer Zeit eigenthümlich sind.

Edward A. Freeman gibt uns in seinem Buch eine Sammlung der Vorlesungen, mit welchen er im Wintersemester 1884/85 seine Lehrthätigkeit als Professor der modernen Geschichte an der Universität Oxford eröffnete. Den Inhalt der Vorlesungen können wir nach deutscher Weise am kürzesten als allgemeine Einleitung in das Studium der Geschichte bezeichnen. Aber während sich die meisten Deutschen verpflichtet fühlen würden, vor Allem mit einer allgemeinen Begriffsbestimmung zu beginnen und aus ihr alles Weitere herzuleiten, geht der englische Gelehrte scheinbar läßlich, in Wahrheit doch wohlbedacht seinen Weg. Zuerst wird das äußere Verhältniß der Geschichte zu anderen Wissenschaften er-

[1]) „Deutsche Rundschau“ 1877, Bd. XIII, S. 214 ff.

örtert. Da zeigen sich neben solchen Zweigen der Naturwissenschaft, welche wie Chemie und Physik, höchstens einmal zufällig mit der Geschichte in Berührung kommen, andere, welche wie die physische Erdkunde in einem gewissen Zusammenhang mit ihr stehen. Unter den Geisteswissenschaften sondern sich die reinen Hilfswissenschaften, Chronologie und Numismatik, von den eng verbundenen, aber doch selbständigen Studien der historischen Sprach- und Rechtswissenschaft. So gewinnt der Leser allmälig eine immer reichere, wenn auch noch nicht scharf begrenzte Anschauung vom Inhalt der Geschichtswissenschaft. Eine vollkommen scharfe Erklärung zu geben, lehnt Freeman überhaupt ab; er ist geneigt, die Geschichte zu bestimmen als „Wissenschaft vom Menschen in seiner Eigenschaft als ein politisches Wesen"; aber er schränkt die Gültigkeit dieser Erklärung selbst dahin ein, sie bezeichne mehr die höchsten Ziele der Geschichte und schließe zugleich eine social-politische Wissenschaft vom Menschen ein, welche zwar nicht unabhängig von der Geschichte, aber doch selbständig neben ihr existiren könne. Daran schließt sich eine eingehende Erörterung (lecture III, the nature of historical evidence) der Frage, ob denn die Geschichte ein Recht auf den Namen science habe oder bloß knowledge sei?

Mit sehr eindringlichen Worten, die auch ohne besondere Nachweise die Lebhaftigkeit der Angriffe leicht ermessen lassen, vertheidigt er die wissenschaftliche Gleichberechtigung der Geschichte. „Wenn Geist höher steht, als Materie, sittliche Dinge höher stehen als physikalische, so sind sie aus eben diesem Grunde weniger der Herrschaft starrer Gesetze unterworfen; ihre Einzelheiten sind, entsprechend der Erhabenheit des Gegenstandes, weniger gewiß als die Einzelheiten derjenigen Studien, welche sich mit tiefer stehenden Gegenständen beschäftigen. „Weil wir in höherem Grade als die Vertreter irgend welcher anderen Studien der realen Kenntniß derjenigen Dinge nahe kommen, mit denen wir es zu thun haben, weil wir das Wirken eines intelligenten Willens besser begreifen als das Wirken einer unerklärlichen „Kraft", aus eben diesem Grunde können wir weder bei der Vergangenheit noch bei der Zukunft so sicher sein, Ergebnissen gegenüber, welche von einem intelligenten Willen abhängen. Wir beanspruchen keine Ueberlegenheit über andere Zweige des Wissens; wir geben nur keine niedrigere Stellung zu. Wenn wir die größere Erhabenheit unseres Gegenstandes betonen, so räumen wir in demselben Athemzug ein, daß unsere Mittel, eine genauere Kenntniß desselben zu gewinnen, geringer sind. Aber wir erheben Einsprache gegen den ausschließlichen Anspruch irgend eines Zweiges des Wissens, sich selbst zu rühmen, als käme nur ihm und den verwandten Zweigen der Name Wissenschaft zu."

Die zweite Hälfte des Buches beschäftigt sich mit den Mitteln der geschichtlichen Forschung. Die schriftstellerische, monumentale, urkundliche Ueberlieferung wird ihrem Werth nach besprochen, und an zahlreichen Beispielen werden die Grundsätze für ihre Verwerthung erläutert. Sehr interessant für deutsche Leser sind die Urtheile Freeman's über moderne deutsche Geschichtschreiber in dem Capitel „modern writers" (lecture VII); sehr ausführlich wird namentlich Mommsen behandelt, in welchem Freeman einen der ersten Gelehrten aller Zeiten bewundert.

Es ist hier nicht der Ort, eine Kritik seiner Urtheile zu geben; nur eine fehlerhafte Grundanschauung erfordert eine Berichtigung. Freeman findet bei manchen deutschen Geschichtschreibern einen Mangel an politischem Verständniß; diese Erscheinung führt er zurück auf „den Mangel an praktischem Verständniß freier Institutionen, welches nur gewonnen werden kann, wenn man unter ihnen lebt." (S. 280). Freeman hat von dem politischen Leben in Deutschland noch Vorstellungen, die vor dreißig, vierzig Jahren zutreffen mochten, und von dem vielleicht zu lebhaften Parteitreiben unserer Tage keine Anschauung. Er verweist auf ein Wahlbündniß zwischen Tories und Chartisten als einen politisch merkwürdigen und historisch lehrreichen Vorgang (S. 293). Wahrlich, um dergleichen zu sehen, haben wir nicht mehr nöthig, nach England zu gehen; eher droht uns die Gefahr, in den unnatürlichsten Parteiverbindungen nichts Auffälliges mehr zu erblicken.

Es ist kein Grundriß der Historik, kein systematisch abgeschlossenes Werk über die methodischen Fragen der Geschichtswissenschaft, welches uns der Verfasser bietet. Aber Freeman gibt in gemeinverständlicher und belebter Sprache, die nicht selten durch gesunden Humor gewürzt wird, ein anschauliches Bild von den Aufgaben und Mitteln der geschichtlichen Forschung. Ein klarer und gesunder Verstand, völlige Unabhängigkeit des Urtheils wissenschaftlichen Größen wie beliebten Tagesmeinungen gegenüber treten überall rühmlich hervor. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß Freeman sich begnügt, zumal schwierige, grundlegende Fragen nur vom Standpunkt des common sense zu behandeln, bei denen eine solche Behandlung keineswegs ausreicht[1]).

Gerade unter diesem Gesichtspunkt bildet das Werk von Ottokar Lorenz eine werthvolle Ergänzung. Es besteht aus einer Sammlung verschiedenartiger, in sich abgeschlossener Aufsätze, welche doch durch ein gemeinsames, inneres Band verknüpft werden. Einzelne von ihnen sind schon früher besonders veröffentlicht; dennoch ist das Ganze, als dessen Glieder sie jetzt in Ueberarbeitung erscheinen, ein durchaus neues Werk.

Mehrere Gruppen sondern sich deutlich. Die erste umfaßt „die philosophische Geschichtschreibung (Friedrich Christoph Schlosser)" (Abschnitt I), „die politische Geschichtschreibung (Fr. Chr. Dahlmann)" (Abschnitt II); dazu tritt als Ergänzung Abschnitt V „Die Politik als historische Wissenschaft". Es handelt sich hier um die historische und zugleich kritische Würdigung bestimmter Entwicklungsstufen der deutschen Geschichtschreibung.

Schiller, Schlosser, Dahlmann, Ranke bezeichnen nach Lorenz die vier Marksteine der Entwicklung. Gegen die Aufstellung dieser Reihe läßt sich Manches einwenden. So darf man wohl fragen, ob nicht Herder von sehr viel bedeutsamerem Einfluß auf die Entwicklung der modernen, historischen Auffassung gewesen ist als Schiller: so wird man sicher mit Befremden Niebuhr als Vertreter der historisch-kritischen Schule vermissen. Aber lassen wir einmal die Reihe gelten, so bleibt es ein störender Mangel[2]) gerade für einen weiteren Leserkreis, wie

[1]) Dies gilt besonders von lecture III.

[2]) Das Fehlen eines Aufsatzes über die Geschichtschreibung Schiller's, welche Lorenz früher in dem Werke: Tomaschek, Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft, behandelt hat, erklärt er aus der äußeren Unmöglichkeit, seinen Antheil an jenem Buche herauszuheben. (Vorwort S. IV.)

wir ihn dem trefflichen Buche wünschen, daß eine ausführliche Behandlung nur ihren Mittelgliedern zu Theil geworden ist. — Aus der Zusammenstellung erhellt schon, unter welchem Gesichtspunkt Lorenz Schlosser und Dahlmann behandelt: er will keine erschöpfenden wissenschaftlichen Lebensbilder geben, sondern beide Männer nur als Vertreter bestimmter Phasen der Geschichtschreibung beleuchten. Zwei Züge treten bei Schlosser charakteristisch hervor: sein Streben, eine „Universalhistorie" zu schaffen, welche die gesammte Entwicklung der Menschheit als ein zusammenhängendes Ganzes erfaßt; sodann seine Gewohnheit, den Werth der Dinge und Menschen nach dem Maßstab der Moral zu bestimmen. Ebenso feinsinnig wie schlagend erweist Lorenz, daß diese letzte, so oft getadelte und verspottete Eigenthümlichkeit Schlosser'scher Geschichtschreibung keineswegs der Ausfluß persönlicher, moralischer Schulmeisterei war, daß vielmehr Schlosser ganz in der Kantischen Philosophie wurzelte und aus ihr ebensowohl den allgemeinen Grundsatz moralischer Werthbeurtheilung politischer Dinge entnahm wie die einzelnen sittlichen Normen, nach welchen er richtete über Gerechte und Ungerechte. Wie Schlosser die universalhistorische und moralisirende Richtung vertritt, so Dahlmann die politische. „Dahlmann", sagt Lorenz (S. 112), „war von der großen Ueberzeugung durchdrungen, daß die geschichtliche Forschung mit der politischen Hand in Hand gehen muß, wenn die Aufgaben beider Wissenschaften erfüllt werden wollen. In dieser bestimmt aufgestellten Forderung liegt die große Bedeutung von Werken, welche ihrem Umfang und ihrem innern kritischen Werthe nach kaum eine hervorragende Stelle in der Historiographie beansprucht haben würden."

Was ist nun, fragt Lorenz, in den Anschauungen Beider berechtigt, was unberechtigt? So führt ihn die Betrachtung Dahlmann's zu der allgemeinen Frage nach dem Verhältniß von Geschichte und Politik. Er beantwortet sie dahin:

Die Politik ist, insoweit sie Wissenschaft, nicht Kunst ist, eine rein historische Wissenschaft. „Die Politik ist nur eine besondere Ansicht von Geschichte."

Bei Schlosser führt die universalhistorische Richtung zur Prüfung der Frage, ob eine Universalhistorie möglich sei; der Nachweis ihrer Unmöglichkeit zur genaueren Bestimmung der äußeren Grenzen des geschichtlichen Forschungsgebietes. Ein berechtigtes Moment liegt dagegen in seiner moralisirenden Beurtheilung historischer Dinge, insofern die Geschichte auf „Werthbeurtheilung" überhaupt nicht verzichten kann. Nur vergriff sich Schlosser in den Maßstäben, wenn er absolute und der Moral entnommene anlegen zu können glaubte. Die Geschichte, behauptet Lorenz, kennt nur relative und nur solche, welche auf dem Boden der Geschichte selbst gewonnen sind; eine Behauptung, die in ihrem zweiten Theil wohl einiger Einschränkung bedarf. Was Lorenz mit dem historischen Werthurtheil meint, verdeutlichen wir vielleicht am kürzesten durch ein Wort Treitschke's. Von Max Duncker sagt er in seinem schönen Nachruf[1]): „Sparsam mit Betrachtungen sprach er doch immer unzweideutig aus, auf welcher Seite die treibenden Kräfte der Zeit recht erkannt worden seien. Dies Recht des relativen Urtheils, des einzigen, das dem Historiker zusteht, ließ er sich nicht nehmen; die absolute Son-

[1]) Preußische Jahrbücher, Bd. 58, Heft 5, S. 505.

derung der Böcke von den Schafen überließ er als geistreicher Mann den Sittenpredigern und dem jüngsten Tag." Es ist anregend und dankenswerth, wenn Lorenz es einmal unternimmt, Art und Grenzen dieses relativen Urtheils allgemein methodisch festzustellen; daß einem ersten Versuch der Art noch Mängel und Unklarheiten anhaften, wird keinen billig Urtheilenden befremden.

Handelte es sich bis jetzt darum, berechtigte Ideen aus der einseitigen oder unvollkommenen Gestalt herauszuschälen, in welcher sie in die Erscheinung traten, so ist eine zweite Gruppe von Aufsätzen (III. Abschnitt. „Die naturwissenschaftliche Geschichte", IV. Abschnitt. „Die Culturgeschichte") lediglich zur Abwehr grundsätzlich unberechtigter Forderungen bestimmt. Soll die Geschichte als Wissenschaft ihren Schwerpunkt aus der politischen in die Culturgeschichte verlegen, können ihr dabei naturwissenschaftliche Methoden von Nutzen sein? Lorenz antwortet mit einem energischen „Unmöglich" und begründet seinen Spruch Du Bois-Reymond und Riehl gegenüber zunächst mit dem Nachweis der Unzulänglichkeit der Ergebnisse, welche die empfohlene naturwissenschaftliche und culturhistorische Betrachtungsweise zeitigte. Aber die sehr eingehende Polemik bleibt auch hier nicht bei dem Einzelnen stehen, sondern erhebt sich zu dem allgemeinen Nachweis, daß die Geschichte im engeren und eigentlichen Sinne auch dann ein eigenthümliches Gebiet bliebe, wenn die Culturgeschichte wirklich die Aufgaben gelöst hätte, zu deren Lösung kaum die ersten Anfänge gemacht sind. Als jenes Sondergebiet bestimmt Lorenz die Aufgabe, die bewußten politischen Handlungen der Menschen nach ihren inneren und äußeren Gründen zu verstehen und zu erkennen. Ist diese Aufgabe ihrem Wesen und ihren Objecten nach von allen naturwissenschaftlichen Aufgaben principiell verschieden, so können auch alle naturwissenschaftlichen Methoden nichts zu ihrer Lösung beitragen. —

Die letzte Gruppe von Aufsätzen faßt der Verfasser zusammen unter dem Titel „über ein natürliches System geschichtlicher Perioden". Er sucht ein solches zu gewinnen auf der Grundlage der Aufeinanderfolge dreier Generationen, für deren Zusammengehörigkeit das Jahrhundert nur ein kurzer Ausdruck ist. Aus Vielfachen dieser Einheit erwachsen die größeren geschichtlichen Perioden.

Wir müssen uns hier mit diesem kurzen Hinweis und mit der Bemerkung begnügen, daß dieser Abschnitt trotz anregender und anziehender Gedanken dennoch zu sehr berechtigten Einwänden Anlaß gibt[1]). Indeß Einwendungen lassen sich, wie früher angedeutet wurde, auch gegen andere Abschnitte erheben; wo gäbe es ein wahrhaft anregendes Werk, das nicht auch zu Zweifeln und Bedenken anregte? Dies ehrende Beiwort aber wird man dem Werke von Lorenz in keinem Falle vorenthalten, auch dann nicht, wenn man zugibt, daß es — um ein Goethe'sches Wort frei zu verwenden — in den allgemeinen Problemen nirgends ein abschließendes ist. Dies liegt zum Theil an der Fülle verwickelter Fragen, welche es behandelt; andrerseits sind die Spuren der Entstehung des Buches aus ursprünglich vereinzelten Aufsätzen nicht völlig ausgelöscht.

---

[1]) Vor Allem übertreibt der Verfasser die Bedeutung der Genealogie für die geschichtliche Erkenntniß und fordert schon dadurch zum Widerspruch heraus; so heißt es z. B. S. 275: „die Genealogie ist die eigentliche Zukunftslehre der geschichtlichen Wissenschaften; es wird die Zeit kommen, wo die genealogische Untersuchung als die Basis aller Historiographie gelten wird."

Auch diese Uebersichten werden, so hoffen wir, trotz der hier gebotenen Kürze dem Leser selbst ein Urtheil darüber verstatten, inwieweit wir mit Recht das englische und deutsche Werk unbeschadet großer Verschiedenheiten in Inhalt und Anlage, unter die gleichen Gesichtspunkte gestellt haben. Beide entsprangen dem Bedürfniß, über methodische Fragen der Geschichte, vor Allem über die Grundfrage ihrer Daseinsberechtigung, ins Klare zu kommen. Ohne gerade sehr in die Tiefe zu gehen, nur in großen Umrissen zeichnet der englische Gelehrte die Aufgaben der Geschichte und verficht mit sehr energischem Ton ihre Gleichberechtigung mit den Naturwissenschaften. Vielseitiger und tiefer eingehend prüfte der deutsche die Berechtigung der Vorschläge und Versuche, der Geschichte andere Bahnen zu weisen. Selbst die Grenzen eines eigenen Essays würden sich als zu eng erweisen, wollten wir zu sämmtlichen Problemen Stellung nehmen, welche in den beiden Werken theils gestreift, theils ausführlich erörtert werden. Auch galt es uns in erster Linie, den Lesern der „Deutschen Rundschau" Kenntniß zu geben von Bewegungen auf einem Gebiet der Geisteswissenschaften, die sich in jenen Werken greifbar niedergeschlagen haben. Doch sei es gestattet, nachdem wir von den Rückwirkungen auf historischer Seite berichtet, zur Ergänzung unserer einleitenden Betrachtung auf die tieferen Gründe jener Strömungen zurückzukommen, welche auf die Geschichtswissenschaft selbst nur geringen Einfluß, einen sehr bedeutsamen auf die Menge der Gebildeten übten.

Buckle nannten wir früher als einen derjenigen, deren Angriffe auf die bestehende Art der Geschichtsforschung gerade in weiteren Kreisen nicht bloß bekannt geworden sind, sondern auch einen tieferen Eindruck gemacht haben. In einer Zeit, da man begann, selbst in dem scheinbar jeder Regel spottenden Spiel der Wolken und Winde das Walten immer gleicher Gesetze zu erkennen, konnte der Wunsch, ja die Forderung nicht ausbleiben, auch die unendliche Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit in das Ergebniß ewig gültiger Sätze aufgelöst zu sehen. So hatte schon Comte als die Krönung des Baues der positiven Wissenschaften eine Sociologie verlangt, welche die Gesetze der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft erforschen solle. Sein eigener Versuch, ihre Grundzüge zu bestimmen, wurde in Deutschland wenig bekannt. Um so mehr ward es Buckle, als er mit solchen Forderungen zuerst direct an die Pforten der Geschichtswissenschaft pochte. Sein Dilettantismus in allgemeinen Fragen, die Banalität der vier allgemeinen Gesetze, die er am Anfang des zweiten Theils als eigene Erfüllung seiner Forderungen vorbrachte, machten es den Vertretern der Zunft, um einen Buckle'schen Ausdruck zu gebrauchen, verhältnißmäßig leicht, den unbequemen Eindringling niederzustrecken. Aber war hier mit dem Fall des Bannerträgers auch das Schicksal seiner Sache besiegelt? Fast könnte es so scheinen. Ein Versuch, sein unvollendetes Beginnen weiterzuführen, wurde nicht unternommen, und so streift von unseren beiden geschichtlichen Methodikern nur Lorenz gelegentlich die scheinbar abgethane Sache.

Aber sammeln sich vielleicht auch hier nur die Wasser in der Tiefe, um nach einem unterirdischen Lauf an unerwarteter Stelle wieder hervorzubrechen?

Die Verbreitung eines Buches gewährt doch einen gewissen Anhalt für die Beurtheilung der Frage, inwieweit seine Ideen allgemeine Verbreitung und Zu-

stimmung fanden. Nun wohl, alle jene herben Kritiken von fachmännischer Seite, welche Buckle's Werk sogleich bei seinem Erscheinen in Deutschland erfuhr, sie haben nicht verhindert, daß von der deutschen Uebersetzung im Jahre 1881 die sechste Auflage erschien. Die sechste Auflage eines geschichtlichen Werkes ohne Bilder, ohne allen Reiz des Pikanten im guten und schlimmen Sinn des Wortes, verurtheilt von der wissenschaftlichen Kritik, dies ist im bücherleihenden Deutschland eine Thatsache, wohl geeignet, Befremden zu erregen. Sie erklärt sich aus dem übermächtigen Einfluß, welchen die mechanistischen Theorien der Naturwissenschaft auf das allgemeine Denken ausüben. In der That sind Buckle's Ideen keineswegs vernichtet, sondern beherrschen außerhalb der historischen Wissenschaft weite Kreise der Gebildeten. Zwar die Forderung, jene allgemeinen Gesetze der Geschichte namhaft zu machen, ist, als zu schwer erfüllbar, vorläufig zurückgestellt; aber erhalten hat sich die Anschauung, daß auch die gesammte geschichtliche Entwicklung in letzter Linie nichts Anderes darstelle, als das sehr verwickelte Spiel blind wirkender, mechanischer Gesetze. Ja, sie wurde neu gefestigt durch die Verbreitung der Lehren Darwin's. Hier war nun endlich, so meinte man, auch die bunte, anscheinend sinnvolle Vielgestaltigkeit der organischen Bildungen zurückgeführt auf das zwecklose Walten „eherner" Gesetze. In dem Geiste der monistischen Philosophie, zu welcher in Deutschland die Lehren Darwin's ausgebildet wurden, wurde nunmehr auch die geschichtliche Entwicklung der Menschheit dargestellt; unter mehreren Versuchen solcher Art ragt durch eine Consequenz, die vor nichts zurückschreckt, die weit verbreitete Culturgeschichte F. von Hellwald's hervor. Wenn uns ihr Verfasser belehrt, alle menschlichen Ideale seien nichts als nothwendige Irrthümer des menschlichen Geschlechtes, alle gleich werthvoll und alle gleich werthlos, so empfindet man eine gewisse Beruhigung in dem Gedanken, daß eine weitere Steigerung in der Umkehrung der gewohnten geschichtlichen Betrachtungsweise nicht mehr möglich ist.

Immer wieder berufen sich die Vertreter solcher Anschauungen seit Buckle auf die absolute Bedingtheit des menschlichen Handelns, und sie glauben durch diese Annahme jeden Unterschied zwischen den Objecten der geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Forschung auszulöschen. Nicht glücklich wird dieser Behauptung von historischer Seite eine ebenso hartnäckige Berufung auf die Willensfreiheit, als auf eine Thatsache und eine sittliche Nothwendigkeit, entgegengestellt[1]). Nicht glücklich, weil der absolute Determinismus rein theoretisch nicht widerlegt werden kann. Vielmehr darauf ist hinzuweisen, wie auch er jene Schranke des historischen Erkennens nicht beseitigt, als welche wir schon die menschliche Individualität bezeichneten. Mag man die sämmtlichen Handlungen einer Person als nothwendiges Ergebniß ihrer Individualität und der hinzutretenden äußeren Bedingungen ansehen, so wird doch der Nachweis dieser Abhängigkeit für unser menschliches Erkennen nur in sehr beschränktem Umfange möglich, wegen der übergroßen Verwicklung der mitwirkenden Factoren. Mag

[1]) So z. B. von Freeman lecture III und von Droysen in seiner Besprechung Buckle's (aus Sybel's Histor. Zeitschr. Bd. IX abgedruckt in Droysen's Grundriß der Historik S. 47 ff.). Treffend merkt dagegen Lorenz einmal an (S. 310 Anm.): „Auf die Frage des Determinismus und Indeterminismus kann der Historiker ruhig antworten: Beides."

in der Theorie darum der Politiker und Historiker absoluter Determinist sein, beide werden in der Beurtheilung menschlicher Handlungen, vergangener wie zukünftiger, neben den berechenbaren Elementen auch ein unberechenbares, irrationales in Betracht ziehen müssen, und für beide ist es gleichgültig, ob diese Irrationalität nur der Beschränktheit des menschlichen Erkennens entspringt oder objectiv vorhanden ist. Ebenso steht es mit dem, was wir Individualität nennen. „Es wird die Zeit kommen, wo man einen Robespierre oder Napoleon ganz ebenso genau zu erklären wissen wird, wie der Physiker seinen Zuhörern die Edison'sche Lampe explicirt," schreibt zwar Lorenz S. 195. Nein, eine solche Zeit kann niemals kommen, weil eine menschliche Individualität kein mechanisches Problem ist. Wir mögen die Einwirkungen allgemeiner Zeitströmungen auf ursprünglich vorhandene Anlagen noch so weit verfolgen, wir können doch immer nur einen beschränkten Theil der Entwicklung übersehen, aus der am Ende die abgeschlossene Persönlichkeit hervorgeht, und schon darum werden wir immer mit Recht fortfahren, von dem „Geheimniß der Persönlichkeit" zu reden. Lebendige Persönlichkeiten aber sind die Träger der historischen Processe, und ihr Verhältniß zu allgemeinen Gesetzen der historischen Entwicklung, soweit es solche gibt, ist völlig verschieden von der Art, wie sich die Physik qualitätslose Atome denkt, welche nur das Substrat für das Spiel mechanischer Kräfte bilden. Denn die geschichtliche Entwicklung vollzieht sich nicht nur im Zusammenwirken, sondern auch in Widerstreit allgemeiner historischer Mächte und großer Persönlichkeiten, welche zwar stets auch durch ihre Zeit bedingt sind, nicht minder aber auch ihre Zeit und die Zukunft bedingen.

Die Verkennung dieser Thatsachen ist der Grundmangel aller Versuche, naturwissenschaftliche Methoden und Anschauungsweisen auf die Geschichte zu übertragen. Man wird nicht müde werden dürfen, auf ihn immer wieder hinzuweisen, solange jene Versuche so bereitwillige und allgemeine Theilnahme finden, als dies unleugbar noch jetzt der Fall ist.

Nicht ohne Zusammenhang mit den oben besprochenen Strömungen, aber daneben durch andere Einflüsse bedingt, steht die zweite Richtung, in welcher sich die Forderungen der gebildeten Menge an geschichtliche Darstellungen bewegen. Es ist nur ein scheinbarer Widerspruch unserer Zeit, wenn zu der unaufhaltsam fortschreitenden Demokratisirung unseres gesammten Lebens eine Werthschätzung des einzelnen Individuums, seiner besonderen Leiden und Freuden sich gesellt, welche in der herkömmlichen Art der Geschichtschreibung keine entsprechende Berücksichtigung findet. Hier wird — so kann es dem oberflächlichen Urtheil erscheinen — die Gleichberechtigung der Einzelnen nur übel gewahrt; die Masse erscheint wie die Nullen, welche wir zählen, wenn eine Eins vor sie tritt, und die vortretende Ziffer pflegt dann durch einen jener Könige und Helden dargestellt zu werden, „welchen die Welt gewohnt ist, ihre gedankenlosen Huldigungen darzubringen". Indeß an der Thatsache, daß als Träger großer geschichtlicher Umwandlungen einzelne hervorragende Individualitäten erscheinen, kann selbst der eifrigste Vertreter der culturgeschichtlichen Richtung nicht rütteln. Ja, während der Historiker sehr wohl weiß und nachzuweisen sucht, wie die großen, weltbewegenden Persönlichkeiten eben nur darum solche waren, weil große, schon vorhandene, allgemeine

Ideen sich in ihnen verkörperten, nur darum, weil sie klarer wußten und wollten, was auch die Massen bewegte, so gewinnt der minder Unterrichtete leicht den Eindruck, die politische Geschichte und Geschichtschreibung stelle ein Spiel vor, in welchem wenige Spieler gleichgültig die Massen wie Brettsteine hin- und herschieben. So verlangt der demokratische Zug der Zeit nach einer Geschichtschreibung, welche die Millionen, die namenlos kamen und gingen, mehr in ihr Recht einsetzt, indem sie uns von ihrem Kleinleben Kunde gibt, und diesem Bedürfniß kommen die culturgeschichtlichen Versuche entgegen. Wir wollen damit nur einen wesentlichen Factor ihrer Beliebtheit angeben, der keineswegs der einzige ist. So ist der Umstand sicher von Bedeutung, daß die Culturgeschichte mehr mit unmittelbaren Ueberresten der Vergangenheit arbeitet und dadurch etwas von der Sicherheit naturwissenschaftlicher Forschung zu gewinnen scheint.

Und doch hören wir nun wieder von historischer Seite Begriffsbestimmungen, nach denen nur „die auf unsere staatlich gesellschaftlichen Zustände in bewußter Weise hinzielenden Handlungen der Menschen" der Gegenstand der Geschichte sind! Wo liegt hier Recht und Unrecht?

Darüber kann vorerst kein Zweifel sein, daß eine Culturgeschichte, welche sich von der politischen gänzlich loslösen will, niemals ein wirkliches Bild der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit geben kann und überdies mit einem inneren Widerspruch behaftet ist. Für die erste Behauptung können wir uns begnügen, auf ein paar goldene Worte Ranke's zu verweisen. Im Vorwort seiner Weltgeschichte (S. VIII) schreibt er: „Keineswegs allein auf den Culturbestrebungen aber beruht die geschichtliche Entwicklung. Sie entspringt noch aus Impulsen von ganz anderer Art, vornehmlich dem Antagonismus der Nationen, die um den Besitz des Bodens und um den Vorrang unter einander kämpfen. In diesem Kampf, der allezeit auch die Gebiete der Cultur umfaßt, bilden sich historische Weltmächte, welche unaufhörlich um die Herrschaft mit einander ringen, wobei denn das Besondere von dem Allgemeinen umgestaltet wird, zugleich aber auch sich gegen dasselbe behauptet und reagirt." — Der innere Widerspruch aber jener Bestrebungen liegt darin, daß die Gruppe von Erscheinungen, welche wir unter dem Namen Cultur begreifen, allemal ein Erzeugniß von politischen Verhältnissen und ohne diese überhaupt nicht denkbar ist. So ist gewiß einer der bedeutsamsten Culturprocesse die Aufnahme der hellenischen Cultur durch das römische Volk und die Verbreitung dieser Cultur in ihrer romanisirten Form über den Westen des Reiches. Aber dieser ganze Proceß, welcher mit den punischen Kriegen beginnt und mit dem Ende der römischen Weltherrschaft nur äußerlich endet, ist in seinem ganzen Verlauf das Ergebniß politischer Verhältnisse und ohne diese nicht verständlich.

Aber führen uns nicht Erklärungen wie die angegebene von Lorenz und die verwandte Freeman's in ein anderes Extrem? Sollen unsere Geschichtswerke uns immer nur erzählen von kriegerischen und diplomatischen Händeln? So mühsam wurde die Erkenntniß errungen, daß Recht und Religion, Kunst und Literatur eines Volkes nicht vereinzelt stehende Erscheinungen sind, sondern daß sich in ihnen ein und derselbe Geist gleichsam auseinanderlegt, wie das weiße Licht im prismatischen Farbenbande. Sollen wir diesen Gewinn wieder aufgeben?

Sollen wir nicht vielmehr fordern, daß der Historiker Aehnliches versuche, wie wenn der Physiker die farbig gebrochenen Strahlen zum einfachen, weißen Licht wieder vereinigt? Vielleicht kann hier einmal ein Hinweis auf die Naturwissenschaft die richtige Antwort erleichtern. Von der Naturwissenschaft sind wir gewohnt, als von einer Einheit zu reden, obschon sie längst sich in eine Unzahl besonderer Wissenschaften spaltete, die kein Einzelner mehr zu beherrschen vermag. Dennoch hält man mit Recht an ihrer idealen Einheit fest, da die Grundzüge der Objecte und der Methoden überall die gleichen sind. So wenig nun ein Naturforscher unserer Tage es unternehmen wird, einen zweiten Kosmos zu schreiben, so wenig ein Historiker eine „Universalhistorie" im Sinne Schlözer's und Schlosser's. Aber auch hier setzt die Beschränktheit des Einzelnen nicht die Marksteine der Wissenschaft. Gewiß, das Reich der Geschichte beginnt erst, wo die schriftliche Ueberlieferung anhebt, und sie verfolgt nur die Entwicklung der nach Staaten und Völkern gegliederten Menschheit. Aber die weitverzweigten Sonderwissenschaften, welche irgend eine Seite dieser Entwicklung, sei es nun Politik, sei es Religion, Recht oder Kunst, behandeln, sie alle umschlingt ein nicht minder festes Band als etwa Geologie und Physiologie. Denn auch für sie gibt es nur eine Methode, die historische, welche auf der Gleichartigkeit der Forschungsbedingungen und der Forschungsobjecte beruht.

Aber die Analogie zwischen den beiden großen wissenschaftlichen Gebieten erstreckt sich noch weiter. Wie Physik und Chemie innerhalb der gesammten Naturforschung eine centrale Stellung einnehmen, so herrscht im Kreise der Geschichtswissenschaft aus früher bezeichneten Gründen die politische Geschichte. Eine Geschichte z. B. der Literatur oder Kunst, welche sich von ihr willig loslösen wollte, sänke herab zu einer Geschichte der Bücher und Bilder.

Es ist eine rein praktische Frage, die nach der Eigenthümlichkeit verschiedener Gebiete, auch nach der Individualität der Geschichtschreiber sehr verschiedene Behandlung zuläßt, wie weit in der Berücksichtigung der mannigfachen historischen Gebiete im besonderen Fall zu gehen ist. Unsere neuere deutsche Literatur, die an hervorragenden, wissenschaftlichen Geschichtswerken so reich ist, zeigt trotz zahlreicher individueller Verschiedenheiten in dieser Beziehung durchgehends einen gemeinsamen Charakter: sie hält, unbeirrt von beliebten Tagesmeinungen, daran fest, daß die Darstellung der politischen Verhältnisse die festen Umrisse der Zeichnung geben muß[1]), aber sie ist sich nicht minder bewußt, daß ernst dann, wenn sie die Einwirkungen politischer Dinge auch auf die nichtpolitischen Lebensgebiete verfolgt, sich aus der Zeichnung das lebensvolle, farbensatte Bild entwickelt.

Von der herrschenden Stellung der Naturwissenschaften gingen wir aus; nur wenige Worte seien hier zum Schluß noch über ihr Verhältniß zur Geschichte hinzugefügt.

Unermeßlich, auch dem blödesten Auge erkennbar, sind die gewaltigen Wandlungen, welche der glänzende Aufschwung der Naturwissenschaft in unserem äußeren Leben wie unserem ganzen Denken hervorgerufen hat. Stiller und unscheinbarer

[1]) Man vergl. z. B. die trefflichen Worte Treitschke's über den Einfluß des preußischen Wehrgesetzes (Deutsche Geschichte, Bd. I, S. 598).

wirkend, hat dennoch auch das historische Studium, nachdem einmal der Begriff der historischen Entwicklung und der historischen Beurtheilung gewonnen war, eine tief eingreifende Umwälzung unserer Anschauungen seit einem Jahrhundert herbeigeführt. Es fällt uns schwer, uns in eine Zeit zu versetzen, da es weder Eisenbahnen noch Telegraphen gab; es fällt uns nicht weniger schwer zu begreifen, wie selbst die begabtesten Geister des Aufklärungszeitalters jeder historischen Auffassung gänzlich ermangelten und z. B. nicht müde wurden, die Entstehung der Religionen aus dem Zusammenwirken von bewußtem und unbewußtem Pfaffentrug zu erklären. Wenn Herder einst schrieb: „In gewissem Betracht ist jede menschliche Vollkommenheit national, säcular, individuell; man bildet nichts aus, als wozu Zeit, Klima, Bedürfniß, Welt, Schicksal Anlaß gibt"; wenn er darauf den Satz begründete, daß jedes Zeitalter nur nach seinem eigenen Maßstab gemessen werden dürfe, so trat er als Bahnbrecher einer ganz neuen Anschauungsweise auf, durch welche unsere Ansichten über menschliche Dinge und ihre Entwicklung völlig geändert sind. Heute erscheinen seine Worte fast wie Gemeinplätze, und doch fehlt noch sehr viel, daß die historische Auffassungsweise überall in der Praxis durchgedrungen wäre. Sehen wir nicht, wie ihren ersten Grundsätzen zuwider so Viele nicht bloß an die theoretische Möglichkeit eines absoluten Verfassungsideals glauben, sondern das Ideal in einer ganz speciellen, historisch bedingten Form auch zu besitzen wähnen? Doch wenn man die politischen Einwirkungen der unbeschränkten französischen Bewunderung für den englischen Parlamentarismus etwa mit der großen Revolution beginnen läßt, so mag vielleicht auch in diesem Fall sich noch das Lorenz'sche Gesetz der drei Generationen[1]) bestätigen. —

So haben auch die historischen Wissenschaften im letzten Jahrhundert am sausenden Webstuhl der Zeit rüstig mitgearbeitet, und die Größe ihrer Einwirkungen auf unser Denken wird nur darum meist übersehen, weil sie sich allmälig und geräuschlos vollzogen. Der Historiker wird deshalb auch über die Berechtigung seiner Wissenschaft unbekümmert sein. Aber wenngleich die stille Arbeit der Gelehrten stetig fortschreitet, ohne nach den wechselnden Stimmungen der Menge zu fragen, so ist es doch für ein gesundes Gleichgewicht des allgemeinen geistigen Lebens wünschenswerth, daß auch in der allgemeinen Auffassung die geschichtlichen Studien die volle wissenschaftliche Gleichberechtigung wieder gewinnen. Denn in der Ausgleichung und Vereinigung der naturwissenschaftlichen und historischen Denkweise liegt das Bildungsideal unserer Zeit.

Elimar Klebs.

---

[1]) Lorenz S. 284 ff. bezeichnet so die Erscheinung, daß jedesmal drei Generationen eine gewisse historische Einheit darstellen. Er führt an interessanten Beispielen aus, wie manche Theorien genau drei Generationen brauchten, um zur Anerkennung zu kommen und in anderen Fällen genau so lange durch falsche verdunkelt wurden, um nachher erst wieder hervorzutreten.

Kairuan.

Eine Pilgerfahrt nach dem Mekka des Magreb.

I.

Wenn dem heutigen Reisenden schwer fällt, sich bei dem Besuch antiker Culturländer in die traditionellen Illusionen von der Herrlichkeit jener Stätten hineinzuleben, so liegt der Grund dafür nicht allein in der vielgescholtenen Nüchternheit der jetzigen Generation. Weil im Süden Europa's, vor Allem in Italien, der modern-civilisatorischen Arbeit manches unseren Voreltern liebe, stimmungsvolle Bild weichen, nicht selten die Natur ihr früheres malerisches Gewand gegen ein neues nutzbringendes vertauschen muß, sind mit der alten romantischen Welt viele ihrer Illusionen zu Grabe gegangen.

Wer jenseit des Meeres, an den Küsten Nordafrika's, die Spuren des goldenen Zeitalters der Antike in dem alten Zauber der Unberührtheit zu finden glaubt, der sieht sich auch hier in seinen Erwartungen getäuscht. Zwar ist es nicht unsere Alles gleich machende Cultur, der sie zum Opfer gefallen sind. Hier hat sich in den Rahmen, den ewige Berge und ein ewiges Blau um eine der reichsten Pflanzstätten des classischen Alterthums schließen, ein so eigenthümliches, von so fremdartig bunten Gestalten belebtes Gemälde gefügt, daß die Aufmerksamkeit des Beschauers unwillkürlich davon gefesselt wird. Er sieht sich in eine Welt versetzt, deren Lebensformen in nichts dem gleich kommen, was im Abendlande unter menschlichem Sein und Schaffen gedacht wird, und sagt sich, daß dieselbe trotz alledem die Kraft besessen hat, die großartige Arbeit vorangegangener Jahrhunderte zu nichte zu machen. Unter diesem Gesichtspunkt beginnt er sie mit Interesse zu betrachten. Dabei erwacht allmälig, anfangs unbewußt, dann immer lebhafter das Gefühl, daß es undankbar sei, dem Schatten der Vergangenheit nachzujagen, wo eine so reiche Gegenwart sich vor seinen Blicken abspielt. Durch die stete Berührung mit dem orientalischen Leben bieten sich ihm täglich bisher ungeahnte Gesichtspunkte, thut sich ein weites Feld neuer Interessen auf, von denen die alten in den Hintergrund gedrängt werden. Es bewahrheitet sich hier zum unendlichsten Male die Erfahrung, daß nur der „Lebende Recht hat".

In einer Zeit, wo der Schwerpunkt des Daseins für den Einzelnen nicht mehr in dem eigenen Leben und dessen Betrachtung zu liegen scheint, wo jeder

Augenblick, mit Gold aufgewogen, im Wettbewerb und Kampf um die Existenz aufgeht, muß es doppelt Wunder nehmen, daß in verhältnißmäßig geringer Entfernung von unserem Treiben eine Welt ausgebreitet liegt, in der der Mensch noch unberührt von modernem Einfluß Patriarchenluft athmet. Ihren Bewohnern dünken unsere europäischen Vorstellungen so unglaublich ungereimt, daß es dem arglosen Reisenden in allem Ernste wie dem Realisten in der Walpurgisnacht ergehen kann, dem plötzlich der Boden unter den Füßen weggezogen zu sein scheint. Ist er gar in einer unserer modernen Großstädte aufgewachsen, wo man sich von frühester Jugend an unmerklich in die Vorstellung einlebt, daß unsere Lebensart und -Auffassung die einzig wahre ist, so muß ihm dieser so deutlich gezeigte Zweifel an seiner Unfehlbarkeit zu einem eigenthümlichen, fast drückenden Gefühl werden. Er wird sich eingestehen müssen, daß es Verhältnisse gibt, die in ihrer Ursprünglichkeit und Harmlosigkeit nicht mit unserem Maße gemessen werden dürfen; Verhältnisse, wo ohne staatliche und wirthschaftliche Leistungen der Mensch mit minimalen Ansprüchen auf Lebensgenuß, dafür aber mit doppeltem Rechte auf sich selbst das Dasein abzuwickeln versteht.

Wenn bei uns zum Grundsatz geworden ist, in der gesteigerten Zahl der Bedürfnisse die größtmögliche Genußfähigkeit als Bedingung des Glückes anzusehen, so ist hier die Bedürfnißlosigkeit der Schlüssel zum Behagen. Wo bei uns in dem Vordergrunde aller Interessen das öffentliche Leben und die Jagd nach Erwerb stehen, muß hier Alles vor dem einen Hauptfactor, der Religion, zurücktreten.

Wie der Islam mehr als irgend eine Religionsform auf das wirkliche Leben zugeschnitten und berechnet scheint, so dringt er auch mit seinen Lehren bis in die letzten Fasern der menschlichen Existenz und unterzieht sie, ohne Gründe zuzulassen, einer strengen Regelung. Der speculative Sinn eines seit Jahrhunderten in Unthätigkeit versunkenen Geschlechts hat für jedes Verhältniß eine feste Form, einen bestehenden Gesichtspunkt geschaffen, ja die dabei anzustellenden Reflexionen vorgezeichnet. Wie der Glaube des Mohammedaners nicht nach der Persönlichkeit des Glaubenden Variationen erfahren kann, so vermag auch das ausschließlich von diesem Glauben geleitete Leben keine allzu großen Abweichungen von der allgemeinen Regel zu zeigen. Von der Geburt bis zum Tode bewegt sich der Muslim in festem Geleise. Nahrung, Kleidung werden nicht nach Belieben gewählt, weil ein Verstoß gegen das Herkommen zugleich das Gesetz verletzt. Selbst die leidenschaftlichen Erregungen der Menschenseele, wie Schmerz, Freude und Verzweiflung, die bei uns das Gemüth des Einzelnen je nach seiner Beschaffenheit in so mannigfacher Weise auslebt, sie unterliegen hier einer strengen Formulirung. Wie der Schmerz um den Verstorbenen, so hat auch das Liebeslied sein eigenes Maß, das in der Leidenschaft zu überschreiten als Rohheit gedeutet werden könnte. Der Koran ist die Richtschnur für Alles, zugleich Erbauungsbuch, Encyklopädie und Gesetzescodex. Nach ihm wird geheirathet, werden die Kinder erzogen, nach seinen Satzungen wird der Gläubige zu Grabe getragen. Wie sollte er an einem Buche zweifeln, vor dessen unendlicher Heiligkeit selbst „das Wasser seinen Lauf hemmt?“ Was von Naturerscheinungen nicht seine Deutung im Koran findet, das ist durch uralte Tradition des Clerus in feste Vorstellungen gebannt, die dem des Lesens unkundigen Laien für unum-

plötzlich wahr und geheiligt gelten. Er sieht in der fallenden Sternschnuppe nur den Flammenstrahl aus der Hand des Engels, nach dem bösen Geiste geschleudert, der an den Thüren des Himmels lauschte; er hört in dem Rauschen des Meeres nur die Worte „Allah ist gnädig". In seinem eigenen Spiegelbild vermeint er ein Trugbild des Satans zu erblicken und scheucht ihn mit den Worten: „Ich grüße Dich, Du verwesliches Antlitz".

Neben den kleinen Vorkommnissen des täglichen Lebens sind es immer wieder religiöse Betrachtungen, welche die Gemüther jener Menschen beschäftigen. Erscheinen uns schon die Ansprüche, die die vier orthodoxen Bekenntnisse des Islam an die täglichen Gebetsübungen des Gläubigen stellen, unverhältnißmäßig hoch, so kommen sie doch bei Weitem nicht den Forderungen gleich, welche die zahlreichen in Opposition zu ihnen erwachsenen religiösen Orden und Brüderschaften an ihn machen. Wie sich in der christlichen Kirche, in einer Zeit der Uebergriffe geistlicher und weltlicher Fürsten, die Mönchsorden und Klöster bildeten, die mit der Entsagung von weltlichen Freuden eine geläuterte Auffassung der auf Abwege gerathenen Glaubenslehren anstrebten, so sind auch hier innerhalb der orthodoxen Bekenntnisse und doch im Gegensatz zu ihnen die Marabouts und Chuans entstanden. Die uralte, von den Indern stammende Tradition, daß das Heil für die erlösungsbedürftige Seele nur in der Verachtung des Fleisches, in Armuth und Abgeschiedenheit zu finden sei, bildete den Grundgedanken des mohammedanischen „Sufismus", jenes Zustandes geläuterter Seelenreinheit, der durch Entsagung und Gebet, durch das beständige Versenken der Seele in Gott und die göttliche Wahrheit erreicht wird. Um ihn zu erlangen, hat schon der Fakir, zur Zeit des Propheten, die steinerne Bank der Moschee zum Lager gesucht, und ihn erstrebt noch heute der Derwisch, der sich selbst das Gelübde ewigen Schweigens auferlegt. Die natürliche Bedürfnißlosigkeit eines durch das Klima zur Mäßigkeit bestimmten Geschlechts, der zur Reflexion neigende Sinn des Orientalen und vor Allem der Druck willkürlicher und barbarischer Herrscher haben diesen Zug zur Verinnerlichung nur gefördert. Hatte sich schon um den Propheten selbst ein Häuflein von Gläubigen geschart, bereit, der Lehre vom Heil sich selbst zum Opfer zu bringen, so auch um die Personen jener unzähligen Heiligen, die nach ihm als wahre Verkündiger seines Wortes auftraten. Selbst ein Beispiel von Weltentsagung und Selbstopferung gebend, predigend und Wunder wirkend, hat ein jeder von ihnen versucht, unter seinen Anhängern eine bleibende, seinen Namen tragende Vereinigung zu schaffen. Manche haben das Schicksal gehabt, verkannt und vergessen zu werden; andere haben sich bis in unsere Zeit eine mächtige Schar von Jüngern bewahrt. Die alten Ideen des Stifters sind manches Mal verloren gegangen oder haben im Laufe der Jahrhunderte ihre Wandlungen erfahren; aber die Form steht noch so fest wie in den Tagen ihrer Erbauung. So übt einerseits neben den orthodoxen Richtungen der hanäfi (Türken), hanbali (Inder), maleki (Nordafrikaner) und schafai (Aegypter) der freie Clerus der Marabouts in eigenen Heiligthümern (Kubba's) seine Ritualien. Zu ihrer Ausübung befugt den Marabout eine nachweisbare geistige Erbfolge, die sog. „Kette"[1])

[1]) Diese Kette ist vielfach mit der „σειρα ἑρμαιχη" der Neuplatoniker verglichen worden und bietet allerdings manche Analogien.

(selsla) der Lehrer, die in aufsteigender Linie den Stammbaum der Idee bis zu dem Stifter verfolgt. Zum Anderen nehmen zahlreiche Orden denjenigen in ihren Schoß auf, der zur Erlangung der Herrlichkeiten des Paradieses der Fürsprache eines Schutzheiligen zu bedürfen glaubt. Keine Clausur, kein äußeres Abzeichen macht den Chuan kenntlich, nur der in die Geheimnisse des Ordens Eingeweihte weiß seinen Mitbruder zu entdecken, bald an seinen Bewegungen beim Gebet, bald an der Art, den Rosenkranz zu tragen. Der Chuan ist ein ehrsamer Bürger und Muselmann wie jeder Andere. Er treibt seine tägliche Beschäftigung als Handwerker, Kaufmann, Lastträger oder als vornehmer Mann und Nichtsthuer — an gewissen Tagen aber begibt er sich zu den Zusammenkünften seiner Brüder in die sog. Zauia. Dort wird er, je nach dem Grade seiner Würdigkeit, entweder zum Rath der Eingeweihten zugelassen, in deren Händen die Heiligthümer des Ordens ruhen und denen allein die letzten Gedanken des Heiligen offenbar sind. Oder er nimmt Theil an den Versammlungen, wo den in religiöse Verzückungen gerathenen Gläubigen der Geist des Stifters naht und jene Wunder wirkt, die hauptsächlich die Anziehungskraft für die große Menge bilden.

Die Legenden, die sich an diese Heiligen knüpfen, sind ohne Zahl. Sie werden durch den Mund der Lehrer in populärer Weise übertragen auf die Verhältnisse von heutzutage, dem Volke bekannt und verständlich gemacht. Der Kinderglaube des Muslims nimmt sie ungeprüft entgegen. Da heißt es von dem würdigen Abd-el-Kader, daß er vierzig Jahre lang zur Ehre Allah's auf einem Beine gestanden, während Sidi-ben-Achsen ebenso viele Tage ohne Nahrung in einem Kerker zubrachte. — Diese Wundergeschichten erfreuen sich ungemeiner Beliebtheit; wer um die Abendzeit einen Gang durch die Straßen einer jener Städte antritt, kann die andächtig lauschende Menge beobachten, die, um die Gestalt eines blinden Erzählers geschart, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dergleichen Ausführungen folgt.

Bei der strengen Einheitlichkeit dieser, trotz ihrer mannigfachen Verzweigungen gleichmäßig auf die Quellen der islamitischen Lehre zurückgeführten Glaubensformen ist um so verwunderlicher, daß die Elemente, welche sie im Laufe der Zeit wie mit einem Firniß überzogen haben, die allerheterogensten sind. Das glückliche Klima eines von den Extremen des Nordens und Südens gleich verschonten Himmelsstriches, die reiche Fruchtbarkeit des nordafrikanischen Küstenlandes haben dasselbe seit Jahrtausenden zu einem begehrenswerthen Besitz gemacht und die verschiedensten Invasionen herbeigeführt. Es haben Punier, Römer, Vandalen und Griechen nach einander den Magreb bevölkert, um endlich in dem Alles verschlingenden Strome der Araber unterzugehen. Kaum irgendwo in der Welt ist ein derartiges Volksgemisch unter das Band einer Sprache und eines Glaubens gebracht worden. Die unzähligen Typen, von denen jede Stadt, fast jedes Dorf seinen eigenen aufweist, sowie die mannigfachen Charakter- und Temperamentsverschiedenheiten der Bevölkerung sind ein Beweis dafür, daß hier mit dem Namen „Araber" durchaus kein einheitlicher Begriff verbunden werden kann. Während so durch immer neue, sich scheinbar widersprechende Eindrücke die Urtheilsfähigkeit des Beobachters wiederholt auf die Probe gestellt wird, trägt die eigenthümliche Stamm- und Arbeitstheilung nur dazu bei, die Schwierigkeit

einer unparteiischen Anschauung noch zu erhöhen. Der städtebewohnende Maure, ein schöner aber verweichlichter Menschenschlag, gleicht in nichts dem schlanken, sehnigen Beduinen mit der scharfen, adlerartigen Gesichtsbildung. Der Erstere, in seidene Gewänder von tadelloser Sauberkeit und leuchtenden Farben gehüllt, bietet im Bazar Wohlgerüche, Teppiche und Seidenstoffe feil oder betreibt auch eines der vornehmeren Handwerke, wie das des Barbiers. Er ist phlegmatisch, gravitätisch und von seltener Würde im Benehmen. Letzterer dagegen, schweigsam und unzugänglich, erscheint als das wahre Kind der Einsamkeit in seiner groben sandfarbigen Kleidung der Erde gleich, deren Bebauung er seine Kräfte widmet. Hier und dort nimmt das Weib die entsprechende Stellung ein. Die zarten Hände der in Flor und Seide gekleideten Moreske haben nie schwere Arbeit geleistet. Die Beduinin ist das Last- und Zugthier des Mannes. — Als dritter, vollständig in sich abgeschlossener Volksstamm erscheinen die Berbern, Nachkommen der Urbevölkerung, die zum Theil ihr eigenes Idiom und ihre eigene Verfassung bewahrt haben. Viertens endlich sind die Neger zu nennen, die Hauptverrichter schwerer Arbeiten, theils Abkömmlinge einstiger Sklaven, theils Eingewanderte aus den Oasen der nördlichen Sahara, lebhafte heitere Menschen von feuriger Einbildungskraft, mit Leib und Seele dem Islam zugethan. Aus diesen vier Hauptelementen und den durch ihre Vermischung entstandenen Stämmen setzt sich jenes bunte Volksgetriebe zusammen, dessen eigenthümliche Gegensätze unter dem einen Namen der Muslimen gelöst erscheinen; ist doch der in ihm enthaltene Gedanke der unumschränkten Hingabe an den Willen des Höchsten das Band, das sie zu einem unlöslichen Ganzen vereinigt.

II.

Den religiösen Mittelpunkt des westlichen Nordafrika's (Magreb) bildete noch bis vor weniger als zehn Jahren die Stadt Kairuan, im Centrum Tunesiens gelegen. Bis dahin hatte kein Ungläubiger ihr Weichbild überschritten, es sei denn, daß er als Muselmann verkleidet, unter der steten Gefahr, erkannt zu werden, das Wagniß unternahm, wie z. B. der Engländer Shaw im vorigen und der Abenteurer Roche in unserm Jahrhundert. — Kairuan ist eine der wenigen Städte Nordafrika's von rein arabischem Ursprung. Um das Jahr 675 durch Sidi Okba, den großen Eroberer des Magreb, gegründet, mit großartigen Bauten geschmückt, bildete sie bis zum Jahre 898 n. Chr. die Hauptstadt und Residenz des mächtigen Arlebidengeschlechts. Sie war unter allen Städten des Magreb dazu auserlesen, die Gebeine Sidi Sahab's zu bewahren, des Barbiers und Freundes des Propheten. Diesem kostbaren Besitz verdankte sie ihre Stellung als dritte der heiligen Städte des Islam. Sieben Pilgerfahrten nach Kairuan kamen einer nach Mekka gleich. Von den Invasionen Karl's II. und Roger's von Sicilien blieb die Stadt verschont, was bei dem Rufe von ihrer Pracht und Herrlichkeit wunderbar erscheinen muß. Die Franzosen, die sie im October 1881 einnahmen, waren die ersten Christen, die den heiligen Boden betraten. Selbst den Juden war Kairuan bis dahin verschlossen gewesen und wer von ihnen durch Handelsverbindungen hingeführt wurde, mußte in einem zwei Kilometer entfernten Orte absteigen. — Dieser eigenthümlichen Abgeschlossenheit ist es zu ver-

danken, daß von allen Städten der Regentschaft Kairuan sich am meisten den Charakter der orientalischen Landschaft bewahrt hat. Kaum irgendwo findet der Reisende neben der Fülle der interessantesten Bauwerke ein ähnlich unverfälschtes Bild jenes feierlichen orientalischen Lebens, das ihn so mächtig anzieht, als bei einem Besuche dieser ehrwürdigen Stadt.

Jeden Donnerstag um fünf Uhr Nachmittags verläßt ein französischer Dampfer die Rhede von Goletta, um die Küstenfahrt von Tunis bis Tripolis zu machen. Die erste Station Susa ist früh um sieben Uhr erreicht, und hier verläßt der Reisende das Schiff, um zu Wagen die Weiterreise anzutreten. Susa (Hadrumetum), im Alterthum ein bedeutender Hafenplatz, wurde durch Sidi Okba zerstört (um 675 n. Chr.), und aus den Trümmern das 63 Kilometer entfernte Kairuan erbaut. Darauf von den Türken wieder hergestellt, diente es im Mittelalter den Piraten zum beliebten Schlupfwinkel. Das jetzige Susa nimmt unter den tunesischen Häfen wegen seines bedeutenden Oelhandels eine hervorragende Stellung ein, ist aber im Uebrigen ein wenig anziehender Aufenthaltsort. Von Weitem geben ihm die festungsartigen Mauern, die sich rings um die, auf einen sanften Hügel gebaute Stadt ziehen, ein vielversprechendes Aussehen, ist man aber mit dem Boot gelandet, so findet man sich in einem ganz gewöhnlichen, ziemlich unsauberen orientalischen Ort mit schneeweißen Häusern und engen Straßen. Die sechshundert Europäer, meist Malteſen, die das Reisehandbuch aufführt, bewohnen den unteren Stadttheil, die sog. Marina von Susa scheinen sich aber wenig aus ihren Häusern zu rühren. Auf der einzigen breiteren Hauptstraße entfaltet sich jedoch ein recht lebhaftes Treiben. Es scheint eine Art von Börse abgehalten zu werden, und zwar fast ausschließlich von Juden. Sie gruppiren sich um die zahlreichen Wechslertische, laut redend und gesticulirend. Die Juden von Susa genießen den Ruf großer Schönheit. Sie wissen mit Würde ihren blauen Mantel in Falten zu werfen und zeigen große Selbstgewißheit im Auftreten. Im Gegensatz zu der Frankenstadt ist der höher gelegene arabische Stadttheil wie ausgestorben. In den kühlen, stillen Bazaren sind nur wenig Käufer zu sehen; die Händler sitzen schweigsam in ihren kleinen Läden; Keiner macht den Versuch, den Fremden anzulocken — sie warten in Geduld, bis Allah einen Kunden schickt. In den Straßen ist es ebenso regungslos, nur hie und da zeigen sich spielende Kinder oder ein schwarzverhülltes Weib an den Thüren. Die Nachmittagssonne hat die Stadt in eine Art von Schlummerzustand versetzt. Selbst der Wahrsager an der Straßenecke mit dem Häufchen Sand im Taschentuch und den mystischen Büchern scheint heute noch kein Geschäft gemacht zu haben; sein ausgetrocknetes Tintenfäßchen deutet überhaupt nicht auf starke Praxis. In diese Stille hinein tönen die Signale der französischen Soldaten auf der Citadelle wie Zeichen aus einer andern Welt. — Dort oben vor den Thoren lagert eine Karawane von zahlreichen Kameelen und Eseln und wirft sonderbare Schatten an die weißen Mauern. Von hier überblickt man im weiten Kreise die Landschaft. Es ist eine ungeheure, mit Oliven bewachsene Ebene, die sich nach Westen und Süden ins Unendliche auszudehnen scheint. Im Osten erglänzt das weite blaue Meer, im Nordwesten aber erhebt sich neben einer Reihe seltsam abgetäfelter niedriger Berge der Dschebel Zaguan,

dessen majestätische, an Wolkengebilde erinnernde Formation den Reisenden schon früher bei seiner Ankunft in Tunis überrascht hat. — Einige Schritte von dem Thor el-Gherbi entfernt, befinden sich die gut erhaltenen Mosaiken eines römischen Hauses, die einzige Merkwürdigkeit von Susa außer dem Café della cubba, einer schmucklosen byzantinischen Basilika, jetzt in ein arabisches Kaffeehaus umgewandelt.

Wer der Hitze wegen es vorzieht, die Weiterreise nach Kairuan früh Morgens anzutreten, der muß die Nacht in Susa in einem sehr primitiven Gasthause verbringen. Unternimmt er nach Sonnenuntergang noch einen kleinen Gang auf der Marina, so berührt ihn das lärmende Treiben der Sicilianer und Malteser, die mit Beginn der Abendkühle sich in den Schenken versammeln, neben der Stille der maurischen Stadt doppelt peinlich. Er freut sich, an dem abwärts gelegenen Seethor zwei nachtwachende Marokkaner zu finden, die sich zu einem einfachen Abendessen ihr Liedchen summen und dem Fremdling einen Platz in der Nische und das Nationalgericht, eine gut gepfefferte Schukschuka, anbieten. Im Anblick des Meeres und in der Gesellschaft jener harmlos genügsamen Menschen verbringt er eine friedliche Abendstunde, um dann bei Zeiten sein Nachtlager aufzusuchen und es für Susa ganz erträglich zu finden.

Am anderen Morgen um fünf Uhr hält pünktlich die geschlossene Malteserkutsche mit den drei abgejagten mageren Pferden und dem struppigen Kutscher vor der Thür. Der Himmel ist bedeckt, die Luft kühl und man begibt sich in jener angenehmen Stimmung auf den Weg, wie sie Reiselust, Erwartung und Morgenfrische hervorzubringen pflegen. Zuerst geht es durch die kaum erwachte Stadt aus dem Seethor hinaus, an der Mauer entlang, die hier den eleganten Namen „Boulevard général Forgemol“ trägt, bis man endlich die Höhe erreicht hat und nun zwischen üppigen Oliven in die weite Welt hinausfährt. Bis ungefähr zehn Kilometer hinter Susa zieht sich der Weg beständig zwischen Olivengärten hin, deren eintöniges Colorit dann und wann von einer dunkelgrünen Karrube (Johannisbrotbaum) unterbrochen wird. Allmälig hören die Bäume auf, und eine unendliche, nur mit Rosmarinhaide und niedrigem Stachelgebüsch bewachsene Ebene öffnet sich dem Blick. Bei jeder wellenförmigen Erhebung glaubt der Reisende endlich die berühmten Kuppeln und Minarets von Kairuan erspähen zu können; aber immer wieder breitet sich die Landschaft endlos aus, ohne daß dem Auge auch nur die Spur einer menschlichen Behausung erscheint. Ein einziges arabisches Dorf, mit seinen niedrigen Häusern mehr einem Steinhaufen gleichend, passirt der Wagen, sowie verfallene Brunnenanlagen, zum Theil von großen Dimensionen, vielleicht einst von Römern angelegt. Immer mehr und mehr nimmt die Gegend den Charakter der Wüste an, zahlreiche Karawanen, Weiber und Knaben, auf Kameelen reitend, ziehen vorüber. Die langgezogenen Töne ihres Gesanges klingen weit hinaus in das stille Land. Deutlich unterscheidet man bei der lautlosen Einsamkeit die Worte des beliebten Liedes: „Ja gemr el lil,“ in dem die Verlassene den Mond anfleht, ihr den Geliebten wiederzugeben, den sie mit der Gazelle und syrischen Rose vergleicht. Die klagenden Modulationen und die seltsam rührenden Worte geben dem Hörer eine Empfindung von jener

unendlichen Melancholie, wie sie immer in den Erzeugnissen der naiven Volksdichtung verborgen liegt.

Unterdessen legt das Gefährt Kilometer um Kilometer zurück, ohne daß die Gegend ein neues Bild geboten hätte, außer daß man hier und da ein Beduinenlager mit einer weidenden Kameelheerde, die sich riesenhaft groß gegen den klaren Himmel abhebt, getroffen hätte. Plötzlich aber zeigt sich bei einer neuen Senkung des Weges in der Ferne eine mächtige Bergkette, die allmälig immer höher zu wachsen scheint, sich an den Zaguan anschließt, der bisher im Morgennebel verborgen lag, und schließlich den ganzen nördlichen und südlichen Horizont umrahmt. Rechts und links erglänzen die Wasserspiegel zweier Schotts und jetzt, wo wieder eine jener wellenförmigen Weghebungen erreicht ist, deutet der schweigsame Kutscher nach einigen auf einem flachen Hügel verstreut liegenden weißen Punkten. Es sind die Heiligengräber von Sid-el-Hani, der ersten und letzten Station vor Kairuan. Für eine hier stationirte französische Truppenabtheilung hat sich in Sid-el-Hani, mitten in der Wüste, ein kleines Gasthaus aufgethan, wo auch der Reisende einen guten Imbiß findet. Der Wirth, ein Franzose, theilt ihm auf seine Fragen mit, daß von dem nächsten Hügel aus Kairuan zu sehen sei. Nach einer halbstündigen Rast setzt sich der Wagen wieder in Bewegung. Es ist unterdessen zehn Uhr geworden. Der anfänglich etwas bedeckte Himmel hat sich allmälig aufgehellt und zeigt ein strahlendes Blau. In dem hellen Lichte der Märzsonne erscheint die ferne Bergkette in zartem Violett; die mit Rosmarin bewachsene Ebene duftet gewürzig, und zahlreiche Lerchen steigen singend in die Luft. Ihr Lied könnte an den Lerchenwirbel der Heimath erinnern, und der frühlingsmäßige Glanz der Landschaft an die deutschen Tage der Wonne; nur die Empfindungen, die die majestätischen Formen der südlichen Natur und der Ernst dieser weiten Einsamkeit erweckt, haben nichts gemein mit dem, was bei uns unter Frühlingsstimmung verstanden wird.

Während eine eigenthümliche Luftspiegelung, die einen der Bergausläufer wie eine Klippe im Meer erscheinen läßt, den Blick fesselt, ist die letzte Weghebung erreicht, und da liegt endlich Kairuan wie ein zartgelber Streif in der Ebene, die jene Berge umrahmen. Obgleich darauf vorbereitet, fühlt doch der Reisende eine unwillkürliche Verwunderung bei dem Anblick jener großen Stadt, die so unvermittelt vor ihm in der Wüste auftaucht. Welcher unendlichen Opfer an Zeit und Kräften muß es bedurft haben, um sie hervorzubringen; fehlt hier doch jede der Grundbedingungen zur Anlage menschlicher Wohnungen. Hier erleichtert kein Fluß den Verkehr, die nächsten Berge liegen in einer Entfernung von achtzehn Kilometern; so weit das Auge reicht, ist nichts als Haide zu sehen, und dennoch entstand hier eine Stadt, deren Pracht und Größe sie einst zur Hauptstadt eines großen Reiches erhob. — Ein altarabischer Schriftsteller, Abder-Rahman-ibn-abd-el-Hakem, erzählt folgende Sage von ihrer Gründung. Das eigentliche Kairuan, viel südlicher gelegen, soll dem großen Okba nicht behagt haben und er mit seinen Getreuen in diese Ebene gezogen sein, damals ein Urwald mit wilden Thieren bevölkert. Auf seinen, drei Tage nach einander erfolgten Ruf: „Ihr Bewohner dieses Thales entfernt euch, und Gott sei euch gnädig, wir werden hier wohnen!“ seien die Thiere verschwunden. Als dann

der Boden urbar gemacht und die Bevölkerung übergesiedelt war aus der alten Hauptstadt, da soll Okba, seine Lanze auf die Erde stützend, gerufen haben: „Hier ist euer Kairuan (Karawanenstation)."[1])

Je mehr der Wagen sich nähert, um so deutlicher werden dem Auge die zahlreichen Kuppeln und das schlanke Minaret der großen Moschee. Man unterscheidet die theils eckigen, theils runden Thürme, die die Stadtmauer krönen und dem Ganzen ein festungsartiges Aussehen geben. Doch der helle Glanz der Sonne, in dem das friedliche Weiß noch zarter erscheint, sowie die lautlose Stille, die sie umgibt, lassen diese Stadt als eine Art von Gralsburg erscheinen, die dem Gläubigen nach unsäglichem Mühen und Suchen plötzlich in der tiefsten Abgeschiedenheit erscheint. Dieser Eindruck der verzauberten Stille bleibt auch, nachdem das Außenthor erreicht ist, und der Wagen durch eine lange Straße fährt mit niedrigen Häusern, die wohl einst die erste Station bilden mochte für die des Heiligthums harrenden Pilger. Erst beim Anblick des von zwei antiken Säulen getragenen Innenthors, an dem ein paar Soldaten Wache halten, beginnt er zu schwinden, und mit dem Augenblick, wo die innere Stadt betreten ist, sieht sich der Reisende plötzlich in das fröhlichste bunte Treiben versetzt. Ueberall werden Waaren und Gemüse feilgeboten; schwerbeladene Kameele und Esel hemmen den Weg; schöngekleidete Mauren auf silbergeschirrten Maulthieren reiten gravitätisch durch das Gewühl. Der laute Ruf der Kameeltreiber ertönt von allen Seiten; augenscheinlich verursacht die große Reisekutsche eine Störung des Verkehrs. Die Handwerker in ihren winzigen Läden sehen neugierig nach dem Fremden, der, nur zu froh, nach siebenstündiger Fahrt auf eigenen Füßen stehen zu können, sein Gefährt verläßt, und sich entzückt von dem so unerwartet gebotenen Bilde in dem überraschenden Getriebe nach Herzenslust umsieht. Er fühlt sich im Anfange ein wenig als unberufener Eindringling; ist ihm doch der Name Kairuan eng mit der Vorstellung des nur dem Muselmann zugänglichen Heiligthums verwachsen. Doch die freundlichen Gesichter, die ihm begegnen und das so weltlich heitere Treiben zeigen ihm, daß hier Niemand feindliche Gesinnungen hegt. Ein Knabe in einem kleinen Schmiedeladen, in den der Fremdling eintritt, um ein Glas Wasser zu erbitten, bietet es ihm mit einem herzhaften „sacha" (Gesundheit), worauf er sich nicht enthalten kann, nach genossenem Trunk mit „el hamdulillah" (Gott sei gelobt) zu antworten, was von den Umhersitzenden äußerst beifällig aufgenommen wird.

Rechts führt der Weg von einem marktartigen Platz in den ersten überdeckten Bazar (Suk genannt). Elegante Mauren mit goldgestickten Turbanen bieten hier ihre Teppiche feil, eine Berühmtheit Kairuan's, die die arbeitsame Frau zu Hause geknüpft hat. Die durch einige Oeffnungen in der Ueberdachung einfallenden Sonnenstrahlen bringen malerische Effecte in das Halbdunkel und werfen goldene Lichter auf die feingetönten Gewänder und Stoffe. Hier und da zeigt ein Durchblick auf einen Hofplatz, ein weinumranktes Häuschen mit rother

[1]) Mannigfache werthvolle Einzelheiten über die Geschichte Kairuan's sollen in den Werken altarabischer Gelehrter enthalten sein, die Europäern noch unzugänglich, in der Bibliothek der Moschee des Oelbaumes (Jama Seituna) zu Tunis bewahrt werden.

Thüre und darüber den tiefblauen Himmel. Weiterhin in dem Suk der Schuhmacher sitzen fleißige, einfacher gekleidete Männer. Mancher von ihnen, den grünen Turban des Scherifen[1]) tragend, ist eifrig damit beschäftigt, aus einem Stück gelben Leders einen jener so sehr bequemen orientalischen Pantoffel herzustellen, wobei ihm sein Söhnchen mit lauter Stimme eine Sure aus dem Koran recitirt. Wohin man sich wendet in dem engen Gewirr der Bazare, überall sieht man fröhliche Arbeit. Hier und da liegt zwar ein einem Mehlsack ähnliches Wesen auf einer der zahlreichen steinernen Bänke und verschläft den hellen lichten Tag; oder dort in dem Kaffeeladen spielt sich auch wohl ein heiterer Neger auf einer Casserolle ein nie endendes Liedchen und zwar des Mittags um ein Uhr, zu einer Zeit, wo bei uns in Deutschland noch Niemand an das Vergnügen denkt. Das aber trägt nur dazu bei, den Frieden des Bildes noch zu erhöhen. — Es fehlt auch nicht die bettelnde Beduinin mit den blauen Kreuzchen auf Stirn und Kinn und den ungeheuren silbernen Arm- und Fußspangen, sowie der übliche Blinde mit dem Brot in der Hand, der immer wieder sein „Allah rebbi" ertönen läßt und durch das dichteste Gedränge seinen Weg zu finden weiß. Auch nicht der Derwisch im grünen Mantel mit dem Bettelkörbchen in der Hand und den wirren unbedeckten Haaren, ein armer Teufel, halb Heiliger, halb Narr, daher auch höchst bezeichnend mit dem Namen „mejdoub" belegt[2]). — Im Kleidersuk ist Ausverkauf. Männer mit Burnussen in Seide und Wolle über dem Arm drängen sich, ihre Waare anpreisend, durch ein zahlreiches kauflustiges Publicum; der Fremde aber sucht einen Ausweg auf die hellere Straße, was ihm ungleich leichter gelingt als bei ähnlichen Gelegenheiten in der Heimath. Draußen im Sonnenschein sitzen in langen Reihen die Lastträger, noch in der weiten weißen Winterkleidung und wärmen sich. Sie bilden eine eigene Zunft und halten landsmannschaftlich zusammen. Wer sich ein Stück Geld zusammengeschleppt hat, kehrt in die Heimath zu Weib und Kindern zurück, mancher als steinreicher Mann. Neben ihnen, in einer Art von Gewölbe, hat sich ein weiser Mann niedergelassen, der Chett-er-remel, der die beliebten Amulette gegen Schlangenbiß, Scorpione, Afriten und Dschnune verfertigt. Er sitzt kreuzbeinig auf einer Matte und schreibt, ohne Tisch oder Stuhl, mit dem Blättchen Papier in der Hand. Ihm gegenüber wartet geduldig ein tiefverschleiertes Weib, auf einem Säulenstumpf hockend, bis die Reihe an sie kommt. Vielleicht will sie einen Liebestrank für den Gatten bestellen, der ihr sein ungetreues Herz wieder zuwenden soll. Vielleicht auch einen Brief an den Geliebten, der, unter den Flügel eines Stieglitzes gebunden, von dem gefälligen Geiste „Baduch" an seine Adresse befördert wird, wie ein solcher vor kurzem dem Reisenden in die Hände fiel.

Dieser hat sich unterdessen ein Plätzchen in dem arabischen Kaffeehause gegenüber ausgesucht und sieht dem geschäftigen Si-Mohammed (das ist der allgemeine Name) zu, wie er in dem winzigen Blechgefäß mit dem langen Stiel die Mischung von feingestampftem Kaffee und Zucker bereitet, die, nachher mit kochendem Wasser

---

[1]) Nachkomme des Propheten.

[2]) Mejdoub bedeutet Narr oder auch Verzückter.

begossen, einige Augenblicke in der heißen Asche stehen muß, um dann in einem Porzellantäßchen präsentirt zu werden. Nirgends sitzt es sich so gut als im arabischen Café. Man kann für einen Carrube (4 Pf.) den ganzen Tag dort zubringen, für zwei andere noch Märchen obendrein anhören, ohne zu befürchten, von einem allzu dienstfertigen Kellner binnen fünf Minuten fünf Mal gefragt zu werden, „was befehlen Sie," bis man es vorzieht, sich zu entfernen. Hier wartet man, bis der Kaffee fertig ist, läßt ihn sich klären, nimmt einen Schluck, setzt die Tasse neben sich und beobachtet zwei Dame spielende Gäste in härenen Gewändern mit braunen Turbanen, augenscheinlich Söhne der Wüste. Oder man knüpft auch ein gelassenes Gespräch mit dem Nachbar an, einem baumlangen Tripolitaner, der Wunderdinge von Djerboub, der heiligen Stadt der Snussia, zu erzählen weiß, vor deren Thore die heiligen mit dem Namen Allah's gezeichneten Kameele weiden. — Dabei sieht man vor sich hin, denkt an dies und das und ehe man sich's versieht, ist man selber mitten im „Kif" des Muselmanns. Dieses Vorsichhinbrüten, die Betrachtung der seltsamen regungslosen Mitbesucher, von denen Keiner die Ruhe des Andern beeinträchtigt, hat einen großen Reiz für den Europäer, der gewohnt ist, im Wirthshaus Zerstreuung und nicht Sammlung zu finden. Mancher hat schon Stunde um Stunde so verbracht, sich fragend, wie ihm, dem Nordländer, dieses orientalische in sich selbst Versinken so eigenthümlich behagen könne. —

Es ist aber Zeit geworden, sich nach dem Wagen und der nöthigen Nachtherberge umzusehen, und man setzt seine Wanderungen fort, um das sogenannte „Hôtel de France" aufzusuchen. Die Straßen, durch die der Weg führt, sind sauber und gut gehalten. Die Häuser von arabischer Bauart, mit grünen, vogelbauerartig vergitterten Fenstern, zeigen vielfach antikes Material. Was aber das Hôtel anbetrifft, das, von Franzosen gehalten, sich obigen Namens erfreut, so bleibt es derart hinter den niedrigsten Ansprüchen zurück, daß Jeder, dem die Gastfreundschaft eines Susaer Kaufmanns eine Privatwohnung in Kairuan zur Verfügung stellte, gut thut, sie mit Dank anzunehmen. Nach dem deprimirenden Eindruck des Gasthofs berührt das saubere Haus und die Freundlichkeit der Herren M. u. D. (zweier Junggesellen, die bereitwillig ihre ganze Wohnung dem Fremden anbieten) doppelt angenehm. Die beiden Herren, zwei tunesische Israeliten, Ersterer nur arabisch, Letzterer dagegen vorzüglich italienisch und französisch sprechend, führen hier in Kairuan eine eigenthümliche Existenz, als einzige nicht französische Fremde von einiger Bildung in einem ganz arabischen Ort. Außer den französischen Civil- und Militärbeamten, die völlig abgeschlossen leben, besteht die europäische Einwohnerschaft aus einigen Dutzend Köpfen, darunter Sicilianer und Griechen der schlimmsten Sorte. — Die Herren M. u. D. betreiben im großen Stil das Geschäft der Gerstenlieferungen an die französische Besatzung. Sie bewohnen Kairuan seit der französischen Invasion und wissen manche interessante Details aus den Vorgängen in der vorfranzösischen Zeit zu erzählen, wo die Stadt viel von den Einfällen räuberischer Beduinen zu leiden hatte, aus welchem Grunde sie ohne Schwertstreich den Franzosen die Thore öffnete, unter zwei Uebeln das kleinere wählend. In dieser ersten Zeit ist Kairuan von Neugierigen aller Art besucht worden, von denen manche durch Bestechung der Moscheen-

wächter sich in den Besitz alter Kirchenkleinodien von großem Werthe zu setzen wußten. Um dem zu steuern, ist jetzt der Besuch der Moscheen und Heiligengräber (deren Kairuan einundvierzig zählt) nur gegen einen Erlaubnißschein der französischen Regierung gestattet.

III.

Das Haus des französischen contrôleur civile, der dem Fremden bei seinem Besuch bereitwillig den Basch-Schaousch (ersten Polizeidiener) als Führer zur Verfügung stellt, ist eines der größten in Kairuan. In der außerordentlich sauberen arabischen Vorhalle halten zwei Spahis Wache. Sie machen mit Stolz die Honneurs des Hauses und zeigen dem Reisenden das an dem offenen Hof gelegene Zimmer der Schara (Gericht), einen freundlichen Raum mit Teppichen und Divans, der in nichts an unser strenges Amtslocal erinnert. Als der obengenannte Basch-Schaousch präsentirt sich ein schöner, in weißseidne Gewänder gekleideter Maure, mit feingeschnittenem Gesicht, großen dunkeln Augen und rabenschwarzem Bart. Er trägt seinen Burnus mit der Würde eines Königs, seine wohlgepflegten Hände scheinen nie eine andre Arbeit gethan zu haben, als über die Perlen des Rosenkranzes hinzugleiten, und ihn umgibt das von jedem eleganten Muselmann unzertrennliche Parfüm von Rosenwasser, Ambra und gutem Tabak. Der Hadj [1]) Salem (so nennt sich unser Führer) ist bereit, die Sehenswürdigkeiten zu zeigen, und man macht sich auf den Weg. Das erste Ziel ist das große Wasserreservoir von Beni-Aglab, eine antik-römische Cisterne von ungeheurem Umfang, die von der französischen Regierung wieder in Stand gesetzt wird, und dem in einem wasserarmen Lande aufgewachsenen Kairuaner als eines der bedeutendsten Besitzthümer seiner Stadt erscheint. Sie liegt ungefähr einen Kilometer außerhalb der Mauern; wenn aber das Thor Bab-el-Kasba erreicht ist und man einige Schritte gemacht hat, breitet sich vor den Blicken ein so entzückendes Bild aus, daß zur Verwunderung des Basch-Schaousch das Interesse an der Landschaft bei weitem das an dem großen runden Wasserbecken überwiegt. Wieder sind es die blauen Berge mit ihren pittoresken Formen und das weite frühlingsgrüne Thal, jetzt fast noch schöner als in der Morgenbeleuchtung. Cactushecken, einige Cypressen, darunter verborgene Heiligengräber und links die weiße Moschee Sidi-Sahab beleben den Vordergrund. In dem Reisenden erwacht das unwiderstehliche Verlangen, einen Besuch jenes Gebirges zu unternehmen. Es soll ein Weg hinüberführen bis nach el-Kef, und der Hadj Salem weiß viel von den Römerstädten, den „antika“ jener Wildniß zu erzählen, deren Trümmer offenbar einst zur Erbauung der arabischen Heiligthümer dienten. Dieser Wunsch ist aber unausführbar, zu seiner Verwirklichung bedarf es Vorbereitungen aller Art und vor allem vieler Zeit.

Ein Landweg feldeinwärts führt zu der Moschee Sidi-Sahab; hier liegt der Heilige dieses Namens begraben, und mit ihm drei Haare aus dem vielgenannten Barte des Propheten. Sie ist ein verhältnißmäßig kleines, aber hübsches Bauwerk, in dem gewöhnlichen Moscheenstil. Der Führer klopft an einer Seitenthür, worauf ein verschlafener, äußerst wohlgekleideter Araber öffnet und den

[1]) Mekkapilger.

Fremden in einen halbdunkeln Vorraum einläßt, wo er auf einer Bank, wie es scheint, die Zeit mit Schlafen zugebracht hat. Nachdem die Muselmänner sich ihrer Schuhe entledigt haben, geht es links in eine Folge von Höfen und Sälen im maurischen Stil, mit hufeisenförmigen Bogen auf römischen Säulen ruhend, die Wände mit sauberen Kacheln getäfet, bis man in das Heiligthum gelangt, einen Saal von sieben Metern im Quadrat. Hier sind die Mauern mit weißem und schwarzem Marmor bedeckt, seltsame geometrische Figuren zeigend und Inschriften in kufischen Charakteren. In einer Art von Nische, über der sich die Kuppel erhebt, steht, von einem Eisengitter begrenzt, der Sarg selbst, mit Teppichen bedeckt, darüber eine Menge silber- und goldgestickter Fahnen in den Farben des Islam. Hier ruht der Heilige, in einem Säckchen auf der Brust die drei Barthaare tragend. Die Stille und das Halbdunkel machen einen feierlichen Eindruck, im Uebrigen zeugt nichts von großer Alterthümlichkeit. Die Teppiche sind sauber und von den schönsten Farben und Mustern. Der zierliche Bau trägt den Stempel einer gewissen Eleganz, wie etwa das Haus eines reichen Mauren, und nicht das Grab eines vor mehr als einem Jahrtausend verstorbenen Heiligen, der vielleicht wie der oben erwähnte Derwisch nur den grünen Mantel und die drei Haare sein eigen nannte. —

Ein weit größeres Interesse erweckt die berühmte große Moschee, deren Kuppeln einen ganzen Stadttheil einnehmen. In der Erwartung der Wunderdinge, die dort seiner harren, beeilt sich der Reisende, den Weg dahin einzuschlagen. Es geht zurück durch das Thor, über einen freien Platz, wo unter den Klängen von Trompetensignalen der aus Susa herübergekommene französische General eine Revue der Truppen abhält. Von allen Seiten haben sich Neugierige eingefunden, die dem interessanten Schauspiel zusehen und das farbenprächtige Bild noch bunter machen. Links führt der Weg immer an der inneren Stadtmauer entlang, bis man endlich das Minaret von Sidi-Okba erblickt, vor dem sich, in der Richtung nach Süden, ein ungeheurer Cubus von Mauerwerk ausdehnt. Es ist die große Moschee, die ihren Namen Djama-el-Kebir mit Recht trägt. Gleich beim Eintritt durch die erste Thür sieht man sich in einem imposanten, von den herrlichsten schneeweißen Säulenarcaden eingefaßten, mit antiken Steinen gepflasterten Hof. In der Mitte steht ein einsamer Säulenstumpf, eine Sonnenuhr tragend; überall sprießt Gras aus den Ritzen der Steine, und über dies Bild der hehrsten Stille gießt die Abendsonne ihr röthliches Licht. Im Norden erhebt sich das schlanke Minaret, im Süden führt ein von Säulen getragenes Thor in die eigentliche Moschee, aus deren geöffneter Thür eigenthümliche psalmodirende Gesänge ertönen. Es sind Gebete (Salauât) und der Basch-Schaousch führt deshalb, nach einem leisen Gespräch mit dem Küster, den Fremden erst zum Minaret. Am Eingang desselben ist eine verkehrt eingemauerte römische Inschrift zu sehen, mit einem blitzschleudernden Jupiter. Die hundertundneunzig Stufen, die auf die Spitze des Minarets führen, zeigen überall, daß sie einst von Römerhänden gemeißelt wurden. Oben, auf der letzten derselben, hat der abenteuerliche Roche, halb Christ, halb Muselmann, seinen Namen in den Marmor gegraben. Hat man die Höhe erreicht, von wo allabendlich der Gebetsrufer seine Fahne zu schwenken pflegt, dann hat man wieder die Aussicht über die

weite Ebene, durch die Höhe, von der sie gesehen, noch unbegrenzter und großartiger, und zu Füßen liegt die schneeweiße Stadt mit den unzähligen Kuppeln und Minarets, von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet. Nur schwer trennt sich der Naturfreund von dem herrlichen Bilde. Nach der friedlichen Heiterkeit jener unberührten Natur wird der Contrast mit dem düstern Innern der Moschee selbst desto greller empfunden. Einige wenige Ampeln erhellen den ungeheuren, säulengetragenen, aus siebzehn Schiffen bestehenden Raum. Noch immer erklingt von der einen Seite der melodische Tonfall der Betenden. Beim Eintritt der Fremden werden die Matten, die den Boden bedecken, an einigen Stellen entfernt, so daß er bis an die Kanzel (minbar) vortreten und sich nach beiden Seiten umsehen kann. Von den hundertundachtzig Säulen, die die Wölbung stützen, sind kaum zwei einander gleich, weder in Material noch Stil. Kunstvoll gearbeitet von Römerhänden aus Marmor, Porphyr und Onyx, sind sie hier durch die Willkür eines Barbaren aus dem Umkreise von Meilen zusammengeschleppt worden, um diesen Riesenbau zur Ehre Allah's zu tragen. Man soll in dem ganzen Gebäude an fünfhundert solcher Säulen zählen. Die Kanzel, ein Werk orientalischer Holzschnitzkunst aus Bagdad, zeugt von hohem Alter. Sie liegt rechts von dem Migrab, der Nische, die die Richtung gen Osten angibt und wird an Feiertagen von dem Schich Mufti bestiegen, der durch einen eigenen vergitterten Eingang von Osten her die Moschee betritt. — Die Wappen und Fahnen, die einst dem heiligen Ludwig von den Mauren geraubt wurden und als Triumphzeichen die Wölbung zierten, sind jetzt verschwunden. Nur undeutlich erkennt man in dem Dämmerlicht die großen eisernen Kronleuchter, die aus den Kuppeln herabhängen. Unbekümmert um die Anwesenheit der Fremden setzen die Betenden ihre Andachtsübungen fort, bald mit der Stirn die Erde berührend, bald im Kreise sitzend und mit jener ihnen eigenen Bewegung des Oberkörpers laut ihre Gebete recitirend.

Beim Heraustreten aus der Moschee müssen gerade die letzten Sonnenstrahlen hinter den Bergen verschwunden sein. Die Säulen des Hofes glänzen in zauberhaftem Weiß, und oben auf der Höhe des Minarets erscheint der Gebetsrufer, eine imposante Gestalt mit weiten flatternden Gewändern und rabenschwarzem Bart. Er schwenkt seine rothe Fahne, und laut vernehmlich klingt es in die Stille hinaus in eigenthümlich klagenden, feierlichen Tönen: „La illaha illa Allâh, Muhammed rassul Allah, Allâ — hu akbar!“

Unter dem Eindruck jenes letzten feierlichen Moments wird der Weg nach Hause ziemlich schweigsam zurückgelegt. Es ist unterdessen kühl geworden. Auf der steinernen Bank vor dem Hause genießt der Muselmann die Abendfrische. Zahlreiche Kinder und verschleierte Frauen beleben die engen Gäßchen. Vor den Kaffeehäusern sitzen in dichten Reihen die bunten Gestalten, und wo der Hadj Salem vorüberkommt, wird er mit einem Segenswunsch begrüßt. Ueberall herrscht Frieden und Behaglichkeit, und es scheint dem Reisenden, als wäre nirgends die Existenz so frei von dem Jammer und der Noth des Daseins, als in der Weltabgeschiedenheit dieses arabischen Landstädtchens.

Ein kleiner Vorfall belehrt ihn aber, daß es auch hier nicht an den Schmerzen und Freuden des Lebens fehlt; denn als er an den geöffneten Thüren einer Schule

vorbeikommt und mit einem gewissen Mitleid die kleinen Muselmänner betrachtet, die um diese Zeit noch ihren Kopf mit Lernen plagen müssen, wird er von einem französisch gekleideten Herrn hineingebeten, um das Collège Si-Abd-Allah-ben-Khrab in Augenschein zu nehmen. Vor der Klassenthür ist ein wahres Lager von kleinen Schuhen, und drinnen sitzen kreuzbeinig mit ihren Tafeln in den Händen einige dreißig Knaben, in ihrer kleidsamen Tracht mit dem rothen Fez, und recitiren im Chor. Im Hofe dagegen stehen mit den Gesichtern gegen die Wand gekehrt etwa zehn arme Sünder. Als die Fremden eintreten, entläßt der Herr sie mit dem Bemerken, sie verdankten ihre Befreiung nur dem ehrenwerthen Besuch. Einem munteren Bürschchen von dreizehn Jahren mit großen braunen Augen scheint das, trotz der Anwesenheit des würdigen Hadj Salem, ein Lachen entlockt zu haben, was große Entrüstung des Lehrers und Verdoppelung seiner Strafe zur Folge hot. Er muß den schönen Abend im Schulhof verbringen, im Nachdenken über sein unziemliches Benehmen, und dazu eine Beschreibung des tollen Hundes in französischer und arabischer Sprache liefern. Der maître d'école, von dem Fremden wegen seines fließenden Französisch für einen Franzosen gehalten, antwortet ihm auf seine Frage, wie es sich hier in der Einsamkeit lebe: „Vous comprenez, c'est bien solitaire, ce n'est pas une vie surtout en comparaison avec Alger, qui est une ville tout à fait européenne." Er entpuppt sich aber nachher als guter Muselmann aus Süd-Tunesien, trotz seiner Jugend im Besitz der vierten Frau und hier in der beneidenswerthen Stellung als Mudir eines großen Collegs.

An der Thür der Schule trennt sich der Fremde von dem Hadj Salem, der, mit der Würde eines vornehmen Mannes, nicht zu bewegen ist, ein Zeichen der Erkenntlichkeit für seine Dienste anzunehmen.

Es bleibt also nichts übrig, als mit den üblichen Segenswünschen und der Versicherung, ihm bei einem Besuche seinerseits alle nur möglichen Gegendienste leisten zu wollen, von dem freundlichen Begleiter sich zu verabschieden.

IV.

Am Abend dieses genußreichen Tages wird für die in Kairuan anwesenden französischen Officiere in der Moschee Si Muhammed ben Aissa eine feierliche Vorstellung gegeben, zu der der Fremde, in der Wohnung angelangt, eine Einladung des contrôleur civile vorfindet. — Die Secte der Aissauia ist eine der verbreitetsten unter den Chuans des westafrikanischen Islams. Es ist viel über sie geschrieben und disputirt worden. Man hat sie als Taschenspieler und Betrüger verschrieen und doch nicht den undurchdringlichen Schleier lüften können, der sich über die mysteriösen Vorgänge in den wöchentlichen Sitzungen der Chuans breitet. Nur so viel ist bekannt, daß seine Anhänger in religiöser Verzückung, beschützt von ihrem Heiligen, Alles verschlingen, was ihnen vorgeworfen wird, wie Glas, Nägel, Cactus und Scorpione und zwar ohne nachtheilige Folgen für ihren Körper. Die Gründung des Ordens datirt aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Der Stifter desselben, Muhammed ben Aissa, zu Mequinez in Marocco geboren, aus der königlichen Familie der Idrissiden stammend, hatte sich auf der Pilgerfahrt nach Mekka in Arabien und Aegypten mit den Lehren

orientalischer Secten vertraut gemacht. Bei seiner Rückkehr nach Mequinez erregte er durch allerlei verrichtete Wunder den Neid des Sultan Muley Ismail el Merini, der ihn und seine Anhänger aus der Stadt verbannte. Bei diesem Auszug in die Wüste soll ben Aissa seinen verschmachtenden Schülern das zur Nahrung angewiesen haben, was sich auf dem Wege fand, wie Schlangen und Scorpione. Durch seine wunderbare Gegenwart gereichte ihnen diese seltsame Kost nicht zum Schaden, und seitdem feiert der Orden in seinen Sitzungen das Andenken des Lehrers mit ähnlichen Proceduren. Ueber die eigentliche Lehre der Aissauia gibt Rinn in seinem interessanten Buche „Marabouts et Khouans“ [1]) folgenden Aufschluß: „Beständiges Streben zur Gottheit, Nüchternheit, Enthaltsamkeit, eine Versenkung in Gott derart, daß physische Schmerzen und Qualen den gegen Leiden gestählten Körper nicht anfechten können.“ Sei es nun wegen der Strenge seiner Principien, die eine nicht endende Zahl täglicher Gebete fordert, oder um der Wunderbarlichkeit seiner Schaustellungen willen, ein Factum ist, daß der Orden der Aissauia bei den Muselmännern des Westens der allerhöchsten Achtung genießt und eine große Zahl von Anhängern aufweist. Letztere rekrutirt sich aus allen Ständen und Berufsklassen. Das Haupt des Ordens ist in jedem Ort der Schich el Hadra, auch Schich et Trik genannt, ein des Lesens und Schreibens kundiger Mann von makellosem Ruf. Ihm unterstellt sind die Ordner (schaousch), die Sänger und Improvisatoren (meddah), die Fahnenträger (allam), die Vorleser (kessad) ꝛc. Der wöchentliche Versammlungsort ist die sog. Zauia, d. i. die dem Heiligen geweihte Moschee. Hier findet jeden Donnerstag Abend die Hadra oder Vereinigung statt, wo der Einzelne, je nach dem Beruf, den er in sich fühlt, es übernimmt, das Kameel, den Strauß, ja den Löwen zu spielen, um am anderen Morgen sich wieder in den friedlichen Handwerker zu verwandeln, der als ehrsamer Bürger Ahle oder Nadel führt. —

Zu einer solchen Hadra sind die Fremden gebeten. Es ist nur in Kairuan möglich, ihr beizuwohnen; denn nur hier ist den Christen der Zutritt in die Moscheen gestattet.

Gegen sieben Uhr Abends versammeln sich die geladenen Gäste in der Moschee Muhammed ben Aissa. Es ist ein mittelgroßer, saalartiger Raum mit zahlreichen Krystallkronleuchtern, an dessen Längswand mehrere für die Fremden bestimmte Bänke aufgestellt sind. In der Mitte gruppirt sich um einige Kohlenbecken ein Kreis (jmâ el halka) von ca. zwanzig Männern und Knaben mit tambourinartigen, schellenbesetzten musikalischen Instrumenten, mit Trommeln theils mit Klöppeln, theils ohne solche. Ihnen gegenüber, an der anderen Längswand, bildet sich eine Kette von ungefähr fünfzig Gliedern (die sog. jmâ el tsoff), sämmtlich Männer in den besten Jahren in ihrer bunten Tracht, wie sie ein Jeder nach Stamm und Gewohnheit zu tragen pflegt. Dazwischen bemerkt man zarte Knaben von sechzehn bis achtzehn Jahren mit rosigen Gesichtern. Zur Rechten und zur Linken halten sich die ehrwürdigen Gestalten greiser Männer mit grünen und weißen Turbanen. Sie tragen lange spindelartige Rappiere

[1]) Marabouts et Khouans. Étude sur l'Islam en Algérie par Louis Rinn. Alger, Adolphe Jourdan. 1884.

mit hölzernen Kugeln an den Enden, sowie Schwerter und Keulen. Der übrige Raum ist mit Neugierigen gefüllt. Hinter der großen vergitterten Seitenthür bemerkt man sogar die Gestalten einiger zuschauenden Frauen. Nachdem alle Theilnehmer versammelt und die kalbfellbespannten Instrumente sorgsam über dem Feuer gewärmt sind, beginnt die Musik anfangs leise, dann immer lauter werdend, einen Gesang mit Begleitung, aus welchem man deutlich die Worte vernehmen kann:

Ben Aissa, o Herrscher,
O Herr von Mequinez,
Du gabst uns das Gift.

Unterdessen hat unter dem immer lauter werdenden Ruf: Allâhu, Allâhu, Allâhu daimen hai" (Allah lebt ewig) die gegenüberstehende Kette begonnen, die Kniee bald nach rechts, bald nach links zu beugen, wobei sich eine Art von Wechselgesang entspinnt. Plötzlich springt einer der „Schauâschi", ein baumlanger Neger in grauwollenem Gewande vor und klatscht in die Hände. In demselben Augenblick folgen die Glieder der Kette seinen Bewegungen. Der Gesang wird lauter; die Schwenkungen der Kette richten sich bald um einen Schritt nach vorn, bald zur Seite. Anstatt des Rufs „Allah!" ertönt ein eigenthümlicher halb seufzender halb brüllender Laut; Einige beginnen die Köpfe nach rechts und nach links zu werfen und mit den Augen zu rollen. Dabei steigt aus den Kohlenbecken ein starker Ambraduft auf, und die Musik wird immer stärker und ohrenzerreißender. Die Knaben singen mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte; mancher wirft jubelnd sein Tambourin in die Höhe, und wie gerade aus der Frauenabtheilung das gellende Freudengeschrei der Weiber einsetzt, löst sich ein Knabe aus der Kette. Er wirft das Obergewand ab, dazu die rothe Scheschia, daß ihm die langen Haare des Schopfes übers Gesicht fallen und beginnt mit rasender Geschwindigkeit den Kopf einige dreißig Mal bis auf die Erde zu beugen. Es gesellt sich ein Zweiter und Dritter hinzu. Sie ergreifen die Schwerter und Dolche, letztere haarscharf geschliffen, und stoßen sie sich unter Geschrei in die Wange, daß die Spitze am anderen Ende herausfährt. Andere bohren sie sich in den Leib, worauf einer der Ordner mit der Keule Schläge auf den Griff ausführt. Dazu nimmt der sinnbetäubende Lärm immer zu. Die Glieder der Kette singen und stöhnen, die Musik jauchzt, und in dem dichten Weihrauchdunst erscheint das Bild noch phantastischer. Einige lange Gestalten in rothen und grünen Gewändern haben sich auf die „Schauâschi" gestürzt und scheinen sie um Gnade anzuflehen. Es sind die Strauße „naamât". Sie erhalten aus den Händen des Schichs fingerlange Nägel, zerbrochenes Glas und Scorpione, was sie unter kläglichem Geschrei verschlingen. Und in diesem wüsten Durcheinander sinnloser Raserei sieht man die ehrwürdigen Gestalten des Schichs und der Schauâschi, die mit einem Ausdruck von unendlicher Milde wie Väter die Rasenden umarmen und zu besänftigen suchen. Als der Taumel seinen Höhepunkt erreicht hat und die Vertreter des Kameels mit Cactus beladen erscheinen, um ihn theils zu verschlingen, theils sich darin zu wälzen, sind die letzten Europäer von ihren Sitzen verschwunden. Grausen und Ekel haben sie nicht abwarten lassen, bis der berühmte „akascha" erscheint, der Rasende, der, Schaum vor dem Munde,

hundertundfünfzig Pfund schwere Ketten zerreißt. Draußen, auf dem Hofe der Moschee, sehen sie, wie sich Knaben ohne Oberkleider auf den stachlichen Blättern des „hendi“ wälzen und im Frauengemach die Weiber mit verzückten Bewegungen das Schauspiel begleiten.

Unterdessen ist der Mond aufgegangen. Die Straßen sind still und menschenleer; aber noch lange ertönen aus der Ferne die schauerlichen Laute der Verzückten. Der Fremde glaubt aus einem wüsten Traum erwacht zu sein und müht sich noch lange um das Räthsel, dessen Lösung vielleicht nie gefunden wird. Er hat mit eigenen Augen Wunder gesehen, an die er selbst nicht glaubt; die thatsächlich geschehen, und weder erklärt noch verstanden werden können.

Den Rest des Abends verbringt er im Gespräch mit seinen Gastfreunden, die als Kairuaner das seltsame Schauspiel unzählige Male gesehen haben und jeden Gedanken an die Möglichkeit von Taschenspielerkünsten ausschließen. Werden doch mit Sorgfalt die Thüren der Moschee geschlossen gehalten, damit keiner der Rasenden auf die Straße gelange und die öffentliche Sicherheit gefährde. Dabei sollen Fälle, wo ein armer Teufel seine allzu große Vertrauensseligkeit mit dem Tode bezahlt, zu den seltensten Ausnahmen gehören.

Erst in vorgerückter Stunde trennt sich der Gast von seinen liebenswürdigen Wirthen, von denen der jüngere eine seltene Kenntniß von Land und Leuten mit einem ungewöhnlich scharfen Verstand verbindet. An der Thür hat nach patriarchalischer Weise die aus einer Negerfamilie bestehende Dienerschaft der Unterhaltung gelauscht. Der Fremde wird in sein sauberes Schlafgemach geführt, aus welchem er durch das vergitterte Fenster die im Lichte des Mondes friedlich glänzenden Dächer der Nachbarhäuser übersehen kann.

Am anderen Morgen weckt ihn strahlender Sonnenschein. Nachdem er von der Terrasse des Hauses noch einmal den Blick über das weite Land genossen hat, begibt er sich zu einem letzten Besuch in die Bazare. Als er dort in einem fleißigen Schuhmacher einen der „Strauße“ des Vorabends wiedererkennt und ihn fragt, ob er denn keine Angst gehabt habe vor den Folgen seiner sonderbaren Kost, da antwortet dieser ganz treuherzig: „Wie sollte ich Angst haben, Sidna Muhammed ben Aissa ist ja unser Vater!“

Goethe und Karoline v. Staupitz.

Ein Scherflein zur neuen Goethe-Ausgabe.

Die letzten Wochen, welche Goethe vor seiner italienischen Reise in Deutschland zubrachte, waren der heitersten Geselligkeit gewidmet. Er hatte Weimar am 24. Juli 1786 verlassen und war über Eger nach Karlsbad gegangen, wo er am 28. eintraf und in den „Drei Rosen" (dem jetzigen Hause „Zum Mozart") auf der Alten Wiese seine Wohnung nahm. Das Bad war sehr besucht; aus seinem näheren Kreise waren Frau v. Stein und die Herder'sche Familie vor ihm angekommen, anfangs August folgte der Herzog Karl August mit Herrn v. Einsiedel. Der Herzog bildete nun den Mittelpunkt des Kreises und zog die bedeutenderen Badegäste, namentlich aber Frauen, welche sich durch Geist oder Schönheit auszeichneten, an sich; der herrschende Ton war ein durchaus zwangloser; man traf sich am Sprudel, verabredete, wie man den Tag gemeinsam verleben wollte und schloß sich nach Laune oder Neigung enger oder loser aneinander. Bekannt ist, daß der Herzog für eine junge Russin, welche sich fürchtete, den Abend außerhalb ihrer Wohnung zuzubringen, weil sie in der Dunkelheit den Rückweg nicht finden könne, in den Straßen, welche zu ihrem Hause führten, Laternen aufstellen ließ. Goethe hat in seinem launigen Gedichte, „Abschied der Engelhäuser Bäuerinnen", Karlsbad 1786, und in dem Berichte aus Neapel vom 27. Mai 1787 in seiner Italienischen Reise das Badeleben dieses Sommers trefflich gezeichnet. Frau v. Stein verließ Karlsbad bereits am 14. August, der Herzog folgte ihr am 29., nachdem Tags zuvor Goethe's Geburtstag auf das heiterste gefeiert war; endlich trat Goethe, ohne sich zu verabschieden, am frühen Morgen des 3. Septembers, am Geburtstage Karl August's, seine große Reise nach Italien an, welche ihn zwei Jahre von der Heimath fern hielt.

Zu dem Karlsbader Kreise gehörte in diesem Jahre eine Frau v. Staupitz, Gemahlin eines Rittmeisters aus Dresden, mit ihrer siebenzehnjährigen Tochter Karoline; ihre Familie, verwandt mit dem Lehrer und Freunde Luther's, dem Gründer der Universität Wittenberg, zählte zu dem angesehensten Adel des Königreichs Sachsen. Karoline war eine anmuthige Erscheinung; es liegt uns ein Pastellbild von ihr aus späterer Zeit vor, aus welchem sich leicht ein Rückschluß auf ihr damaliges Aussehen machen läßt; üppiges, natürlich gekräuseltes blondes Haar, ein ebenso gutmüthig blickendes, wie Geist verrathendes blaues Auge haben ihr damals schon Anmuth und Reiz verliehen, während eine kräftige Nase und der etwas große, geschlossene Mund auf Energie schließen lassen; sie hatte Sinn für Literatur und Kunst, zeichnete tüchtig und beschäftigte sich eingehend mit dem Französischen, das sie nicht nur in der in jener Zeit allgemein verbreiteten, lediglich auf den gesellschaftlichen Verkehr berechneten Art nur äußerlich beherrschte, sondern, wie ihr hinterlassener Briefwechsel es beweist, sich vollkommen zu eigen gemacht hatte. Ihr Wesen bewahrte jedoch bei alledem die Einfachheit und Kindlichkeit, welche ihren Jahren zukam; sie schloß sich nicht gegen äußere Eindrücke ab; modische Kleidung und die besonderen Aeußerlichkeiten des Badelebens übten auf sie ihren Reiz in vollstem Maße aus; es war damals unter den vornehmeren Gästen des Bades gebräuchlich, sich eines leichten Alpenstockes zu bedienen, mit dem man des Morgens die Brunnenpromenade besuchte, um ihn vielleicht später zu weiteren Bergpartien zu benutzen; nichts war natürlicher, als daß auch sie diesem Gebrauche sich anschloß.

Da Frau v. Staupitz im „Blauen Schiff", einem Hause der Alten Wiese, ihr Quartier aufgeschlagen hatte, war es nicht wunderbar, daß Goethe das junge Mädchen bemerkte, und es scheinen zwischen Beiden jene harmlosen Neckereien bestanden zu haben, wie sie der Dichter jugendlichen und anmuthigen Erscheinungen gegenüber liebte. Beweis dafür ist das folgende Gedicht, welches Goethe ihr am 7. August widmete, und welches bisher nicht veröffentlicht ist:

O Schöne mit dem weißen Stabe,
Du kleiner guter, holder Schatz,
Verlasse mit der schönsten Gabe
Gesunder Freude diesen Platz.

Und denkest Du an alle Stäbe,
Die schwarz und braun, so bunt als schön,
Gemodelt aus dem Holz der Rebe
Am Sprudel auf und nieder gehn —

Und denkest Du an alle Schätze,
Die neben Dir, Du holdes Kind,
Mit dem holdseligsten Geschwätze
Des Saales beste Zierde sind,

Dann denk' auch, daß in letzten Wochen
Du einem späten Gast gelacht,
Der, wenn er im Plural gesprochen,
Sich doch den Singular gedacht.

Carlsbad den 7. August 1786. v. Goethe.

Man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck ein ihr gewidmetes Gedicht des Dichterfürsten auf das Gemüth des jungen Mädchens gemacht hat; wunderbar bleibt es dennoch, daß sie den Muth fand, es zu erwidern; denn schon am folgenden Tage stellte sie Goethe die folgende Antwort zu, ein Gedicht mit fast den gleichen Endreimen wie das Goethe'sche, und nicht ohne einen gewissen Reiz naiver Frische und poetischer Diction:

Und prangt' ich auch mit meinem Stabe,
So bleibt dies nur ein kleiner Schatz:
Von Dir ein Reim ist eine Gabe,
Die wohl verdient den ersten Platz.

Ich denk' nicht mehr an alle Stäbe
Und wären sie auch noch so schön:
Mir dient der edle Saft der Rebe
Zu trinken auf Dein Wohlergehn.

Denn Deine Werke bleiben Schätze
Für jedes wohlerzogne Kind,
Das nicht im Tand und im Geschwätze
Sein edelstes Vergnügen find't.

Dein Ruhm vermehrt sich alle Wochen
Und ward uns oftmals überbracht:
Und was ich jetzt allein gesprochen,
Ward im Plural schon oft gedacht.

Carlsbad den 8. August 1786. Caroline v. Staupitz.

Goethe hat Karoline v. Staupitz nicht wiedergesehen. Sie wurde die zweite Frau des sächsischen Oberforstmeisters v. d. Pforte, trat als solche dem Dresdner Hofe näher und gewann die innige Zuneigung der Tochter des Prinzregenten Xaver, mit der ein reger freundschaftlicher Verkehr auch nach deren Verheirathung mit dem Herzoge v. Esclignac fortdauerte; noch ist in der Familie der Briefwechsel beider Frauen vorhanden; es ist eine tagebuchartige französische Correspondenz, welche fast nur die inneren Verhältnisse beider Familien betrifft. Im höheren Alter erblindete Frau v. d. Pforte auf einem Auge; sie starb am 27. Mai 1838 auf ihrem Rittergute Walde bei Großenhain. H. S.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte October.

Kaiser Wilhelm, der seinen Herbstaufenthalt in gewohnter Weise in Baden-Baden genommen hat, erholte sich daselbst von den Strapazen, denen er sich mit der ihm eigenthümlichen Pflichttreue bei den militärischen Uebungen in Potsdam und Berlin sowie bei den großen Manövern in der Nähe Stettins unterzogen hatte. Der begeisterte Empfang, welchen der Monarch in der Hauptstadt Pommerns fand, zeigte von neuem die treue Anhänglichkeit sowie die herzliche Liebe, mit welcher die gesammte Bevölkerung ihrem Kaiser ergeben ist. Die Gerüchte, die von einer Zusammenkunft desselben mit dem Zaren wissen wollten, mußten von Anfang an wenig glaubhaft erscheinen und erwiesen sich auch als völlig grundlos. Verwandtschaftliche Rücksichten hätten es dem Kaiser Alexander III. wohl nahe legen können, von Kopenhagen aus den Kaiser Wilhelm in Stettin zu besuchen oder mit ihm auf der Rhede von Swinemünde zusammenzutreffen, ohne daß ein derartiger Act der Pietät irgendwelche politischen Folgen gehabt hätte. Niemand hätte im Ernste glauben können, daß auch nur die bulgarische Angelegenheit ihrer Lösung näher geführt würde, wenn der Zar die Tradition seines Vaters fortsetzte oder wie der Kaiser von Oesterreich alljährlich mit dem Kaiser Wilhelm zusammenträfe. Solche Freundschaftsbeweise persönlicher Art verpflichten die Regierungen großer Staaten in keiner Weise; sie gestatten im besten Falle nur Rückschlüsse auf die im Gemüthe wurzelnden Beziehungen der betheiligten Persönlichkeiten. Daß Deutschlands Machtstellung, die sich seit dem deutsch-französischen Kriege als die sicherste Bürgschaft für die Erhaltung des europäischen Friedens bewährte, nicht durch eine Kaiser-Zusammenkunft verstärkt werden könnte, bedarf keines besonderen Hinweises. Deshalb war die öffentliche Meinung auch nicht beunruhigt, als die Eventualität des Besuches des Zaren außer Betracht bleiben mußte, die übrigens jetzt von neuem wieder auftaucht. In Stettin sollte Kaiser Wilhelm gefeiert werden, und die treue Bevölkerung Pommerns trug sicherlich kein Verlangen nach weiterem Pompe. Mußte sich dieselbe doch dem Monarchen, dessen leutseliges Verhalten sie unmittelbar vor Augen hatte, menschlich näher gerückt fühlen, wie denn überhaupt die Humanität unseres Kaisers einer der am meisten charakteristischen Züge ist.

Selbst die Franzosen müssen wider ihren Willen diese Eigenschaft anerkennen. Noch ist der Fall des französischen Grenzcommissars Schnaebele in Aller Erinnerung. Des Landesverrathes gegen Deutschland überführt, befand sich der Schuldige in deutscher Gewalt; allein der Kaiser verfügte die Freilassung, weil er mittelst einer weitgehenden Interpretation des Schutzrechts im internationalen Verkehr der Ansicht war, daß der französische Beamte freies Geleit erhalten zu haben glaubte. Der Zufall fügte es, daß wenige Monate später gegenüber einem Sohne des früheren Grenzcommissars dieselbe Milde an den Tag gelegt werden konnte. Das aufrührerische Placat, welches der junge Schnaebele auf deutschem Gebiete anheftete, indem er seltsamerweise ankündigte, daß Frankreich bald alle „Kosaken“ aus Elsaß-Lothringen verjagen würde, wurde von

dem deutschen Gerichtshofe in Metz allerdings nicht für allzu staatsgefährlich erachtet und sollte nur mit einer dreiwöchentlichen Gefängnißstrafe gebüßt werden; Kaiser Wilhelm ordnete jedoch in Folge eines an ihn gerichteten Gnadengesuches die unverzügliche Entlassung des Verurtheilten an, der sehr rasch den Geschmack am Martyrium verloren hatte. Das Entgegenkommen, mit welchem der jüngste traurige Zwischenfall an der französischen Grenze von deutscher Seite von Anfang an behandelt wurde, legte gleichfalls Zeugniß für den durchaus versöhnlichen Charakter unserer auswärtigen Politik ab. Mochte auch das Bedauern über den Vorgang, bei welchem ein Franzose durch den deutschen Jäger Kaufmann getödtet wurde, in Deutschland allgemein sein, so mußte doch erst durch die angestellte Untersuchung constatirt werden, ob eine strafbare Schuld vorläge, und in welchem Maße eine solche vorhanden wäre. Die deutsche Regierung beeilte sich jedoch, ohne das Ergebniß dieser Untersuchung abzuwarten, der Familie des erschossenen Franzosen eine Unterstützung zuzusichern, die dann auch in Höhe von 50 000 Francs gewährt worden ist. Es kann nicht überraschen, daß diese Bereitwilligkeit Deutschlands, einen Conflict mit dem Nachbarstaate zu verhüten, in Frankreich einen günstigen Eindruck machte und fast überall die thörichte Vorstellung beseitigte, der deutschen Regierung käme die Hervorrufung solcher Zwischenfälle nicht ungelegen. Auch die Mitglieder der Patriotenliga werden sich nicht verhehlen können, daß ein Staat schwerlich Eroberungsgelüste hegen wird, dessen Monarch immer von neuem Gnade übt. Wir Alle wissen, daß Kaiser Wilhelm längst zu den großen Männern gehört, deren Namen in goldenen Buchstaben in den Annalen der Weltgeschichte verzeichnet stehen. Wenn aber unzweifelhaft unter den großen Männern denjenigen der Vorrang gebührt, die zugleich menschlich groß erscheinen, dann wird der Wiederbegründer der Einheit Deutschlands allezeit einen besonderen Ehrenplatz behaupten. Die menschliche Größe dieser Persönlichkeit wird noch auf die spätesten Geschlechter wirken; dann erscheint vielleicht sogar mancher wirkliche Zug aus dem Leben unseres Kaisers als Legende, weil die Geschichte lehrt, daß Machtfülle und Milde, den Erdkreis erfüllender Kriegsruhm und wahre Herzensbescheidenheit nur selten mit einander gepaart sind. Obgleich aus Anlaß des bedauerlichen Vorfalles an der französischen Grenze die Friedensliebe Deutschlands auch den Uebelwollenden deutlich werden mußte, kann man sich doch nicht der Wahrnehmung verschließen, daß die internationalen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland eine besondere Vorsicht erheischen. Selbst den untergeordnetsten Organen müßte bei jeder Gelegenheit eingeschärft werden, wie verantwortungsvoll ihr Amt ist, und wäre es auch nur dasjenige eines Forsthüters oder unteren Zollbeamten. Auf der anderen Seite aber darf trotz den leidenschaftlich erregten Artikeln einiger ultraradicalen Organe in Frankreich nicht in Abrede gestellt werden, daß der überwiegende Theil der Pariser Presse sich beobachtend verhielt. Darf aus diesem Umstande gefolgert werden, daß der gesunde Menschenverstand, der politische Sinn unter der republikanischen Regierung Fortschritte gemacht hat? Dies kann ohne Weiteres angenommen werden, wenn man sich die Erregtheit ins Gedächtniß ruft, welche zur Zeit des Kaiserreiches durch die geringsten Anlässe heraufbeschworen wurde. Die Lehren des deutsch-französischen Krieges sind nicht nutzlos geblieben; auf den großen Boulevards von Paris wird nicht mehr leichtfertig „A Berlin!“ gerufen. Allerdings gebührt dem Präsidenten der französischen Republik sowie dem Ministerium Rouvier das Verdienst, durch ihr Verhalten zur Beschwichtigung der Gemüther beigetragen zu haben. Jules Grévy verspürt nicht wie Louis Napoléon oder — der Graf von Paris das Verlangen, als „Retter der Gesellschaft“ aufzutreten. So lange aber die französische Republik ihre friedfertige Gesinnung bethätigt, beruht sie auf einer festen Grundlage, mögen immerhin politische Schwarzseher und schlechte Propheten seit dem 4. September 1870 immer wieder den Untergang dieser Regierungsform in Frankreich vorhergesagt haben. Fürst Bismarck, dessen Autorität auf diesem Gebiete sicherlich unbedingte Anerkennung verdient, hat denn auch im Gegensatze zu den doctrinären Verfechtern des monarchischen Princips, welche übersehen, daß jedes Land die ihm angemessene Regierungsform erfordert, die republikanischen Einrichtungen Frankreichs keines-

wegs perhorrescirt. Fürst Bismarck erkennt eben sehr wohl die Gefahren, welche dem Frieden Europa's von einem bonapartistischen oder orleanistischen Gouvernement in Frankreich drohen würden. Für das eine sowie für das andere würde sich sehr bald die Nothwendigkeit ergeben, durch eine Ablenkung nach Außen das Ansehen im eigenen Lande zu erhalten. Es kann dahingestellt bleiben, ob der unter den Orléans wiederhergestellten Monarchie die Allianzen zufallen würden, welche der Graf von Paris und seine Anhänger in Aussicht stellen; sicherlich wären aber die Existenzbedingungen einer derartigen Regierung weit weniger friedlich als diejenigen der Republik, welche trotz aller Ausschreitungen der Ultraradicalen und der Chauvinisten bisher jede ernsthafte Störung der internationalen Beziehungen vermieden hat. Die Instructionen des Grafen von Paris an die Vertreter der monarchistischen Partei in Frankreich sind unlängst zur Veröffentlichung gelangt und müssen aller Welt über die letzten Ziele des Thronprätendenten die Augen geöffnet haben. Mit vollem Rechte wurde von den Imperialisten, der Partei des „appel au peuple", sogleich hervorgehoben, daß der Graf von Paris ihnen ihr Programm entwendet habe, indem er die von ihm geplante Wiederherstellung der Monarchie durch eine Constituante oder durch eine Volksabstimmung ratificirt wissen will. Sophistisch, wie das ganze Manifest abgefaßt ist, wird der Vorschlag einer solchen Volksabstimmung dadurch begründet, daß letztere, gerade weil sie unter der Monarchie ungebräuchlich sei, besser für einen Act passe, der sich nicht wiederholen soll. Zugleich wird versichert, daß eine durch die öffentliche Meinung getragene Regierung, wie die Monarchie es am Tage ihrer Wiederherstellung sein soll, von der unmittelbaren Befragung der Nation nichts zu befürchten haben würde. Mit Versprechungen aller Art ist der Graf von Paris in den Instructionen an seine Getreuen sehr freigebig, weit freigebiger, als man es sonst von den Orléans gewöhnt ist, die Monarchie würde nicht bloß die Sparsamkeit in den Finanzen, die Ordnung in der Verwaltung, die Unabhängigkeit in der Ausübung der Rechtspflege wiederherstellen, sondern auch Frankreich zum Gegenstande der Bewerbungen von Seiten der Nachbarn machen. An solchen und noch weitergehenden Versprechungen leidet das Manifest keinen Mangel, indem auch gebührend hervorgehoben wird, welche Leistungen auf dem Gebiete des religiösen Friedens, der Gemeinde- und Unterrichtsfreiheit sowie der militärischen Einrichtungen und der socialen Fragen die Monarchie zu verzeichnen haben würde. Zugleich wird versichert, daß die Monarchie nicht etwa die Revanche einer siegreichen Partei, der Triumph einer Classe über eine andere sein würde, und an alle guten Bürger, alle „Patrioten", deren Hoffnungen durch das gegenwärtige Régime getäuscht, deren Interessen gefährdet und deren Ueberzeugungen verletzt worden seien, ergeht der Lockruf, „sich den Arbeitern der ersten Stunde anzuschließen, um das gemeinsame Heil vorzubereiten," sowie die Anstrengungen desjenigen zu unterstützen, welcher der König Aller und der erste Diener Frankreichs sein würde. Fragt man nach den Ursachen, aus denen der Graf von Paris gerade den jetzigen Zeitpunkt für sein Pronunciamento wählte, so darf darauf hingewiesen werden, daß sich in der französischen Deputirtenkammer nach dem Sturze des Generals Boulanger im monarchistischen Lager ein Umschwung zu Gunsten der bestehenden Einrichtungen zu vollziehen schien. Hatten Orléanisten und Bonapartisten früher bei jeder sich darbietenden Gelegenheit mit der äußersten Linken gemeinschaftliche Sache gemacht, um ein republikanisches Ministerium nach dem anderen zu stürzen, in der Absicht, die Regierungsform selbst in Mißcredit zu bringen, so befolgten sie nach der Bildung des Cabinets Rouvier eine wesentlich verschiedene Taktik.

Wenn nun auch der Graf von Paris dafür hält, daß seine Parteigänger die parlamentarischen Krisen nicht erschweren sollen, so möchte er doch andererseits verhindern, daß eine dauernde Versöhnung mit der Republik angebahnt werde. Es sollte daher auf die gemäßigten Elemente, den linken Flügel der Monarchisten, in dem Sinne eingewirkt werden, daß sie unter allen Umständen dem Thronprätendenten treu bleiben. Es entsteht nun die Frage, wie sich die Regierung selbst gegenüber dem Manifeste des Grafen von Paris verhalten wird. Fehlt es doch nicht an Stimmen innerhalb der

republikanischen Partei, welche verlangen, daß die Regierung nunmehr von ihren discretionären Vollmachten Gebrauch mache und dem Grafen von Paris und dem Prinzen Napoléon sowie deren erstgeborenen Söhnen die übrigen Prinzen ins Exil nachschicke. Eine solche Maßregel würde aber unmittelbar bewirken, daß sogleich wieder die früheren parlamentarischen Manöver beginnen, denen ein Ministerium nach dem anderen zum Opfer fallen würde, wenn anders nicht eine Auflösung der Deputirtenkammer erfolgen sollte, auf die Gefahr hin, daß die Parteigänger der Rechten aus den Neuwahlen verstärkt hervorgehen. Die französische Regierung würde daher am richtigsten handeln, wenn sie das Manifest des Grafen von Paris ruhig seinem Schicksale, vergessen zu werden, überließe. Das Ministerium Rouvier hat bereits Proben seiner Besonnenheit abgelegt, so daß es darauf verzichten darf, die Wünsche der Ultraradicalen zu erfüllen, denen viel weniger daran gelegen ist, sämmtliche Prinzen außer Landes zu sehen, als selbst an das Staatsruder zu gelangen. Jules Ferry hat unlängst in einer Rede, welche er vor seinen Wählern in St. Dié hielt, die Taktik der äußersten Linken ebenso vortrefflich gekennzeichnet, wie es ihm gelang, den ungefährlichen Charakter des Manifestes des Grafen von Paris zu erweisen. Jules Ferry, dessen staatsmännische Begabung bei der Lösung der letzten Ministerkrisis deutlich in die Erscheinung trat, indem er, persönlich jeder Combination des neuen Cabinets fernbleibend, dem Präsidenten der Republik die Gefahren der Beibehaltung des Generals Boulanger aufs eindringlichste vorstellte, beurtheilte die politische Lage völlig zutreffend, wenn er unter Anderem ausführte, daß die Kundgebung des orléanistischen Thronprätendenten nur unter denjenigen Aufregung hervorgerufen habe, welche sich stets in einem solchen Zustande befinden, weil die Agitation für sie eine Gewohnheit und ein System ist. „Die Republik besteht seit siebzehn Jahren," führte der ehemalige Conseilpräsident aus, „seit zehn Jahren leitet die republikanische Partei die Regierungsgeschäfte und ist Herr im Lande; sie hat die furchtbarsten Proben bestanden, ist den größten Gefahren entgangen, und ein von einem Prätendenten unterzeichneter Zeitungsartikel sollte genügen, um sie den Kopf verlieren zu lassen, oder ihr die Kaltblütigkeit zu rauben, so daß sie ihr Verhalten oder ihre Entschließungen ändert?"

Die französische Regierung braucht nur der vom Ministerium Rouvier eingeleiteten Politik treu zu bleiben, indem sie vor allem das Gleichgewicht im Staatshaushalte anstrebt, und sie darf im Hinblick auf den gesunden Sinn des überwiegenden Theils der Bevölkerung gewiß sein, daß die pomphaften Verheißungen des Grafen von Paris ebenso spurlos verhallen werden wie die Tiraden der chauvinistischen und ultraradicalen Organe. Jedes den Ultraradicalen gewährte Zugeständniß wäre vom Uebel, da die Begehrlichkeiten derselben dadurch stets wachsen würden. Es braucht nur hervorgehoben zu werden, wie die äußerste Linke unablässig Ersparnisse im Budget verlangte, wie das Ministerium sich dazu bereit erklärte, und wie nunmehr dieselbe Partei der „Unversöhnlichen" die Regierung angreift, weil der Nachfolger des Generals Boulanger, General Ferron, im außerordentlichen Budget des Kriegsministeriums eine weitere Ermäßigung von fünfundfünfzig Millionen vorschlägt. Sogleich erhoben die Parteigänger des früheren Kriegsministers gegen den ihnen verhaßten General Ferron den Vorwurf, daß er seine Ersparnisse nur dadurch erzielen könne, daß er in unpatriotischer Weise die Bewaffnung der französischen Armee mit dem neuen Gewehr verzögere. Allerdings widerfährt dieser Fraction der Unversöhnlichen das Mißgeschick, daß militärische Fachschriften wie „Le Progrès militaire" constatiren, daß die Herstellung des „fusil Lebel", des neuen Gewehres, weit entfernt, eine Verzögerung zu erleiden, vielmehr rüstig fortschreite; soll doch sogar die Vertheilung dieser Schußwaffe bei allen an der Ostgrenze befindlichen Regimentern noch vor dem Eintreffen der Rekruten erfolgt sein.

In Deutschland wird man sich freilich dadurch kaum beunruhigt fühlen, umsoweniger als die Zusammenkunft des italienischen Ministerpräsidenten Crispi mit dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruhe, die so rasch auf diejenige des Grafen Kalnoky mit dem deutschen Reichskanzler folgte, eine neue Bürgschaft für die Erhaltung des europäischen Friedens ist. Die Thatsache des Anschlusses Italiens an das deutsch-

österreichische Bündniß ist zwar seit geraumer Zeit bekannt; als jedoch nach dem Hinscheiden Depretis' Crispi an die Spitze des Ministeriums trat und zugleich die Leitung des auswärtigen Amtes übernahm, wurden Zweifel rege, ob der ehemalige Waffengefährte Garibaldi's in demselben Sinne die Regierungsgeschäfte führen würde wie sein Vorgänger. Crispi hat sich nun seiner Aufgabe in vollem Maße gewachsen gezeigt, und zwar nicht bloß in der inneren, sondern auch in der auswärtigen Politik. Seine Reise nach Friedrichsruhe bot ausreichenden Anlaß zu einer Mythenbildung, wie sie insbesondere auf französischem Boden gedeiht. Dieser Besuch beim Fürsten Bismarck sollte dessen Vermittelung zur Herbeiführung eines modus vivendi zwischen dem Quirinal und dem Vatican herbeiführen, als ob der deutsche Reichskanzler nicht jederzeit abgelehnt hätte, sich in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates einzumischen. Ueberdies ist Crispi selbst am wenigsten der Mann, welcher eine Versöhnung zwischen dem Königreiche Italien und dem Papstthume anzustreben gewillt ist, umsoweniger als letzteres die Wiederherstellung seiner weltlichen Macht, allerdings in beschränkterem Maße verlangt. Italien würde aber seine Lebensinteressen aufs Spiel setzen, wollte es auch nur den geringsten Theil der Stadt Rom abtreten und auf diese Weise den Interventionsgelüsten des Auslandes bei jeder Gelegenheit Spielraum gewähren. Wollte selbst die italienische Regierung wider alles Erwarten und in schroffem Gegensatze zu dem mannhaften Ausspruche des Königs Humbert: Roma intangibile! auch nur einen Zoll breit italienischen Gebietes an den Papst abtreten, so würde sich unverzüglich ein gewaltiger Sturm der Entrüstung erheben, der dann erst besänftigt würde, wenn das Königreich Italien den preisgegebenen Besitz wiedererlangt hätte. Thatsächlich verdanken diese Gerüchte in Bezug auf eine angeblich geplante Versicherung zwischen Quirinal und Vatican ihre Entstehung nur der ultramontanen Presse, welche die längst gelöste römische Frage wiederbeleben möchte, sowie neuerdings derjenigen französischen Organe, die aus Groll über die Befestigung des Bündnisses zwischen Italien, Deutschland und Oesterreich Zwietracht zwischen Italienern und Deutschen zu säen beflissen sind. Allerdings glaubt jenseits der Alpen Niemand an diese Phantasien, ebensowenig wie an die Kriegsgefahr, die sich aus der Triple-Allianz ergeben soll. Der friedliche Charakter dieses Bündnisses leuchtet Jedermann ein; würde dasselbe sich doch nur dann gegen andere Staaten richten, wenn dieselben leichtfertig den Frieden stören wollten.

Obgleich die Einzelheiten des Bündnisses nicht bekannt sind, darf doch als die Grundlage desselben angesehen werden, daß Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien einander ihren Besitzstand verbürgt haben, so daß dessen Gefährdung durch andere Mächte den casus foederis bilden würde. Den Interessen Italiens würde vor allem die Vereinbarung dienen, daß das Gleichgewicht im Mittelländischen Meere aufrecht erhalten werden soll. Empfanden die Italiener es bereits als einen Eingriff in ihre Machtsphäre, daß Frankreich Tunesien in Besitz nahm, so ist auch heute noch nicht die Besorgniß verstummt, daß Tripolis ebenfalls dem nordafrikanischen Besitze der französischen Republik hinzugefügt werden soll, während die letztere zugleich dahin strebt, den früheren Einfluß in Aegypten wiederzuerlangen. Nicht minder würde das Gleichgewicht am Mittelländischen Meere in Betracht kommen, wenn die orientalische Frage sich dahin zuspitzte, ob Rußland sich Konstantinopels bemächtigen darf. In dieser Hinsicht wurde dem italienischen Conseilpräsidenten sogleich nach seiner Rückkehr aus Friedrichsruhe die Aeußerung zugeschrieben, Italien könnte nicht zugeben, daß das Mittelländische Meer ein russischer See würde. Andererseits gilt als gewiß, daß die italienische Regierung in der bulgarischen Angelegenheit keinerlei Initiative ergreifen wird, wie denn auch sicherlich der Besuch Crispi's beim Fürsten Bismarck nicht durch diese Frage veranlaßt worden ist. Die deutsche Politik hält unverbrüchlich daran fest, daß der Berliner Vertrag die Grundlage der Zustände auf der Balkanhalbinsel bilde, erkennt auch die berechtigten Ansprüche Rußlands in Bulgarien an. Da die Pforte als suzeräne Macht gleichfalls weitgehende Rechte geltend machen kann, liegt es den beiden Regierungen ob, gemeinschaftlich den übrigen Mächten eine Lösung vorzuschlagen.

Fürst Bismarck würde sich dann auch, wie officiös erklärt wurde, bereit finden lassen, derartige angemessene Vorschläge den Mächten, welche den Berliner Vertrag unterzeichneten, zur Annahme zu empfehlen. Die hauptsächlichste Schwierigkeit wird nur darin bestehen, daß die Ansprüche Rußlands nicht über die Grenzen hinausgehen, welche Oesterreich, Italien und England ziehen müssen, und daß die bulgarische Bevölkerung selbst nicht in ihren Rechten gekränkt werde.

Die Zusammenkunft des italienischen Conseilpräsidenten mit dem Fürsten Bismarck ist jenseits der Alpen um so freudiger begrüßt worden, als daselbst zuweilen noch die Ansicht auftauchte, Italien würde in dem Bündnisse Oesterreichs und Deutschlands nicht als vollgewichtiger Factor, sondern gewissermaßen nur als „Appendix" angesehen, eine Annahme, die nunmehr durch die bedeutsame Entrevue von Friedrichsruhe aufs gründlichste widerlegt wird. Von deutscher Seite liegt auch über diese Zusammenkunft eine hochofficiöse Kundgebung vor, in welcher zunächst darauf hingewiesen wird, daß, noch ehe Deutschland und Italien sich ihrer Interessengemeinschaft bewußt waren, die Freundschaft der Monarchen, unter deren Regierung die „heißersehnte Einheit" erreicht wurde, einen lebhaften Widerhall in den Herzen der Völker gefunden habe und daß dieses Gefühl seinen edelsten Ausdruck in der Thronrede erhielt, mit welcher der erste König Italiens am 15. November 1873 das Verhältniß zum ersten deutschen Kaiser und zum Reiche kennzeichnete: „Deutschland und Italien," so betonte Victor Emanuel, „haben sich beide im Namen der nationalen Idee constituirt. Sie haben es beide verstanden, ihre liberalen Verfassungen auf der Grundlage einer Monarchie aufzubauen, welche Jahrhunderte lang Freud und Leid mit der Nation getragen hat. Das gegenseitige Verhältniß der beiden Regierungen und die Gesinnungen der beiden Völker sind eine Garantie für die Aufrechterhaltung des Friedens." Die Erinnerung an den denkwürdigen Ausspruch des ersten Königs von Italien wird in diesem Lande einen um so günstigeren Eindruck machen, als daselbst das Andenken an den Re galantuomo mit treuer Pietät gepflegt wird. Wer jemals am 20. September, dem Jahrestage des Einzuges der italienischen Truppen, in Rom verweilte und die Grabstätte des Königs Victor Emanuel im Pantheon besuchte, weiß aus Erfahrung, wie an diesem Tage die Römer zu ihrem „Nationalheiligthume" pilgern. Diese Feier, welche sich ohne jeden Pomp vollzieht, legt in ihrer Herzlichkeit noch beredteres Zeugniß für die Anhänglichkeit der hauptstädtischen Bevölkerung an den Begründer der italienischen Einheit ab, als der Festzug, der sich Nachmittags unter den Klängen des Königsmarsches und der Garibaldi-Hymne nach der Porta Pia bewegt.

Von deutscher Seite wird in nicht minder authentischer Weise hervorgehoben, daß der Besuch Crispi's beim Fürsten Bismarck die volle Uebereinstimmung der beiden Staatsmänner in ihrer Entschlossenheit ergeben hat, im Verein mit Oesterreich-Ungarn den Frieden zu erhalten, einen europäischen Krieg nach Möglichkeit zu verhindern und im Falle der Nothwendigkeit gemeinsam abzuwehren. Diese Aufgabe wird als keine den schwebenden Einzelfragen untergeordnete bezeichnet, sie ist auch nicht die Folge vorübergehender persönlicher Stimmungen, sondern das Ergebniß der Gesammtinteressen beider Völker, welche gewillt sind, nach Wiederherstellung ihrer nationalen Einheit sich der Pflege der damit errungenen Güter zu widmen. Für alle Freunde des Friedens muß diese bestimmte Erklärung, daß das Bündniß Italiens mit Deutschland und Oesterreich nicht nur einen europäischen Krieg nach Möglichkeit verhindern, sondern auch im Falle der Nothwendigkeit gemeinsam abwehren soll, hochwillkommen sein. Werden doch die französische und die russische Regierung noch mehr und entschiedener als bisher den kriegerischen Anwandlungen der Chauvinisten und Panslavisten entgegentreten, in dem Bewußtsein, daß jeder Versuch einer Friedensstörung für sie selbst verhängnißvoll werden muß. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Zusammenkunft Crispi's mit dem Fürsten Bismarck neben dem Besuche des Grafen Kalnoky in Friedrichsruhe das bedeutsamste, erfreulichste politische Ereigniß der jüngsten Zeit.

Literarische Rundschau.

Eine neue Folge von E. du Bois-Reymond's Reden.

Reden von Emil du Bois-Reymond. Zweite Folge. Biographie, Wissenschaften, Ansprachen. Leipzig, Veit & Co. 1887[1]).

Dem im Augustheft 1886 dieser Zeitschrift angezeigten ersten Bande der Reden von Du Bois-Reymond hat sich bald eine zweite Folge angeschlossen. Hatte der erste diejenigen Reden des berühmten Physiologen zusammengefaßt, welche durch ihren allgemeineren Inhalt bereits längst das Interesse der Gebildeten gefesselt hatten und von denen einige, wie die Rede „über die Grenzen des Naturerkennens", bedeutungsvolle Losungsworte in den geistigen Kämpfen der Gegenwart geworden sind, so schließen sich die Reden des zweiten Bandes mehr dem wissenschaftlichen und akademischen Lebensgange des Verfassers an und bieten nach einer anderen Seite besonderes Interesse. Ohne seine streng wissenschaftlichen Publicationen zu berühren, geben uns diese Reden der zweiten Folge, welche fünfzehn Essays und akademische Festreden und dreizehn akademische Ansprachen enthalten, doch einen Einblick in das besondere Interessengebiet des Autors und in den Kreis, dem er besonders in den Blüthejahren des Schaffens die meisten seelischen und gedanklichen Anregungen verdankte.

Die Reden des zweiten Bandes umfassen einen Zeitraum von achtunddreißig Jahren; die älteste ist eine Abhandlung über die Lebenskraft, die letzte die Akademierede über die französische Colonie in Berlin. Sie haben beide ein streng individuelles Gepräge. Die Arbeit über die Lebenskraft ist die Vorrede zu Du Bois' epochemachenden Untersuchungen über thierische Elektricität, deren erste zusammenfassende Veröffentlichung 1848 erfolgte, und sie bildet zugleich mit ihrer scharfen Dialektik, welche das Truggebilde der noch vor etwa einem Menschenalter von den Naturforschern, selbst von einem Manne von Johannes von Müller's Rang angenommenen Lebenskraft rücksichtslos zerstört, die Vorrede für das ganze wissenschaftliche Wirken Du Bois-Reymond's, welches bekanntlich stets darauf gerichtet war, die Zurückführung der Lebensvorgänge auf rein mechanische Principien als das Ziel der Wissenschaft vom Leben hinzustellen. Für ein Verständniß ohne innere Widersprüche ist auch ein

[1]) Wie der erste Band durch die Wiedergabe eines Chodowiecki'schen Kupfers, welcher Voltaire als Verbreiter der Newton'schen Lehre darstellt, einen symbolischen Schmuck des Titelblattes erhielt, so ist der Titel des zweiten Bandes sinnig durch eine Zeichnung von der Hand des Verfassers geziert, welche in der Manier Chodowiecki's Galvani auf dem Dache seines Hauses in Bologna in dem Momente darstellt, wie er an den vom Eisengeländer herabhängenden, mit Kupferdrähten befestigten Fröschen die ersten Zuckungen wahrnimmt. Prof. du Bois-Reymond der bahnbrechende und bis heute in diesem Felde thätige Forscher der thierischen Elektricität, konnte den wissenschaftlichen Theil seiner Reden nicht bezeichnender einleiten, als durch diese interessante, von ihm nach eigenem Augenschein an Ort und Stelle gemachte Abbildung.

anderes Vorgehen gar nicht denkbar. Es fragt sich nur, ob es bei dem heutigen, noch sehr lückenhaften Wissen schon genügt, das Phantom der Lebenskraft verscheucht zu haben, wenn der Stand unserer Kenntnisse die Wissenden selbst noch nöthigt, das Ungewußte durch bloße Gleichnisse vorstellbar zu machen oder durch den kaum entbehrlichen Gebrauch von Begriffen, wie „nutritive und formative Reizung" Vorstellungen in die Naturauffassung einzuführen, welche der Annahme, wenn nicht einer einzigen, so doch verschiedener und verschieden wirkender Lebenskräfte nicht unähnlich scheinen. Immerhin ist die Energie in hohem Grade anzuerkennen, mit welcher Du Bois sein Leben lang und auch in vielen der Reden des zweiten Bandes gegen den Einfluß unklarer Allgemeinbegriffe in der Naturwissenschaft angekämpft hat. Es ist kaum etwas — außer etwa den Gegnern des Barrenturnens — was ihn zu stärkeren Aeußerungen des Unwillens und der Geringschätzung veranlaßt, als die Naturphilosophie, von der wir allerdings in seinen Schriften mehr als eine groteske Probe mit ätzendem Spott vorgeführt erhalten. Die letzte der Reden des zweiten Bandes bespricht die Rolle der französischen Colonie in der Entwicklung von Wissenschaft und Kunst in Preußen und ist ein Act persönlicher Anhänglichkeit und Dankbarkeit für das französische Element in Du Bois' Abstammung und Erziehung. Hierhin gehört auch die Gedächtnißrede auf den Physiker Paul Erman und die mancherlei Beziehungen zur französischen Colonie, die wir in Du Bois' Schriften finden; auch die Vorliebe für Chamisso, in der sich der Autor mit so vielen Deutschen begegnet, wurzelt vielleicht in diesem Boden.

Was aber dem Persönlichen in diesem Bande einen besonderen Werth verleiht, ist die vielfache Berührung von Wissenschaft und Leben, in welcher es sich hier darstellt. Ob nun der Verfasser in sorglichster Genauigkeit über die ersten aus Afrika lebend nach Berlin gebrachten Zitterwelse berichtet, oder seinem früh durch einen schrecklichen Unfall weggerafften Schüler, Dr. Carl Sachs, der zur Erforschung der Zitteraale nach Südamerika entsandt worden war und so einen der wissenschaftlichen Lieblingswünsche Du Bois-Reymond's erfüllen sollte, einen Nachruf von fast väterlicher Innigkeit hält, oder den Lebensgang seines Jugendfreundes Hallmann, eines begabten Arztes, der nach langen Kämpfen auf der Höhe seines Wirkens der Schwindsucht erlag, schildert, — wir bekommen hier überall den Eindruck unmittelbarer Lebenswärme. Wir sehen, wie des Verfassers begünstigtes Forschungsgebiet, die thierische Elektricität und im Besonderen das Studium der elektrischen Fische ihm ans Herz gewachsen ist, so daß Alles, was damit in Berührung kommt, ihm lebhaftere Töne entlockt, und wie er andererseits die geistigen Eindrücke seiner Jugend mit dankbarer Liebe festhält und sie auch uns Späteren näher zu bringen weiß.

Aus solchen höheren Empfindungen ist auch die Perle von Du Bois-Reymond's literarischen Arbeiten, die Gedächtnißrede auf den großen Physiologen und Morphologen, seinen Vorgänger im Berliner Lehramt, Johannes Müller entsprungen. Diese, nach dem Tode Müller's, am 8. Juli 1858 in der Akademie gehaltene Rede, welche zu einer umfassenden wissenschaftlichen Biographie erweitert, mit den ausführlichen Anmerkungen auf 192 Seiten etwa ein Drittel des vorliegenden Bandes einnimmt, wird Vielen allein die Anschaffung des Bandes lohnen. Denn sie entwirft von einem der fruchtbarsten und anregendsten Geister der neueren Naturwissenschaft ein so eingehendes, den Menschen wie den Forscher gleich treu schilderndes Lebensbild, sie ist zugleich eine so ergiebige Fundgrube literarischer Daten über die außer dem Hauptwerk Müller's über die Physiologie in einer Unzahl von Monographien zerstreute Thätigkeit dieses reichen Geistes, daß für Jeden, der den Zusammenhang mit der Geschichte der neueren Biologie nicht aus den Augen verlieren will, Du Bois' Biographie und Charakteristik Müller's gar nicht zu entbehren ist. Sie darf als eines der schönsten Denkmäler unparteiischer Pietät und umsichtigen Gelehrtenfleißes bezeichnet werden. Johannes Müller starb ein Jahr vor dem Erscheinen von Charles Darwin's „Ursprung der Arten", und es ist vom höchsten Interesse, bei Du Bois zu lesen, wie Müller, noch in den alten Anschauungen lebend, gegen das Ende seines Lebens doch

von manchen Zweifeln geplagt war und andererseits durch seine biologischen Arbeiten selbst den Boden für die neuere Entwicklungslehre vorbereiten half.

Als das größte und stärkste Glied in der ununterbrochenen Kette von Erscheinungen, welche die mächtige Entwicklung der neueren deutschen Wissenschaft vom Reich des Lebendigen bilden, stellt sich uns in Du Bois-Reymond's Darstellungen Johannes Müller vor Augen. Denn diese zweite Folge von Reden und Abhandlungen gibt uns in ihrer Art eine Geschichte dieser neueren Wissenschaft, und in unserer Zeit der zersplitternden Einzelforschung sind uns gerade solche, das Ganze der Wissenschaft beherrschende und zugleich mit universeller Bildung und vornehmem Geschmack ausgestattete Geister von Nöthen. Wir sehen in der Rede „Der physiologische Unterricht einst und jetzt", mit welcher Du Bois-Reymond das großartige neue physiologische Institut der Berliner Universität eröffnete, die Geschichte der physiologischen Technik aus embryonischen Anfängen und fast kindischen öffentlichen Zuständen des Unterrichts bis zur heutigen Höhe sich vor uns entwickeln. Es hat etwas rührend Komisches, den vom Verfasser nach Professor Heidenhain's Bericht citirten Bescheid zu lesen, mit welchem die preußische Regierung noch 1831 das Gesuch Purkyne's um ein selbständiges physiologisches Institut für Breslau abwies. „Es sei ganz unausführbar, jedem Herrn Professor zum Vortrage jeder einzelnen medicinischen oder naturwissenschaftlichen Disciplinen einen besonderen Apparat anzuschaffen; denn sonst müßten wenigstens (!) ein halbes Dutzend Luftpumpen, Elektrisirmaschinen, galvanische Säulen u. s. f. angeschafft, es müßten neben den erforderlichen Hörsälen besondere Sammlungs- und Apparatzimmer eingerichtet, besondere artistische Gehilfen und gemeine Lohndiener für jeden Apparat angenommen werden." Damit vergleiche man nun den mächtigen physikalischen, chemischen, mikroskopischen Apparat, welcher heute, verschiedene lediglich für die Physiologie bestimmte Anstalten vereinigend, das von du Bois-Reymond geleitete physiologische Institut bildet. Die Anschaffungen, welche man damals als zu ungeheuerlich für eine große Disciplin ansah, besitzt heute beinahe jede einzelne klinische Abtheilung der dem Unterricht dienenden Krankenhäuser, weisen in verkleinertem Maßstabe das anatomische, pathologische und pharmakologische Institut auf. Um diese Umwälzung im Unterricht und zugleich den auffälligen Umstand begreiflich zu machen, weshalb trotzdem jene Zeit der technischen Beschränkung ungleich mehr große Entdeckungen aufwies als die Gegenwart, bedürfen wir eines so kundigen Führers durch die Geschichte der Forschung, der uns zeigt, daß die großen fundamentalen Entdeckungen der heute dem Alter sich nähernden oder gar schon geschiedenen Heroen der Forschung eben nur einmal gemacht werden konnten, und daß es gerade um den von ihnen gegründeten Bau zu füllen und zu ergänzen, des Fleißes im Kleinen und verfeinerter Mittel und Methoden der Untersuchung bedarf. Vielleicht ist es aber gerade das Mißverhältniß zwischen der jetzt aufzuwendenden Mühe und der zu hoffenden Ausbeute, welche Manchen mehr, als es früher der Fall gewesen wäre, von dem dornenvollen Pfad der selbständigen Forschung abhält und ihn trotz der jetzt so reichlich dafür gebotenen Gelegenheit wieder auf die mühelosen, von Du Bois mit Recht so sehr perhorrescirten Wege der Speculation auf dürrer Haide führt.

Von den Reden allgemeineren Inhalts möge hier nur noch die an Anregungen reiche Rede „Ueber die Uebung" angeführt sein, welche im Jahre 1881 gehalten, nicht nur den praktischen Werth der Uebung von Sinnes- und Bewegungsorganen erörtert, sondern auch das schwierige philosophische Problem des Gedächtnisses physiologisch zu ergründen sucht und zu dem von Darwin neubelebten Thema der Vervollkommnung der Individuen und Racen durch Uebung und Anpassung neue Beiträge liefert. Obschon überzeugter und lebhafter Verfechter der Darwin'schen Lehre, ist der Verfasser vorsichtig genug, die Schwierigkeiten, welche sich ihr gerade hier entgegenstellen, nicht wegdisputiren zu wollen und uns nur eben bis an jenen Punkt zu führen, wo in allerjüngster Zeit durch die Anfechtung der Vererbung erworbener Eigenschaften der Kampf der Meinungen von neuem entbrannt ist. Wer die Fragen weiter verfolgen will, findet in den zahlreichen Anmerkungen, in denen der Verfasser den be-

treffenden Gegenständen bis auf die jüngste Zeit literarisch gefolgt ist, reichliches Material dazu.

Diese Anmerkungen regen uns bald durch ihre prägnante Kürze, bald durch pikante Polemik oder eine geschichtliche Abschweifung an und lassen uns eine angenehme Erholung von der frostigen Loyalität, in welche manche akademische Reden ausklingen oder von der gezwungenen Logik, mit welcher, um der Würde des Ortes zu genügen, in einzelnen solcher Ansprachen starre Einrichtungen und Gebräuche der Akademie vertheidigt werden, welche der Nichtunsterbliche bei allem Respect vor der ernsten Miene des Autors, nicht ohne Lächeln ansehen kann. Wenn, wie es in der geistreichen Ansprache bei der im Juli 1874 erfolgten Aufnahme von Virchow und Werner Siemens heißt, „der Stillung des Sehnens nach dem zureichenden Grunde die abgezogene — warum nicht abstracte? — Höhe geweiht ist, wo der akademische Geist wohnt, wenn die Akademie wirklich zum Fortbau an der Erkenntniß um ihrer selbst willen da ist"; wie kommt es, daß Männer, aus den Erfahrungs- und Geisteswissenschaften, welche bei allem Verdienst über die durchschnittliche Professorenhöhe nicht hinausragen, kaum ein Jahr nach ihrer Berufung an die Berliner Hochschule in die Akademie gewählt wurden, während Männer wie Siemens und Virchow erst Jahrzehnte lang die Erde mit ihrem Ruhm erfüllen mußten, ehe sie dieser heimischen Ehre theilhaft werden konnten? Zum Glück stehen solche Fragen an Wichtigkeit hinter jenen weit zurück, für welche der verehrte Autor der wahren Wißbegier entweder vollbefriedigende oder bei ungelösten Problemen zu erneutem Forschen spornende Antworten gibt. D. E. S.

Sanders' deutsches Stil-Musterbuch.

Deutsches Stil-Musterbuch. Mit Erläuterungen und Anmerkungen von Prof. Daniel Sanders. Berlin, H. W. Müller. 1887.

Seinen vielfach bedeutenden und immer nützlichen Schriften auf dem Gebiete der deutschen Sprachkunde hat Prof. Sanders eine neue hinzugefügt. Das deutsche Stil-Musterbuch unterscheidet sich von ähnlichen Sammlungen, deren wir viele besitzen, durch die hinzugefügten Erläuterungen und Anmerkungen, welche es zu einer, in der anmuthigsten Form gegebenen Anleitung zur Beachtung und Aneignung eines richtigen und schönen Ausdruckes in der deutschen Sprache machen. Eine Blumenlese der classischen Periode unserer Literatur ladet zum Genuß vorzüglicher Betrachtungen auf dem anziehenden, zwischen der bloßen Erzählung und der erschöpfenden Erörterung gelegenen essayistischen Grenzgebiete ein; eine Fülle von Erläuterungen, den einzelnen Stücken folgend, sucht den Leser sowohl über die Natur des behandelten Themas und den Standpunkt der jedesmaligen Behandlung zurechtzuweisen, als ihn auf Vorzüge und Mängel des gebrauchten Ausdruckes im Einzelnen aufmerksam zu machen. Die Auswahl der Stücke ist ihrem ganzen unterhaltend didaktischen Inhalte nach so getroffen, daß sie zu beiden Zwecken fruchtbare Gelegenheit bietet, und den Leser, während sie ihn amüsirt, gleichzeitig zu einem eigenen Urtheil über Gegenstand, Verfasser und Darstellungsweise zu befähigen strebt. Seltene Sachkenntniß, Erfahrung und Einsicht haben Prof. Sanders nach diesen verschiedenen Richtungen hin den zahlreichen Kreisen, auf die er rechnen darf, eine gesunde und fördernde Gabe bieten lassen. Die Prüfung des Ausdruckes in Bezug auf treffende Wiedergabe der einzelnen Gedanken und folgerechte Verbindung mehrerer überwiegt — eine freundliche grammatische Schulung nach erquicklicher Lectüre, eine Art chemischer Analyse der Speisen nach genossenem Bankett; die Belehrung über die gesammte Auffassung des Autors, in einigen Fällen eingehend und sehr dankenswerth, tritt in den meisten vorsichtig zurück, wie es scheint, um „den trockenen Ton" möglichst zu vermeiden. Wir möchten glauben, daß viele Leser, und noch mehr die vielen Leserinnen, die wir für

das schöne Buch voraussehen, dem Verfasser verbunden gewesen sein würden, wenn er hier und da der Kritik der einzelnen sprachlichen Wendungen, die ihm besonders am Herzen lag, ein etwas volleres Bild der gesammten Redeweise des betreffenden Schriftstellers und des Gedankenganges in dem vorgelegten Stück beigegeben hätte. Auch der Gedankeninhalt selbst möchte dann manchmal zu noch ausführlicherer Anschauung gebracht worden sein. Die Grenze zwischen Vortrag und Inhalt ist ja nicht immer leicht zu ziehen, ein Zuviel in diesem Punkte aber auch nicht gerade allzu besorglich abzulehnen. Wenn z. B. Goethe in seiner Anzeige der Vossischen Gedichte (S. 317) die Würdigung des hausbackenen Poeten gewandt vermeidet, indem er sich in behaglichster Breite über den wackeren und warmen, wenn auch engen Menschen und ausgezeichneten Uebersetzer ergeht, wird der Leser, ob man es nun für Stil oder Gescheidtheit halte — in Wahrheit ist es Beides, weil der eine die andere völlig verdeckt — sich gerne auf die rhetorische Taktik des milden Kritikers hingewiesen finden. Wie Vieles wird in Börne's tiefen und glänzenden, und dennoch nicht von Einseitigkeiten freien „Bemerkungen über Sprache und Stil" (S. 385) vorgetragen, das zu Erwägung und besonnener Erweiterung oder Begrenzung herausfordert! Und zu wie entgegengesetzten Bemerkungen laden die Engel'schen Stücke ein, mit ihrer blanken und schneidigen, und dennoch mehr die Oberfläche rasirenden Vernunft! Was Prof. Sanders in diesen Beziehungen bietet, ist so verständig und verständlich zugleich, daß ein Mehr gewiß Vielen erwünscht gewesen sein würde. Dürften wir noch ein Anliegen aussprechen, so wäre es dies, in den weiteren Auflagen, die wir dem Buche wünschen, die Synonymik, die der eingeschlagenen Richtung so nahe liegt, indem sie das Detail des Satzes betrifft, noch häufiger berücksichtigt zu sehen. Die Vergleichung eines etwa bemängelten, ungenauen und vorgeschlagenen besseren Wortes gibt leichten Anlaß so zu sachlicher Aufklärung wie zu sprachlicher Ausbildung. Vielleicht ließe sich auch die Zahl der modernen Lesestücke vortheilhaft vermehren. Unsere prosaische Sprache hat sich später vervollkommnet als unsere poetische, und so Großes die Classiker auch in ersterer Hinsicht geleistet haben, wir besitzen heute nicht wenige Schriftsteller, die etwa ebenso klar, scharf und rund, und dabei manches Mal leichter gegliedert und zarter gefärbt vorzutragen vermögen wie jene. Die Zeit hat auch auf diesem Gebiete nicht stille gestanden, und wo man damals Grundmauern zu ziehen hatte, kann man sich heute mit Ausbau und Abputz beschäftigen. Und man hat es mit erheblichem Erfolg gethan.

Möchte Prof. Sanders' Buch kommende Weihnacht unter vielen Christbäumen liegen! Es wird ebenso viel Unterhaltung und ungleich größeren und dauernderen Nutzen bereiten als die Producte der literarischen Weihnachtsindustrie, auf deren Trompetenstöße wir in einigen Wochen gefaßt sein müssen. *βα.*

Berichtigung.

Mein Aufsatz über die „Florentiner Maifeste" hat den Wünschen eines Herrn E. (die weiteren Buchstaben fehlen) nicht entsprochen, aus dessen Händen doch wohl mir in anonymer Sendung Nr. 261 (20. September) der Kölnischen Zeitung zugeht, in deren Feuilleton Director Dr. Bode's „Italienische Bildhauer der Renaissance" von diesem Herrn E. warm empfohlen werden. Folgende Stelle ist durch Anstreichen meiner Aufmerksamkeit besonders nahe gerückt: „Haben wir Deutsche doch in überzeugter Mitempfindung an der Seite der Italiener das 500jährige Geburtsfest Donatello's mitgefeiert, dessen Bedeutung auch ein Aufsatz Herman Grimm's in der ‚Deutschen Rundschau' gerecht zu werden sucht, in dem er aber ungerechterweise des Antheils vergißt, den Bode an der Donatello-Forschung in Anspruch nehmen darf."

Mein Aufsatz hatte nicht den Zweck, dem Publicum aufzuzählen, was von deutschen Gelehrten über Donatello geschrieben worden sei, ebensowenig wie ich bei Nennung anderer deutscher Gelehrten, die ich als an Florenz rühmlichst betheiligt anführte, Vollständigkeit im Sinne hatte. Warum wäre denn da Witte, dessen Arbeiten weltbekannt sind, warum Hartwig von mir ausgelassen worden? Ich nannte hier als die letzten Hillebrand und Reumont, weil der Tod sie hinweggenommen hatte und deren Verlust jetzt gerade schmerzlich empfunden werden mußte, und ich nannte bei der Donatello-Forschung Frey und Schmarsow als die letzten, weil von diesen jüngeren Gelehrten zwei neue und treffliche Publicationen vorlagen. Ich versäumte sogar, auf Frey's unter dem Titel „Loggia dei Lanzi" herausgekommenes Urkundenwerk hinzuweisen, obgleich die hier sich darbietende Gelegenheit eine passende gewesen wäre. Eher hätte die verdienstliche Bibliographie Donatello's von Müntz angeführt werden können, die jedoch, französisch verfaßt und in Paris erschienen, ohne Zweifel zur französischen Literatur gehört.

Dr. Bode's „Italienische Bildhauer der Renaissance" sind, wie Herr E. mich belehrt, eine Anzahl älterer, unter diesem Titel zusammengefaßter Aufsätze. Im Einzelnen kenne ich sie wohl sämmtlich, in dieser neuen Gestalt jedoch nicht. Das Beste, was Dr. Bode über die Kunst des Quattrocento geschrieben hat, ist, meiner Ansicht nach, die zum Jubiläum der königl. Museen von ihm verfaßte Festschrift, welche, wie der Titel vermuthen läßt, Nro. I des neuen Buches bildet. Ich selbst habe diese Schrift ihrer Zeit eingehend und mit der Anerkennung, die sie mir zu verdienen schien, recensirt und diese Besprechung in einen der Bände meiner „Essays" aufgenommen, wo Herr E., wenn er Lust hat, nachlesen kann.

Ich bin mit Dr. Bode seit langen Jahren befreundet und stehe zu ihm in collegialischem Verhältnisse. Mit anonymen Verdächtigungen, wie Herr E. und der anonyme Einsender seines Aufsatzes sie für nöthig halten, ist weder der Kunstwissenschaft noch deren Vertretern gedient.

Herman Grimm.

γ. **Die deutsche Aesthetik seit Kant.** Von Eduard von Hartmann. Berlin, C. Duncker's Verlag. 1886.

Das vorliegende Werk, welchem später als systematischer Theil die „Philosophie des Schönen" folgen wird, ist aus der richtigen Ueberzeugung entsprungen, daß es für den Aesthetiker nothwendig sei, sich zunächst über die Ergebnisse der Arbeit seiner Vorgänger zu orientiren, ehe er sich selber ein System bildet. Der Verf. hat diese historisch-kritische Arbeit in erster Linie im Interesse seines Systems unternommen und historische Fundamente für sein eigenes Lehrgebäude gesucht. Der I. Theil seiner „Aesthetik" steht im engsten Zusammenhange mit dem II. Theil, doch hat er auch seine selbständige Bedeutung als geschichtliche Darstellung der Aesthetik, welche alle bisherigen wesentlich ergänzt und verbessert. Ein besonderes Verdienst hat sich der Verf. zunächst dadurch erworben, daß er einige wichtige, in der Geschichte der Aesthetik bisher ganz unbekannte oder unbeachtete Aesthetiker der unverdienten Vergessenheit entrissen hat, nämlich Ast, Trahndorff, Deutinger, Oerstedt, Zeising, und diese, sowie auch eine Reihe bekannter, aber noch nicht historisch behandelter Aesthetiker, wie Carrière, Kirchmann, Lotze, Horwicz, Köstlin, Zimmermann, Schedler, Fechner u. a. zum ersten Male historisch-kritisch darstellt. Ebenfalls sehr werthvoll ist seine kritische Revision der schon von Anderen behandelten älteren Aesthetiker: Schelling, Hegel, Krause, Weiße, Schopenhauer und Schleiermacher, welche erst das tiefere Verständniß ihrer Intentionen und ihrer Stellung in der Geschichte der Aesthetik eröffnet. Eine wichtige und wesentlich originale Leistung des Verf. ist seine Gliederung der Aesthetiker nach ihren Grundrichtungen. Er unterscheidet: Idealismus, Gefühlsästhetik, Formalismus und Eklekticismus; sodann wieder abstracten und concreten Idealismus und ebenso beim Formalismus. Auf die von ihm zuerst eingeführte und nachgewiesene Unterscheidung von abstractem (platonischem) und concretem Idealismus ist besonderes Gewicht zu legen. Die Einordnung der Einzelnen in diese Richtungen hat allerdings manche Schwierigkeiten; die neue Eintheilung wirft aber andererseits auf viele Parthieen der Geschichte der Aesthetik ein neues Licht und eröffnet vielfach neue Gesichtspunkte der Beurtheilung. Die Darstellung der Entwicklung dieser Grundrichtungen, resp. der principiellen Standpunkte ihrer Vertreter von Kant an ist die Aufgabe des I. Buches. Davon getrennt wird die Entwicklung der Specialprobleme (die Modificationen des Schönen und Fragen der Kunstlehre) in Form historisch-kritischer Monographieen im II. Buche behandelt. Daß sich der Verf. auf die Aesthetiker von principieller Bedeutung beschränkt, ist ganz berechtigt; immerhin vermissen wir aber im I. Buch Fries und Griepenkerl, im II. Buch bei der Architektur G. Semper, Adamy und Maertens, bei der Musik Wallaschek. — Mit congenialem Verständniß weiß er die Intentionen der schwierigsten Denker herauszuarbeiten und oft vollkommener darzulegen als jene selber (z. B. bei Hegel und Trahndorff). Nicht ganz befriedigend sind nur die Abschnitte über Herbart und Zimmermann; von ersterem ist die „Encyklopädie d. Philos.", von letzterem die „Anthroposophie" nicht berücksichtigt. Die Beurtheilung Vischer's und Lotze's ist mindestens nicht wohlwollend. — Der Schwerpunkt des ganzen Werkes liegt in der Kritik, sie zeigt jene Bestimmtheit und Entschiedenheit, die auf dem Grunde eines selbstständigen, scharf ausgeprägten Systems erwächst. Dieses System (der concrete Idealismus) liefert dem Verf. den Maßstab zur Beurtheilung, und aus ihm schöpft er die Ergänzungen und Correcturen. Daß die Auswahl der Stellen und die Interpretation manchmal zu Gunsten seines Systems vorgenommen wird, ist nicht zu verkennen. Andererseits hat aber der Verf. nachgewiesen, daß sein Standpunkt der vorherrschenden Tendenz der bisherigen deutschen Aesthetik entspricht und gewissermaßen in der Consequenz ihrer Entwicklung liegt. Um über das System selbst zu urtheilen, müssen wir das Erscheinen des II. Theiles abwarten.

δ. **Friedrich Overbeck.** Sein Leben und Schaffen. Nach seinen Briefen und andern Documenten des handschriftlichen Nachlasses geschildert von Margaret Howitt. Herausgegeben von Franz Binder. In zwei Bänden. Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung. 1886.

Overbeck hatte nach dem Tode seiner Frau den Bildhauer Hofmann mit dessen Frau und Kindern durch Adoption so eng mit sich verbunden, daß diese Familie als die seinige galt und daß nach seinem Tode die von ihm hinterlassenen Materialien für eine Biographie in deren Hände kamen. Eine englische Schriftstellerin, Margaret Howitt, übernahm die Arbeit, und das so entstandene englische Buch wurde von Franz Binder ins Deutsche übertragen, derart jedoch, daß dem Uebersetzer alle Papiere mitgetheilt wurden und er die Originalbelege zum Abdrucke bringen konnte. Auf Abfassung solcher Biographien ist man in England wohlgeübt, pflegt aber einer gewissen Breite und Unübersichtlichkeit zu verfallen, die auch hier sich bemerklich macht. Einer eingehendern Besprechung des Buches, wie wir sie hier jedoch nicht zu geben beabsichtigen, würde die folgende Disposition sich etwa aufdrängen. 1. Kurzer Bericht über die äußere Lebensführung Overbeck's, wie sie nun sich darstellt. 2. Hervorhebung der zu berichtigenden Thatsachen, d. h. Darlegung, wie früher ungenau Bekanntes, nun erscheine. 3. Beschreibung der Hauptwerke und der Stellung Overbeck's zur gesammten deutschen Kunstentwicklung, ein Punkt, der um so wichtiger wäre, als das Buch nichts darüber sagt. So gearbeitet würde eine Recension der beiden Bände Stoff für einen hübschen Aufsatz geben. Allein Jeder, der das Buch gelesen hätte, würde sich dann sagen, es sei bei dieser Behandlung Etwas ausgelassen worden, was sowohl der Verfasserin als dem Uebersetzer Hauptsache war: die auf Religion bezüglichen Mittheilungen, welche darin enthalten sind. Weder übergehen noch objectiv würde dieses Element sich behandeln lassen, und darin liegt der Grund, weshalb wir für die „Deutsche Rundschau" von einer eingehenderen Besprechung Abstand nehmen, und uns auf Angabe dessen beschränken, was uns nach der Lectüre des Buches als deren Resultat zurückblieb.

1. Overbeck's Lebenslauf war ein so einheits-

voller, daß man einen Roman, besser, eine Legende zu lesen glaubt. Ein so harmonisches Dasein liegt fast außer aller Erfahrung. Man begegnet in Familien zuweilen Kindern zwischen dreizehn und sechzehn Jahren, schön, talentvoll, schüchtern, begeistert, mit grenzenloser musikalischer Begabung, die aus Erinnerungen Mozart'scher, Beethoven'scher und Schubert'scher Musik Phantasien zusammenweben, die etwas von Engelsmusik haben. Fünf Jahre später, und es sind entweder derbe Jünglinge oder Jungfrauen daraus geworden, oder ein frühes Abwelken hat sie fortgenommen. Denke man sich ein solches Lieblingsgeschöpf der Vorsehung ausnahmsweise nun aber mit einem Lebenslauf beschenkt, der alle jene Erwartungen ideal kindlichen Phantasielebens rechtfertigt, zur Blüthe bringt und nach einem glücklichen langen Alter harmonisch abschließt. Overbeck war ein Wunderkind dieser Art! Nach seinen ersten Anfängen würde man sich nicht verwundern, wenn das Buch plötzlich abbräche, weil er von dieser Erde fortgenommen sei, wie sein eigner Sohn Alfonso später im Jünglingsalter starb. Overbeck aber hat alle Hoffnungen erfüllt, jeden getäumten Erfolg erlebt, nie Gesinnung und Anschauungen, ja sogar nie den Ton seiner Sprache geändert und für dieses Wesen bis in ein hohes Alter stets Verständniß und Förderung und für sich selbst Freunde gefunden, die ihn in großem Kreise umgaben.

2. Overbeck war Convertit und hat, in Rom lebend, sich in absolut stiller Existenz einer Mischung kirchlicher und weltlicher Lebensführung erfreuen dürfen, die Jeder begriff und Keiner ihm beneidete.

3. Overbeck war ein schöpferisches Genie, hatte so sehr aber Alles in sich aufgenommen, was Rom an Werken des Quattrocento und Cinquecento besaß, daß seine Werke als die eines Meisters jener Jahrhunderte erscheinen, der in unserer Zeit nachträglich gleichsam zur Welt kam. Sie verhalten sich zu dieser älteren Arbeit als ebenbürtiger, aber ganz zarter Nachwuchs. Monatsrosen könnte man sie vergleichen, die, in ununterbrochener Production von Knospen und Blüthen fortarbeitend, sicherlich zur Familie der Rosen als echte Verwandte zu zählen sind, denen der vollquellende Geruch der Centifolien, ihr glühendes Roth, ihre Fülle aber fehlen.

Overbeck's Leben zu schreiben war eine Aufgabe, der vielleicht nur durch das Buch, wie es vorliegt, genügt werden konnte. Der romantische Katholicismus deutscher und englischer Convertiten hat eine gewisse Beimischung sinnlicher Süßigkeit, die, bei einzelnen Individuen als natürlich und darum berechtigt, keinen lauten Widerspruch Andersgesinnter hervorrufen wird. Construirt man nun aber, bei Darstellung der Lebensläufe solcher Naturen, die ganze sie umgebende Gesellschaft in ähnlichem Sinne, so entsteht ein Gefühl beim Leser, als ob man auf einem See von süßer Milch umherfahre und eingemachte Früchte von den Bäumen pflücke. Das Buch ist vollgepfropft von nebenherlaufenden vortrefflichen Menschen und erinnert an das Leben Raphael's von Passavant. Zuerst war dieser Ton in Wackenroder's berühmtem Buche angeschlagen worden, das doch wohl auf Overbeck von entscheidendem Einflusse gewesen ist. Für die Kunstgeschichte der Epoche, — das Wort ‚Kunstgeschichte' im höheren Sinne aufgefaßt —, ist Overbeck's Biographie, wie sie uns hier geboten wird, von Wichtigkeit.

x. **Robert Schumann's Briefe.** Neue Folge. Herausgegeben von F. Gustav Jansen. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1887.

Briefe verhalten sich zu Biographien, welche sie ergänzen, wie Illustrationen; sie vermitteln den unmittelbaren Einblick in die Lebens- und Arbeitsweise ihrer Verfasser. Die vorliegende Sammlung, welcher die „Jugendbriefe" vorangingen, erhebt sich schon durch ihren reichen, das gesammte deutsche Musikleben der Mendelssohn-Schumann-Periode umfassenden geschichtlichen Inhalt, sowie durch wahrhaft classische Aussprüche des Kritikers Schumann weit über ähnliche Unternehmungen, hat aber in Beziehung auf die Künstlerehe, von welcher sie scheinbar unbeabsichtigt, aber desto überzeugender und herzerquickender Zeugniß ablegt, wohl ihresgleichen nicht. Wer aufmerksam zwischen den Zeilen zu lesen versteht, dem wird hier die Gewißheit kommen, daß es auch glückliche Künstlerehen geben kann, selbst wenn oder gerade weil beide Gatten Künstler von Gottes Gnaden sind. In diesem Sinne hat Jansen's dankenswerthe Arbeit ihren Werth auch für Nichtmusiker und schließt sich den zahlreichen Editionen Schumann'scher Werke würdig an.

x. **Führer durch den Concertsaal.** Von Hermann Kretzschmar. 1. Abtheilung: Sinfonie und Suite. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1887.

Die ursprünglich englisch-amerikanische Praxis, dem Concertbesucher in einem Programmbuch eine orientirende, die wichtigsten Themata hervorhebende Skizze einer Sinfonie ꝛc. zur Präparation in die Hand zu geben und damit belehrend zu wirken sowie den flüchtigen Eindruck des Kunstwerkes bedeutend zu vertiefen und zu einem nachhaltigen zu machen, hat Kretzschmar als Concertdirigent seit Jahren geübt und nun seine Concertpräparationen in Buchform veröffentlicht. Historie und Kritik sind allerdings unzertrennlich, aber gerade deshalb ist das einzelne Programmbuch, speciell für Novitäten, eine Gabe von zweifelhaftem Werthe. In den weitaus meisten Fällen wird der unbefangene Zuhörer den reineren Genuß haben, als der präparirte, dessen Urtheil von einem vielleicht nicht einmal anerkannten Kritiker seine Richtung erhielt; dem Künstler sind eben genußfreudige Zuhörer lieber als urtheilslustige. Etwas anders gestaltet sich der Nutzen des Programmbuchs den bekannten Werken der Classiker gegenüber, über welche das Urtheil eigentlich feststeht, und von diesen redet Kretzschmar vorwiegend und zwar in verständlicher, theilweise fesselnder Weise.

o. **Lebenserinnerungen** von Dr. Friedrich Oetker. Band III. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Dr. Friedrich Oetker, a. o. Professor zu Bonn. Cassel u. Berlin, Theodor Fischer. 1885.

Mit aufrichtiger Freude haben wir diese Fortsetzung eines Werkes begrüßt, dessen beide ersten Bände in der „Rundschau" zur Zeit ihres

Erscheinens auf das eingehendste gewürdigt worden sind. Damals lebte der Verfasser noch, der auch zu dem Mitarbeiterkreise dieser Zeitschrift gehörte und dem sie einige sehr hübsche Skizzen aus dem Bauernleben seiner norddeutschen Heimath verdankt. Dieses idyllische, mit den frühesten Jugenderinnerungen verknüpfte Element machte sich namentlich auch in dem ersten Bande vorliegender Autobiographie noch geltend und gab ihm einen unvergleichlichen Reiz; im zweiten Bande trat schon der Politiker hervor, dem es bestimmt war, unter den schwersten persönlichen Opfern, Kerker und jahrelanger Verbannung, ein Leben voller Kämpfe zu führen; aber auch die Sache, für die er so lange mannhaft gelitten und gestritten, zuletzt triumphiren zu sehen. Männer, wie Oetker, waren es, welche in dem verhängnißvollen Menschenalter zwischen 1830 und 1866, scheinbar zusammenhangslos und auf engbegrenzten Schauplätzen, aber überall mit derselben Festigkeit dasselbe Ziel verfolgend, das Meiste dazu beigetragen haben, die Voraussetzungen zu schaffen, unter welchen das Werk Bismarck's, das Werk der nationalen Einigung Deutschlands unter preußischer Führung möglich ward. Die Geschichte dieser Kämpfe, soweit sie sich auf kurhessischem Boden abspielten und Oetker in führender Stellung daran betheiligt war, erzählt er in diesen „Lebenserinnerungen", deren dritter Band sein Neffe, Prof. Friedrich Oetker, aus seinem Nachlasse herausgegeben hat. Der starke Band, der bis zum Jahre 1867 reicht, den zweiten kurhessischen Verfassungskampf und den Verlust der staatlichen Selbständigkeit des Landes umfaßt, ist — wie der Herausgeber mit Recht bemerkt — für den Politiker und Juristen ohne Zweifel der wichtigste Abschnitt des Gesammtwerkes. Etwas seltener und „far between" sind hier die Ruhepunkte landschaftlicher und ethnographischer Schilderung, welche die Lectüre der beiden vorangehenden Bände auch für den nicht ausschließlich politischen Leser so sehr anziehend machten, wie sie andererseits zeigten, daß in dem Politiker Oetker auch ein gut Stück vom Poeten steckte. Hier kommt fast nur noch der Politiker zu Wort, allerdings in einigen der wichtigsten Momente seiner Wirksamkeit, wie z. B. in den Unterredungen mit Bismarck. Der Herausgeber, welcher in einem Anhang einige werthvolle Actenstücke und selbständige juristische Ausführungen mittheilt, hat seine nicht immer leichte Arbeit mit Gewissenhaftigkeit und Pietät gethan, auch da, wo es sich um den Ausdruck von Ansichten handelt, die er persönlich nicht ganz theilt. Für uns jedoch, und in einem historischen Sinne, kommt es lediglich darauf an, das Bild dieses hessischen Verfassungskämpfers ganz so zu erhalten, wie er in Wirklichkeit war, und wir dürfen hoffen, in nicht allzuferner Zeit dieses Bild mit dem vierten und letzten Bande von Oetker's „Lebenserinnerungen" vollendet zu sehen.

ρ. **Meyer's Conversations-Lexikon.** Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. V.—VIII. Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1886—87.

Seit unserer letzten Notiz (im Novemberheft 1886) sind vier weitere Bände der neuen Auflage von Meyer's Conversations-Lexikon erschienen, welche durch ihre Vortrefflichkeit den vorangegangenen sich würdig zur Seite stellen. Es ist nicht möglich, die Aufgabe eines solchen Werkes höher zu erfassen, als hier geschehen, noch auch in jedem Betracht, dem literarischen, artistischen und rein technischen, vollkommner zu erfüllen. Schlage man diese Bände auf, wo man wolle, man wird immer befriedigt und nicht selten überrascht sein, und nicht etwa nur durch die wahrhaft glänzenden Illustrationen oder die Fülle von Karten und Plänen, sondern ebenso sehr und vielleicht noch mehr durch Artikel wie z. B. den über Frankreich im VI. und den über Goethe im VII. Band, Arbeiten von einem selbständigen Werth, wie man sie bisher an solcher Stelle zu finden nicht gewohnt war. Keine Frage, daß Meyer's Conversations-Lexikon den Maßstab der Encyklopädie wesentlich erhöht und uns in dieser seiner vierten Auflage mit einem Musterwerk der Gattung bekannt gemacht hat, welches, wenn in abermals zwei bis drei Jahren vollendet, Alles, was auf diesem Gebiete jemals in Deutschland geleistet worden ist, übertreffen und auch die Probe des Auslandes siegreich bestehen wird. Die New-York „Nation", welche das Werk von dem ziemlich anspruchsvollen anglo-amerikanischen Standpunkt aus beurtheilt, nennt es nichtsdestoweniger ein „standard work of reference". Etwas Derartiges geschaffen zu haben, ist in der That kein geringes Verdienst, und wenn denn einmal das Material unserer Bildung einen so weiten Umfang angenommen hat, daß es der Einzelne nicht mehr zu beherrschen vermag, dann dürfen wir wohl dankbar sein für ein Hilfsmittel wie Meyer's Conversations-Lexikon, das uns, zuverlässig und treu, das Durchschnittsurtheil der Welt über so ziemlich alle Dinge gibt und zu dem man, bei täglichem Verkehr, in ein fast persönliches Verhältniß tritt wie zu dem bequemsten der Rathgeber oder Freunde, — solcher, die nur sprechen, wenn sie gefragt werden, uns aber niemals im Stich lassen.

μ. **Der wirthschaftliche Werth von Deutsch-Ostafrika.** Von Dr. Grimm. Berlin, Walther & Apolant. 1886.

Eine „Captatio benevolentiae" für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, welche, besonders in jüngster Zeit, so manchen Angriffen — ob berechtigten oder nicht berechtigten, bleibe hier unerörtert — ausgesetzt war. Mit anerkennenswerther Sorgfalt und zweifellos ungemeinem Zeitaufwand hat der Verfasser eine Menge mehr oder weniger vortheilhaft lautender Aussprüche und Auszüge aus den Werken bekannter Afrikareisender gesammelt und nach einander vorgeführt, um die Behauptungen derjenigen zu entkräften, welche die Unternehmungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft als verfehlte bezeichnen. Der Mineralreichthum Ostafrika's wird gerühmt und zum Schlusse Sansibar's ökonomischer Bedeutung sowie dessen sanitären Verhältnissen — an denen übrigens noch Niemand gezweifelt hat — ein günstiges Zeugniß ausgestellt. Abgesehen von der offenbar propagandistischen Tendenz des Buches, bietet es des Wissens- und Beachtenswerthen Mancherlei für die speciell interessirten Kreise.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Oktober zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alberti. — Plebs. Novellen aus dem Volke von Conrad Alberti. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

American Statismen: Patrick Henry by Moses Coit Tyler. Boston and New-York, Houghton, Mifflin and Co. 1887.

Andersen's Briefwechsel mit dem Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach und anderen Zeitgenossen. Herausgegeben von Emil Jonas. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1887.

Armenische Bibliothek. Herausgegeben von Abgar Joannissiany. Bd. V./VI.: Sako. Roman von Pertsch Proschianz. Aus dem Armenischen übersetzt von Johannes Lalajan. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1887.

Bern. — Deklamatorium. Eine Mustersammlung ernster und heiterer Vortragsdichtungen aus der Weltlitteratur. Herausgegeben von Maximilian Bern. Leipzig, Philipp Reclam jr.

Bibliothek der Gesammt-Litteratur des In- und Auslandes. Nr. 143/150. Halle a. S., Otto Hendel.

Bourdillon. — Am Krankenbette. Zum Trost in Krankheit und Trübsal. Aus dem Englischen des Rev. F. Bourdillon. Uebersetzt von Dina Krätzinger. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1887.

Brauns. — Christiane von Goethe geb. Vulpius. Eine biographische Skizze von F. W. Emma Brauns. Zweite Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Bülow. — Die Lösung der socialen Frage. I. Theil: Der Racen-Ursprung der gesellschaftlichen Frage. Von Otto Bülow. Coblenz. Im Verlage des Verfassers. 1887.

Chavanne. — Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate von Dr. Jos. Chavanne. Jena, Hermann Costenoble. 1887.

Dabei. — Rosen und Dornen. Roman von Graf Adalmar Dabei. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1887.

Dante Alighieri: Die Hölle. (Göttliche Komödie I.) Metrisch übertragen von Dr. med. Carl Bertrand. Heidelberg, Gustav Koester. 1887.

Druskowitz. — Zur neuen Lehre. Betrachtungen von Dr. H. Druskowitz. Heidelberg, Georg Weiß. 1887.

Flach. — Der Hellenismus der Zukunft. Ein Mahnwort von Johannes Flach. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Frauenberuf. Zeitschrift für die Interessen der gebildeten Frauenwelt. I./II. Quartal 1887. Weimar, Herm. Weißbach.

Friedmann. — Zwei Ehen. Roman von Alfred Friedmann. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1888.

Gagern, Carlos von: Schwert und Kelle. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von M. G. Conrad. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Goedeke. — Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl Goedeke. Siebentes Heft. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Dresden, Ls. Ehlermann. 1887.

Goethes Briefwechsel mit Friedrich Rochlitz. Herausgeber: Woldemar Freiherr von Biedermann. Mit Bildniß und Handschriftennachbildung. Leipzig, F. W. von Biedermann. 1887.

Günther. — Zeugnisse und Proteste. Gesammelte Aufsätze über tragische Kunst von Dr. Georg Günther. Erste Reihe. Plauen, F. E. Neupert. 1887.

Hase. — Die Entwickelung des Buchgewerbes in Leipzig von Dr. Oskar von Hase. Leipzig, G. Hedeler. 1887.

Heseliel. — Reiche Leute. Von Ludovika Heseliel. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1887.

Hessen. — Das Goldmonopol der Börse. Von Dr. Robert Hessen. Berlin, Walther & Apolant. 1887.

Heyer. — Aus dem alten Deutschen Reiche. Historische Erzählungen in romantischer Form aus dem Mittelalter. Für die heranwachsende deutsche Jugend von Dr. Franz Heyer. Bd. I: Kaiser Konrad II. Bd. II: Kaiser Heinrich III. Breslau, Max Woywod. 1887.

Hof. — Krone und Kerker. Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von N. vom Hof. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1887.

Hoppe. — Englisch-Deutsches Supplement-Lexikon als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen englisch-deutschen Wörterbüchern. Durchweg nach englischen Quellen bearbeitet von Dr. A. Hoppe. Erste Abtheil.: A—Close. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1888.

Keller. — Reisebilder aus Ostafrika und Madagaskar von Dr. Conrad Keller. Leipzig, C. Winter'sche Verlagshandlung. 1887.

Krumm. — Rede zur Enthüllung des Hebbel-Denkmals in Wesselburen am 2. September 1887. Von H. Krumm. Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer. 1888.

Liliencron. — Die Merowinger. Trauerspiel in fünf Akten von Detlef Freiherr von Liliencron. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Linde. — Faust. Eine Tragödie. Dritter Theil zu Goethe's Faust von Carl Aug. Linde. Darmstadt, Selbstverlag des Verfassers. 1887.

Loewy. — Die Vorstellung des Dinges auf Grund der Erfahrung. Ein Entwurf von Dr. Theodor Loewy. Leipzig, Carl Reissner. 1887.

Maertens. — Praktische Aesthetik der Baukunst und der gewerblichen Künste. Als Compendium bearbeitet von H. Maertens. Zweite gänzlich umgearb. u. verm. Aufl. Bonn, Max Cohen & Sohn (Fr. Cohen). 1887.

Merhèly. — Herr Professor Theodor Levin und das Städel'sche Institut. Von Merhèly. Berlin, Walther u. Apolant. 1887.

Motzkau. — Aus meinem Tagebuch. Criminal-Novellen und Skizzen von Julius Motzkau. Berlin, August Boettcher.

Niemann. — Die beiden Republiken. Roman von J. Niemann. Leipzig, Eugen Peterson. 1887.

Oertzen. — Eines Lyrikers Chronik. Von Georg von Oertzen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Otto. — Die Nachtigall von Weranfag. Kulturhistorischer Roman von Louise Otto. 4 Bde. Freiburg i. B., Adolf Kiepert. 1887.

Pechuel-Loesche. — Kongoland. I. Amtliche Berichte und Denkschriften über das Belgische Kongo-Unternehmen. II. Unterguinea und Kongostaat als Handels- und Wissenschafts-Gebiet nebst einer Liste der Factoreien. Von Dr. Pechuel-Loesche. Jena, Hermann Costenoble. 1887.

Perfall. — Ein Verhältniß. Roman von Karl von Perfall. Düsseldorf, Felix Bagel.

Philosophische Bibliothek. Heft 297—300: René Descartes' philosophische Werke. Uebersetzt, erläutert etc. von J. H. von Kirchmann. Dritte Abtheil.: Die Prinzipien der Philosophie. Heidelberg, Georg Weiss. 1887.

Pohl. — Der naturgemäße Arbeitslohn. Von Professor J. Pohl. Leipzig, J. M. Gebhardt's Verlag. 1887.

Puchner. — Aglaja. Von Rud. Puchner. Milwaukee, Wis., F. N. Caspar. 1887.

Rethwisch. — Der letzte Republikaner. Roman von Ernst Rethwisch. Norden, Hinrichs Fischer Nachfolger.

Reuter. — Glück und Geld. Ein Roman aus dem heutigen Egypten von G. Reuter. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Richthofen. — Zur Gymnasial-Reform in Preußen. Von Dr. Emil Freiherrn von Richthofen. Magdeburg, E. Baensch jr. 1887.

Salvisberg. — Kunsthistorische Studien von Dr. Paul Salvisberg. Heft I./IV. Stuttgart, A. Bonz' Erben. 1887.

Schafheitlin. — Peregrin. Ein Berliner Gedicht von Adolf Schafheitlin. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Schulpe. — Perlen aus dem Meere des Lebens. Sprüche zeitgenössischer Dichter gesammelt von Georg von Schulpe. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1887.

Siegert. — Siegfried's Tod. Tragödie in drei Aufzügen von Georg Siegert. München, Josef Anton Finsterlin. 1887.

Siemerling. — Sonne und Schatten in einem Frauenherzen. Gedichte von Therese Siemerling. Wiesbaden, Karl Wickel. 1887.

Soltau. — Ein Liebesfrühling auf Schloß Moritzburg. Historischer Roman von Hans Soltau. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1888.

Spiegel. — Die arische Periode und ihre Zustände von Dr. F. Spiegel. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1887.

Stoltze. — Gedichte in Frankfurter Mundart von Friedrich Stoltze. I. Bd. 8. Aufl., II. Bd. 2. Aufl. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Stoltze. — Novellen und Erzählungen in Frankfurter Mundart von Friedrich Stoltze. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Suttner. — Inventarium einer Seele. Von B. von Suttner. Zweite verbesserte Aufl. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Telmann. — Sphinx und andere Novellen von Konrad Telmann. 2 Bde. Freiburg i. B., Adolf Kiepert. 1887.

Verhandlungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins zu Santiago. 5. Heft. Valdivia, Imprenta „Central." (P. Springmüller.) 1887.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Erwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Erwin Dürer.

Novelle

von

Ludwig Fulda.

„Junge, Du bist ja ganz verwandelt; ich erkenne Dich gar nicht wieder!“ so sagte eines Tages Meister Ruhland im Atelier zu seinem jungen Schüler. Meister Ruhland hatte Recht. Aber es war Alles ganz natürlich zugegangen.

Als einige Jahre zuvor Erwin Dürer kaum neunzehnjährig aus seiner thüringischen Heimath in die süddeutsche Kunststadt gezogen kam, da unterschied er sich in nichts von hundert Anderen seinesgleichen. Er wollte Maler werden. Warum? Nun, er war in der Zeichenstunde immer der Erste gewesen, und sein Vater, ein ehrsamer und wohlhabender Weißbindermeister, der sich auf seine alten Tage bis zu sinnreichen Wirthshausschildern verstiegen hatte, wünschte durchaus, daß der Sohn noch ein größerer Künstler werde als er selbst. Dagegen hatte Erwin nichts einzuwenden. Er ergriff einen Beruf, weil er nicht von einem Beruf ergriffen wurde, und das Malen stellte er sich recht lustig vor.

So ganz lustig war es nun freilich nicht, wie er gedacht hatte. Der tüchtige Mann, zu dem er in die Lehre kam, hielt ihm gleich am ersten Tage eine Rede, welche in den Worten gipfelte: „Begabung ist eine Kutsche, und Fleiß ist ein Gaul. Der Gaul ohne Kutsche kann Einen weiterbringen, die Kutsche ohne Gaul aber nicht.“ Diese Rede hielt Meister Ruhland, vor seiner Staffelei stehend, und ohne von der Arbeit aufzublicken; denn er war gerade mit der Untermalung einer Pferdemarktscene beschäftigt.

Erwin ließ sich das gesagt sein. Er war fleißig ohne Uebereifer, thätig ohne Thatendrang. Er besaß die stille beharrliche Arbeitsamkeit von Menschen, die durch nichts von ihrem geraden Wege abgelenkt werden, nicht durch innere Zweifel und Kämpfe, nicht durch flackernde Wünsche und Leidenschaften. Er lebte mit der größten Regelmäßigkeit, wurde von seinen jedesmaligen Wirthsleuten als Muster und Vorbild eines Miethsherrn vergöttert, legte sich jeden Abend punkt zehn Uhr zu Bett und fand sich nach einem gesunden Schlaf jeden Morgen mit dem Glockenschlag acht Uhr im Atelier ein. Dieses Leben setzte er

mehrere Jahre ohne die geringste Unterbrechung fort; nur im Sommer gestattete er sich eine Erholungsreise in das nahe Hochgebirge, bei der er jedoch seine Studien gewissenhaft weiter betrieb. Die einzige ernstere Erschütterung im Laufe dieser Jahre erfuhr er durch den plötzlichen Tod seines Vaters. Seine Mutter war ihm schon in früher Zeit entrissen worden.

Vor Meister Ruhland hatte er gleich anfangs einen gewaltigen Respect empfunden. Derselbe steigerte sich bald zu einer fast mädchenhaften Hingebung. Der alte Mann erwiderte dies Gefühl in seiner Weise. Er hatte schon begabtere Schüler gehabt, doch von den meisten Undank geerntet; Mißtrauen und daraus entspringende Menschenscheu ließen ihn immer mehr vereinsamen. Auch besaß er die halb stolze, halb demüthige Verschlossenheit eines Mannes, dessen blühende Träume einmal unter dem Frosthauch einer großen Enttäuschung erstorben sind. Das schmiegsame, willige, immer gleiche Wesen Erwin's zog ihn an, die unbedingte Ehrfurcht des jungen Menschen wirkte tröstlich und wohlthuend auf ihn, und der Fleiß des Schülers, den Tadel und Mißerfolg niemals beirren konnten, erweckte in ihm eine väterliche Bewunderung.

Diese blieb sich gleich, auch als nach Jahren immer noch keine großen Resultate des Fleißes sichtbar wurden. Endlich stellte Erwin ein Bild aus, das Porträt einer alten Frau. Die Kritiker rühmten die Sorgfalt der Malerei, die Peinlichkeit der Pinselführung und Genauigkeit des Colorits, die Kenner sprachen von der „Individualitätslosigkeit" des Bildes, und die jungen Maler stellten sich davor und machten schlechte Witze. Die letzteren lagen hier besonders nahe, weil der Unglückliche den Namen Dürer trug und der Vergleich mit seinem großen Nürnberger Namensvetter den komischen Contrast schon in sich schloß. „Lucus a non lucendo!" sagten die Kunstjünger, die Lateinisch verstanden; die Mehrzahl, welche dieser classischen Sprache nicht mächtig war, variirte denselben Gedanken in einheimischer Ausdrucksweise.

Ein guter Freund Erwin's, der Schlachtenmaler Ballerstedt, der diese Scherze lachend mit angehört hatte, entrüstete sich nachträglich so sehr darüber, daß er sie dem Betroffenen haarklein wiedererzählte. „Du mußt Dich darüber nicht grämen," sagte er, indem er sich gleichzeitig eine Cigarrette drehte; „solchem Spott entgeht Niemand, und ein Mann wie Du kann ihn verachten."

Das that Erwin auch redlich. Aber als er nach Tisch — jene Unterredung hatte im Wirthshaus stattgefunden — das Atelier wieder aufsuchte, stieg zum ersten Mal eine bittere Empfindung in ihm empor. Es regte sich etwas wie Groll in seinem Innersten, weniger gegen die Spötter als gegen sich selbst. „Ein Mensch meines Namens hat gelebt, der unendlich viel mehr konnte, als ich jemals zu Stande bringen werde," sagte er sich. „Wozu bin ich da? Was soll ich noch?" Und er kam sich selbst ziemlich überflüssig vor.

In dieser Stimmung betrat er das Atelier, wo Ruhland an einem größeren Bilde arbeitete. Es stellte den bewegten Vorgang einer Versteigerung dar und ging seiner Vollendung entgegen. Da dies Werk für die Ausstellung bestimmt war, welche im Mai eröffnet werden sollte, und das Frühjahr vor der Thüre stand, so mußte der Künstler mit doppelter Ausdauer schaffen. Der Raum, in dem Erwin zu arbeiten pflegte, stieß unmittelbar an das Atelier seines Lehrers

und war von demselben nur durch eine immer offene Portière getrennt. Dadurch wurde es möglich, daß Beide, vor ihrer Staffelei stehend, sich mit einander unterhalten konnten, und Ruhland bekannte häufig, die Arbeit gehe ihm bei derartigen Distanzgesprächen leichter von der Hand. Heute aber warf Erwin hastig Hut und Mantel auf einen Stuhl seiner Werkstatt und eilte zu Ruhland hinüber.

„Was geht vor, mein Junge?" fragte der Alte in besorgtem Tone; denn Erwin's verstörtes Wesen war ihm sofort aufgefallen. „Was geht vor?" Dabei deutete er auf einen niederen Sessel und tupfte gleich wieder an dem kräftigen Backenbart des Auctionators herum, der ihm noch immer nicht charakteristisch genug vorkam.

Erwin warf dem Sessel nur einen verlorenen Blick zu und begann, während er in dem mäßig großen Zimmer mit langen Schritten auf- und abging, zu erzählen, weit lebhafter als sonst. Er berichtete, was für schlimme Dinge über ihn und sein Bild im Umlauf seien, und fügte hinzu, daß die Lästerer wohl nicht so ganz Unrecht hätten. „Ist es nicht wirklich ein Hohn," so fuhr er immer erregter fort, „daß ich, der Träger eines solchen Namens, nichts fertig bringe als fleißige Stümpereien? Wäre es nicht vernünftiger, ich bräche meinen Pinsel in zwei Stücke und stellte mich hinter den Ladentisch, wo ich doch wenigstens Alles leisten könnte, was von mir verlangt wird? So bin ich nur ein Wille ohne Kraft, und das ist weniger als nichts!"

Er zerknüllte ein Zeitungspapier, das er vom Tisch mechanisch aufgegriffen hatte, zwischen den Händen und warf es trotzig zu Boden. Dann hielt er plötzlich in seiner Wanderung inne, ließ sich in den Sessel fallen und stützte den Ellenbogen auf den Tisch, als müsse er diese trüben Gedanken sogleich weiterspinnen. Ruhland hatte ihm mit einer halb besorgten, halb erstaunten Miene zugehört. Er ließ sich dabei in der Arbeit nicht beirren; aber während er an seinem Auctionator herumpinselte, schielten seine alten Kinderaugen in immer kürzeren Zwischenräumen zu Erwin hinüber. Als dieser schwieg, legte er ganz gegen seine Gewohnheit Pinsel und Palette aus der Hand und trat dicht vor den ungebärdigen Schüler hin.

„Recht so, mein Junge!" sagte er ganz behaglich. „Laß Dich nur tüchtig durchrütteln; das ist Dir gesund. Aergere Dich, und wenn Dein Aerger vorüber ist, dann werden sich die Anderen ärgern; denn dann wirst Du was können."

Es war nicht zu ersehen, ob Erwin diese Worte überhaupt verstanden hatte; er stierte wie geistesabwesend auf den Boden, auf dem allerlei Kleinigkeiten herumlagen, Papierschnitzel, Farbenhülsen, Cigarrenstummel und einige Bleistifte.

„Ja, ja!" murmelte er vor sich hin.

Plötzlich fühlte er die Hände Ruhland's auf seinen Schultern. Nun hob er den Kopf empor und blickte dem Alten gerade in die Augen, welche einen mild feierlichen Ausdruck angenommen hatten.

„Du hast noch nichts erlebt, mein Junge, und deshalb hast Du auch noch nichts geleistet. Du hast noch einen zu gesunden Schlaf. Wer gut malen will, der muß wenigstens eine Zeit lang sehr schlecht geschlafen haben — oder auch

gar nicht. So habe ich's gelernt. Und weil jetzt der rechte Augenblick dazu ist, will ich Dir's erzählen."

Er machte eine Pause, als ob er eine Antwort Erwin's erwartete; doch als dieser nur seufzend die Augen mit der Hand bedeckte, zündete er sich eine kleine Pfeife an, die auf dem Tisch gelegen hatte, zog sich einen Renaissancestuhl herbei, wie man ihn auf mehreren seiner Bilder abconterfeit sieht, und begann:

„Ich erinnere mich nur dunkel an die Zeit, wo ich genau so war wie Du. Ich war in demselben Alter, etwa vierundzwanzig. Weiß der Teufel, wie gescheidt ich mir damals vorkam, und wenn ich einen Gaul gemalt hatte mit grünem Rasen drunter und blauem Himmel drüber, so war ich der Meinung, ich hätte eine Lücke in der Schöpfung ausgestopft. Ja, solche Meinungen kann ein vernünftiger Mensch haben, wenn er noch nichts erlebt hat. Aber dann kam's mit einem Mal. Da zog an meinem blauen Himmel das Gewitter herauf und zerklatschte mir den grünen Rasen, daß ich ihn selbst nicht wiedererkannte. An einem Sommerabend geschah's, auf einem Bierkeller, wo ich an den Tisch einer lustigen Gesellschaft gerieth. Lauter vergnügte harmlose Menschen, alte und junge. Und sie war auch dabei. Sie schaute mich an mit ihren klaren Augen, als wollte sie sagen: Sind wir uns endlich begegnet? Das ist schön! Nun wollen wir auch fürs Leben hübsch bei einander bleiben. Und dann zog auf einmal das schwere Gewitter herauf, Blitz, Donner und Hagel. Wir mußten flüchten; im Gedränge verloren wir ihre Angehörigen. Eine Viertelstunde später war das Wetter vorbei, und der helle Mond sah zu, wie wir uns küßten.

Später hat auch die Sonne öfters zugeschaut; doch von der Seligkeit, deren Zeuge der Mond gewesen, konnte sie nichts wissen. Denn nun kamen die Sorgen; eintönig grau umringten sie mich und benahmen mir den Athem. Ich hatte eine geliebte Braut; aber das Glück, das wir uns träumten, war so fern wie der Rauch einer Hütte drüben über dem reißenden Strom. Sie besaß wenig, und der Ertrag meiner Bilder reichte kaum hin, mich allein vor Noth zu schützen. So erschien die schwerste Stunde meines Lebens, die Stunde, wo ich zu wählen hatte zwischen meiner Liebe und meiner Kunst. Ich liebte meine Kunst, aber ich entsagte ihr einer stärkeren Liebe willen. Ich kehrte zu dem Handwerk zurück, das ich in der Jugend gelernt, dem ich mich für immer entflohen geglaubt. Damals empfand ich nicht, was ich auf mich genommen. Denn als ich aus der Tischlerwerkstatt zu ihr kam, da fiel sie mir um den Hals und stammelte unter Küssen und Thränen: Du hast mir das größte Opfer gebracht; ich kann es nur vergelten durch tausendfältige Treue all' mein Leben lang!

Siehst Du, mein Junge, das hat sie wirklich gethan. Ich war geliebt, wie je ein glücklicher Mensch. Und dennoch litt ich, weil ich meine Kunst nicht vergessen konnte. Aber so oft eine sanfte Hand über meine brennenden Schläfen glitt, da dachte ich mir: Wie nun, wenn ich meiner Liebe entsagt hätte? Das hätte die Muse doch nicht gekonnt!

Acht Jahre lang dauerte dieses Glück und diese Pein. Und als endlich ein Bild von mir, das einzige, welches ich mir während all' der Zeit in mühsam zusammengescharrten Freiheitsstunden abgerungen, weit über mein Erwarten gefiel, als ich freudiger in die Zukunft blicken durfte, als meine Erlösung aus

dem Joch bevorstand, da ist mir meine Frau an einer jähen Krankheit gestorben . . . Ich stand an ihrem Grabe und hatte den Muth, das Haus wieder zu betreten, aus dem man sie fortgetragen. Als ich nach Monaten wieder zu mir kam, da wußte ich, daß ich nur noch ein Glück vom Leben zu erwarten hatte, nicht das größte, aber doch groß genug, um dafür weiter zu athmen, das Glück der Arbeit. Und da wußte ich auch, daß ich malen konnte."

Der alte Mann schwieg. Erwin hatte aufmerksam zugehört. Jetzt beugte er sich nieder und ergriff mit beiden Händen Ruhland's Rechte. „Lehren Sie mich, was ich thun soll," sagte er leise.

„Laß Dich vom Leben belehren!" erwiderte Ruhland. Er stand auf und schüttelte sich ein wenig, als könne er dadurch die unerbetene Weichheit von sich abwerfen. Dann that er drei große Schritte auf die Staffelei zu und hatte schon ein paar kräftige Pinselstriche gemacht, als Erwin sich endlich auch erhob und langsam nach der Richtung seines Ateliers ging.

„Halt einmal, Erwin!" rief Jener hinter seinem Bilde hervor. „Heute wird es mit dem Arbeiten doch nichts. Ich bin auf dem besten Wege, meinen Auctionator total zu verderben. Da ist's rathsam, ganz aufzuhören. Und Du wirst auch nicht gerade in der Schaffenslaune sein; drum will ich Dir einen Vorschlag machen. Begleite mich zu meiner Schwägerin. Wir werden dort königlich empfangen werden. Die gute Frau drängt mich schon lange, daß ich einmal zum Kaffee kommen soll. Sie hat Besuch aus der Provinz, und da möchte sie gern mit mir Staat machen."

Eine halbe Stunde später befanden sich die Beiden auf dem Wege zu Frau Petri, der Schwägerin Ruhland's, deren Wohnung von dem Atelier nur durch einige Straßen getrennt war.

* * *

Frau Petri war die ältere Schwester von Ruhland's verstorbener Gattin. Ihren Mann, einen nüchternen, aber durch und durch ehrenhaften Beamten, mit dem sie in einer kleinen bayrischen Stadt während ihrer mehr als zwanzigjährigen Ehe vortrefflich ausgekommen war, hatte sie vor einigen Jahren verloren. Sie war dann auf den Rath ihres fürsorglichen Schwagers in die Residenz übergesiedelt, weil die knappe Pension einer Amtsrichterwittwe nicht einmal für ihre bescheidenen Bedürfnisse ausreichte, und die Kunststickerei, mit der sie sich fortzuhelfen suchte, in der großen Stadt mehr abzuwerfen versprach. Ruhland hatte die alte Dame in zartfühlender Weise unterstützt, und da sie in ihren Mustern viel Geschmack und einen gewissen Erfindungsreichthum bewies, so wurden ihre Arbeiten immer besser bezahlt, und sie konnte zuletzt dem Maler mit stolzer Freude anzeigen, daß ihr Einkommen nun nicht allein zu einem behaglichen Leben hinreiche, sondern daß sie sich auch noch etwas zurückzulegen im Stande sei.

Dieser Aufschwung ihrer Verhältnisse ermöglichte ihr auch, sich einen lange gehegten Wunsch zu erfüllen. Sie konnte die beste Freundin, welche sie sich in der kleinen Provinzstadt erworben hatte, einladen, in Gesellschaft ihrer Tochter sie zu besuchen und einige Zeit bei ihr zuzubringen. Frau Rüdiger — so hieß die Freundin — war beträchtlich jünger als Frau Petri, aber früh ver-

wittwet. Sie fühlte sich, als ihr Mann, den sie leidenschaftlich geliebt hatte, schon drei Jahre nach ihrer Verheirathung gestorben war, unendlich vereinsamt und lebte in fast menschenscheuer Zurückgezogenheit nur der Erziehung ihres Kindes. Umsomehr wunderten sich die Basen des Städtchens, als fast plötzlich eine warme Freundschaft zwischen ihr und dem Ehepaar Petri entstand und sie im Hause des Amtsrichters ein täglicher Gast wurde. Man wußte dafür nur die eine Erklärung, daß zwischen dem Amtsrichter und der noch hübschen Frau zarte Beziehungen bestünden, und bedauerte die arme betrogene Gattin. Aber man irrte sich; denn es war gerade diese, welche den schönen Freundschaftsbund geknüpft hatte, und die eigentliche Veranlassung dazu war Niemand sonst gewesen als Hedwig, Frau Rüdiger's Töchterlein. Das blonde Kind mit den rührenden dunklen Augen hatte oft, wenn es allein oder in Begleitung seiner Mutter, eine zierliche Büchertasche am Arm, von der Schule kam, die besondere Aufmerksamkeit der guten Dame erregt. Ja, es war ihr nach und nach geradezu ein Bedürfniß geworden, dem kleinen Wesen zu begegnen, und sie blickte ihm stets mit jener aus gutmüthigem Neid und sehnsüchtiger Zärtlichkeit gemischten Empfindung nach, wie sie bei kinderlosen Frauen der Anblick fremden Mutterglückes wachzurufen pflegt. Weder dem Kinde noch der Mutter entging diese Liebe aus der Entfernung, und da die einsame Frau sehr wohlthuend davon berührt wurde, suchte und fand sie Gelegenheit, die Bekanntschaft der Amtsrichterin zu machen. Niemand war glücklicher als diese; denn nun war ihrem unschuldigen Cultus keine scheue Zurückhaltung mehr auferlegt. Schon wenige Monate später avancirte Frau Petri bei der kleinen Hedwig ein für allemal zur Tante, und nach einem halben Jahre faßte sie sogar den Muth, den ernsten Herrn Amtsrichter Onkel zu nennen. Dies war die einfache Entstehungsgeschichte der treuen Freundschaft beider Familien, und lange Jahre hatten ihre Festigkeit erprobt.

Seit etwa vierzehn Tagen weilten Frau Rüdiger und Hedwig im Hause von Ruhland's Schwägerin. Man hatte diese Zeit eifrig zur Besichtigung aller nur denkbaren Sehenswürdigkeiten benutzt. Nur die größte Sehenswürdigkeit, als welche Frau Petri ihren Schwager den „Kunstmaler" anpries, wurde noch immer nicht gezeigt.

Es erregte denn auch kein geringes Aufsehen, als heute zur Kaffeestunde an die Thür gepocht wurde und ganz unerwartet Meister Ruhland mit seinem Schüler in die kleine wohnliche Stube trat. Die drei Damen hatten am Fenster gestanden, um bei möglichst günstiger Beleuchtung ein neues Stickmuster zu betrachten; nun ließen sie alle Drei in der ersten Ueberraschung gleichzeitig den Stramin los, daß das Muster zur Erde fiel. Frau Petri eilte mit Lebhaftigkeit den Eintretenden entgegen. Frau Rüdiger wechselte einen schnellen vielsagenden Blick mit ihrer Tochter. Hedwig gerieth in die größte Verlegenheit und bückte sich, weil ihr nichts Anderes einfiel, nach dem Stickmuster, hob es auf, strich sorgfältig darüber hin und rollte es zusammen. Ruhland hatte unterdessen Mühe, seine Schwägerin zu beruhigen. Denn sie beklagte ein über das andere Mal, daß sie nichts vorher von diesem Besuch gewußt, weil sie gerne so seltenen Gästen auch etwas Besonderes vorgesetzt hätte. Dann führte sie die Beiden nicht ohne Stolz den Damen zu, welche noch am Fenster standen.

Ruhland bewies die Ueberlegenheit eines Weltmannes; er schüttelte Frau Rüdiger und ihrer Tochter herzlich die Hand und wehrte die Complimente der Ersteren lächelnd ab.

„Aber was hörte ich denn immer?“ fuhr er fort, halb zu seiner Schwägerin gewandt. „Hier im Hause war nur die Rede von der kleinen Hedwig, und nun finde ich ein großes Fräulein, groß — und schön.“

Die beiden letzten Worte sprach er in leiserem Tone, damit nur die Mutter sie hören solle. Dennoch wurde Hedwig roth und schlug die Augen nieder, aber nicht weil sie jene Worte verstanden. Erwin hatte sie, seit er eingetreten war, unverwandt angesehen mit einem fast schüchternen Ausdruck und mit einem Blick, in dem sehr viel huldigende Verwunderung lag. Nun war ihr Auge diesem Blick begegnet.

Frau Petri hatte inzwischen noch zwei Tassen auf den bereits gedeckten Tisch gesetzt und im Hintergrunde eine kurze, aber wichtige Conferenz mit ihrer Magd abgehalten, worauf diese mit einem Nicken des Einverständnisses wieder verschwunden war. Der seelenvergnügten Dame war in der Aufregung die Schleife ihres Häubchens aufgegangen. Hedwig sah, wie sie daran herumnestelte und war froh, eine Beschäftigung zu finden. Sie sprang herzu und band die Schleife mit behenden kleinen Fingern. Dann nöthigte Frau Petri ihre Gäste am Tische Platz zu nehmen. Frau Rüdiger und Ruhland mußten sich als Honoratioren auf das Sopha setzen. Ruhland prüfte das weitläufige Möbel mit etwas mißtrauischen Blicken, wich jedoch der Gewalt und versank mit einem komischen Seufzer in der linken Ecke, während Frau Rüdiger die rechte eingeräumt wurde. Zu seiner anderen Seite saß Hedwig, neben dieser Erwin; Frau Petri nahm den noch übrigen Platz zwischen ihm und ihrer Freundin ein, sprang aber jeden Augenblick wieder auf, um zu sehen, wo der Kaffee bliebe.

Endlich balancirte die Magd ein großes Brett mit einer bauchigen altmodischen Porzellankanne zur Thüre herein. Die Wirthin gab ihr einen Wink, sich zu entfernen und wollte den Kaffee selbst eingießen; doch Hedwig bestand darauf, daß ihr als der Jüngsten dies Amt zufalle. Sie versah dasselbe mit jener zierlichen Anmuth der Bewegungen, welche Erwin schon aufgefallen war, als sie die Schleife gebunden. Zu ihm kam sie zuletzt.

„Lieben Sie hell oder dunkel?“ fragte sie ihn.

„Recht dunkel,“ gab er zur Antwort. Er drehte sich dabei nach ihr um und sah ihr in die Augen. Sie erröthete wieder, und es schien ihm, als ob ihre Hand leicht zitterte, während sie einschenkte. Darauf setzte sie sich und bediente sich selbst. Erwin bot ihr den Zucker an.

„Ich danke,“ sagte sie, „ich nehme nie Zucker zum Kaffee.“

„Dann vermuthe ich, daß Sie sehr viel Willenskraft haben.“

Sie sah ihn an, als erwarte sie die Auflösung eines Räthsels.

„Ja,“ fuhr er fort, „ich glaube beobachtet zu haben, daß alle die Leute, welche den Kaffee ohne Zucker trinken, sehr energische Naturen sind.“

Sie lachte, und er fand ihr Lachen ungemein melodisch; nur begriff er nicht, was sie gerade daran lächerlich fand.

Frau Petri machte ihrem Schwager Vorwürfe, daß er nicht schon früher

einmal gekommen sei. Ruhland hörte ihr von seiner Sophaecke aus, in welcher er sich nun ganz behaglich eingerichtet hatte, mit Gelassenheit zu.

„Du redest ja gerade," unterbrach er sie endlich, „als ob ich den lieben langen Tag nichts zu thun hätte. In einem Monat ist der letzte Ablieferungstermin für die Ausstellung, und da bleibt mir wenig Zeit für freundschaftliche Kaffeestunden."

Frau Rüdiger sah von ihrer Tasse auf. „Ich habe immer gemeint," sagte sie zu ihrem Nachbar gewandt, „daß die Künstler zu beneiden seien, weil sie durchaus die Herren ihrer Zeit sind. Und erst ein Mann wie Sie ist doch gewiß nicht genöthigt, fortwährend zu arbeiten, sondern kann ruhig abwarten, bis die richtige Stimmung kommt."

Ruhland's gutmüthiges Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an.

„Sehen Sie, verehrte Frau," sprach er mit sanfter Bestimmtheit, „das ist eine sehr verbreitete Ansicht, welche uns aber sehr Unrecht thut. Denn sie stempelt uns im besten Fall zu liebenswürdigen Müßiggängern. Gerade wer Herr seiner Zeit ist, wird doppelt mit ihr Haus halten, weil die Pflichten, die wir uns selber auferlegen, die stärksten sind. Und was nun gar die „Stimmung" betrifft, dies Wort habe ich niemals recht leiden können. Es ist die ewige Entschuldigung der Faulheit und Schwäche. Wer nicht allezeit die richtige Stimmung hat für die Sache, der er sein Leben widmet, an dessen Künstlerschaft kann ich nicht glauben."

Frau Petri warf einen leuchtenden Blick erst auf Ruhland, dann auf Frau Rüdiger, als wollte sie sagen: „Nun, habe ich zu viel versprochen? Ist er nicht eine Sehenswürdigkeit?" Hedwig spielte mit den Franzen des Tischtuchs. Erwin betrachtete sie prüfend. Er fand ihr Profil wunderbar schön; aber er wußte noch immer nicht, was er von ihr halten sollte.

„Du bist ja ganz verstummt, mein Junge," sagte Ruhland zu ihm. „Willst Du mir etwa nicht Recht geben?"

Erwin hatte die Empfindung, als sei er ertappt worden. Er wußte im ersten Augenblick nicht, was er antworten sollte. Da fühlte er, daß Hedwig ihn fragend anschaute, und das machte ihn mit einem Male beredt.

„Wie könnte ich eine andere Meinung über die Kunst haben als Sie," fing er an, „da ich Alles, was ich von ihr weiß, Ihnen verdanke? Als ich hierher kam, war sie mir noch ein leerer Schall; aber jetzt liebe ich sie, weil ich von Ihnen gelernt habe, sie zu lieben. — Leider bin ich noch ohne Gegenliebe," setzte er mit einem gezwungenen Lächeln hinzu.

„Das sind seine tragischen Gedanken," bemerkte Ruhland, gleichsam entschuldigend. „Er wäre kein ehrlicher Freier, wenn sie ihm fehlten. Aber seine Flamme wird ihn schon erhören, das versichere ich Ihnen."

Es trat eine Pause in der Unterhaltung ein, weil Niemand wußte, wie dieses Thema fortzuführen sei. Frau Petri hatte die Geistesgegenwart, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Sie erzählte ihrem Schwager, daß die Damen erst nur zu einem ganz kurzen Besuch sich hätten verstehen wollen, daß sie ihnen aber keine Ruhe gegeben, bis sie versprochen hätten, noch mindestens einen Monat zu bleiben. „Und ich lasse sie auch nicht fort," sagte sie eifrig,

„bis sie alles Schöne hier gesehen und genossen haben. Nun wird es nicht mehr lange dauern, bis die milden Tage kommen, und dann wollen wir ein paar Ausflüge ins Gebirge unternehmen. Hedwig kennt bis jetzt nur ihre heimathlichen Maulwurfshügel. Da sollst Du Augen machen, mein Kind!"

„Du wirst mir sie noch ganz verwöhnen," unterbrach Frau Rüdiger lächelnd ihre Freundin.

„Lieben Sie die Natur, Fräulein Hedwig?" fragte Ruhland.

„O ja, ich möchte gar zu gern die Berge sehen!"

Ein verlorener Strahl der sinkenden Sonne, die noch zuletzt die dichten Wolken durchbrochen hatte, fiel in die Stube und glitt über Hedwig's Haare hin. Noch einige Secunden spielte er auf dem Bilde über dem Sopha, welches Ruhland's verstorbene Frau darstellte ... in ihren Mädchenjahren. Dann verlosch er plötzlich, und es begann zu dämmern.

Ruhland schilderte mit großer Anschaulichkeit die ersten Wanderungen, die ihn als jungen Mann ins Hochgebirge geführt hatten. Damals habe man noch die ganze abenteuerliche Romantik einer Fußreise durchkosten können von der wilden, erhabenen Einsamkeit bis zum Strohlager in der Scheune und zum unglaublich schlechten Essen. Er sei in Gegenden gekommen, wo ein Fremder schon an und für sich eine unheimliche Merkwürdigkeit gewesen, und als er gar seinen Malerkasten geöffnet und mit dem Pinsel zu hantiren angefangen, da habe sich manch' ein Bäuerlein bekreuzigt und sei ihm ausgewichen wie einem bösen Spuk. „Jetzt ist es freilich anders geworden," so schloß er, „aber schwerlich besser. Der böse Spuk ist nun wirklich da; eine Menge von gelangweilten und langweiligen Sommerfrischlern machen die entlegensten Thäler unsicher, und ein unglücklicher Maler findet nirgends mehr ein Plätzchen, das ihn vor der Zudringlichkeit der Neugierde schützt. Doch die Eingeborenen bekreuzigen sich nicht mehr, sondern suchen ihre Gewissensangst durch große Rechnungen zu beschwichtigen."

Der Maler mußte selber lächeln über die lebhafte Heiterkeit, die seine Worte besonders bei Hedwig hervorriefen. Sie hatte, wenn sie lachte, eine eigenthümliche Art, den Kopf seitwärts zu neigen und ihre rechte Wange in die Hand zu stützen; dies stand ihr ausnehmend gut und gab ihrem Gesichtchen etwas allerliebst Schelmenhaftes. Es bereitete Erwin das größte Vergnügen, sie lachen zu sehen. Aber plötzlich nahmen ihre Augen einen seltsamen Glanz an. „Ich möchte frei sein und wandern können durch die ganze Welt!" Sie erschrak, wie sie das gesagt hatte, als wäre ihr wider ihren Willen ein Geheimniß entlockt worden.

Der alte Maler betrachtete das Mädchen mit beinahe väterlicher Zärtlichkeit; aber er schwieg. Nach Art aller verschlossenen Menschen verwahrte er das Milde und Sonnige seiner Natur am ängstlichsten. Erwin's bemächtigte sich mehr und mehr eine seltsame Erregung, über die er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte. Er war gewohnt, auch in seinen Gefühlen genaue Ordnung zu halten und im Geiste Buch darüber zu führen; jetzt beunruhigte er sich doppelt, weil etwas Neues, noch nicht Erlebtes in ihm vorging, für das er noch keinen Namen wußte.

„Da die Herren Künstler sich so ungern bei der Arbeit belauschen lassen,"

nahm Frau Rüdiger das Wort, „so haben wir auch kaum den Muth zu fragen, ob wir einmal Ihr Atelier besuchen dürfen?“

„Nun, das wäre noch schöner,“ eiferte Frau Petri mit vorweggenommener Entrüstung. „Wozu hätte ich denn einen Schwager, wenn er so ein Bär sein wollte, meine Gäste von seiner Schwelle wegzugraulen!“

„Glauben Sie ihr nicht,“ wandte sich Ruhland mit behaglichem Lächeln an seine Nachbarin. „Ich bin kein Bär, wenn ich auch manchmal brumme. Und man hat schließlich noch so viel Farbensinn, daß man Freunde nicht mit Zudringlichen verwechselt. Lassen Sie sich recht bald bei uns blicken; Sie werden uns willkommen sein; nicht wahr, Erwin?“

„Ich würde mich außerordentlich freuen,“ versicherte dieser, „wenn auch bei mir nur wenig zu sehen ist.“ Gleichzeitig überlegte er sich, wie er bis dahin sein Atelier herrichten solle, damit es Hedwig besser gefalle.

Frau Petri gab sich mit unbestimmten Versprechungen nicht zufrieden. Es mußte für diesen Besuch sofort eine Stunde ausgemacht werden. „Also übermorgen Vormittag,“ entschied sie endlich, nachdem einige andere Vorschläge keine Majorität bekommen hatten.

Mittlerweile war der Abend herangeschlichen, und in dem dämmernden Zwielicht ließen sich nur noch die allgemeinen Contouren unterscheiden. Die Stube schien größer und höher geworden, und unwillkürlich dämpften die Sprechenden den Klang ihrer Stimme. Frau Petri betonte, daß jetzt die eigentliche Plauderstunde gekommen sei. Dennoch wollte das Gespräch nicht mehr recht in Fluß kommen, und es war eine vergebliche Mühe der Wirthin, als sie immer wieder von etwas neuem anfing. Ruhland und Frau Rüdiger gehörten überhaupt nicht zu den redseligen Leuten. Hedwig saß unbeweglich, die Hände in den Schoß gefaltet. Erwin war der Einzige, an den sich Frau Petri mit einigem Erfolg halten konnte; aber er gab ganz zerstreute Antworten.

Eine wohlige träumerische Stimmung hatte sich der Gesellschaft bemächtigt. Dennoch empfanden es Alle wie eine Art von Befreiung, als Ruhland sich erhob und zum Aufbruch mahnte. Frau Petri versuchte zwar ernstlich, ihn zurückzuhalten; aber er sowohl als Erwin, der sogleich auch aufgestanden war, zeigten unerbittliche Festigkeit. Man verabschiedete sich rasch. Erwin machte vor Hedwig eine wohlgelungene Verbeugung und war schon im Begriff Ruhland zu folgen, als er merkte, daß sie ihm die Hand hatte reichen wollen. Sie hatte sie jedoch schon sinken lassen, als er die seinige ausstreckte. Er glaubte zu bemerken, daß sie darüber lächelte. Mit einer ärgerlichen Beklommenheit stieg er neben Ruhland die Treppe hinab. —

„Das ist ein prächtiges Mädel!“ sagte der Maler, als sie unten auf der Straße angekommen waren. Erwin erwiderte darauf nichts, und so gingen sie schweigsam mit einander bis zum Atelier, wo Ruhland auch seine Wohnung hatte. Hier trennten sie sich. „Gehst Du noch in die ‚Lilie‘?“ fragte der Alte seinen Schüler. Die ‚Lilie‘ war das Lokal, in welchem dieser sich allabendlich mit einigen Bekannten zusammenfand. Erwin beantwortete die Frage bejahend.

Sobald er aber allein war, erschien es ihm wie eine Unmöglichkeit, heute

Abend noch Kneipenluft zu athmen und sich über ganz gleichgültige Dinge herumzustreiten. Er schlug deshalb den Weg nach seiner Behausung ein.

Seine Wirthsfrau fragte ihn besorgt, ob er nicht wohl sei. Denn er war, so lange er bei ihr wohnte, noch niemals um diese Zeit heimgekommen. „O doch," erwiderte er lustig. Dann begab er sich in sein Zimmer, und sie hörte, wie er darin mit großen Schritten auf- und abging und eine leichte Melodie vor sich hinträllerte. —

Frau Petri und ihr Besuch saßen noch am runden Tisch beisammen. Das Gespräch drehte sich beinahe ausschließlich um die beiden Künstler. Eine Lampe stand jetzt in der Mitte des Tisches, und jede von den Damen hatte ihre Handarbeit vorgenommen. Hedwig betheiligte sich sehr geflissentlich an den Lobeserhebungen, die man Ruhland widmete. Er sei ihr gar nicht wie so ein berühmter Mann vorgekommen, versicherte sie, sondern wie ein alter Freund. Und er besitze sehr treuherzige Augen; man müsse ihm Alles glauben, was er sage. Sie habe sich übrigens unter einem Künstler immer etwas ganz Anderes gedacht; Ruhland sehe eigentlich aus wie ein Castellan oder wie ein Uhrmacher. Wenn dagegen die Rede auf Erwin kam, der den alten Damen sehr gefallen hatte wegen seiner Ruhe und Wohlerzogenheit, so blieb sie stumm und beugte sich tief zu ihrer Arbeit hinab.

„Ich war sehr überrascht, liebes Kind," sagte Frau Petri zu Hedwig, ohne von ihrer Stickerei emporzuschauen, „sehr überrascht, daß Du so verändert warst. Sonst bist Du das Fräulein Uebermuth, und auf meinen Schwager hattest Du Dich ja besonders gefreut. Aber Du thatest beinah, als ob Du Furcht vor den beiden Herren hättest."

Hedwig senkte den Kopf noch tiefer; sie mußte sich in den Stichen verzählt haben.

Ihre Mutter übernahm es, sie zu rechtfertigen. „So ist sie immer, wenn Fremde zugegen sind."

Einige Minuten lang herrschte Stillschweigen. „Es ist hier sehr heiß," sagte dann Hedwig, indem sie ihre Arbeit auf den Tisch legte und sich mit der Hand über die Stirne fuhr. — —

Sie konnte lange nicht einschlafen in dieser Nacht. Fortwährend sah sie Erwin vor sich stehen, und er schaute sie an mit jenem stillen, verwunderten Blick wie zuerst, als er in die Stube getreten war. Sie gab sich endlich die größte Mühe, dies Bild zu verscheuchen, doch umsonst. Dann zerflatterte es von selbst, aber nur um sich in tausend flüchtige Vorstellungen aufzulösen, die alle wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrten. Bald befand sie sich in Erwin's Atelier, wo an den Wänden lauter schöne Prinzen hingen, sämmtlich von ihm gemalt. Und er selbst war ein schöner Prinz; er reichte ihr seinen Arm, und sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Bald glaubte sie von einem hohen Berg hinabzublicken auf ein weites Thal mit vielen Flüssen und Seen, die alle von der untergehenden Sonne vergoldet waren. Und wiederum stand Erwin neben ihr. Jetzt aber schaute er ihr tief in die Augen, und sie glaubte, seine Stimme zu hören: „Recht dunkel, das liebe ich!" — So träumte sie sich in den Schlaf. Doch jene wechselnden Bilder umgaukelten auch die

Schlummernde, nur unzusammenhängend, widerspruchsvoll, verwirrt und verzerrt. Sie fuhr in einem kleinen Kahn auf einem See, der unendlich groß sein mußte; denn sie konnte keine Ufer sehen. Erwin ruderte, und dabei schaute er sie unverwandt an. Plötzlich ließ er die Ruder fallen; mit Angst bemerkte sie, wie eines nach dem andern langsam vom Bootsrand ins Wasser hinabglitt. Dann hatte Erwin, ohne daß sie sich dessen bewußt geworden, ihre beiden Hände ergriffen; sie überließ sich ihm ruhig, während er leise flüsterte. Sie verstand die Worte nicht; aber eine unsagbare Zufriedenheit, eine vertrauliche Seelenstille war über sie gekommen. Lächelnd schloß sie die Augen. Ein unheimliches Rauschen schreckte sie wieder empor; da war sie allein im Boot und Erwin verschwunden. Aber der See toste und kochte rings um sie herum, immer wilder, immer ungestümer. Sie schrie auf in namenloser Pein; eine große, weiße, sprudelnde Welle schlug in den Kahn, daß er schwer wurde und sank und sank. . . . Da wachte sie auf, kam langsam zur Besinnung, und es deuchte ihr, als vernähme sie noch immer die unheimliche Stimme des grollenden Sees. Doch es war nur das Rauschen ihres erhitzten Blutes. Durch die geschlossenen Vorhänge des Fensters fiel ein matter ungewisser Schein, und sie hörte nichts mehr als das bedächtige Ticktack der Wanduhr und die tiefen Athemzüge ihrer schlafenden Mutter.

* * *

Am Morgen des übernächsten Tages trat Erwin eine gute halbe Stunde früher als gewöhnlich in sein Atelier. Zunächst warf er einen Blick in den halb erblindeten Spiegel, der zwischen einem in Kreide gezeichneten Laokoon und der Farbenskizze einer Gebirgslandschaft an der grau getünchten Wand hing. Er fuhr sich einige Mal mit der Hand durch die Haare und zupfte an seiner Cravatte herum, bis ihr Aussehen seinem Ideal von nachlässiger Zufälligkeit entsprach. Im Nebenraum war Alles ruhig; der Meister befand sich also noch in seiner Wohnung. Erwin nickte befriedigt; denn zu dem, was er plante, wollte er keinen Zeugen haben.

Einige Augenblicke stand er in der Mitte des Zimmers und nahm Inventar. Dann setzte er sich auf den niedrigen Schemel vor seiner Staffelei, um noch einmal zu überlegen, nach welchem Princip er sein Atelier für den Besuch am würdigsten und zweckmäßigsten vorbereiten könne. Ordnung zu machen und all die hunderterlei Kleinigkeiten, wie Gebrauch und Zufall sie auf dem Fenstersims, den Tischen, Stühlen, Wandbrettern und auf dem Fußboden zerstreut hatten, wegzuräumen, diesen Gedanken verwarf er sofort. Der Eindruck des Ursprünglichen, der künstlerischen Sorglosigkeit mußte unter allen Umständen gewahrt bleiben. Nur Einzelnes konnte hier verbessert werden. Einen alten Sessel befreite er von mehreren verstaubten Mappen und illustrirten Zeitungen; dann breitete er eine rothe Peluchedecke, die er vor Kurzem zu Studienzwecken gekauft hatte, über den schadhaften Bezug. Ebenso wurden zwei Holzstühle, auf denen eine bunte Gesellschaft von Flaschen, Pinseln, Büchern und sonstigem Krimskrams versammelt war, gesäubert und mit zwei altmodischen gestickten Kissen, Erbstücken seines Elternhauses, belegt. Die so geschmückten Möbel stellte er in einiger Entfernung vor seine Staffelei, so daß sie als Sperrsitze gelten konnten, welche der gefällige Künstler ein für allemal seinen Besuchern reservirt hatte. Die aus-

quartirten Mappen, Zeitungen und Bücher schichtete er auf dem ehrwürdigen Sopha zusammen; doch das gefiel ihm noch nicht recht. Er legte sie fächerförmig und kreuzweise; einige von den Büchern schlug er auf; aus den Mappen ließ er ein paar Skizzen, die er sorgfältig ausgewählt hatte, halb heraussehen. Dieses Arrangement fand seinen besonderen Beifall, als er zwei Schritte zurücktrat, um es im Ganzen zu überblicken. Eine Theemaschine und eine Porzellantasse, auf der mit großen blauen Buchstaben sein Vorname eingebrannt war, entfernte er nach kurzem Besinnen gänzlich.

Hierauf ging er wieder zu seiner Staffelei. Er rückte sie hin und her, um ihr die möglichst günstige Beleuchtung zu sichern; er stellte sie etwas tiefer, dann eine Kleinigkeit höher. Erst zuletzt fiel ihm ein, daß eigentlich nichts darauf stand, was die Besichtigung lohnte. Das neue Bild, welches er vor kurzem begonnen hatte, war noch ganz in den rohesten Anfängen. Es sollte einen jungen Bauernburschen darstellen; aber nur Eingeweihte vermochten dies aus den krausen schwarzen Linien und den paar bunten Klecksen zu errathen. So konnte das nicht bleiben. Er nahm die Leinwand herunter und stellte dafür das Porträt der alten Frau hinauf, welches im schönen Goldrahmen umgedreht an der Wand gelehnt hatte, seit es als unverkäuflich zu seinem Schöpfer wieder heimgekehrt war. Aber auch die Längswand gegenüber der Staffelei kam ihm unerträglich kahl vor. Er beschloß, diesem Uebelstand dadurch abzuhelfen, daß er hier noch einige seiner gelungensten Skizzen anheftete. Mit großer Sorgfalt suchte er dieselben aus, meist Einzelfiguren, weil er auf diesem Gebiet sich am stärksten glaubte. „Nein, sie ist eine Freundin des Gebirges!“ fuhr es ihm durch den Kopf. Und er legte seine Bauern und Bäuerinnen wieder in die Mappe zurück, um statt ihrer Landschaften daraus hervorzuholen. Vier oder fünf dieser Veduten bestanden in der engeren Wahl als Sieger und wurden in symmetrischer Anordnung an der Wand befestigt. Laokoon und der alte Spiegel mußten weichen; der letztere wanderte in die Verbannung einer finsteren Ecke des Kleiderschrankes.

Noch allerlei kleinere Umgestaltungen nahm Erwin vor, bis das Gesammtbild annähernd seine Wünsche befriedigte. Und doch, wie er sich jetzt in den Sessel niederließ, um ein wenig auszuruhen, da überfiel ihn eine tiefe Traurigkeit, ein rathloses Verzagen, ein bitteres Mitleid mit sich selbst, wie er es nie vorher empfunden hatte. Er war nie ehrgeizig gewesen, noch weniger neidisch auf fremde Erfolge. Auch vorgestern hatte seine Verstimmung nur die Oberfläche seiner geordneten Seele berührt; es war mehr ein Aerger gewesen über das ironische Verhängniß, das in seinem Namen lag, als der Beginn eines inneren Streites. Aber heute! Da hatte er nun mühevoll sein ganzes künstlerisches Besitzthum gleichsam in Parade aufgestellt, das Resultat seines Lebens. Und das Alles erschien ihm heute wie nichts, wie gar nichts, nicht einmal werth, daß zwei große dunkele Augen nur eine Sekunde darauf verweilten. Ja, wäre es nicht besser, sie würden gar nicht hereinschauen in diese unsägliche Armuth, um sich dann enttäuscht und entnüchtert davon abzuwenden! Zum ersten Mal fühlte er einen glühenden, verzehrenden Drang, Etwas zu vermögen, Etwas zu schaffen, etwas Großes, Gewaltiges, Hinreißendes. Es preßte seine Hände in

einander; es war ihm zu Muth, als müsse er fliehen vor sich selbst und sei doch ewig, ewig angekettet. „Ich möchte frei sein und wandern können durch die ganze Welt!“ Er wußte nicht, warum diese Worte Hedwigs ihm gerade jetzt wieder lebendig wurden. Unwillkürlich griff er nach seinem Herzen, und ein paar Thränen traten ihm in die Augen.

Die Thüre des anstoßenden Ateliers wurde geräuschvoll ins Schloß geworfen. Ruhland war eingetreten, zog seinen Arbeitskittel an und ging ohne Weiteres ans Werk, wie dies seine Art war. Erwin erhob sich rasch und machte sich etwas zu schaffen für den Fall, daß sein Lehrer zu ihm hereinkommen werde. Aber dieser rief ihm, schon vor seiner Staffelei stehend, nur ein flüchtiges Gutenmorgen zu. Er erwiderte den Gruß, indem er dabei mit nicht geringer Anstrengung seine Stimme zu einem gleichgültigen Tone zwang. Sonst war Ruhland in allen Dingen sein Vertrauter gewesen; nichts hatte sich während langer Jahre zugetragen, was er ihm nicht sofort gebeichtet. Heute fühlte er sich nicht fähig, auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen.

Einige Stunden verflossen, für Ruhland in angespannter Thätigkeit, für Erwin in jenem willenlosen Müßiggang, der uns bezwingt, wenn wir einer großen Entscheidung entgegenharren. Worin diese Entscheidung bestehen sollte, darüber wurde er sich selbst nicht klar. Doch gerade deshalb steigerten sich seine verworrenen Phantasien, denen er ohne jede Ablenkung anheimgegeben blieb, zu einem wollüstigen Rausche, zu der schlaffen Betäubtheit, die sogar den Schmerz wie ein dumpfes Behagen empfindet.

Erst als gegen Mittag an Ruhlands Thüre gepocht wurde, fuhr er empor. Er mußte sich einen Moment lang besinnen, wie Jemand, den man aus tiefem Schlaf geweckt hat. Nun vernahm er bereits die lebhafte Stimme der Frau Petri und Ruhlands heitere Bewillkommnung. Sie waren da! Wunderlicher Weise schien er sich jetzt vollständig beruhigt; er hatte sogar die Unbefangenheit, seinen bisherigen Zustand komisch zu finden. Sollte er hineingehen? Sollte er warten, bis die Damen selbst zu ihm hereinkämen? Diesem Zweifel wurde er schnell überhoben. „Erwin!“ rief Ruhland, „unser hoher Besuch ist eingetroffen. Hilf mir repräsentiren!“

Mit formeller Verbindlichkeit begrüßte Erwin die Ankömmlinge. Auch Hedwig reichte er die Hand; aber er traute sich nicht, ihr herzhaft ins Gesicht zu schauen. Ruhland hatte sich neben seine Staffelei gestellt und gab allerlei Erklärungen zu dem noch unvollendeten Gemälde, dessen Absichten jedoch schon in erfreulicher Wirkung zu Tage kamen. Frau Petri hatte eine Lorgnette vorgenommen und betrachtete das Bild mehr aus der Entfernung. Die Perspective trete so besser hervor, behauptete sie. Frau Rüdiger dagegen ließ es sich nicht nehmen, das Detail aus nächster Nähe zu bewundern. Vor Allem, meinte sie, müsse der Fußboden — Steinplatten, auf welche aus großen Fenstern ein ungleiches Licht fiel — außerordentliche Schwierigkeiten verursacht haben. Ruhland setzte ihr sehr geduldig auseinander, daß er eigentlich noch größeren Fleiß auf die Figuren habe verwenden müssen. Hedwig fand besonders den Auctionator mit der Hornbrille und der rothen Nase sehr gelungen; fast genau so habe ihr Geschichtslehrer ausgesehen. Ob Herr Ruhland den gekannt habe?

Sie ließ ihre Augen ungeduldig im ganzen Atelier herumfahren und richtete ihre weiteren wißbegierigen Fragen an Erwin, da der Schöpfer der „Versteigerung" noch immer ganz von den beiden Damen in Anspruch genommen war. Sie fand es ermüdend, bei einem Gegenstand so lange zu verweilen. Erwin führte sie herum und gab zu Allem, dessen Bedeutung ihr unverständlich blieb, gewissenhafte Erläuterungen. So waren die Beiden zum ersten Mal sich selbst überlassen. Beide wurden sich dessen gleichzeitig bewußt; aber dies Bewußtsein wirkte verschieden auf sie. Während Erwin einer starken Beklemmung nicht Herr werden konnte und nur mit Mühe den Schein der Unbefangenheit bewahrte, durchströmte Hedwig ein Gefühl des Glückes. Die reiche Genußfähigkeit ihres jungen Lebens brach hervor. Eine undeutliche Stimme sagte ihr, daß sie sich nach dieser Stunde zurücksehnen werde, wenn sie vergangen sei. Drum wollte sie die Gegenwart tief einathmen wie den süßen Duft der ersten Veilchen. Sie wunderte sich selbst über ihre Beherztheit; denn sie war sehr gesprächig geworden, und die verschiedenen Merkwürdigkeiten des Ateliers bildeten nicht mehr die Grenzsteine der Unterhaltung. War Erwin neulich angezogen worden durch ihr anmuthiges Schweigen, heute entzückte ihn ihr liebliches Plaudern. Sie sprach — ja, wovon? Von jenem reizenden Garnichts, bei dem die Worte nicht Worte sind, sondern Töne einer bestrickenden Melodie, die so unendlich rührend ist, weil sie unbewußt und absichtslos hervorquillt aus der erwachenden Seele . . .

So hatten sie die Rundreise um das geräumige Atelier beendet und standen bei der Portière, die zu Erwin hinüberführte. Frau Petri und Frau Rüdiger ließen sich gerade die Farbenmischung enträthseln, welche für den Rock einer Bäuerin in Anwendung gekommen war. „Hier hause ich," sagte Erwin zu Hedwig, indem er nach dem Nebenraume wies. „O, zeigen Sie doch," erwiderte sie mit unverhohlener Neugier.

Da war sie in seinem Atelier, — sie allein. Das Herz klopfte ihm hörbar. Worauf sollte er zuerst ihre Blicke lenken. Was mochte ihr die größte Freude machen? Mit einem Male eilte sie nach dem Fenster hin und klatschte in die Hände wie ein Schulmädchen: „Ein Schwalbennest!" rief sie. „Das bedeutet Glück! Nein, sehen Sie nur, da steckt ein Schwälbchen den Kopf heraus. Die ist aber schon früh wieder da! Grüß Gott! Grüß Gott!" Dabei machte sie einen Knix und behauptete dann ernstlich, das Thierchen habe ihr Compliment erwidert. „Sie kennen mich alle und haben mich lieb; bei uns im Wald, da gibt es eine Menge; Sie sollten nur einmal hinkommen!"

Erwin konnte einen leisen Aerger nicht unterdrücken. Er hatte sich so lange geplagt, um für seine künstlerische Einrichtung ihren Beifall zu erringen, und nun bewunderte sie eine Schwalbe! Er hatte das Nest bis jetzt nicht einmal bemerkt; nur hie und da war er durch ein Geflatter vor den Scheiben in seiner Arbeit gestört worden.

Bereits hatte Hedwig sich zu den Landschaftsbildern gewendet, die er heute früh an die Wand geheftet hatte. Unruhig glitten ihre Augen darüber hin und verweilten nur länger bei einer großen Farbenskizze, welche den Walchensee darstellte. „Dort muß es herrlich sein!" sprach sie, mit der Hand darauf hin-

deutend. Erwin bemerkte gleichsam entschuldigend, daß es eine seiner frühesten Arbeiten sei. Er zeigte nach dem Porträt der alten Bäuerin auf der Staffelei. „Dies hier wird Ihnen wohl besser gefallen."

„O, die ist alt und runzelig," sagte Hedwig. „Aber sie ist so natürlich, daß man ordentlich Angst vor ihr hat." Sie lehnte sich über den großen Sessel und schaute angelegentlich zu dem jungen Maler hin. „Wissen Sie, Herr Dürer, wenn ich malen könnte, ich würde lauter schöne Leute malen." In demselben Augenblicke wurde sie feuerroth und stammelte: „Ich rede wohl rechten Unsinn. Sie müssen deshalb nicht böse sein; ich verstehe ja gar nichts davon." Wie bittend streckte sie dabei ihre Hände aus. Erwin war bezaubert; so schön hatte er sie noch nie gefunden wie jetzt. „Wenn ich sie malen dürfte," fuhr es ihm blitzschnell durch den Sinn, und laut und lauter widerhallte es in ihm: „Wenn ich sie malen dürfte!"

Er führte sie weiter; aber es entging ihm nicht, daß ihre Gedanken nicht bei der Sache waren, daß sie sogar Manchem, wovon er sich besondere Wirkung versprochen, gar keine Aufmerksamkeit schenkte. Das konnte ihm bei seiner jetzigen Stimmung nicht mehr empfindlich sein; denn er selbst überraschte sich dabei, wie außerordentlich gleichgültig seine ganze kleine Welt ihm nun vorkam. Fast erschien ihm dies Alles wie etwas Fremdes, Fernliegendes, was ihn nur zufällig umgab, ihn aber streng genommen gar nichts anging. Er ahnte, daß auch der altgewohnte Raum uns neu wird, wenn wir etwas Neues darin erleben.

„Hier müßte man gut tanzen können," nahm Hedwig das stockende Gespräch wieder auf. „Tanzen Sie gern?"

Erwin gestand, daß ihm selten dazu Gelegenheit werde. Er habe sie auch eigentlich niemals aufgesucht.

In Hedwigs Fußspitzen kam eine merkliche Unruhe. „Ich tanze leidenschaftlich gern," versicherte sie. „Mit mir müßten Sie nur einmal auf einem Balle sein; ich würde es Sie schon lehren. Als Kind hatte ich eine große Puppe mit dummen Augen; von der habe ich's gelernt. Den ganzen Tag bin ich mit ihr in der Stube herumgetanzt, bis meine Mutter die Puppe einsperrte. Da horchte ich am Schrank und meinte immer, sie darin herumspringen zu hören. So einfältig war ich damals."

Von diesem Geplauder hatte Erwin nichts vernommen. Ein Entschluß kam in ihm zur Reife, und er rang nach Worten.

„Wollten Sie mir eine recht große Bitte gewähren, Fräulein?" Er war ganz bleich geworden.

Hedwig wurde ängstlich und versuchte, nach ihrer Mutter zu spähen, welche noch immer in Ruhland's gründliche Auseinandersetzungen vertieft war. „Was wünschen Sie?" fragte sie mit unsicherer Stimme.

„Wenn Sie meine Bitte nicht erfüllen wollen, so . . . . so seien Sie wenigstens nicht ungehalten darüber. Ich möchte . . . ich möchte Ihr Porträt malen. Es ist die reinste künstlerische Absicht, welche mir den Muth gibt —, und wenn Sie mir's verweigern, dann machen Sie mich sehr unglücklich."

Er hatte den Blick gesenkt und schien, während er sprach, die Knöpfe seines Rockes zu zählen.

„Hedwig, wo bist Du denn?“ rief in diesem Augenblicke Frau Rüdiger.

„Hier bin ich! Ich sehe die Bilder bei Herrn Dürer an,“ gab sie zur Antwort. Dann trat sie einen Schritt auf Erwin zu und reichte ihm, ohne ihn anzusehen, die Hand. Er fühlte einen leisen Druck und wußte, daß seine Bitte gewährt war. Als er seinen Dank stammeln wollte, war sie schon hineingesprungen zu ihrer Mutter. Da breitete er die Arme aus, als ob sie Flügel wären. Draußen fing die Schwalbe zu zwitschern an, und in seinem Innern jubelte eine Stimme empor, die er bisher noch niemals vernommen hatte.

* * *

Ungefähr eine Woche später stand Ruhland mit gekreuzten Armen unbeweglich vor Erwin's Staffelei. In dieser Stellung verharrte er schon zehn Minuten lang, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Erwin aber blickte mit den Gebärden eines Candidaten, der das Resultat der großen Staatsprüfung erwartet, bald auf sein in der Arbeit befindliches Gemälde, bald auf seinen angewurzelten Meister. Endlich nahm dieser die gekreuzten Arme auseinander, faltete die Hände, streckte sie mit auswärts gekehrten Handflächen vor sich hin und sprach dann mit gewichtigem Ton jene Worte: „Junge, Du bist ja ganz verwandelt; ich erkenne Dich gar nicht wieder!“

Noch zweifelte der so Angeredete, ob er den Ausspruch als Lob oder als Tadel aufzufassen habe. Doch er sollte nicht lange zweifeln. Der alte Mann legte ihm die Hand auf die Schulter: „Wenn Du das so fertig machst, wie Du es angelegt hast“ — seine Stimme klang wider seinen Willen bewegt — „dann wirst Du zu denen gehören, die etwas können.“

Ein freudiger Schreck durchlief Erwin mit beinahe lähmender Gewalt. „Meinen Sie wirklich?“ brachte er stotternd heraus.

„Und ich will Dir auch sagen, warum,“ fuhr Ruhland mit schlecht verhehlter Ergriffenheit fort. „Weil es über Dich gekommen ist, das Große, das Unendliche, das man nicht erlernen, sondern nur erleiden kann . . . Du liebst sie!“

„Ich . . . o nein . . . ich —“ Mehr konnte Erwin nicht sprechen. Er fühlte sich wie von einem Strudel erfaßt und im Kreise herumgewirbelt. Was er in all diesen Tagen sich selbst nicht gestanden, sein Meister hatte es ihm offenbart, und er sträubte sich nur noch gegen das aufflammende Glück wie Jemand, der geblendet vom plötzlichen Strahl der Sonne die Augen zudrückt.

„Weil es über Dich gekommen ist!“ Ja, das war das rechte Wort. Immer die eine, die einzige Gestalt vor sich sehend, am klaren Tag und in schlaflosen Nächten, all sein Denken ihr hingegeben, all sein Wollen vereint in der Sehnsucht, sie nachzuschaffen . . . so hatte er das Werk begonnen. Und nun war er die ganze Zeit fortgewandert im Rausche des Gelingens und mit der Sicherheit des Nachtwandlers. Ruhlands Wort hatte ihn aufgeweckt, hatte ihn zurückschauen lassen nach dem schmalen, luftigen Pfad, den er träumend gegangen war — und ihm schwindelte.

Der alte Mann erstaunte nicht weiter, als Erwin nach einigen kaum verständlichen Redensarten der Entschuldigung seinen Hut ergriff und ins Freie stürmte. Er nickte ihm befriedigt nach, als wollte er sagen: So gefällst Du

mir. Wieder stand er einige Minuten mit gekreuzten Armen vor dem Bild. „Hm! Es ist merkwürdig," murmelte er, „sehr merkwürdig." Dann ging er langsamen Schrittes an seine Arbeit, die so gut wie vollendet und nur noch hier und dort der letzten Hand bedürftig war.

Erwin schlug die Richtung nach dem Park ein, der sich bald in der menschenleeren Stille des Mittags vor ihm ausdehnte. Es war ein warmer, heiterer Tag, wie der beginnende April deren nicht viele aufweist. Der Frühling schien vor seinem feierlichen Einzug die große Hauptprobe abhalten zu wollen. Darum präludirten die Vogelstimmen in den hohen Wipfeln der alten Bäume; darum plätscherten die Gewässer mit ernsthafter Geschäftigkeit vorüber; darum hatte das Strauchwerk sich in aller Eile mit zarten, grünen Spitzen geschmückt. Freundliches Licht rieselte durch das Geäst an den Stämmen herab und spielte flimmernd über den Kiespfad. Auf der Wiese öffneten die Gänseblümchen ihre röthlich angehauchten, verschlafenen Kelche und blinzelten noch etwas mißtrauisch zum blauen Himmel empor.

Allmälig nahm der einsame Spaziergänger einen ruhigen Schritt an. Seine Gedanken ordneten sich; es wurde ihm möglich, ohne jähe Sprünge seiner erregten Phantasie die letzten Tage geordnet zu überschauen.

Er gehörte zu den Menschen, deren Denken sich mit Vorliebe ihrem eigenen Zustande hingibt, die immer Zeit haben, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Nur gerade in diesen Tagen war er nicht dazu gekommen, und so holte er es jetzt gewissenhaft nach.

Wie diese Liebe nur erstanden war! Früher hatte er den Frauen gegenüber niemals eine kühle Gleichgültigkeit verloren, selbst dann, wenn seine Sinne berührt worden. „Ich bin eben kein Weiberknecht," hatte er sich oftmals gesagt und war der Ueberzeugung gewesen, sich damit ein großes Compliment zu machen. Und diese Augen hatten es ihm angethan, gleich als er zum ersten Mal hineingeblickt. Warum eigentlich? Unstreitig war zuerst der Künstler in ihm erwärmt worden; ja, — so mußte es sein. In diesem Antlitz hatte er sein künstlerisches Ideal gefunden, das er bisher nur dunkel geahnt! Und jetzt lag es ihm klar am Tage, warum Alles, was er vordem geschaffen, unzulänglich gewesen war. Er warf den Kopf in den Nacken, und ein prickelndes Selbstbewußtsein erfaßte ihn: Ja, ich bin doch ein wirklicher Künstler; die Art meiner Liebe beweist es.

Auf einer Brücke stand er still, lehnte sich über das Geländer und schaute mechanisch in das sprudelnde Wasser, das hier über malerisch gelagerte Steine hinweg in breiter Cascade herabschoß. Ruhland's anerkennende Worte gingen ihm wieder und wieder durch den Sinn; so hatte der Meister noch nie zu ihm gesprochen. Dabei war es doch nur die Arbeit weniger Tage, die solches Lob hervorgerufen. Was für ein Werk konnte das werden, wenn er es mit gleicher Begeisterung zu Ende führte! „Erwin Dürer," murmelte er plötzlich vor sich hin, als ob er den Klang seines Namens erproben und sich zugleich überzeugen wollte, daß er mit dem Träger desselben identisch sei.

Die Mittagszeit war lange vorüber, als er von seinem Spaziergang in die Stadt zurückkehrte. An einer Biegung der Straße kam ihm sein guter Freund, der Schlachtenmaler Ballerstedt, entgegen — in Gesellschaft einer auffallend ge-

kleideten jungen Dame, mit welcher er in ein sehr angelegentliches Gespräch verwickelt schien. Als er jedoch Erwin's ansichtig wurde, verabschiedete er sich rasch von seiner Begleiterin und trat auf den Collegen zu. Er erkundigte sich, warum Erwin heute an der Mittagstafel der „Lilie" gefehlt habe. Dieser gab eine ausweichende Antwort.

„Hast Du sie Dir angesehen? Hübsch, nicht wahr?" fragte Ballerstedt und drehte den Kopf mit blinzelnden Augen halb nach der Richtung, wo die Dame soeben hinter der Straßenecke verschwunden war. Der Schlachtenmaler stand in dem Ruf, ein Günstling des schönen Geschlechts zu sein, und gab sich viele Mühe, diesen Ruf aufrecht zu erhalten.

„Ich habe nicht Acht gegeben," versetzte Erwin nachlässig.

„Nun ja, ich sage Dir's immer, daß Du keine Augen hast. Willst Du eine Cigarrette?" Er hielt ihm ein Etui hin, aus dem er zugleich sich selbst bediente.

Erwin hatte, während er die Cigarrette nahm und anzündete, ein Gefühl unaussprechlicher Erhabenheit. Früher hatte er Ballerstedt manchmal beneidet; jetzt kam es ihm vor, als müsse er ihn bemitleiden.

„Weißt Du schon, daß mein „Vorpostengefecht" verkauft ist?" fing Jener wieder an, seinen Schnurrbart zwischen den Fingern drehend.

„So, so? Ich gratulire."

„Was ist Dir denn passirt? Du bist ja heute so einsilbig und zugeknöpft!"

„Gar nichts," erwiderte Erwin und lächelte dabei wie Jemand, dem es schmeichelt, den Eindruck des Geheimnißvollen zu erregen. Dann entschuldigte er sich mit irgend einer Ausflucht und hing, als er wieder allein war, den angenehmsten Einbildungen nach. —

Um dieselbe Zeit saßen Frau Petri und Hedwig an dem Fenster der Wohnstube sich gegenüber. Frau Rüdiger war gleich nach Tische fortgegangen, um Einkäufe zu machen; Hedwig hatte nach der Rückkehr vom Atelier über Abspannung geklagt und war deshalb jetzt auf Wunsch ihrer besorgten Mutter zu Hause geblieben. Nun hielt sie mit je zwei Fingern einen Strang gelber Seide, welchen Frau Petri auf ein Röllchen abzuwickeln beflissen war. Sie trug noch das helle Kleid, in dem Erwin sie malte; die kurzen Aermel desselben streiften sich bei der senkrechten Haltung der Unterarme bis auf die Ellenbogen zurück.

Sobald die Seide aufgewickelt war, begann Frau Petri zu sticken, und Hedwig nahm ihr Lieblingsbuch zur Hand, das aufgeschlagen auf dem Fenstersims gelegen hatte: Grimm's Kinder- und Hausmärchen. Doch sie las nur wenige Zeilen; dann klappte sie das Buch zu und sagte, indem sie ihre Augen auf die schon etwas verblaßte Photographie über dem Sopha richtete: „Du versprachst mir doch, Tante, mir einmal von Deiner Schwester zu erzählen." Frau Petri wandte gleichfalls unwillkürlich den Kopf nach dem Bilde und seufzte leicht.

„Nicht wahr, sie ist sehr glücklich gewesen?" begann Hedwig wieder, ohne auf Antwort zu warten.

„Ja, mein Kind, sehr glücklich. Sie hat ihren Mann über Alles geliebt, und er hat es auch verdient."

„Das glaube ich wohl," bestätigte Hedwig. Plötzlich glitt sie, als ob dies

zum Zuhören besser sei, von ihrem Stuhl herab, ließ sich auf den Fußschemel nieder und schmiegte sich an die alte Dame, die dem Liebling mit ihrer schmalen durchsichtigen Hand über die welligen Haare strich.

Darauf begann sie zu erzählen, wie ihre Schwester noch nicht achtzehnjährig den jungen unbekannten Maler geliebt habe, gleich als er ihr zum ersten Mal begegnet sei. „Die Eltern waren dagegen," fuhr sie fort, „und ich selbst — das muß ich bekennen — rieth ihr ab. Denn ich bangte für ihre Zukunft, weil Ruhland arm war, und weil ich als ein altkluges Ding dem Künstlervolk nicht über den Weg traute. Aber meine Schwester erwiderte ruhig: Wer so redet, der kennt ihn nicht; er ist groß und gut. So hat sie es durchgesetzt."

„Und sie hatte recht," rief Hedwig leidenschaftlich, mit leuchtenden Augen.

„Kind, was ist Dir?" forschte Frau Petri ganz verdutzt.

„Nichts; bitte, erzähle mir weiter!"

Dann schilderte Frau Petri dem aufhorchenden Mädchen das Opfer, welches Ruhland seiner Liebe gebracht, wie er auf sein Höchstes verzichtet habe um ihretwillen, und mit welchem Zartsinn er es ihr zu verbergen gewußt, was er dabei litt. Doch vor ihrem frühen Ende sei noch ihr sterbender Blick auf das Bild gefallen, mit dem er seinen Ruhm begründet. „So schied sie glücklich, wie sie gelebt," schloß Frau Petri, „und als ich damals an ihrem Lager stand, da mußte ich trotz meiner Trauer sie selig preisen und habe einsehen lernen, daß es keine größere Sünde gibt, als wenn man ein Menschenkind verhindern will, dem freien Zuge seines Herzens zu folgen."

Hedwig war aufgesprungen, umschlang die Erzählerin und bedeckte ihr Wangen und Mund mit glühenden Küssen.

* * *

Je mehr das Porträt auf Erwin's Staffelei der Vollendung entgegenschritt, um so dringlicher erschien dem jungen Maler die Nothwendigkeit, sich zu erklären. Stundenlang saß ihm zwar jeden Morgen die Geliebte gegenüber, und es wurde ihm nicht schwer, sie länger auf dem Modellstuhl festzuhalten, als für seine Arbeit erforderlich gewesen wäre. Aber keine Minute war er in all dieser Zeit allein mit ihr gewesen; denn regelmäßig kam sie in Begleitung ihrer Mutter, welche mit unwahrscheinlicher Geduld auf dem alten Sopha ausharrte. Und nebenan hantirte Ruhland, der nur den Kopf zu wenden brauchte, um ein großes Stück von Erwin's Atelier zu überschauen! So mußte er sein Geständniß wieder und wieder verschieben.

Allmälig war ihm seine Liebe ein so selbstverständliches Lebenselement geworden, daß seine Gedanken bei ihr verweilen konnten, ohne ihm das Gleichmaß des Gemüths ernstlich zu stören. Der glühende Rausch der ersten Tage war verflogen, und nachdem einmal die Umwälzung seines Innern vor sich gegangen, wurde ihm der neue Zustand zur Gewohnheit. Er bemerkte das wohl; aber es beunruhigte ihn keineswegs. „Man kann nicht dauernd in Ekstase sein," so tröstete er sich; „ich bin nun ein für allemal verwandelt, und was in mir zum Durchbruch gekommen ist, das ist unverlierbar." An Hedwig's Gegenliebe zu zweifeln, kam ihm gar nicht in den Sinn; wenn er in ihre Augen sah, wenn ihre Hand zum Willkomm und Abschied in der seinigen ruhte, wenn er über-

haupt in ihrer Nähe weilte, so war es ihm so deutlich, als habe es eine feurige Hand an die Mauer geschrieben, daß sie ihn liebte.

Ruhland's Urtheil über das fortschreitende Bild blieb ein freudig anerkennendes, wenn er sich auch nicht mehr zu dem Enthusiasmus verstieg, den der erste Entwurf in ihm wachgerufen hatte. „Eine ausgezeichnete Arbeit," sagte er jedesmal, wenn Erwin seinen Richterspruch verlangte. Insgeheim jedoch verhehlte er sich nicht, daß die hinreißende Unmittelbarkeit der ersten Skizze stark eingebüßt habe. „Aber es wird ihm auch so noch einen Namen machen," dies war der beschwichtigende Refrain seines Selbstgespräches.

Die „Versteigerung" hatte der Künstler mittlerweile vollendet und der allgemeinen Besichtigung für wenige Tage zugänglich gemacht, ehe sie verpackt und zur großen Ausstellung gesandt werden sollte. Das figurenreiche Gemälde fand ungetheilten Beifall; nur von einer jungen weiblichen Gestalt im Vordergrund, deren Ausführung Ruhland übrigens bis ganz zuletzt sich aufgespart hatte, behaupteten einige Kenner, es sei eine allzu genaue Wiederholung nach früheren Bildern des Meisters. Die Eingeweihten wußten das zu erklären. „Es ist seine verstorbene Frau," sagten sie und wunderten sich auch nicht darüber, daß die hellsten Lichter des hereinfallenden Sonnenstrahls gerade diese Gestalt umwoben.

In den letzten Tagen des April war auch Hedwig's Porträt so weit gefördert, daß Erwin der ungeduldig werdenden Frau Rüdiger endlich zugestehen mußte, sich mit noch zwei Sitzungen zu begnügen. An einem trüben Morgen, der ab und zu kurze Regenschauer gegen die Scheiben des Ateliers jagte, erschien Hedwig — zum zweitletzten Mal. Ihre Begleiterin war jedoch heute nicht ihre Mutter, denn diese mußte wegen einer leichten Erkältung das Zimmer hüten, sondern Frau Petri.

Wie gewöhnlich nahm Hedwig nach einer kurzen, vertraulichen Begrüßung auf dem Modellstuhl Platz, während Frau Petri sogleich zu dem Bilde eilte und sich in Ausrufen des Entzückens gar nicht genug thun konnte. Dabei hing Hedwig's Auge an Erwin mit dem Ausdruck hingebender Bewunderung.

„Nicht wahr, es ist sehr geschmeichelt, Tante?" fragte sie etwas kleinlaut die ganz begeisterte Dame.

„O, es ist treffend ähnlich," rief diese mit großer Geläufigkeit. „Und dabei das etwas Schmachtend-schwärmerische der ganzen Auffassung, der ideale Zug um die Augen, und die Drapirung, und das Colorit — ja, vor Allem das Colorit! Himmlisch, Herr Dürer; ich sage Ihnen, himmlisch!"

Der so Gelobte stand unbeweglich hinter der Staffelei. Es that ihm wohl, diese überschwänglichen Worte zu hören, weil auch Hedwig sie hörte. „Wenn ein Künstler so glücklich ist, solch einen Gegenstand zu finden —" bemerkte er zuletzt abwehrend, mit etwas unsicherem Tonfall.

Hedwig senkte die Wimpern tief herab und athmete schwer. Sie hatte die Hände in den Schoß gefaltet, die Zähne auf einander gepreßt, und horchte auf das Prasseln des Regens, den eben wieder ein heftiger Windstoß gegen das Fenster peitschte. Sie meinte in dem gleichmäßigen Geräusch eine Stimme zu vernehmen, welche eintönig wiederholte: Niemals! Niemals!

Frau Petri wurde derselbe Platz auf dem Sopha eingeräumt, den ihre Vor-

gängerin eingenommen hatte, und Erwin begann zu malen. Er that wenigstens so. Es war ihm unmöglich, ernsthaft zu arbeiten. Morgen würde sie ihm wieder so gegenübersitzen, zum letztenmal! Und keine Gelegenheit des Alleinseins! Wenigstens zermarterte er vergeblich seine Phantasie, eine solche ausfindig zu machen. Schon mehrmals war er im Begriff gewesen, Ruhland sein Leid zu klagen und ihn um seinen Beistand zu bitten. Aber im entscheidenden Augenblick hatte er's doch nie übers Herz gebracht.

Etwa nach einer Viertelstunde streckte Ruhland seinen Kopf zur Thüre herein, die auf den Flur ging, und rief: „Guten Morgen!" Gegen Frau Petri, die ihn ins Zimmer holen wollte, wehrte er sich mit einer drollig beschwörenden Handbewegung: „Ich bin in ganz unpräsentablem Zustand; denn heute bin ich ausnahmsweise wieder mehr Tischler als Maler. Die „Versteigerung" wird hier außen verpackt und vernagelt unter meiner persönlichen Leitung. Ihr werdet sogleich an dem lieblichen Spektakel erkennen, daß ich die Wahrheit gesprochen. Also einstweilen addio!"

Dabei zog er den Kopf wieder zurück, und in der That begann draußen fast gleichzeitig das Klopfen und Hämmern. Jedoch während der Maler bereits den Handwerksleuten allerlei Weisungen ertheilte, gingen ihm andere Gedanken durch den Sinn. Es war seinen klaren Augen nicht entgangen, wie bleich Hedwig aussah. „Hm!" dachte er, „vielleicht läßt sich in dieser Sache etwas thun."

Das Hämmern auf dem Flur und das Rauschen des nun sachte und träg herniedersinkenden Regens ließ den drei Personen im Atelier ihr völliges Stillschweigen weniger auffallend erscheinen. Die stets fleißige Frau Petri hatte aus ihrem Arbeitskörbchen eine kleine Stickerei herausgenommen und war eifrig daran beschäftigt. Erwin pinselte ziemlich mechanisch an einem Glanzlicht des Kleides herum, und Hedwig hielt, ohne sich viel zu regen, einen Band illustrirter Zeitungen, den sie schon hundertmal durchgeblättert, auf dem Schoß.

Nach einer geraumen Weile wandte sich der junge Maler an Hedwig: „Was halten Sie davon, wenn ich Ihnen eine Blume ins Haar geben wollte? Ich glaube, es würde sich gut ausnehmen."

„Freilich!" erwiderte sie lebhaft. „Ich liebe die Blumen. Eine weiße Rose, nicht wahr? — Das wäre mir das Liebste."

„Also eine weiße Rose!" stimmte er bei. „Es wird zwar etwas viel Hell; aber das thut nichts."

„Natürlich, darin besteht gerade das Aparte der Farbengebung!" ließ sich Frau Petri vom Sopha aus vernehmen.

Erwin schritt zum Tisch, zog dessen Schieblade auf und holte, nachdem er länger in derselben herumgekramt, einige gemachte Blumen hervor. Eine davon, die freilich mit einer weißen Rose nur ganz entfernte Aehnlichkeit hatte, wählte er aus; darauf brachte er auch den in die Ecke des Kleiderschranks verbannten Spiegel zum Vorschein. Den Letzteren reichte er Hedwig und befestigte die Papierblume in ihrem Haar.

Während eines Augenblickes war er ihr so nahe, daß eine überfallende Locke sein Antlitz streifte. Jetzt hätte er ihr das entscheidende Wort ins Ohr

flüstern, ihre Wange in scheuem Kusse berühren können. Aber er wagte es nicht. Und wie wäre es möglich, Alles, was er ihr sagen wollte, in wenige Worte zusammenzudrängen! Drum fragte er nur mit gezwungener artistischer Gelassenheit: „Gefällt es Ihnen so?“

Als seine Hand ihre Locken berührt hatte, war es ihr zu Muth gewesen, als wäre ein glühender Stern vom Himmel herab auf ihren Scheitel gefallen. Ein angenehmer Schmerz durchzuckte sie, sodaß sie die Augen schließen mußte. Nur eine Secunde später schlug sie dieselben wieder auf, aber mit einer Art von langsamem Wiedererinnern wie nach tiefem Schlaf. Da fiel ihr erster Blick auf ihr eigenes Spiegelbild: auf ein bleiches Antlitz, zu dem sich die todte weiße Blume wie trauernd herniederbeugte. Ein Schauer lief eisigkalt durch ihre Glieder; sie meinte, sie habe sich in ihrem Sarg gesehen . . . „Nein, ich will leben, ich will glücklich sein!“ rief es in ihr, und leise sprach sie zu Erwin: „Nehmen Sie die Blume lieber weg; sie drückt mich.“

Er gehorchte stumm und dachte dabei: „Jetzt muß ich es ihr sagen, oder ich bin ein Feigling.“

Die Thüre nach dem Flur wurde wieder geöffnet. Diesmal erschien Ruhland in ganzer Gestalt, in der Rechten einen Hammer wie eine Siegestrophäe schwingend. Er betrachtete mit eigenthümlich verschmitztem Lächeln die beiden jungen Leute und trat zu seiner Schwägerin: „Das große Werk ist gethan,“ begann er in seinem munterſten Ton. „Nun kann ich mit gutem Gewissen mich meiner Angehörigen erinnern. Willst Du nicht das Monstrum beaugenscheinigen, bevor es fortgeschleppt wird?“ Und flüsternd fügte er hinzu: „Ich hätte auch sonst noch allerlei mit Dir zu reden.“

Frau Petri sah ihren Schwager etwas zweifelhaft an und schaute erst zu Erwin, dann zu Hedwig hinüber, um damit gleichsam mimisch ihre amtlichen Obliegenheiten anzudeuten. Aber Erwin stand bereits wieder vor seiner Staffelei, eifrig malend, wie es schien, und Hedwig starrte regungslos in ihr Bilderbuch. So ergriff sie denn nach einigem Zögern den Arm, den Ruhland ihr galant gereicht hatte, sagte im Vorübergehen zu ihrer Schutzbefohlenen, sie werde gleich wieder da sein, nicht ohne dabei dem jungen Maler einen sprechenden Seitenblick zu senden, und verließ mit ihrem Schwager das Atelier. Draußen fragte sie ihn, der lustig pfeifend neben ihr herschritt, warum er so vergnügt sei. „Weil jetzt Alles in Ordnung ist,“ gab er zur Antwort.

Nun waren die Beiden allein. —

„Endlich!“ dachte Erwin, als seinem spähenden Auge der Saum von Frau Petri's Kleid hinter der Thüre verschwunden war, und diese geräuschvoll ins Schloß fiel. „Endlich!“

Tausendmal hatte er sich die Worte eingeprägt, mit denen er Hedwig seine Liebe gestehen wollte. Sogar dem richtigen Tonfall war er auf die Spur gekommen. Oft hatte er sich dabei betroffen, wie er diese Worte vor sich hinmurmelte: auf Spaziergängen, bei der Arbeit, ja selbst im Halbschlummer unruhiger Nächte. Nun wußte er keine Silbe mehr davon.

Er sah empor und bemerkte, daß in Hedwig's Augen helle Thränen

schwammen. Sie empfand ein unendliches Weh, ohne daß ihr deutlich wurde, warum. In einem Nu war er bei ihr.

„Sie weinen, Fräulein Hedwig," rief er mit bebender Stimme. „Sie haben Kummer!"

„O nein," stammelte sie und begann zu schluchzen.

„Wissen Sie denn nicht," fuhr er sich selbst vergessend fort, „daß ich es nicht ertrage, Sie weinen zu sehen? Ich . . . ja ich. Und ich selbst bin so tief traurig, daß es zu Ende sein soll, Alles . . . Alles zu Ende!

Mit sanfter Gewalt zog er ihr die Hände von den Augen. Er faßte sie beide und hielt sie gegen seine Brust gedrückt. Sie suchte umsonst ihr thränenfeuchtes Antlitz an der Stuhllehne zu verbergen. „Hast Du mich ein wenig lieb?" flüsterte er.

„Ja," hauchte sie kaum hörbar, ohne sich zu bewegen, und ihre Thränen flossen wieder reichlicher.

Er beugte sich zu ihr hinab und drückte einen langen, heißen Kuß auf ihre Stirn. Sie wandte das Haupt; ein rosiger Schimmer flog über ihre Wangen und verklärte ihre feuchten Augen wie ein Morgenroth des Glückes. Langsam hob sie die Arme empor, die schlaff herabgesunken waren, und umfing seinen Hals. „Ja," wiederholte sie wie träumend, noch leiser als das erste Mal. Da fanden sich ihre Lippen. —

Wie lange es währte, daß sie sich schweigend umschlungen hielten, sie wußten es nicht. Es war märchenstill. Der Regen hatte aufgehört, und versprengte Tropfen rannen an den Scheiben hernieder. Hinter leichterem Gewölk schwebte die Sonne strahlenlos am Himmel dahin.

„Erwin!" So klang es in seligem Ton von Hedwig's Munde, und wieder: „Erwin!" Sie wurde nicht müde, den Geliebten beim Namen zu nennen, als könne sie nur so Gewißheit erlangen, daß Alles Wirklichkeit sei.

* * *

Mit blauen Augen schaute der Frühling ins Land herein. Nachdem in den ersten Tagen des Mai noch ein kräftiges Schneegestöber sich eingestellt und das zarte junge Grün mit weißem Mantel zugedeckt hatte, schmolz dieser plötzlich in einer warmen sternhellen Nacht hinweg, und als in der Frühe verschlafene, mißtrauische Gesichter aus den Fenstern blickten, da schmeichelte ihnen die weichste, lieblichste Luft als Gutenmorgengruß des Frühlings um Stirn und Wangen. Nur vertrocknete, griesgrämige Gesellen blieben ungerührt von dieser reizenden Ueberraschung; aber alle anderen Menschenkinder lauschten mit entzückter Andacht der feierlichen Musik in ihren Herzen, dem Widerhall des großen Verjüngungsfestes der Welt. Und nun gar die Verliebten! — Denen spiegelte ihr wunderlicher Aberglaube vor, die ganze Feerei wäre für sie allein ins Werk gesetzt; das schattige Laub wüchse nur zum Versteckenspiel und die Veilchen nur, damit sie von ihnen gepflückt werden könnten. Der Frühling lächelte zu diesem Wahn mit verzeihender Großmuth, und auch die Veilchen ließen sich's gerne gefallen.

Ein großer, duftender Strauß davon prangte auch in Hedwigs Zimmer. Sie habe ihn einer armen Frau abgekauft, so erklärte sie ihrer Mutter seine Herkunft, wurde dabei aber roth, weil sie noch nicht gut lügen konnte. Am

liebsten hätte sie gleich nach jener glückseligen Stunde der Mutter Alles bekannt; denn sie besaß den Muth ihrer Liebe, und die Nothwendigkeit, ängstlich geheim zu halten, was sie gerne frei hinausgejubelt hätte, lag als der einzige leise Schatten auf ihrem wolkenlosen Glück. Jedoch es war Erwin's ausdrücklicher Wunsch gewesen, das Geheimniß so lange zu bewahren, bis er das Porträt beendet und ausgestellt haben werde. Der Erfolg konnte ja nicht zweifelhaft sein, und unterstützt von seinem jungen Ruhm wollte er Frau Rüdiger um die Hand der Geliebten bitten. Er sah schon im Geiste voraus, wie alle Blätter sein Lob verkündeten, wie selbst die einstigen Spötter sich huldigend zu ihm herandrängten, und wie er dann nicht mehr als unbekannter junger Mensch vor Hedwigs Mutter hintreten würde, sondern als ein Künstler, welcher die Prophezeihung der hoffnungsvollsten Zukunft schwarz auf weiß in der Tasche trug.

Nur Ruhland war von ihm nach einigen Tagen ins Vertrauen gezogen worden, nicht allein, weil sein Gefühl ihn dazu drängte, und die Verschwiegenheit seines alten Lehrers durchaus verläßlich war, sondern hauptsächlich, weil ein vermittelnder Bundesgenosse ihm bald unentbehrlich erscheinen mußte. Um so mehr als die Liebenden sich von jetzt an nur selten und unter großen Schwierigkeiten sehen und sprechen konnten. Ruhland hatte mit seinem gutmüthigsten Lächeln angehört, was ihm seit lange bekannt gewesen. Und als Erwin am Schluß seiner etwas stockenden Beichte den Zufall gepriesen, durch den er mit Hedwig allein geblieben sei, hatte ihm der Alte die Hände auf die Schultern gelegt und fröhlich gesprochen: „Ja, der Zufall, der Zufall! Er war der rechten Liebe immer günstig.“ Dann hatte er den Kopf ein wenig zur Seite gewandt, um etwas wie eine Thräne aus dem Auge zu wischen, von der er nicht wußte, ob der Rauch seiner kurzen Pfeife sie verschuldet habe, oder die Erinnerung an einen Gewitterabend der fernen Jugendzeit.

Seitdem ging der alte Maler seinem verantwortungsvollen Amt mit der größten Gewissenhaftigkeit nach und ließ es sich manche gute Stunde kosten, um die Zusammenkünfte der Beiden zu erleichtern. Einigemal bot er sich sogar, wie er es scherzend nannte, als „wandernden Briefkasten“ an. Zwar hatte er sofort nach Vollendung seines großen Bildes mehrere kleinere Arbeiten theils neu angefangen, theils wieder aufgenommen; aber trotzdem fand er sich jetzt öfter bei seiner Schwägerin ein als je zuvor. Frau Petri war erfreut und erstaunt zugleich. Was denn dabei viel zu verwundern sei? brummte er. Dürfe er sich nicht auch einmal Erholungsstunden gönnen wie Andere? Die gute Frau stimmte mit diesen Argumenten allzu sehr überein, um zu bemerken, wie schlecht sie zu seiner sonstigen Anschauungsweise passen wollten. Daß Erwin häufig mit ihm kam, und daß bei gemeinsam unternommenen Spaziergängen die beiden jungen Leute sich selbst überlassen blieben, da Ruhland den Frauen sehr gewichtige Mittheilungen zu machen hatte, hierbei fand Niemand etwas Auffälliges.

Dann und wann meinte Ruhland sich vor sich selbst entschuldigen zu müssen, weil ihm das Glück seines Schülers so nahe ging. Denn er gestand sich, daß seine Empfindung ein Theilchen Eitelkeit enthalte. Seine väterliche Hinneigung zu dem jungen Manne war aufgekeimt in Tagen, wo dessen blinde Ergebenheit

ihn aus tiefer Vereinsamung riß und vor wachsender Verbitterung bewahrte. Niemals hatte er sich deshalb verhehlt, daß er an Erwin keinen Zug zum Außerordentlichen entdecken konnte, daß dessen immer gleiches, geregeltes Wesen keinen Aufschwung zu hoher, leidenschaftlicher Kunstübung versprach. Um so tiefer war er von jenem ersten Porträt-Entwurf ergriffen worden; denn hier schien ein neuer Mensch zu ihm zu sprechen; hier schien in dem fleißigen Schüler das bisher verborgen schlummernde Genie erwacht zu sein. Die natürlichste Erklärung lag dafür bereit: nicht zum ersten Male hatte echte Leidenschaft die edelsten Kräfte einer unentwickelten Natur über Nacht hervorblühen lassen, und er wußte ja aus seiner eigenen Vergangenheit, daß die große, gläubige Liebe Wasser aus dem Felsen schlagen kann. Was er niemals gehofft hatte, traf somit unerwartet ein: die Aussicht, auf den Schüler, welchem er so viel Wohlwollen und Theilnahme gewidmet, einmal stolz sein zu dürfen. Ja, er ertappte sich sogar dabei, wie er auf seinen vorahnenden Blick sich etwas zu gut that. Für ernste Pflicht hielt er es aber nun, diese Liebe zu fördern; denn daß Erwin die Rechte gefunden und sein Herz ein für allemal hingegeben habe, konnte ihm, nachdem er jenen Entwurf gesehen, nicht mehr zweifelhaft sein. „Ich war freilich etwas anders damals," dachte er; „aber die Menschen sind verschieden. Er liebt deshalb gewiß nicht minder stark, wenn er auch schneller seine Besonnenheit wiedererlangt hat."

Inzwischen drängte Frau Rüdiger immer entschiedener zur Abreise. Sie sei ihrer liebenswürdigen Wirthin nun schon beinahe zwei Monate zur Last gefallen, versicherte sie, und man dürfe auch die herzlichste Gastfreundschaft nicht mißbrauchen. Anfänglich gelang es ihr zwar nicht, mit solchen Vorstellungen durchzudringen, da sie alle Stimmen, sogar die ihrer eigenen Tochter, gegen sich hatte. Aber ihre Ausdauer brachte es zuletzt wenigstens zu einem Compromiß: Sobald der Beständigkeit des Wetters zu trauen sei, wolle man den Hedwig versprochenen Ausflug ins Gebirge unternehmen, dort etwa eine Woche verweilen, und dann werde ihrer Heimkehr nichts mehr in den Weg gelegt werden. Dieser von Frau Petri befürwortete Vermittelungsvorschlag wurde zum Beschluß erhoben. Auf weitere Zugeständnisse ließ Frau Rüdiger sich durchaus nicht ein, sondern behauptete, daß auch ihr eigener Haushalt nach so langer Abwesenheit ihre Zurückkunft erheische.

Alle diese Verhandlungen fielen Hedwig schwer aufs Herz. Der Gedanke, daß sie sich von Erwin werde trennen müssen, ehe dieser dem Heimlichthun ein Ende gemacht habe, war ihr unerträglich, und doch mußte die Furcht, sich zu verrathen, sie hindern, für die Verlängerung des Aufenthalts allzu offen einzutreten. Die Triftigkeit der Gründe Erwin's schien ihr unantastbar, wenn sie dieselben auch nicht recht verstand. Aber sie besaß einen so grenzenlosen Glauben an den Geliebten, daß sie in Fragen, welche seine Kunst berührten, es für einen Frevel gehalten hätte, nicht seiner Meinung zu sein. Trotzdem konnte schließlich ihre wachsende Unruhe Erwin nicht verborgen bleiben, zumal er selbst das Peinliche dieses Zustandes mehr und mehr zu fühlen begann. Er versicherte ihr deshalb auf einem jener gemeinschaftlichen Spaziergänge, daß er alle Kraft daransetzen werde, um das Gemälde in einigen Tagen zu vollenden, ein Versprechen,

welches ihm leicht wurde, da nur noch wenig an dem Bilde zu thun war. Spätestens am nächsten Sonntag — der Spaziergang fand an einem Montag statt — werde er dann unter dem frischen Eindruck seines Erfolges vor ihre Mutter hintreten und um ihren Segen flehen. Hedwig erwiderte darauf nur mit einem sanften Händedruck, der in kalte Worte übersetzt etwa heißen mochte: „Ich liebe Dich, und deshalb hast Du jedenfalls Recht." —

Nunmehr lag vor Aller Augen die Zukunft in der schönsten Ordnung. Aber es kam anders.

Gerade hatte Erwin — zwei Tage nach dieser Unterredung — an dem Porträt den letzten Pinselstrich gethan, als der Depeschenbote bei ihm eintrat und ihm ein Telegramm überreichte. Erwin wog dasselbe eine Secunde lang unschlüssig in der Hand, als könne er so errathen, was es enthielt. Wer mochte ihm telegraphieren? Jetzt riß er den Verschluß beinahe hastig auf. Die Depesche kam aus seiner Heimathstadt und lautete: „Schlußverhandlung Ihres Prozesses übermorgen. Sieg wahrscheinlich; doch Ihr persönliches Erscheinen dringend erwünscht." Unterzeichnet war der Name eines Rechtsanwalts.

(Schluß im nächsten Heft.)

Stein und Gruner in Oesterreich.

Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Befreiungskriege

von

August Fournier.

IV.

Gruner hatte bei seinem patriotischen Unternehmen ein Moment nicht genug gewürdigt: die österreichische Polizei. So viel er seinen Agenten und Freunden an Maßregeln der Vorsicht empfahl, er selbst hat sie zu wenig geübt, um unentdeckt zu bleiben. Solche Achtlosigkeit war noch so lange entschuldbar, als die Meinung gelten konnte, Oesterreich sei ein neutraler Staat und werde es bleiben. Nachdem es aber einmal Gewißheit geworden, daß auch der Wiener Hof gemeinsame Sache mit Napoleon gemacht habe, war in jeder Hinsicht strengste Zurückhaltung geboten; sei es, daß man dieses Bündniß für echt und dauerbar hielt, dann war sie an sich nothwendig, oder daß man es als gezwungen und vorübergehend auffaßte, dann mußte erst recht Alles vermieden werden, was diese Macht compromittiren konnte. Dies hat Gruner allem Anscheine nach nicht genugsam erwogen. Wir hören, daß ihn Wilhelm von Humboldt bei seiner Durchreise durch Prag ermahnte, auf seiner Hut zu sein; wir wissen, daß Metternich ihn auf das Bedenkliche seiner Situation aufmerksam machte; ja, er selbst war davon durchdrungen: und dennoch hat er seine Absichten nicht verborgen genug gehalten, um sie vor Späheraugen zu bewahren[1]). So wußte denn schon eine Woche nach seiner Ankunft die Prager Sicherheitsbehörde, daß er eine geheime Correspondenz durch den breslauer Postsecretär d'Espagne eingeleitet habe. Sein Zusammensein mit Stein, mit Kunth, der nach Prag gekommen war, mit Haxthausen und Karl v. Nostitz, die zweimal aus Schlesien herüberfuhren, mit den Leuten des Kurfürsten von Hessen,

[1]) Ueber Gruner's Unvorsichtigkeit vergl. man Varnhagen, der mit ihm in Prag verkehrte, in dessen „Denkwürdigkeiten" III, 239. Der Prager Stadthauptmann schreibt einmal, am 15. Juni 1812 über ihn: „Er ist ein sehr gebildeter, aber vorzüglich verschmitzter Mann, geht in allen seinen Handlungen sehr rasch vor, beobachtet aber dennoch zu wenig Vorsicht, als daß man bei einer näheren und längeren Beobachtung die Absicht seines Aufenthaltes verkennen und die Tendenz aller seiner Handlungen nicht genau durchschauen sollte."

mit Herrn v. Hagen u. A., sein lebhafter Briefwechsel nach Glatz und Breslau mit Merkel und Massow: Alles wurde sorgsam beobachtet und bestimmte den Oberstburggrafen zunächst zu dem Urtheil, Gruner sei darauf aus, „eine Centralversammlung mehrerer vornehmer und bedeutender Preußen um sich zu bilden, welche wahrscheinlich lauter Glieder des bekannten Tugendvereins sind“ [1]). Da war das Schreckgespenst wieder, welches seit dem Kriege von 1809 in den Köpfen der österreichischen Diplomaten spukte und das sie seit dem Abschluß der Allianz, zu der sich Kaiser Franz mit Napoleon herbeiließ, unablässig verfolgte. Daß es geheime Verbindungen in Preußen gab, wußte man, nur kannte man sie nicht; der Königsberger Tugendbund von 1808 war aber um so bekannter gewesen, je weniger er insgeheim gewirkt hatte, und da auch nach seiner Auflösung, Ende 1809, das geheime Treiben in Preußen fortdauerte, so hielt man den Verein der Königsberger Tugendhaften noch immer für activ und subsummirte unter „Tugendbund“ schlechtweg alles antifranzösische Wesen in Deutschland. So konnte es kommen, daß der österreichische Gesandte in Berlin in seinen Depeschen Blücher und Sohn, Scharnhorst und Gneisenau, Chasot und so manche Andere als „Tugendbundisten“ namhaft machte, die niemals dem „sittlich-wissenschaftlichen Vereine“ angehört hatten, und daß vor Allem Stein als Haupt desselben galt. Und um so sicherer war man in Wien hiervon überzeugt, als dieselbe Meinung auch von den Führern der französischen Partei in Preußen getheilt und noch dahin vervollständigt wurde, daß man die Patrioten überdies als Gegner aller monarchischen Ordnung anschwärzte [2]). Seitdem hatte die Wiener Regierung keine größere Sorge als die, es könnte das norddeutsche Geheimtreiben auch nach den österreichischen Ländern herübergreifen und hier Boden fassen, und darum kannte die Sicherheitsbehörde nichts Wichtigeres, als jeden „Tugendbundisten“, der nach Oesterreich kam, nicht aus den Augen zu lassen. So wurden Gneisenau und Chasot, als sie im April 1812 über Wien reisten, auf Schritt und Tritt beobachtet, weil sie von Berlin aus als „deux hommes aussi marquants dans le parti des Tugendfreunde“ bezeichnet worden waren [3]), und so wurden die Prager Behörden auch auf Gruner als ein wichtiges Mitglied des gefürchteten Vereins besonders aufmerksam gemacht, noch ehe derselbe in der böhmischen Hauptstadt anlangte. Als dann Anfangs Mai der Polizeiminister die Anfrage an Metternich stellte, ob man Gruner mit seinem bedenklichen Anhang und Umgang in Prag dulden solle, antwortete der Staatskanzler, das sei schon deshalb nöthig, „um den Gang der Anwerbungen der Tugendbundisten in ihren geheimsten Zweigen zu erforschen“ [4]). Die Polizei verdoppelte ihre Wachsamkeit. Bald konnte Gruner bemerken, daß man seine Briefe öffne. Auch sein Verhältniß zu den Buchhändlern Tempsky und Widmann und anderen deutschpatriotisch gesinnten Persönlichkeiten der Stadt blieb nicht verborgen, und der Oberstburggraf betonte bald neuerdings die Nothwendigkeit, ihn auszuweisen, „da er bei

[1]) Oberstburggraf Kolowrat an den Polizeiminister Hager, 19. April 1812.

[2]) Man vergl. die Abhandlung „Zur Geschichte des Tugendbundes“ in neuen „Historischen Studien und Skizzen“ S. 326 ff.

[3]) Graf Zichy, österreichischer Gesandter in Berlin, an Metternich, 21. März 1812.

[4]) Metternich an Hager, 2. Mai 1812.

der Tendenz der hierländischen Stimmung, welche noch nicht ganz im Einklang mit dem dermaligen politischen Systeme des österreichischen Staates steht, nur nachtheilig wirken würde“ [1]).

Was aber Gruner eigentlich in Prag wollte, darüber waren die Behörden dort noch lange nicht im Klaren. Daß er aus den Diensten Friedrich Wilhelm's III. in diejenigen Alexander's I. übergetreten war, ahnte man vorläufig nicht, wenn man auch aus gewissen Anzeichen auf Beziehungen zur russischen Regierung schließen mochte. Denn daß er mit Stackelberg correspondirte, war constatirt, und auch daß der junge Mutzel und General Wallmoden die Briefe besorgt hatten. Der Geschäftsmann, dem Gruner seine Correspondenz über Brody anvertraute, ein gewisser Knapp, war ein Detective, der den Weg verrieth, auf welchem die Briefe zu Giers nach Radziwiloff gelangten; nur ihren Inhalt kannte man nicht. Während seines Aufenthaltes in Liebwerda wurde Gruner's Ueberwachung schwieriger; man gewahrte kaum mehr, als daß eine Gräfin Soltykow in Prag und ein brandenburgischer Rittergutsbesitzer, Ferdinand von Bismarck, bei der Beförderung seiner Correspondenz die Vermittler waren. Aber, was man in Böhmen nicht erfuhr, erfuhr man in Wien.

Als nämlich nach Ausbruch des Krieges die russische Botschaft die österreichische Residenz verließ, gelang es dem Polizeiminister von einer Anzahl Gesandtschaftspapiere Kenntniß zu erlangen, aus denen unter Anderem auch Gruner's wahres Verhältniß zu Rußland und seine Absicht, für den Dienst des Czaren Officiere zu werben, hervorging. War damit auch noch nicht sein ganzer Plan verrathen, so war doch sicher geworden, daß er in der Pflicht einer Macht stand und insgeheim wirkte, gegen welche Oesterreich ins Feld zog. Nach dieser Entdeckung bekehrte sich auch Metternich zu der Ansicht, daß Gruner ein weiterer Aufenthalt in den kaiserlichen Staaten nicht mehr gestattet werden könne; namentlich nachdem Zichy aus Berlin gemeldet hatte, Hardenberg habe ihm einen Brief desselben gezeigt, in welchem die Stimmung in Prag nicht eben als regierungsfreundlich dargestellt war [2]). Nach einer Unterredung, welche der Polizeiminister mit dem Staatskanzler hatte, ließ Jener durch den Oberstburggrafen Gruner mittheilen, daß man seine Beziehungen zu Rußland kenne und daß er Prag und Oesterreich sogleich zu verlassen habe [3]).

Dieser Auftrag ging am 11. August von Wien ab. Am Tage darauf aber langte dort ein Schreiben Hardenberg's an Metternich ein, welches diesen zu einer ganz anderen Maßregel bestimmte. In größter Eile schreibt er jetzt an Hager:

„Ich erhalte soeben per Estaffette einen Brief des königlich preuß. Staatskanzlers v. Hardenberg, welcher mir die Ankunft eines von ihm mir directe zugeschickten Vertrauten ankündigt. Dieser Vertraute wird unter dem Nahmen eines Dr. Bärwald erscheinen. Die Einbruch-Station desselben wird nicht angezeigt, aber da er sicher mit gehörigen Pässen versehen sein wird, so ist hierdurch nichts gefährdet. Die Sendung dieses Mannes findet in Folge einer zwischen mir und

---

[1]) Kolowrat an Metternich, 13. Juni 1812.

[2]) Die Depesche Zichy's hat Stern, „Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit“, S. 389, mitgetheilt.

[3]) Hager an Kolowrat, 11. August 1812.

dem St. K. Freih. v. Hardenberg getroffenen Uebereinkunft statt[1]). Er wird mir alle Aufschlüsse über die Bearbeitungen der Tugendbundisten bei uns liefern. Da nun auch Gruner hierbey eine große Rolle spielt, so ersuche ich Ew. Excellenz, der heute an Dieselben erlassenen Note in Betreff der Entfernung des Gruner vor der Hand keine Folge zu geben; ich vermuthe, daß Ew. Excellenz mit mir einverstanden sein werden, daß wir durch augenblickliches Zuwarten, da uns die wichtigsten Aufschlüsse bevorstehen, nichts als gewinnen können. Wenn Dr. Bärwald ankömmt, bitte ich Hochdieselben, ihn einer weiteren ihm unbemerklichen Aufsicht zu unterstellen und mich gleich von seinem Eintreffen benachrichtigen zu wollen.

Baden, den 12. August 1812. Metternich."

Das Schicksal Gruner's hing jetzt an Minuten. Wenn der zweite Auftrag, der sofort nach Prag abging, den ersten nicht überholte, wenn Jener, der behördlichen Weisung gehorchend, sogleich die Stadt verließ und die Grenze gewann, ehe Metternich's Contreordre in Vollzug gesetzt wurde, dann war er frei und konnte vielleicht auch sein Unternehmen fortsetzen. Es kam aber anders. Der zweite Eilbote Hager's traf noch rechtzeitig ein, und die Ausweisung Gruner's unterblieb. Kurz darauf langte „Doctor Bärwald" in Wien an und entpuppte sich als — Hofrath Janke. Es war derselbe, welcher in der späteren Zeit der Demagogenverfolgung als dreister Denunciant zu einer so traurigen Berühmtheit gelangen sollte. Er hatte sich ein Jahr zuvor in den von Jahn und Friesen gegründeten geheimen „Deutschen Bund" eingeschmuggelt und denselben jetzt, wo dessen Mitglieder dem Gruner'schen Plane dienten, dem Staatsrath von Bülow, der nunmehr unter dem Minister Fürsten Wittgenstein das Ressort der geheimen Polizei versah, als staatsgefährlich verrathen. Bülow, ein Verwandter Hardenberg's, war, gleich Wittgenstein, ein eifriger Anhänger der französischen Partei, überdies mit Gruner, wie dieser wiederholt bestätigt, persönlich verfeindet, und deshalb für Janke's Mittheilungen nur zu empfänglich[2]). Hardenberg selbst wurde gegen seinen ehemaligen Polizeichef dadurch eingenommen, daß Janke versicherte, Gruner habe sich gegen Vertraute geäußert, er besitze Papiere, die König und Kanzler zu compromittiren im Stande seien und die er, falls man ihn an Napoleon ausliefern wollte, bekannt machen würde[3]). Das

[1]) Metternich hatte — dies geht aus einem Vortrage Hager's an Kaiser Franz vom 7. September 1812 hervor — in Dresden Hardenberg um Aufklärungen über den Tugendbund gebeten, und von demselben die Zusicherung erhalten, er werde ihm eine vertraute Person senden, welche ihm darüber ausführliche Mittheilung machen werde. Daß Metternich ein derartiges Ansinnen an Hardenberg gestellt, weiß auch St. Marsan, der französische Gesandte, nach Hause zu berichten. Siehe Stern, „Abhandlungen ꝛc.", S. 389.

[2]) Ueber die franzosenfreundlichen Gesinnungen Wittgenstein's und Bülow's vergl. man u. A. die Berichte St. Marsan's bei Stern, „Abhandlungen ꝛc.", S. 391. Ueber die persönliche Gegnerschaft des letzteren vergl. man auch den Brief Friesen's bei Pertz, Stein III, 132.

[3]) In einem Schreiben Janke's an Wittgenstein vom 27. September 1819 heißt es: „Nur an Gruner bin ich — nicht zum Verräther — sondern zum Entdecker seiner Schändlichkeiten geworden, und zwar aus folgenden Gründen: 1. Dieser Mensch hatte gegen Friesen und Lange geäußert, er besitze ein Actenstück aus dem staatskanzlerischen Archiv, womit er zum Verderben des Königs und meines angebeteten Fürsten Hardenberg hervortreten würde, wenn er dem Kaiser Napoleon überliefert werden sollte. 2. Eben derselbe hatte gute, aber verirrte Jünglinge, die zum deutschen Bunde gehörten, vermocht, sich zu Räuberhauptleuten herzugeben, und im Jahre 1812, zu einer Zeit, als Napoleon noch Sieger war, französische Couriere und Generale in preußischen Wäldern todtzuschlagen und gegen Gesetz und Ordnung die nachbarlichen

letztere Moment gab offenbar den Ausschlag. Janke überbrachte Metternich einen Brief Bülow's, welcher nicht nur die versprochenen Enthüllungen enthielt, sondern auch den Plan Gruner's mittheilte und dessen Verhaftung und Auslieferung an Preußen, sammt den bei demselben gefundenen Papieren, erbat. Das Schreiben lautet:

„Ew. Exc. haben bey Hochderoselben letzter Anwesenheit in Dresden dem Hrn. Staats-Kanzler Freiherrn v. Hardenberg und dem Herrn Oberkammerherrn Fürsten zu Sayn u. Wittgenstein das Verlangen geäußert, von den hier bekannt werdenden Verhältnissen, und den Machinationen der Verbindung, welche unter der Benennung: Tugendverein, deutscher Bund, eiserner Bund, schwarzer Bund, bekannt ist, näher unterrichtet zu seyn. Als gegenwärtiger Chef des K. preußischen Departements der gesammten Sicherheits- und höheren Polizey halte ich es daher für meine Pflicht, die nachstehenden Nachrichten, welche aus sicheren Quellen entnommen sind, ganz gehorsamst vorzulegen, und zwar um so mehr, da das Wirken der gedachten Verbindung itzt einen Charakter angenommen hat, welcher für öffentliche Ruhe und Sicherheit sowohl überhaupt, als auch besonders in den K. K. österr. Staaten, höchst nachtheilig zu werden droht. Der Zweck der von England und Rußland begünstigten und mit Geld unterstützten Verbindung ist der: bey einem entschiedenen ungünstigen Erfolge der Operationen der alliirten Armeen, im gegenwärtigen Kriege gegen Rußland oder bey einer Landung der Rußen und Engländer an den Küsten der Ostsee, die Unterthanen in den verschiedenen deutschen Staaten zum Aufstande und zur thätigen Wirkung gegen das Interesse Frankreichs und seiner Alliirten zu veranlaßen. Ein kürzlich in den Gegenden der Ostsee zum Vorschein gekommener, gedruckter, von dem General Barclay de Tolly unterzeichneter Aufruf an die Deutschen bringt den Antheil, welchen Rußland an diesem Zwecke nimmt, zu einem noch höheren Grade der Gewißheit. In den preußischen Staaten ist die Verbindung itzt hauptsächlich in Schlesien und Pommern ausgebreitet und thätig; sie wird jedoch sorgfältig beobachtet, und, obgleich selbst manche Staatsdiener in dieselbe verwickelt sind, so hoffe ich doch mit Zuverläßigkeit, daß nicht allein ein verderblicher Ausbruch ihres Wirkens abgewendet werden wird, sondern auch die Theilnehmer des Vereins und ihre Machinationen bald völlig ausgemittelt seyn werden. In den österreichischen Staaten scheint vorzüglich Böhmen der Hauptwirkungs-Ort der Verbindung zu seyn. Der vor einigen Monaten aus dem K. Dienste entlaßene Staatsrath Gruner, welcher sich itzt regelmäßig in Prag aufhält, zuweilen aber auch, um auf Schlesien leichter zu wirken, Liebenwerde in Sachsen (!) zum Aufenthalte wählt, dirigirt gegenwärtig hauptsächlich die Operationen des Vereins. Er ist seit September vorigen Jahres Mitglied der englischen Parthey, seit dem im Anfange des gegenwärtigen Jahres erfolgten Tode des vormaligen hiesigen Kammerherrn Gr. v. Arnim-Boitzenburg, Verwalter der Englischen für den Bund bestimmten Gelder, und itzt Chef des in Prag etablirten Englisch-Rußischen Correspondenz-Bureaus. Der General-Sekretär des Bureaus, ein von Helmstreit, befindet sich gegenwärtig in Teplitz; dagegen aber hat Gruner außer seinem sehr vertrauten und verschmitzten Bedienten Andrae, deßen er sich häufig zu Verschickungen bedient, itzt einen Dr. Lange um sich, der ehemals Lehrer bei dem hiesigen Werderschen Gymnasium war. Ein gewißer Preiße, der sich sonst bey Gruner befand, ist itzt nach dem Würtembergischen gesandt worden.

Gruner hat in Deutschland an den Hauptpunkten in Allem 12 fixirte besoldete Emißärs, die monatlich 100 Reichsthl. Gehalt und 50 Reichsthl. für geheime Auslagen erhalten. Außerdem sollen 12 reisende Emißärs gehalten werden, welche die Briefe ab und zu tragen. Der Verbündeten sollen mehrere 1000 seyn, und die Listen derselben liegen bei Gruner in Prag. Es giebt 3 Klaßen unter den Verbündeten: dirigirende Häupter, leitende Unterorgane, Instrumente. Soviel uns bekannt geworden ist, erhielt Gruner viertel jährich 12000 Reichsthl., wenigstens hat derselbe diese Summe am letzten Johannis-Termine bei Banquier Ballabene zu Prag erhoben

---

Landleute zum Raub- und Todtschlagsgewerbe aufzuwiegeln. Dieser Plan und kein anderer wurde von mir zur rechten Zeit entdeckt, und darum nennt man mich Verräther." Vergl. den (gekürzten) Abdruck dieses Schreibens bei Mannsdorf, „Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit", Heft 1, S. 138. Ueber Janke als agent provocateur s. Harnisch, „Mein Lebensmorgen", S. 303.

und davon noch vor kurzer Zeit durch den obgenannten Preiße bedeutende Summen hierher nach Berlin gesendet. Die Haupt-Correspondenz wird mit sympathetischer Dinte geschrieben, geführt. Das Mittel, die Schrift lesbar zu machen, ist mir bekannt. Die Briefe gehen vielfältig unter der Adreße des Buchhändlers Calve zu Prag. Der Buchhändler Hoffmann in Leipzig ist eines der thätigsten Mitglieder des Bundes, ingleichen der Rein daselbst. Ein gewißer Siebdrat hatte ehemals seine Station in Weimar und ist itzt nach Erlangen gesendet. Ich habe Grund zu glauben, daß man den Hoffmann, Rein und Siebdrat, so wie einen Dr. Müller, der sich einige Zeit zu Langenbilau in Schlesien aufhielt und itzt sich in Prag oder Wien befindet, durch einen bekannten, zuverläßigen Mann gewinnen könnte. Für die Gebirgs- und Wald-Gegenden sind zur Formirung von eigentlichen Räuberbanden Hauptleute bestellt: für Thüringen, besonders den Thüringer Wald, ein von Haßerot unter der Leitung eines gewißen Palm, der sich eine Zeitlang zu Göttingen als Student aufhielt, dann nach Frankfurt am Mayn gieng und ein Besoldeter Gruners ist; für den Spessart der Burgdorf unter der Leitung eines von Dietmar, der früher Officier im preußischen Militär war und noch vor 1½ Jahr in Frankfurt a. d. Oder studirte. In Wien soll ein gewißer Johnson als Englischer Agent sehr thätig sein und bedeutende Summen zur Beförderung seines Zweckes zur Disposition haben, auch die vollständigen Listen der Sächsischen Verbündeten besitzen. Mit Johnsohn stand schon seit geraumer Zeit der obengedachte Dr. Müller in Verbindung. Müller hatte neuerlich die Absicht, sich zu Johnsohn nach Wien zu begeben. Im ehemaligen Hannover'schen sollen die Engländer eine direkte Verbindung unterhalten, von welcher der Gruner Nichts weiß, und welche sich die „Rein Englische", im Gegensatze der „Rußisch-Englischen" nennt. E. E. werden sich aus diesen Umständen hochgeneigt überzeugen, wie strafwürdig in ihren Zwecken, wie künstlich verborgen in ihren Machinationen, wie ausgebreitet in der Zahl ihrer Mitglieder aus allen Ständen in mehreren Staaten, und wie höchst verderblich und gefahrdrohend überhaupt die Verbindung ist. Sie wird dadurch um so gefährlicher, daß die Mitglieder derselben sich des heillosen Kunstgriffes bedienen, im Publikum glauben zu machen, die Landesherren und obersten Behörden der verschiedenen Staaten, worin das Unwesen getrieben wird, begünstigten den Verein und deßen Zwecke. Von Seite des hiesigen Gouvernements ist man unabläßig bestrebt, den Verhältnißen der Verbindung immer genauer auf die Spur zu kommen, ihrer Tendenz entgegen zu arbeiten, und sowohl das Ganze, als einzelne Mitglieder desselben, unschädlich zu machen. Dieser Zweck wird aber nur dann vollständig erreicht werden können, wenn man den ausgebreiteten Stamm an der Wurzel angreift, und mit einem Schlage das Ganze auseinander sprengt. E. E. stelle ich es ganz gehorsamst anheim, welche Mittel Sie hierzu nach Ihrem erlauchten Ermeßen und nach den Ihnen vielleicht schon außerdem zugekommenen Anzeigen gegen Johnsohn und Andere zu ergreifen für nöthig erachten. Dringend erforderlich zur Abwendung eines vielleicht nahen Unheils scheint es mir aber für das Österreichische, für das Sächsische und für das hiesige Gouvernement zu seyn, den vormaligen Staats-Rath Gruner zu Prag so schnell wie möglich unschädlich zu machen. E. E. ersuche ich daher ganz gehorsamst, hochgeneigt den Befehl zu erlaßen, daß, mit Beobachtung der größten Vorsicht und Verschwiegenheit, der vormahlige Staats-Rath Gruner nebst den Personen, welche derselbe bey sich hat, in Verhaft genommen wird, und daß sämmtliche bey Gruner sich vorfindende Briefschaften, Rechnungen und Kaßebestände, welche wahrscheinlich versteckt seyn dürften, in Beschlag genommen werden. Sehr wünschenswerth wird es seyn, nach der Verhaftung des Gruner auch die an denselben einlaufenden Briefe in Besitz zu erhalten. Die dieserhalb zu ergreifenden Maßregeln muß ich jedoch bey meiner Unbekanntschaft mit den Local- und Personal-Verhältnißen zu Prag lediglich dem erlauchten Ermeßen E. E. ganz gehorsamst anheim stellen. Da die Untersuchung gegen Gruner, welcher ohnehin ein hiesiger Landes-Unterthan ist und sich schon in seinen vorigen Verhältnißen als hiesiger Staatsdiener durch seinen Antheil an der Verbindung strafwürdig gemacht hat, wegen der bei dem mir anvertrauten Departement vorhandenen Nachrichten, nur hier vorzugsweise vollständig und mit ganzem Erfolge geführet werden kann, so darf ich noch die ganz gehorsamste Bitte hinzufügen, daß E. E. geneigen mögen, nach der Verhaftung des Gruner und seiner Begleiter die Auslieferung derselben und der vorgefundenen Papiere, Rechnungen und Kaße-Bestände hierher und zwar an den hiesigen Staats-Rath und Polizei-Präsidenten Le Coq unter einer vollkommen sicheren Begleitung zu veranlaßen.

Dem hiesigen Gouvernement wird es eine angenehme Pflicht seyn, dankbar in allen ähnlichen Fällen den Auslieferungs-Requisitionen des K. K. Gouvernements unverzüglich zu genügen und die durch die Auslieferung des Gruner entstehenden Kosten zu erstatten. Mit Beziehung auf das letzte Schreiben des Hrn. Fürsten zu Sayn und Wittgenstein Durchlaucht an E. E. ersuche ich endlich Hochdieselben noch ganz gehorsamst, die Observation verdächtiger Subjecte, welche sich in Teplitz während der dortigen Anwesenheit Sr. Majestät des Königs meines a. g. Herrn einfinden möchten, vorzüglich auf den General-Sekretär des Bureau des Gruner, des von Helmstreit, und auf den Virtuosen Rhoode, welcher von hier nach Teplitz reisen wird, hochgeneigt richten zu laßen. Der hiesige Hof-Rath Janke wird die Ehre haben, das gegenwärtige Schreiben E. E. eigenhändig zu überreichen. Es ist derselbe ein vollkommen zuverläßiger Mann, und ich sende ihn E. E. zu, damit Hochdieselben von ihm mündlich noch genauere Nachrichten über das Bundes-Verhältniß in Erfahrung bringen können, wobei ich zugleich ganz gehorsamst anheim stelle, mir durch ihn eine hochgeneigte Benachrichtigung von den beschloßenen Maßregeln zukommen zu laßen.

Berlin. den 6ten August 1812.
Bülow."

Dieser Brief war — und das ist das überaus Gehässige in dem Verhalten Bülow's — seinem vollen Wortlaute nach auch dem französischen Gesandten St. Marsan mitgetheilt worden, der davon dem Minister Maret Kenntniß gab [1]). Nur der immer weiter nach Osten vordringende Krieg, die Schwierigkeit jeder Communication und die für Napoleon schließlich so verhängnißvolle Wendung der Ereignisse mögen eine Reclamation von französischer Seite verhindert haben. Im Falle einer solchen hätte Preußen Gruner kaum zu schützen vermocht. In Wien war unterdeß Janke an Hager gewiesen worden, der mit ihm eine mehrstündige Unterredung pflog, einzelne Momente in dem Berichte Bülow's richtig stellte und schließlich erkannte, daß hier „viele Persönlichkeit, wenn nicht von Seite Hardenberg's, doch von Bülow und Janke mit im Spiele sey" und daß es im Grunde den preußischen Behörden nur darauf ankam, „das oesterreichische Gouvernement dahin zu vermögen, daß selbes nur geschwind Gruner und Consorten arretire und mit den in Beschlag zu nehmenden Papieren, Effekten und Geldern, ohne eigenen Gebrauch, an Preußen zur weiteren Procedur und Benützung ausliefere." Er rieth Metternich, hierauf nicht einzugehen. Allerdings sollte man nun Gruner verhaften und sich seiner Papiere bemächtigen, aber ihn sowohl wie diese erst dann an Preußen abtreten, „wenn man selbst Alles, was die Schriften über den Bund überhaupt und über seine Ramifikationen in Oesterreich enthalten, zur Bemessung der weiteren Schritte für die öffentliche innere Sicherheit sorgfältig erforscht, den Gruner und Consorten, wieferne es nöthig ist, zu weiteren Erläuterungen verhalten, somit das Recht des Besitzes, welches für Oesterreich nun über Gruner eintritt, geltend gemacht haben würde" [2]). Natürlich stimmte Metternich zu. Denn wenn der Prager „Tugendbundist" verhaftet werden sollte, dann wollte man doch auch endlich wissen, woran man mit dem geheimen Wesen und Treiben des gefürchteten Vereines war, und das sollte gerade, nach Bülow's Andeutungen, aus den Schriften Gruner's hervorgehen. Zu allem Ueberfluß berichtete in diesen Tagen auch noch der Regierungscommissär in Teplitz, es habe Fürst Wittgenstein, der sich mit dem

[1]) Stern, Abhandlungen und Actenstücke, S. 391.
[2]) Hager an Metternich, 17. August 1812.

Könige dort befand, den Staatsrath als einen höchst gefährlichen Mann geschildert, der die Absicht hege, alle Ordnung umzustürzen.

In der Nacht vom 21. zum 22. August wurde Gruner und mit ihm sein Kammerdiener Andrae, sein Lakai und sein Kutscher verhaftet und im Gebäude der Prager Stadthauptmannschaft in sichern Gewahrsam gebracht. Er war einige Tage vorher von befreundeter Seite gewarnt worden, hatte aber die Mahnung in den Wind geschlagen. Gerade jetzt, wo jeder neue Tag sein Eingreifen in die Angelegenheiten einer Welt erheischen konnte, auf ein bloßes Gerücht hin Alles aufzugeben, mochte ihm bei der Verantwortung, die er gegen die russische Regierung und seine Vertrauten übernommen hatte, wie Fahnenflucht erschienen sein. Und so ereilte ihn sein Schicksal. Alle seine Schriften und mehrere Tausend Thaler Geldes wanderten mit ihm zur Behörde, wo man sich nun mit dem größten Eifer ans Studium der Papiere machte. Der preußische Abgesandte ward in Wien darauf vertröstet, er solle alsbald erfahren, was dieselben enthielten. Wie Hager richtig vermuthete, hatte sich die Berliner Staatsbehörde die Sache anders gedacht, und die Wendung konnte ihr nur unangenehm sein. Wie, wenn sich nun wirklich ein Beweis fand, daß Preußen nicht mit seiner ganzen Politik dem Heerruf Napoleon's gefolgt war? Wenn z. B. zu Tage kam, daß Gneisenau bei seinem Fortgang aus Berlin einen geheimen Auftrag des Königs mit auf den Weg erhalten hatte?[1]) Und wenn nun Oesterreich der Mitwisser dieses Geheimnisses wurde, dieses Oesterreich, welches allem Anscheine nach gänzlich in das Lager des kaiserlichen Schwiegersohnes eingekehrt war? Welche Folgen konnte dies haben! Aber die Papiere Gruner's enthielten nichts, was diesen Bedenken entsprach. Sie enthielten auch nichts, was Oesterreichs Sorge wegen des „Tugendbundes" gerechtfertigt hätte. Allerdings fanden sich die in Hunderten von Paragraphen abgefaßten und wiederholt redigirten Statuten des Königsberger sittlich-wissenschaftlichen Vereins vom Jahre 1808 und 1809 und ein Verzeichniß seiner damaligen Mitglieder, aber zugleich auch die authentischen Beweisstücke vor, daß dieser Verein seit dem Beginne des Jahres 1810 nicht mehr bestand, daß Stein, den man bisher mit Vorliebe für dessen Chef gehalten, denselben bekämpft und Gruner selbst bei der Auflösung als Polizeipräsident intervenirt hatte[2]). Dagegen wurde Gruner's gegenwärtiger Plan in allen seinen Einzelnheiten offenbar: sein Dienstverhältniß zu Rußland, seine Correspondenz mit Lieven, Stackelberg und Stein, seine Berichte nach Petersburg, sein Brief an Johnson, die Instructionen für seine Unteragenten, deren Rapporte, das Verzeichniß derselben, die Chiffre des geheimen Briefwechsels, der Eid Haßerodt's u. s. w., dies Alles wurde gefunden und diente als Untersuchungsmaterial dem Prager Stadthauptmann Lilienau, vor dem sich Gruner am 26. und 27. August zu verantworten hatte. Dieser wagte denn auch in Bezug auf seine Zwecke keinerlei Ausreden. Nur seine Freunde und Helfer trachtete er möglichst zu entlasten: die österreichischen Officiere Pfuel, Varnhagen und

[1]) Siehe Friedrich Wilhelm's Ordre an Hardenberg aus Anlaß der Entlassung Gneisenau's, 9. März 1812, bei Pertz, Gneisenau II, 275.

[2]) S. meine Abhandlung „Zur Geschichte des Tugendbundes" in den „Historischen Studien und Skizzen" S. 303—330.

Willisen wollte er nicht für die Legion geworben haben, wie man ihm vorwarf; seine Bekannten in Prag sprach er jeden Einverständnisses los. Was seine Agenten in Preußen anging, so bat er, ihretwegen an Hardenberg schreiben zu dürfen. Seine eigene Person betreffend, betonte er, daß er nicht das Geringste gegen Oesterreich zu unternehmen im Sinne gehabt, und erinnerte an seine guten Dienste im Interesse dieser Macht zur Zeit des Krieges von 1809. Er erbat sich dafür die Gunst, jetzt nicht an Frankreich ausgeliefert, sondern mit seinen Papieren nach Rußland entlassen zu werden.

Die Entscheidung fiel anders. Am 7. September 1812 unterbreitete der Polizeiminister Hager dem Kaiser Franz einen zusammenfassenden Vortrag über die Ergebnisse der Untersuchung. Die Prüfung der Papiere des Verhafteten habe die Unrichtigkeit von Bülow's Angabe dargethan, daß Gruner's „Machinazionen" das Werk des Tugendbundes oder die Folge englischen Einflusses seien, vielmehr erwiesen, daß derselbe lediglich in russischem Solde stand und im Auftrage Rußlands den vierfachen Zweck verfolgte, eine Kundschaftsanstalt zu leiten, das deutsche Volk zu insurgiren, auf den Heerstraßen Banden zur Schädigung des Feindes zu bilden und für die deutsche Legion in Rußland Officiere und Soldaten zu „debauchiren". Besonders das letzte Moment falle Gruner Oesterreich gegenüber zur Last. Dann heißt es weiter:

„Gruner protestirt zwar, daß er keinen k. k. Offizier zur Auswanderung nach Rußland verleitet habe; allein das Beyspiel mit Pfuel zeigt dennoch deutlich, daß er einem k. k. Unterthan zu einer sträflichen Handlung Vorschub gab." Dasselbe sei in Bezug auf die k. k. Lieutenants Varnhagen und Willisen, die mit Gruner in Verbindung waren und dann Urlaub nahmen zu vermuthen. „Gruner wirft in seinem summarischen Verhöre die Behauptung hin, daß sein Bestreben dahin gegangen sey, Oesterreich und Preußen durch Ausführung seiner Pläne zu heben, und sie in ihren alten Glanz einzusetzen. Ich finde zur Bewährung dieser Angabe nirgends eine Spur. Gruner diente Rußland und hatte nur russisches Interesse im Auge. Aus einer Anfrage in einem seiner Briefe, ob er den König von Preussen als unterdrückt, oder als verächtlich in der öffentlichen Meynung darstellen sollte, läßt sich schließen, welche Meynung er von dem König von Preussen haben möge." . . . „Gruner hat sich nicht nur gegen Preussen und andere deutsche Staaten, sondern auch gegen Ew. Majestät vergangen; sein Verbrechen ist, im strengen Sinne genommen, Hochverrath nach dem § 52 des Strafgesetzbuches[1]), denn er hätte durch seine Machinazionen, wenn sie nicht in der Ausführung unterbrochen worden wären, dem oesterreichischen Staate eine größere Gefahr von Außen zugezogen. Durch Gruner's Arretirung ist sein Komplot zwar niedergeschlagen, und im Keime unterdrückt, seine Sträflichkeit hat sich aber nicht vermindert; nur einige höhere Staatsrücksichten könnten ein minder strenges Verfahren räthlich machen. Es läßt sich nicht läugnen, daß die preussische Regierung durch Gruner sehr compromittirt wird; sie scheint dessen Verständnisse mit Rußland und dessen Plane längst gewußt und, wenn auch nur stillschweigend, anfangs gebilligt zu haben. Dieses leuchtet schon aus dem Umstande ein, daß er mit preussischen politischen Vertrauten sein gefährliches Spiel trieb, daß viele

[1]) Das österreichische Strafgesetzbuch vom Jahre 1803 normirte im § 52: „Das Verbrechen des Hochverrathes begeht a) der die persönliche Sicherheit des Oberhauptes des Staates verletzt, b) der etwas unternimmt, was auf eine gewaltsame Veränderung der Staatsverfassung, auf Zuziehung oder Vergrößerung einer Gefahr von Außen gegen den Staat angelegt wäre, es geschehe öffentlich oder im Verborgenen, von einzelnen Personen oder in Verbindungen, durch Anspinnung, Rath oder eigene That, mit oder ohne Ergreifung der Waffen, durch mitgetheilte, zu solchem Zweck leitende Geheimnisse oder Anschläge, durch Aufwiegelung, Anwerbung, Ausspähung, Unterstützung oder durch was sonst immer für eine dahin abzielende Handlung." § 53: „Auf dieses Verbrechen, wäre es auch ohne allen Erfolg, nur beim Versuch geblieben, wird die Todesstrafe verhängt."

preussische Beamte darin verwickelt sind. Graf Kolowrat bemerkt daher nach meinem Erachten sehr richtig, daß, wenn, wie zu besorgen, das Gruner'sche Complot zur Kenntniß der französischen Regierung käme und Gruner oesterreichischer Seits an Preussen ausgeliefert werden würde, nicht nur ein unangenehmer Handel für Preussen erwachsen, sondern auch Gruner und sein Anhang verlohren seyn würden. Er gründet darauf den Antrag, Gruner lieber nicht auszuliefern, sondern bis zum Frieden in den k. k. Staaten zu verwahren. Allergnädigster Herr! Ich finde mich aus andern nicht minder wichtigen Gründen bewogen, dem Antrage des Grafen Kolowrat beyzustimmen: Gruner ist kein gebohrener preussischer Unterthan, er ist von Osnabrück, er hat die preussischen Dienste förmlich quittirt, gehört also auch in dieser Beziehung Preussen nicht an. Nun hat er aber sein Verbrechen in Oesterreich, und zum Theil gegen Oesterreich als Alliirten Frankreichs begangen, indem er dem Staate eine größere Gefahr von Außen zuzog, und folglich sich nach dem § 52 des Strafgesetzbuches des Verbrechens des Hochverrathes schuldig machte. Bey allen dem glaube ich dennoch in Betrachtung ziehen zu sollen, daß er sich wirklich in russischen Diensten befindet, jedoch nach dem Zweck seiner geheimen Sendung nach Prag als russischer Beamter nicht öffentlich anerkannt werden sollte. Ich finde es daher in jeder Beziehung nicht räthlich, ihn an Preussen auszuliefern, sondern glaube, daß er in einer Festung, oder sonst an einem sichern Ort, den Ew. Majestät hierzu bestimmen dürften, bis zum hergestellten Frieden in sichere Verwahrung und anständige Versorgung zu nehmen und alle weitere Untersuchung mit ihm, da die Hauptsache erhoben ist, bis auf einige minder bedeutende Nebenumstände, die Ew. Majestät Unterthanen wegen Korrespondenzbeförderung und wegen begünstigter Reise nach Rußland betreffen, zu unterdrücken sey. . ."

So der Polizeiminister. Daß seine Ausführungen und Anträge in Uebereinstimmung mit Metternich erfolgten, ist natürlich. Schon am 28. August, als Janke unter dem Namen eines Kaufmanns Just nach Berlin zurückkehrte, hatte ihm der Staatskanzler ein Schreiben an Hardenberg mitgegeben, worin er die Absicht aussprach, Gruner in Oesterreich zu behalten. Hardenberg konnte nicht anders als sich damit einverstanden erklären. Da die Papiere im Grunde nichts direct Compromittirendes für Preußen ergeben hatten, vermochte nunmehr auch nichts dergleichen in die Oeffentlichkeit zu bringen, woferne nur Gruner selbst in sicherem Gewahrsam gehalten wurde. Das Letztere schien allerdings geboten, und in einem Briefe an Metternich vom 4. September stellte Hardenberg geradezu dieses Verlangen[1]). Nicht früher als am 25. October gab Kaiser Franz, den Anträgen seines Ministers entsprechend, seinen Willen folgendermaßen kund:

[1]) „Je suis entièrement de votre avis, mon cher Comte, qu'il ne faut point y mêler de tiers, et comme cela sera beaucoup plus facile, si vous voulez bien garder le Sr Gruner et les personnes principales qui pourront se trouver impliquées en Autriche, je ne hésite pas, de me déclarer pour cette alternative, comptant que vous nous communiquerez les papiers, que nous agirons dans le plus parfait concert, et que vous nous donnerez toutes les informations utiles et nécessaires. S'entend qu'il faudra surtout tenir Gruner en lieu de parfaite sûreté, le traitant toujours bien, ce que vous serez sans doute porté à ordonner d'après votre façon de penser. Il ne s'agit point de persécuter, mais de prévenir des maux incalculables que les menées de ces messieurs auroient fait naître. Du reste, Gruner est toujours extrèmement punissable, et a agi envers la Prusse, et surtout envers moi, avec une fausseté indigne, en faisant croire en même temps là où il a pensé que cela avanceroit son but, que je me trouvais secrètement d'accord avec ses entreprises." [Daß die Verhaftung Gruner's auf preußische Requisition und nicht auf französische — wie Wittgenstein von Teplitz aus verbreitete — erfolgte, war in den Patriotenkreisen Preußens bald bekannt. Man vergl. den Brief Friesen's bei Pertz, Stein III, 132: „Die Verhaftung erfolgte auf Befehl des Geheimen Staatsrath von Bülow, des jetzigen Chefs der höheren Polizei, eines persönlichen Feindes von Gruner und Widersachers der guten Sache. Der Kanzler scheint sich jetzt des Schrittes zu schämen und der König mißbilligt ihn."

„Der in Prag arretirte vormalige Preussische Polizeypräsident und Staatsrath Gruner ist sobald möglich auf eine unaufsichtige Art nach der Festung Peterwardein zu transportiren und dort dergestalt unter strenger Aufsicht zu halten, daß ihm ohne Meine ausdrückliche Erlaubniß weder eine Kommunikazion noch eine Korrespondenz mit wem es immer sey, gestattet werde. Uebrigens aber will Ich denselben mit aller Schonung, welche mit der Sicherheit vor seiner Entweichung und Verhinderung aller Korrespondenzführung oder Kommunikazion mit wem immer vereinbarlich ist, behandelt wißen. Sein nöthiger Unterhalt ist von den bei ihm vorgefundenen Geldern zu bestreiten; nur darf solcher den Betrag der ihm vom Russischen Hofe in seiner letzten Eigenschaft ausgemessenen Besoldung nicht übersteigen. . . Eine Mittheilung an andere Regierungen findet nicht statt, und haben Sie vielmehr den Individuen, welche bey der vorliegenden Untersuchung gebraucht worden sind, in Meinem Namen das strengste und unverbrüchlichste Stillschweigen aufzulegen." Die Dienerschaft Gruners sei zu entlassen, sein Kammerdiener Andrae und der gleichfalls verhaftete Dr. Lange seien an Preußen auszuliefern, seine Prager Freunde polizeilich zu verhören, seine Papiere der Berliner Regierung mitzutheilen und zwar die von preußischen Unterthanen herrührenden Briefe im Original, das Uebrige in Abschrift[1]).

Am Abend des 2. November wurde Gruner von dem Wiener Polizeicommissär Göhausen, dem Untercommissär Sestics und einem „Vertrauten" aus dem Gefängniß der Prager Stadthauptmannschaft abgeholt und in einem Wagen auf der Straße nach Brünn fortgeführt. Ueber das Ziel der Reise ward er für's Erste nicht aufgeklärt. Er hegte die sichere Hoffnung, es gehe nach der russischen Grenze; die Bedeckung erschien ihm selbstverständlich. Als man aber nach Preßburg gekommen war, und die Fahrt sich dann über Ofen hinaus immer tiefer ins Ungarische verlor, da schwand seine Zuversicht. Endlich in Neusatz, wo die Reisenden am 19. November ankamen, erfuhr er die volle Gewißheit. Sie drückte den muthigen Mann fast zu Boden. Das hatte er nicht erwartet. Im schlimmsten Falle hatte er gedacht, als russischer Kriegsgefangener behalten und auf Requisition des Czaren ausgewechselt zu werden, und nun wurde er als österreichischer Staatsverbrecher behandelt und wer weiß auf wie lange in feste Haft gebracht! Er machte seiner Verzweiflung in einem Briefe an Hager Luft, der keinen Erfolg hatte. Am nächsten Morgen, den 20., ward er dem Feldmarschalllieutenant Grafen Marziany, welcher an Stelle des abwesenden Feldzeugmeisters Baron Hiller die Geschäfte des Commandirenden von Slavonien besorgte, und von diesem als „Particulier Adolph v. Meyer," wie er nunmehr hieß, dem Festungscommandanten Baron de Bant übergeben. Die Thorflügel der Citadelle schlossen sich hinter ihm. Er war „verschwunden".

Dem Befehle des Kaisers entsprechend, ward Gruner in Peterwardein rücksichtsvoll behandelt. Er erhielt eine Wohnung von vier Zimmern angewiesen, von denen freilich zwei durch einen Feldwebel und einen Gemeinen, die ihn be-

[1]) Die Untersuchung gegen die Prager Verbindungen Gruner's ergab wenig. Auch hatte die Staatsbehörde die Absicht, so viel als möglich Aufsehen zu verhüten. Burgsdorf kam mit einem Verweise davon; Tempsky, der Eigenthümer der Calve'schen Buchhandlung, mußte sich außerdem noch die Drohung gefallen lassen, man werde ihn bei einer nächsten ähnlichen Gelegenheit des Landes verweisen; der eingeweihte Postoffiziant Pachmann wurde nach kurzem Arrest an einen anderen Ort Böhmens versetzt. Nicht so glimpflich erging es Gruner's Vertrauten in Preußen. Ueber das Schicksal derselben berichten Harnisch, „Mein Lebensmorgen", S. 301 und Friesen bei Pertz, Stein III, 132 f. „Kalkreuth, Wittgenstein und der saubere Herr von Cöln" — schreibt der Letztere — „schüren das Feuer der politischen Inquisition und finden an Bülow einen dumm-leidenschaftlichen Inquisitor, der aber gern den Schein retten mögte."

wachten, in Anspruch genommen wurden. Ueber das Benehmen der Festungsofficiere hatte er sich nicht zu beklagen; sie waren freundlich gegen ihn und halfen ihm wenigstens äußerlich über das Traurige seiner Situation hinweg. Besonders Baron Hiller nahm sich Gruner's aufs theilnahmsvollste an, und wir hören, daß er den Arrestanten in seine Familie zog. Nur über sein nächstes Schicksal, die Dauer seiner Haft, erhielt derselbe keinerlei Bescheid. Der Polizeiminister hatte ihm nicht geantwortet und ihm nur durch Hiller sagen lassen: „daß sein gegenwärtiger Aufenthaltsort bei den jetzigen Verhältnissen um seines eigenen Besten willen durchaus geheim gehalten werden muß, und daß er sich insolange resigniren müsse als die Umstände fortdauern, die diese Verfügung unvermeidlich gemacht haben“ [1]). Aber welches waren diese Umstände? Gruner wurde nicht müde, alle Möglichkeiten durchzudenken, die sein Loos herbeigeführt haben konnten. Wer mochte nur seine Verhaftung verlangt haben? Denn daß der österreichische Staat nicht aus eigenem Entschluß gehandelt hatte, schien ihm sicher. War es Frankreich? War es Preußen? Er antwortete schließlich, da Alles schwieg, selbst auf seine Fragen. Es ist ein scharfsinniger und merkwürdiger Brief, den er am 17. Januar 1813 an Hiller richtete und worin er namentlich seine Beziehungen zu der Regierung Friedrich Wilhelm's III. auseinanderlegte. Darin heißt es:

„Ich habe gegen den preußischen Staat nicht undankbar gehandelt. Es war des Kaisers Alexander eigner Wille und meine bestimmte Erklärung an den Grafen Lieven, meinen Posten nur dann zu verlassen, wenn die Allianz mit Frankreich mir ferneres Wirken unmöglich mache. Ich hatte persönlich nicht Ursache, den Krieg zwischen Preußen und Frankreich zu wünschen; er hätte mich aus dem glücklichen Schooß einer geliebten Familie gerißen, und der Herr Staatskanzler von Hardenberg muß bezeugen, daß für diesen Fall mir ein Posten bestimmt war, auf dem ich unfehlbar für meinen König und sein Volk hätte sterben müßen. Aber dieses von der tiefsten Schmach, von innerer Zerrißenheit und von dem gräßlichen Elende, welches es nun betroffen hat, zu retten, war meine reine Absicht. Alle höhere Staatsbeamte, die an persönlichen Zwecken, an ihrer augenblicklichen Existenz, an künftigen Vortheilen hingen, waren meine Gegner. Sobald ich die öffentliche Thätigkeit verlies, traten sie, die längst mich beneidet und gefürchtet hatten, auf und intriguirten nach meiner Abreise durch Verleumdungen gegen mich. Selbst mein bisheriges Departement brachten sie, gegen die ausdrückliche Zusage des Königs und Staatskanzlers, in die Hände meiner bittersten Feinde. Ungestraft erlaubten sie sich dann öffentlich in Berlin auszusprengen, ich sey Chef des famösen Tugendbundes, in englischem Solde u. s. w. und als ich auf die Nachricht davon an König und Staatskanzler schrieb, darauf antragend, daß S. Majestät, um diesen für mich verderblichen Ausstreuungen Einhalt zu thun, öffentlich über meinen Abgang aus den Diensten Sich ehrend erklären möge, hatte man nicht den Muth dazu. Selbst als ich meine sterbende Frau noch einmahl zu sehen wünschte, wagte man nicht, mir einen sichern geheimen Aufenthalt zu verbürgen. Zwar schrieb der Herr Staatskanzler, erschüttert durch ihren bald hienach erfolgenden Tod, mir sehr freundschaftlich aber ausweichend, worauf ich in der ersten Stärke meines Schmerzens lebhaft, und vielleicht bitter, antwortete. Drei Wochen darauf, ward ich auf preußische Requisizion arretirt!!... Es ist nur eine preußische Requisizion als Ursache meiner Verhaftung möglich. Auch erhielt ich kurz vor derselben Nachricht, daß Fürst Wittgenstein, Staatsrath von Bülow und mehrere meiner Gegner gegen mich intriguirten und Letzterer sich dazu eines Hofrathes Falkenberg bediene, welcher mir sein ganzes Glück dankt. Zufällig habe ich späterhin aus einem öffentlichen Blatte ersehen, daß man auch öffentlich, ohne mich jedoch zu nennen, diese Requisizion anerkannt hat. Ob S. M. der König und der Herr Staatskanzler v. Hardenberg Theil daran haben, weiß ich

[1]) Hager an Hiller, 8. December 1812.

nicht. Zwar hatte Letzterer, seit meiner Abreise, sich schwankend benommen, doch aber ist es mir unmöglich, Ihm, den ich geliebt und geehrt habe, ein solches Verfahren zuzutrauen. Wäre es aber dennoch der Fall, so würde auch ich losgebunden seyn von Pflichten der Erkenntlichkeit und Freundschaft, welche ich, ohne persönliche Rücksicht, bis jetzt heilig befolgt habe. In jedem Falle hat Preußen kein Anspruchsrecht irgend einer Art mehr gegen mich, seitdem ich russischer Staats-Beamter bin. Aber es kann auch nicht einmahl einen scheinbaren Grund zu meiner Arretirung gehabt haben. Vergehen habe ich in Preußen nicht begangen, das beweiset die ehrenvolle unter meinen Papieren befindliche Dienst-Entlaßung[1]) und würde man es wagen, Etwas dieser Art vorzuwenden, so möge es mir mitgetheilt werden, um es vollständig zu widerlegen. Hat die preußische Regierung vielleicht geglaubt, daß ich, in dem Besize ihrer wichtigsten Geheimnisse, sie kompromittiren würde, so muß mein bisheriges fünfmonatliches Betragen doch wohl das Gegentheil bewiesen haben. Wäre ich deßen fähig gewesen, so hätte ich längst darauf antragen müßen, mich an Frankreich auszuliefern. Allein wie viel ich auch leiden mag, so werden mir doch Pflicht und Ehre stets theuerer als das Leben seyn. Der Vorwand zu meiner Arretirung ist, nach den an mich gerichteten Fragen zu urtheilen, wahrscheinlich der Verdacht gewesen, daß ich an der Spitze einer geheimen Verbindung stünde. Davon wußte freilich der Herr Staatskanzler bestimmt das Gegentheil, aber entweder haben meine Gegner es ihn einen Augenblick lang glauben machen, oder sie haben ohne ihn gehandelt. In beiden Fällen bleibt das Verfahren beispiellos empörend . . ."

Bald nachdem dieser Brief geschrieben war, drang auch nach Peterwardein die Kunde, daß der russische Feldzug des Eroberers ein schreckliches Ende genommen, daß Preußen sich von Napoleon getrennt und Rußland zur Seite gestellt habe. Gruner schöpft daraus neue Hoffnung. Er schreibt an König Friedrich Wilhelm, an Hardenberg, an Wilhelm von Humboldt; vorher schon hatte er sich an Stackelberg gewendet. Es ist wahrscheinlich, daß diese Briefe ihre Adressen erreichten; aber eine Intervention erfolgte doch für's Erste nicht. Zwar meldete Graf Zichy aus Berlin schon im Februar 1813, Hardenberg habe ihm gesprächsweise mitgetheilt, er werde, wenn die Dinge bis auf einen gewissen Punkt gediehen seien, Gruner's Freilassung begehren[2]). Aber der „gewisse Punkt" schien sich nach der Eröffnung des neuen Feldzuges eher zu entfernen, als erreicht zu werden. „Ich bin gewiß", wandte sich Gruner am 5. Juli an Hager, „daß meine Familie oft schreiben und oft auf meine Befreiung dringen, Alles aber bei den preussischen Behörden liegen wird, weil man mir nicht helfen will." Es war noch ein Trost, daß der österreichische Polizeiminister — was er bisher vermieden — sich zu einer Antwort entschloß.

„An den Hern Gr *** in Peterwardein."

„Der Herr Feldzeugmeister Baron von Hiller hat mir Euer Wohlgeboren gefällige Zuschrift vom 5. d. bei seiner Ankunft in Wien zugestellt. Ich eile, solche zu beantworten, und wünsche nur, daß Sie auch Beruhigung hieraus schöpfen mögen. — E. W. wissen sehr wohl, daß besondere Staatsverhältnisse im vorigen Jahre Ihre Anhaltung und eine mit keinem Aufsehen verbundene geheime Verwahrung motivirten. Dieses Alles geschah Ihres eigenen Besten wegen, und es würde sehr schlimm um Sie gestanden haben, wenn nach dem, was Sie projektirt und zum Theil in Ausführung gebracht hatten, wenn nach dem, was hievon bereits transspirirt war, eine fremde Macht auf Ihre Auslieferung bestanden hätte. — Oesterreich gab bloß den damaligen Verhältnissen einer benachbarten Macht nach, die mit ihm gleiches Interesse hatte, E. W. Sache ohne Aufsehen zu unterdrücken, nicht achtend der offenbaren Thatsache, daß Sie

---

[1]) Dieselbe hat sich unter Gruner's Papieren nicht gefunden oder war daraus in Verlust gerathen, wie Hager auf eine spätere Reclamation derselben antwortete.

[2]) Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege, I, 301.

als Fremder in den k. k. Staaten das Gastrecht verletzt, Prag zum Zentrum eines sehr tom-promittirenden Wirkungskreises gemacht und unsere Gesetze dadurch auf eine sehr [sträfliche][1] un-angenehme Weise verletzt hatten. — E. W. belieben hieraus zu entnehmen, daß, sowie Ihre An-haltung anfangs durch besondere diplomatische Verhältnisse motivirt wurde, [solche auch bis gegenwärtig fortgedauert hat, daß] es auch izt gar nicht von mir abhängt, hierin eine Aenderung zu treffen. Alles, was ich zeither für E. W. thun konnte, bestand darin, Ihre Wünsche und Gesuche, sowie alle Ihre Zuschriften an in- und ausländische Privatpersonen und Staatsmänner in die Hände der k. k. geheimen Hof- und Staatskanzley niederzulegen und solche bestens zu unterstützen, wozu mich Ihr trauriges Schicksal jedesmal ganz besonders aufgefordert hat. — Ich kann mir nicht erklären, warum E. W. seit längerer Zeit auf Ihre Privatbriefe keine Antwort erhalten. Ich meinerseits habe sie jedesmal der geh. Hof- und Staatskanzley zu weiterer Beförderung übergeben, und ich habe mich auch überzeugt, daß solche der preußischen Regierung zugesendet wurden; ebenso verhält es sich mit den übrigen Zuschriften an Staats-männer. Wollen E. W. nochmals an den Grafen v. Stackelberg schreiben, so werde ich es mit dieser Zuschrift treulich so wie mit allen übrigen halten und sie der geh. Hof- und Staats-kanzley übergeben. — Was E. W. neues Memoire anbelangt, so hat es F. Z. M. Baron Hiller übernommen, es dem Herrn Minister für auswärtige Geschäfte selbst zu übergeben; da er sich nicht hier befindet, so würde ich ohnehin nicht im Stande seyn, es persönlich zu unterstützen. — Ich hoffe und wünsche recht bald im Stande zu seyn, E. W. erfreuliche Nachrichten mitzutheilen und verharre mit vorzüglicher Hochachtung

Wien, d. 25. Juli 1813. Hager."

Das war noch lange nicht die Erlösung, aber doch ein Zeichen, daß sie nicht ausbleiben werde. Gruner war nun einmal ein politischer Gefangener und sein Schicksal von den öffentlichen Verhältnissen nicht zu trennen. Hatte man es ihm doch officiell erklären lassen, er werde sich so lange resigniren müssen, als die Um-stände dauern, die seine Verhaftung herbeigeführt. Und sie dauerten lange genug. Oesterreich war ein alter Staat, der sich nicht so leicht in seinen Angeln drehte wie das jüngere Preußen. Ueber ein halbes Jahr war vergangen, seitdem die Kunde von der Vernichtung der großen Armee nach Wien gedrungen war, und noch immer hatte man sich nicht zur gänzlichen Abkehr von Frankreich entschlossen. Allerdings hatte Metternich seinen Kaiser aus der untergeordneten Stellung eines heerpflichtigen Alliirten zu der eines bewaffneten Vermittlers emporgehoben, aber diese Vermittlung zielte auf Frieden und nicht auf Krieg. Erst als Napoleon, der diese Metamorphose Oesterreichs nicht genau genug verfolgt haben mochte, den Friedensantrag seines Schwiegervaters ablehnte, wurde Franz I. — einem Ver-sprechen gemäß, welches er Ende Juni den Souveränen von Rußland und Preußen gegeben — der Bundesgenosse seiner Gegner, und als am 10. August 1813 der Prager Congreß erfolglos zu Ende ging, der erklärte Feind des napoleonischen Frankreichs.

Damit schien auch für Gruner endlich die Stunde der Befreiung gekommen. Es war ja die reine Wahrheit, was er jetzt, am 23. August, an Hager schrieb: „Was ich gethan, oder vielmehr thun wollte, hatte denselben heiligen Zweck, für den jetzt Oesterreichs Millionen opfern und kämpfen. Was vor einem Jahre gegen mich sprach, muß jetzt für mich reden. Was mir damals den Verlust meiner Freiheit zuzog, muß sie mir jezt wiedergeben. Ich bitte und beschwöre Ew. Excellenz, diese einfachen wahren Sätze jetzt schleunigst gelten zu machen und mich meiner in jeder Rücksicht unnützen Haft zu entlassen. Schon habe ich ein Jahr meines Lebens, Geld und Gesundheit verlohren. Schon kostete mir meine Anhänglich-keit für die gute Sache eine geliebte Gattin, Freiheit und Ehre. Aber das Schmerzhafteste von

[1] Die eingeklammerten Stellen sind im Concept durchstrichen.

Allem ist, daß eben diese Sache Nichts dadurch gewonnen, daß alle meine Opfer nutzlos gewesen sind, und vielleicht nur Folgen einer persönlichen Cabale. Was hätte ich nicht in Deutschland vorbereiten können, würde ich meinen Plan in seiner ganzen Ausdehnung allmählig realisirt haben?? Welche Früchte könnten nicht vielleicht auch Oesterreichs Waffen jetzt davon genießen? Dies ist es, woran ich nicht denken darf und was mich gerade jetzt am Furchtbarsten quält, jeden Tag der Unthätigkeit mir unerträglich macht."

Bald wiederholt er in dringenderen Worten seine Mahnung und bittet den Minister, einen Courier an Metternich zu senden, der damals mit dem Kaiser in Teplitz weilte, um seine Entlassung zu erwirken. Hager hatte ein volles Verständniß für diese Klagen. Auch er begriff nicht, warum man den Gefangenen nicht entließ. Am 14. September richtete er direct an den Kaiser die Worte: „Da Gruner durch mehr als ein Jahr für seine ehemalige Nichtachtung der politischen Lage Oesterreichs gebüßt hat, so kann ich mich von der Pflicht nicht loszählen, Ew. Majestät sein billig scheinendes Gesuch zur Kenntniß zu bringen und Allerhöchstdieselben zu bitten, diesen Mann nunmehr bald begnädigen zu wollen." An Metternich schrieb er zehn Tage später: „In der That ist es nicht zu verkennen, daß Gruner's fernere Anhaltung als des Dieners eines fremden, mit Oesterreich in Freundschaft und Bündniß stehenden Staates in der gegenwärtigen Lage der Dinge etwas räthselhaft ist." Nachdem endlich auch Preußen und Rußland reclamirt hatten, erließ Franz I. folgendes Handbillet an Hager:

„Ich habe Mich entschlossen, dem gemeinschaftlichen Ansinnen der Russischen und Preußischen Höfe in Betreff der Befreyung des Staatsrathes v. Gruner zu willfahren. Sie haben sich demnach unverzüglich mit dem Hofkriegsrathspräsidenten in's Einvernehmen zu setzen, damit derselbe die hiezu nöthigen Befehle an das General-Commando zu Peterwardein erlasse. Der bemelte Staatsrath ist auf dem kürzesten Weg durch die Monarchie nach Breßlau zu weisen."

Um die Mitte October 1813 hatte Gruner seine Freiheit wieder. Zu Ende des Monats war er in Schlesien, wo ihn die Kunde von den großen Siegen bei Leipzig und von der Befreiung Deutschlands traf, die er so heiß ersehnt, für die er so viel gewagt und nicht wenig gelitten hatte. Unter dem Eindrucke des Triumphes der Nation über den verhaßten Feind verblaßte die Erinnerung an das überstandene Ungemach, gewannen Geist und Muth bald ihre frühere Frische wieder. Er ist schon in Breslau im Stande, der Frau eines Freundes in launiger Weise die Geschichte seiner Arretirung und seiner Haft zu erzählen[1]). Auch später, wenn er auf seine Festungszeit zu sprechen kam, war er gerne bereit anzuerkennen, daß man ihn zu seinem Besten vor den französischen Spähern verborgen hatte. Er klagte nur, daß der Schein allzusehr dem Ernste geglichen habe[2]).

Wir wissen nun: es war Ernst gewesen.

---

[1]) Steffens, Was ich erlebte, VII, 344.

[2]) Varnhagen, Vermischte Schriften, III, 113 und Denkwürdigkeiten, III, 239.

Die Kunstsammlungen in Moskau.

Von

Julius Lessing.

I.

Das mächtige russische Reich steht seit Jahrhunderten in regem Wechselverkehr mit dem übrigen Europa, und dennoch ist es selbst uns, seinen nächsten Nachbarn, ein halbwegs unbekanntes Land. Fern abseits vom gewöhnlichen Zuge der Reisenden liegen die Wege nach Petersburg und Moskau, es gehört eine Art von ernsthaftem Entschluß dazu, sich auf sechzig, siebenzig Stunden der Eisenbahn anzuvertrauen, welche durch Steppen von unabsehbarer Weite, gleichwie eine Karawane durch die Wüste, den Fremden nach Moskau, in das Herz des alten Rußlands führt. Um den Namen von Moskau schimmert ein weihevoller Glanz; es ist die Stadt des heiligen Rußlands, unwillkürlich setzen wir es in eine Parallele mit Rom, hier suchen und finden wir die Fülle der Ueberlieferung, hier bilden Denkmäler und Kunstwerke einen greifbaren Niederschlag der Geschichte des Landes. Der Brand von Moskau hatte seiner Zeit die weite Fläche der Riesenstadt zerstört, aber das eigentliche Herz von Rußland, der Kreml mit seinen Palästen und Kirchen, war verschont geblieben, und mit dem Kreml war im Wesentlichen gerettet, was vom Standpunkt allgemein culturhistorischer Betrachtung der Errettung und Erhaltung werth gewesen. Der Kreml und seine Kirchen sind oft genug, auch an dieser Stelle durch die Briefe Moltke's aus dem Jahre 1856, der Gegenstand eingehender Schilderung geworden. Noch vor wenigen Jahren hat die Krönung des russischen Kaisers die Vertreter aller civilisirten Staaten nach Moskau geführt, und Alles, was zu Berichten Anlaß bot, die Weihen und die Feste, spielten sich so ausschließlich im Rahmen der altgeheiligten Stätte ab, daß eine Zeit lang in unseren Tageblättern die Namen der moskowitischen Kathedralen herumschwirrten, wie die Namen der Pariser Boulevards. Ich möchte hiervon nichts wiederholen; wir haben häufig genug erzählen hören von der krausen Pracht der Kirchen, ihren gedrehten Kuppeln, starren Heiligenbildern und vergoldeten Bildwänden in den düsteren Gewölben, von dem Mauernkranz des Kreml mit seinen buntschillernden Dächern, seinen

Zinnen und Thürmen. Selbstverständlich bestehen neben dieser Reiseliteratur über Rußland, die sich mehr und mehr ausdehnt, je stärker das Czarenreich politisch in den Vordergrund tritt, umfassende Arbeiten, welche sich mit der nationalen Kunst im russischen Reiche beschäftigen. Die russische Regierung hat sogar vor einem Jahrzehnt den berühmtesten Kenner mittelalterlicher Baukunst in europäischen Landen, den französischen Architekten Violet le Duc, beauftragt, eine Geschichte der russischen Kunst zu schreiben, welche vor Allem dem Auslande leicht faßbare Anhaltspunkte für das Verständniß der fremdartigen Erscheinungen geben sollte. Diese Literatur steht in engstem Zusammenhange mit dem Bestreben, für Rußland einen ganz besonderen Formenkreis als nationalen Stil festzustellen, einen Stil, welcher sich lediglich oder doch vorzüglich von den Ueberlieferungen des alten heiligen Rußlands nähren soll. Es begreift sich daher, daß die Kunststudien, welche jetzt in Rußland theils staatlich, theils unter der panslawistischen Strömung getrieben werden, sich ganz überwiegend mit den Resten altrussischer Kunst beschäftigen. Es ist dies ein starker und bewußter Gegensatz gegen die Strömung des vorigen Jahrhunderts, von Peter dem Großen bis zu Katharina II., welche wissentlich und willentlich das altrussische Element in Kunst und Lebensformen unterdrückten, und es sich zur Aufgabe stellten, Rußland in die Reihe der großen Culturstaaten einzuführen, und welche es sich daher aufs Aeußerste angelegen sein ließen, nicht nur die geistig leitenden Männer, vor Allem des damals herrschenden Frankreichs, hinüberzuziehen, sondern auch die Kunstwerke der vorzüglichsten lebenden Meister und alle Arten von Alterthümern zusammenzukaufen, auf welchen im übrigen Europa die alte Bildung sich aufgebaut. Auch Alexander I. und vor Allem der verstorbene Kaiser Nicolaus sind für ihre Museen in dieser Richtung mit größtem Eifer thätig gewesen. Unter Alexander II. stockte dieses Kunstsammeln einigermaßen, da die Sorgen der inneren Verwaltung die Kräfte zu sehr in Anspruch nahmen; die in Petersburg angelegten Museen wurden vornehmlich durch das vermehrt, was der heimische Boden an Ausbeute hergab, durch die Funde griechischer Kunst, welche seit Jahrzehnten in der Krim gemacht werden.

Die Kunstliebhaberei des vorigen Jahrhunderts kam so gut wie ausschließlich der neuen Schöpfung des russischen Kaiserreiches, St. Petersburg, zu Gute; Moskau wurde absichtlich in den Hintergrund geschoben; von einer Ehrfurcht vor der alten russischen Ueberlieferung war so wenig die Rede, daß noch die Kaiserin Elisabeth damit umging, den größten Theil der weltlichen Gebäude des Kreml niederzulegen, um dort einen Palast in europäischem Stil aufzuführen, dessen Modell sich noch jetzt in Moskau befindet. Erst die allerneueste Zeit hat es der Mühe für werth erachtet, die alten Denkmäler zu erhalten und Werke russischer Kunst zu sammeln; dieser Eifer ist so schnell entflammt, daß ungeschickte und selbst plumpe Stücke russischer Bronce- oder Silberarbeit, welche man noch vor zwanzig Jahren als barbarisch dem Schmelztiegel überliefert hätte, mit höheren Preisen bezahlt werden, als Stücke gleichzeitiger deutscher oder italienischer Arbeit.

Wer von uns nach Rußland geht, um Kunstwerke zu studiren, weiß im Ganzen vorher nur, was die Petersburger Sammlungen bergen. Die herrliche

Gemäldegalerie der Eremitage ist in vorzüglichen Lichtdrucken neuerdings herausgegeben; die altgriechischen Funde aus der Krim sind seit Jahren in sorgsamer Weise durch deutsche, in Petersburg angestellte Gelehrte geordnet, beschrieben und dem Inventar classischer Kunst einverleibt worden. Auch die eigentlichen Kronschätze, welche sich zumeist in Moskau befinden, sind nicht gerade unbekannt geblieben. Ein Prachtwerk in vorzüglichster Ausstattung mit vielen hundert Tafeln in Buntdrucken gibt uns von ihnen Kunde; aber dieses Werk, in russischer und französischer Sprache erschienen als „Antiquités de l'empire russe", welches auch die bemerkenswerthesten Stücke der kirchlichen Sammlungen enthält, beschäftigt sich vorzugsweise, ja fast ausschließlich mit denjenigen Arbeiten, welche mit der Geschichte des russischen Kaiserhauses in einem gewissen Zusammenhang stehen oder dazu dienen können, auf die Entwicklung der nationalen Kunst einiges Licht zu werfen. Ueberdies wird das genannte Werk von dem russischen Hofe nur geschenkweise an öffentliche Anstalten abgegeben und ist daher nicht in allzu vielen Exemplaren verbreitet; in Berlin kann es am bequemsten in der Bibliothek des Königlichen Kunstgewerbe-Museums eingesehen werden.

Wer die Tafeln dieser sechs Folianten durchmustert, wird zwischen den großen Massen von russischen Heiligenbildern, Altargeräthen, Kroninsignien, Trachten, Waffen u. s. w. gelegentlich auf Stücke stoßen, deren europäische Herkunft zweifellos ist. Aber diese Stücke sind ganz vereinzelt, und die Betrachtung führt zu der bestimmten Vorstellung, daß in Moskau das Gepräge der Kunstsammlungen ein fast ausschließlich russisches sein müsse. Diese Vorstellung bewahrheitet sich vollkommen, so weit sie die Kirchen angeht, ist dagegen eine durchaus irrige, so weit die Sammlungen von weltlichen Kunstschätzen in Betracht kommen, welche das russische Kaiserthum im Kreml aufgehäuft hat. Der Kreml beherbergt vielmehr in seinen Mauern ein Material von Werken der Kleinkunst rein europäischer Herkunft, welches in einzelnen Gruppen nach Hunderten zählt und, mit Ausnahme der englischen Silberarbeiten, in seinem Bestande selbst in der künstlerischen und gelehrten Welt bis zum heutigen Tage so gut wie unbekannt ist. An Goldschmiedearbeiten deutscher Herkunft, an Werken von Nürnberg, Augsburg und Dutzenden kleinerer Kunststätten besitzt Moskau der Zahl nach mehr als sämmtliche Museen Deutschlands zusammengenommen; Jeder, den Pflicht oder Neigung dazu veranlaßt, sich um die europäische Kleinkunst, vornehmlich des 16. und 17. Jahrhunderts, zu kümmern, wird mit dem dort aufgehäuften Vorrath auf das ernsteste zu rechnen haben.

Daß diese Schätze europäischer Arbeit in so gewaltiger Zahl dort noch vorhanden sind, war für mich eine bedeutende Ueberraschung. Wenn auch die Berichte von den Moskauer Festtagen sowie die Erzählungen älterer Reisenden von den Tafeln sprachen, die überreich mit kostbarem Silber- und Goldgeräth besetzt gewesen waren, so schien es doch in erster Linie kaum wahrscheinlich, daß diese aufgehäuften Geräthe wirklich künstlerisch werthvoll seien.

Daß diese Schätze bisher nicht zur wirklichen Kenntnißnahme kunstliebender Kreise gekommen sind, erklärt hinreichend der Umstand, daß sie völlig ungeordnet, lediglich als Schmuck der Wände, in verschiedenen, schwer zugänglichen Räumen aufgestellt waren. Es hatte der hingebenden Mühe des jetzigen Directors der

Kunstsammlung des Kreml, des Herrn Filimonoff, bedurft, um das übersichtliche Bild eines grandiosen Reichthums zu schaffen, das uns diese Schätze jetzt darbieten.

Die Schätze des Kreml, welche zumeist in der Silberkammer des Palastes, daneben aber in den Schatzkammern der Kirchen und Klöster aufbewahrt werden, ordnen sich ohne Weiteres in zwei Gruppen: die eigentlich russischen und die vom Auslande eingeführten. Die ersteren sind die Stücke, welche in dem genannten Prachtwerke abgebildet sind; daß man die letzteren bisher wenig beachtet hat, begreift sich um so leichter, als auch in Deutschland und in den übrigen europäischen Staaten die Kleinkunst des Mittelalters und der Renaissance, zumal die Profanarbeiten derselben, erst seit kurzer Zeit zur Geltung gekommen ist. In Rußland sind überdies alle jene Prachtgeräthe europäischer Herkunft, mit welchen das urwüchsige Bojarenthum aus Ermangelung eines selbständig leistungsfähigen Kunstgewerbes seine Paläste schmückte, eine fremde Waare, deren Formen und Bilder das russische Volk um so weniger verstand, als dieselben mit jeder Generation wechselten. Was konnte sich ein Russe jener Tage bei den spitzfindigen Allegorien denken, die im Gewande antiker Gottheiten einen Nürnberger Pokal des 16. Jahrhunderts schmücken? Oder was bei den leichtgeschürzten arkadischen Schäfern, welche für Katharina II. gemalt sind? Und doch hatte der russische Hof zu allen Zeiten diese Waare nicht entbehren können. Man pflegt die Aufnahme europäischer Luxusgegenstände in Rußland erst von dem Auftreten Peter's des Großen an zu rechnen. Aber diese Schatzkammer des Kreml zeigt deutlich genug, daß auch bereits die Bojaren des 16. Jahrhunderts ihren Hof mit den Werken europäischer Künstler schmückten.

Bei der Unterscheidung zwischen national-russischer und eingeführter europäischer Kunst stoßen wir übrigens auf die eigenthümliche Erscheinung, daß auch die russischen Arbeiten von dem fremden Kunstbetriebe ernsthaft beeinflußt sind, das Heranziehen deutscher, italienischer, französischer und englischer Künstler nach Rußland ist völlig bekannt, fast jeder Bau im Kreml zeigt die Spuren. Aber man hat sicher Unrecht, wenn man daraufhin geringschätzig von der russischen Kunst sprechen, sie nur als eine unselbständige Mischung fremder Elemente hinstellen möchte. Mit genau demselben Recht könnte man auch die Mehrzahl der modernen europäischen Sprachen als Gebilde ohne eigene Lebenskraft bezeichnen. Wie Gallien oder Spanien das aufgenöthigte Latein zu einem selbständigen Organismus herausgebildet hat, in welchen auch die anderweit entlehnten Elemente sich fest einfügen ließen, ebenso ist in der russischen Kunst eine gewisse Ueberlieferung byzantinischer Formen zu einem organisch festen Gebilde geworden, welches die hinreichende Kraft besitzt, alle fremden Elemente ohne sonderliche Schwierigkeiten in sich aufzunehmen. Mag das kunstgebildete Auge immerhin an einer russischen Kirche die Formen italienischer Frührenaissance verfolgen können, welche Meister Fioravanti aus Bologna dorthin mitgebracht hat, in ihrer wirklichen Erscheinung sind diese Formen doch nicht mehr italienisch, die russische Kirche mit ihren ganz bestimmten Anforderungen und der eigenthümlichen Ausbildung ihrer Maße, selbst die russische Technik in ihrer unbehülflichen Derbheit haben es zu Stande gebracht, diese Formen in das absonderlich Russische

umzuprägen. Es ist überaus schwer, sich in einer russischen Kirche eine sichere Vorstellung von dem Alter der einzelnen Kunstwerke zu bilden. Zunächst ist man geneigt, Alles für älter zu halten, als es in Wirklichkeit ist. Der streng abgeschlossene byzantinische Formenkreis mit seinen dürren greisenhaften Typen ergibt den allgemeinen Eindruck des Uralten; die feste Erhaltung der Typen innerhalb des Cultus hat eine selbständige Entwicklung der Kunst nicht aufkommen lassen und macht es möglich, ein wirklich byzantinisches Werk des 5. oder 6. Jahrhunderts ohne Weiteres in das Kirchengeräth neuerer Zeit einzureihen. Aber Werke aus wirklich byzantinischer Zeit sind in Rußland fast ebenso selten als bei uns im Abendlande. In den öffentlichen Kunstsammlungen und in den Kirchen von Moskau und Petersburg begegnet man nur ganz vereinzelten Beispielen; einige Privatsammlungen besitzen Platten mit getriebener und emaillirter Arbeit; die größte dieser Sammlungen, die von Zwendsgorodski, wird zur Zeit in einem Prachtwerke ersten Ranges zur Veröffentlichung vorbereitet; aber selbst die besten Stücke, die bisher wenigstens in Rußland aufgetaucht sind, können sich nicht mit dem messen, was die Marcuskirche in Venedig an byzantinischer Kunst besitzt, oder den einzelnen Stücken, die wir in Aachen, Halberstadt und Limburg aufzuweisen haben.

An die Vorbilder byzantinischer Metallarbeiten, Holz- und Elfenbeinschnitzereien lehnten sich die russischen Stämme, welche im Mittelalter ihren Cultus von Byzanz übernommen hatten. Man unterscheidet in Rußland die Kunst von Archangel, von Smolensk, von Nowgorod u. s. w. In keiner dieser Gruppen begegnen wir einer eigentlichen selbständig keimenden Entwicklung, und vergebens sucht das an europäischer Kunst erzogene Auge nach Merkmalen bestimmter organischer Bildung, welche für uns die Kennzeichen der verschiedenen Kunstschulen sind. Wenn die von Stassof und anderen Specialkennern der russischen Urzeit vorbereiteten größeren Sammelwerke in unseren Händen sein werden, wird es uns vielleicht besser gelingen, unser Auge für die Unterschiede dieser Gruppen zu schulen. Selbstverständlich sind bei dem sehr niedrigen Culturzustande der kleinen russischen Reiche des Mittelalters die Reste der Kunstübung höchst gering; das Zusammenfassen der Kräfte zu einem wirklich russischen Reiche findet ja erst im 15. Jahrhundert statt. Von dieser Zeit an tritt Moskau führend in die Reihe ein; hier beginnt die Aufnahme der europäischen Kunstelemente, und wir athmen erleichtert auf, wenn uns ein russisches Kirchengeräth, ein zierlicher Palmettenkranz oder ein Blüthenzweig die Beihilfe eines Florentiner Künstlers aus dem Ende des 15. Jahrhunderts verräth und somit einen festen Anhalt für die Datirung gibt. Aber selbst aus der Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts sind Werke russischer Kunst, gleichviel ob mit oder ohne europäischen Einfluß, erstaunlich selten. Man erlebt bei dem Suchen nach Werken alter Kunst zunächst Enttäuschungen, die um so lebhafter sind, als der Apparat, mit welchem man Zutritt erlangt, an geheimnißvoller Umständlichkeit seines Gleichen sucht. Es bedarf einer so besonders liebenswürdigen Unterstützung, wie ich sie in Moskau durch unseren hochgeschätzten Herrn Collegen Fillimonoff fand, um überhaupt in die Schatzkammern der Kathedralen einzudringen. Zu jeder dieser Kirchen gehört eine geistliche Körperschaft, welche, gerade so wie bei uns, sich nicht gern aus der

Ruhe ihrer täglichen Verrichtungen herausbringen läßt. Während aber in unseren vielbesuchten Kirchen immerhin auf eine gewisse Gewohnheit des Vorzeigens an Fremde zu rechnen ist, fällt diese in Rußland so gut wie ganz fort. Außer geistlichen Würdenträgern findet sich nicht leicht Jemand, welcher das Begehr hätte, die versteckten Kirchenschätze zu besichtigen. Es kommt noch dazu, daß man an allen Orten in Rußland einen höheren Grad von Mißtrauen, nicht nur gegen die Fremden, sondern auch gegen die einheimischen Beamten glaubt anwenden zu müssen, so daß es erheblicher Anstrengungen bedarf, um nur erst die verschiedenen Beamten mit den nöthigen Schlüsseln herbeizuschaffen. Sind die Herren erst einmal zur Stelle in ihren dunklen Kaftans, den langen wallenden Haaren und Bärten und hohen viereckigen Mützen, so geht es in einer Art von feierlichem Aufzuge durch das trübe Dämmerlicht der in Gold und Silber starrenden Kirche, unter fortwährendem Beugen und Küssen vor den Heiligenbildern. Man schreitet über die Stufen, die zu der hoch aufgebauten Bildwand, der Ikonostasia, führen: rechts und links celebrirende Priester mit ihren singenden und psalmodirenden Ministranten; eine Thür in der Bildwand, durch die man gebückt hindurchschlüpft, führt in die Sakristei oder gewöhnlich in eine ganze Reihe von Sakristeien oder capellenartigen Räumen, in denen wieder kleinere Altäre stehen, an denen wiederum celebrirt wird. In ganz bestimmt vorgeschriebenen Wegen hat man im Bogen um die heiligen Stellen, denen sich der Laie nicht nähern darf, herumzugehen bis man schließlich zu einer kleinen stark vergitterten Thür gelangt, welche nur mühsam dem Drucke verschiedener ungeheuerlicher Schlüssel nachgibt. Diese Thür führt in irgend einen Raum, der zunächst zur Aufbewahrung minder werthvollen Gutes bestimmt ist. Dann geht es wieder durch dunkle, kaum mannesbreite Gänge innerhalb der Mauern zu einer zweiten Thür. Auch diese öffnet sich erst nach mühevollem Schließen und Kreischen in den Angeln und führt zu einer völlig dunklen schmalen Treppe, die in den Mauerkern eingebaut ist und auf der man nun, tastend zwischen den feuchten Steinen, im besten Falle beim Schimmer eines Kerzenstumpfes, in die Höhe klettert. Schließlich kommt man zu einer Art von Thurmgemach, welches nur von einem engen, stark vergitterten Fenster schwach beleuchtet ist, und steht nun vor einigen fest verschlossenen, eisenbeschlagenen und vergitterten Schränken. Mühsam finden sich aus dem ungeheuren Bunde die Schlüssel zu denselben zusammen; sie öffnen sich, und vor uns ist ein ganzer Berg unförmig verpackter Gegenstände. Die orientalische Sitte, Alles in Stoff einzuschlagen und einzubündeln, reicht noch bis hierher. Das erste Bündel wird hervorgeholt und aufgeknüpft; in demselben ist ein Kasten, auch dieser muß wieder erschlossen werden, in dem Kasten ein neues Bündel, und wenn man dieses auseinanderschlägt, sind wir endlich vorgedrungen zu dem gesuchten Gegenstand, irgend einer Handschrift oder einem Kirchengeräth, welches uns als ein besonderes Alterthum gepriesen ist, und dieses Stück erweist sich dann in den meisten Fällen als eine Arbeit des 17. Jahrhunderts, überladen mit Steinen, deren Kostbarkeit eine ganz besondere Bewachung rechtfertigen mag, in künstlerischer Beziehung aber werthlos, zumeist aus Goldplatten bestehend, deren getriebenes Ornament byzantinische und gleichzeitig europäische Formen in wunderlicher Vermischung zeigt.

Die Ausnahmen nach der guten Seite hin sind gering an Zahl; in erster Linie ist in der Schatzkammer der Archangelsky-Kathedrale der Einband eines Evangeliars zu nennen, hergestellt im 16. Jahrhundert, aber mit Benutzung alt-byzantinischer Emailplatten des 10. und 12. Jahrhunderts, von denen die erstgenannten augenscheinlich Theile einer Krone sind und zum Reizvollsten gehören, was uns die Kunst von Byzanz hinterlassen hat. Noch anmuthiger aber sind die Umgestaltungen, welche die specifisch russischen Formen unter der Hand eines Künstlers europäischer Bildung erhalten haben. In demselben Schatze befinden sich zwei Kirchengeräthe, ein Weihrauchfaß und ein mit Goldplatten bedecktes Madonnenbild, die vollständig im Charakter russischer Arbeit gehalten, aber augenscheinlich von dem Erbauer der Kirche, dem Mailänder Alevisio Novi, bald nach 1500 gezeichnet worden sind, in Einzelheiten bricht das Ornament der zierlichsten italienischen Frührenaissance unvermischt durch. In der Ußpenski-Kathedrale, welche wichtige altrussische Stücke birgt, taucht unerwartet eine Prunkschale aus Stein, Gold und Email auf von edelster italienischer Arbeit des 16. Jahrhunderts, die ebenso gut im Schatze von Wien oder Florenz stehen könnte. Das sind jedoch vereinzelte Ausnahmen neben halbbarbarischer Pracht. Auch die Kleiderkammern dieser Kirchen, von deren Herrlichkeit viel Rühmens gemacht wird, bieten in künstlerischer und archäologischer Beziehung sehr wenig Material. Wenn man den Inhalt aller, mir wenigstens bekannt gewordenen Moskauer Paramentenschätze zusammennimmt, so gibt es für die Kenntniß von der Kunstweberei des Mittelalters noch nicht so viel aus, als eine einzige der deutschen Paramentenkammern, wie etwa die von Halberstadt, Brandenburg oder Danzig. Dagegen ist die Pracht des aufgewendeten Materials eine große; Steine und Goldstickerei, Brokate von brettähnlicher Dicke sind in Fülle vorhanden, die meisten Muster dieser Brokate jedoch nur Vergröberungen orientalischer oder europäischer Stoffe des 16. und 17. Jahrhunderts.

Sehr merkwürdig berühren uns in diesen Kirchenschätzen die Arbeiten, welche deutlich den Stempel des 18. Jahrhunderts tragen und deren Stifter die bekannten Herrscher der Aufklärungsperiode, Peter der Große, die Kaiserin Elisabeth und Katharina sind. Wir kennen diese eigenthümliche Frau gewöhnlich nur als die Freundin Voltaire's; sie hat es aber durchaus für nöthig erachtet, wenigstens an dieser Stelle den Zusammenhang mit dem alten Moskowitenthum aufrecht zu erhalten. Sie stickt Altardecken, Gewänder für berühmte Heiligthümer und stiftet Kirchengeräth, bei welchem sich die höchst weltlichen Formen des Stiles Louis XVI., und der classicistische Geschmack der heidnischen Encyklopädisten wunderlich genug verbinden mit dem kirchlichen Zweck des griechisch-katholischen Cultus und der orientalischen Pracht massenhaft verwendeter Steine.

Neben den versteckten Schätzen der großen Kathedralen steht, leidlich zugänglich, in übersichtlicher Weise, fast wie ein Museum geordnet, der Schatz des Patriarchenhauses, des jetzigen Synodalhauses. Hier sind in einigen, allerdings schlecht erleuchteten Sälen in Glasschränken und Kästen erhebliche Reste altrussischer Herrlichkeit aufbewahrt, vor allem Kirchengewänder, welche auf berühmte Häupter des griechischen Cultus zurückführen. Aber auch hier gilt

eine Zahl wie 1400 n. Chr. bereits als hohes Alter. Dem Gewändervorrath gibt die häufige Benutzung persischer Sammetbrokate ein besonders festliches Gepräge. Heiligenbilder in der bekannten typischen Form, Brustkreuze mit einer Fülle von Figuren in kleinstem Maßstabe besetzt, Hirtenstäbe und anderes Kirchengeräth bewegen sich in dem bekannten byzantinisch-russischen Formenkreise. Neben diesen vorwiegend geistlichen Apparaten enthält der Patriarchenschatz aber eine erstaunliche Menge weltlichen Silbergeräths; augenscheinlich war die Tafel der Herren Patriarchen im 16. und 17. Jahrhundert vorzüglich besetzt. Ich wüßte keine andere Stelle Europa's, wo das eigentliche Gebrauchsgeschirr eines Hofhaltes jener Zeit, die großen Stöße gleichartiger Becher, Kannen und Teller in solcher Masse vorhanden wäre, wie hier. Ein großer Theil der Arbeiten ist deutschen Ursprungs und ohne Zweifel auf Bestellung gearbeitet; von künstlerischem Werthe sind nur einzelne Stücke, die zum Theil noch in das 16. Jahrhundert zurückreichen. Auf die Verwendung dieser Stücke innerhalb eines Kirchengebäudes deutet nichts hin; die Geräthe könnten ebenso gut in jedem Palaste stehen, wie sie denn auch dem Silbergeräth des kaiserlichen Palastes nahe verwandt sind.

II.

Neben diesen Kirchenschätzen Moskau's, zu denen noch die verwandten Arbeiten in dem nahe belegenen Troiza-Kloster zu rechnen wären, steht als besondere Gruppe in glänzender Pracht dasjenige, was sich im Besitz der russischen Krone seit frühesten Zeiten angesammelt hat. Diese im Kreml aufbewahrten Kronschätze bilden eine unerschöpfliche Fundgrube von Prunkgeräth verschiedenster Art. Morgen- und Abendland haben gewetteifert, hier das Kostbarste niederzulegen, was in den berühmten Werkstätten des 16. und 17. Jahrhunderts gefertigt wurde, und selbst das 18. Jahrhundert ist noch glänzend genug vertreten. Die landläufige Vorstellung, daß Moskau bei der Begründung von Petersburg endgültig von der russischen Monarchie verlassen worden sei, trifft doch nur in bedingtem Maße zu. Selbst die politische Herrschaft war nach dem Tode Peter's des Großen keineswegs auf Petersburg beschränkt; Katharina I. hat noch viel und lange von Moskau aus regiert. Aber als man selbst den eigentlichen Wohnsitz des Czaren und den ganzen Zubehör der Regierung endgültig nach Petersburg verlegt hatte, blieb doch der historische Niederschlag des Czarenthums in Moskau unberührt. In Petersburg entstanden die Kunstsammlungen der modernen europäischen Welt; man erwarb italienische und holländische Gemälde, griechische und römische Alterthümer, Gemmen, Münzen; man baute Rococo-Paläste und bestellte Werke französischer Bildhauer und Maler. Dagegen ließ man mit ehrfurchtsvoller Scheu die Schätze des heiligen Moskau unangetastet. Mit der Ehrfurcht Hand in Hand mag auch ein gewisser Mangel an Verständniß gegangen sein, mit welchem man die Arbeiten früherer Jahrhunderte als barbarisch und unwürdig des modernen aufgeklärten Kaiserthums betrachtet hat. Aber selbst im letzteren Falle bleibt es erfreulich genug, daß man die Stücke wenigstens aufbewahrt und sie nicht wie an andern Orten ihres Metallwerthes wegen in die Münze geschickt hat.

Auf dem Kreml in Moskau hat sich seit Jahrhunderten die Pracht des Bojarenthums entfaltet. Hier steht neben der Gruppe der Kathedralen der Palast des Kaisers, mit seinen ungeheuren Massen die kirchlichen Gebäude geradezu erdrückend. Vor dem 15. Jahrhundert hat eine eigentliche Bauthätigkeit kaum begonnen; die ältesten Theile, die erhalten sind, reichen nur eben in das 16. Jahrhundert zurück. Es sind Ueberreste des früheren Palastes, an dessen Stelle sich jetzt der Neubau aus dem Anfang unseres Jahrhunderts erhebt. Die alten Theile enthalten eine Reihe von kleinen Zimmern, „Terem" genannt, das heißt Frauengemächer des alten, etwas in orientalischer Weise lebenden Hofes. Sie zeigen noch leidlich die Gestalt des 16. und 17. Jahrhunderts, in neuerer Zeit mit Verständniß wiederhergestellt. Der einzige stattliche Raum dieses Baues, die „Granitowa", — der Name ist hergeleitet von den Granitquadern facettenartigen Schliffs — ist ein großer Festsaal, welcher Jahrhunderte lang, nachdem man neue Prachträume geschaffen, vernachlässigt war, aber bezeichnender Weise jetzt wieder zu Ehren gebracht ist, seitdem man sich bemüht, in einem Gegensatz zu dem europäischen Geschmack an altrussische Traditionen anzuknüpfen. Man könnte ihn als eine Art ungefüger und schwerer Nachbildung des berühmten Remters der Marienburg bezeichnen. Der sehr große Raum ist nahezu quadratisch, mit Fenstern auf zwei Seiten und eingewölbter Decke, als deren Stütze in der Mitte ein einziger Pfeiler emporstrebt. Aber während in der Marienburg von diesem Pfeiler aus die Gurte wie Ranken herausschießen und mit elastischem Gefüge, dem Auge verständlich und doch zugleich erstaunlich, das Gewölbenetz umspannen, steht hier der Mittelpfeiler in plumper Schwere, und die Decke spannt sich flach gedrückt über den Raum hin. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte man diesen Saal, den man seiner Größe wegen bei Hoffesten nicht gut entbehren konnte, einigermaßen mit Seidentapeten und ähnlichem Zusatz modernisirt. Bei besonderen Anlässen wurde er tapeziermäßig verkleidet; Moltke erzählt von einem solchen Ausputz, der bei Gelegenheit der Krönung Alexander's II. mit einem Kostenaufwand von vierzigtausend Rubeln hergestellt wurde.

Als vor einigen Jahren die von einem Feste Peter's des Großen herstammenden französischen Seidentapeten ihrer Schadhaftigkeit wegen heruntergerissen wurden, kamen Reste alter Wandmalereien zum Vorschein, und als nun die Krönung des jetzigen Kaisers in Aussicht stand, wurde beschlossen, den Saal in seiner ursprünglichen altrussischen Art wieder herzustellen. Der Director der Kunstsammlung des Kreml, Filimonoff, hat diesen Auftrag in hingebender Weise ausgeführt und aus intimer Kenntniß altrussischer Verzierungsweise heraus, ein neues Bild geschaffen, das allerdings befremdlich genug in die moderne Welt hineinschaut. Die Malereien an diesen Wänden, deren Originale in das 16. Jahrhundert gehören, sind in Form und Composition unbehilflicher als frühmittelalterliche Arbeiten in den übrigen europäischen Ländern. Die Wände sind in Streifen und Felder getheilt, in kindlicher Weise steht ein Bild über dem anderen, der Zusammenhang ist in keiner Weise ein künstlerischer, sondern beruht lediglich auf inneren Beziehungen. Es handelt sich darum, die Weisheit und Tugend, deren sich die bojarischen Herrscher erfreuten, in symbolischer Weise

darzustellen; wir sehen Joseph und die Frau des Potiphar als Symbol der Keuschheit, und in ähnlichem, auch bei uns im Mittelalter üblichem Stile geht es weiter. Während für die Malerei an den Wänden zumeist noch Spuren vorhanden waren, welche beseitigt wurden, um der neuen einheitlichen Malerei Platz zu machen, war für die übrige Einrichtung durchaus kein Anhalt vorhanden; hier mußte Alles nach zufällig anderweit erhaltenen Resten, nach Abbildungen in alten Manuscripten oder auch in lediglich construirender Weise neu geschaffen werden. In dieser Weise ist ein Teppich hergestellt, welcher, aus Tuchstücken mosaikartig zusammengenäht, in schillernden orientalischen Farben den ganzen Raum bedeckt; der aus Holz geschnitzte ziemlich ungefüge Thronhimmel lehnt sich an ein Vorbild in der Ußpenski-Kathedrale; die reifenförmigen Kronleuchter, in dunkler Broncefärbung, beruhen ebenfalls auf alten Modellen. Ueber die Bänke, die nach mittelalterlicher Weise rings an den Wänden angebracht sind, breitet sich ein Seidengewebe und Behang, dessen Musterung den zierlichen Emailmustern des byzantinischen Stils entnommen ist. Um den Mittelpfeiler ist eine staffelartige Credenz zu gewaltiger Höhe hinaufgebaut, welche an Festtagen mit dem in unendlichen Massen vorhandenen Prunkgeschirr besetzt wird. In diesem Saale ist nichts zu spüren von der architektonischen und decorativen Kunst des Abendlandes, welche in der Gliederung der Massen, in der bedeutungsvollen Einfügung des Ornaments ihre Aufgabe findet; wir stehen hier unter dem Banne orientalischen Geistes, der durch eine unendliche Häufung kleiner decorativer Mittel eine glänzende und berauschende Wirkung zu erzielen strebt.

In allen übrigen Theilen des Palastes ist von derartigen halb mittelalterlichen, halb morgenländischen Versuchen keine Rede mehr. Der in seinen Maßen und in seinem Materialaufwand großartige Prachtbau, welchen Nicolaus I. 1820 hier errichten ließ, unterscheidet sich in nichts Wesentlichem von europäischen Palästen. Es war mir befremdlich zu vernehmen, daß trotzdem bei diesem Bau die Absicht gewaltet habe, etwas specifisch Russisches zu schaffen. Bei näherem Betrachten erkennt man allerdings, daß einzelne Ornamente eine ungewöhnlich krause, etwas orientalische Führung haben; da aber das orientalische Ornament auf dem Wege der Maureske und Arabeske auch im übrigen Europa seit dem Mittelalter reichlichen Eingang gefunden hat, so würden solche Einzelheiten gar nicht sonderlich befremden. Es zeigt sich hier wieder einmal, wie ein Architekt, der im Banne seiner Zeit steht, — die Architekten des Palastes haben augenscheinlich in Paris oder Berlin ihr Handwerk gelernt — über diesen Bann nicht hinauskommt. Wenn einmal ein solcher Saal, der weitberühmte Georgssaal, nach dem Rhythmus europäischer Bauten getheilt, in der bekannten Art mit Säulen und Gebälk abgesetzt wird, so kommen die einzelnen Verzierungen gegen diese Grundformen nicht mehr auf. Es ist künstlerisch von dem Palast wenig Gutes zu vermelden; weder in der Gesammtanlage noch in der Ausführung der Einzelheiten ist Etwas an ihm zu loben, und die gewaltigen Massen des aufgewendeten guten Materials, der mächtigen Säulen, der großen Bronceplatten, ja selbst der kostbaren Steine, vermögen an dem Ergebniß nichts zu ändern; nicht einmal eine wirklich prunkvolle Farbenwirkung ist erzielt, kalt,

unfreundlich steht die massenhafte Vergoldung auf dem kreideweißen oder hartblauen Grunde. Derartige Palasträume pflegen an anderen Orten erträglich zu werden, durch die Fülle alter Bilder und alten Geräths, das sich aus dem Besitze des Herrscherhauses ansammelt, das im Einzelnen werthlos sein mag, aber durch den von der Zeit abgetönten milden Glanz der Farbe versöhnend und harmonisch wirkt. Von solcher Ausstellung ist im Palast von Moskau nichts zu finden; auch die Bilder, welche in starren, strotzenden Goldrahmen hängen, gehören fast alle den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts an, große Darstellungen von Paraden und Staatsactionen, Generälen und Feldmarschällen in steifen Uniformen, fast Alles unerfreuliche Dutzendwaare namenloser Hofmaler. Ganz vereinzelt stößt man in den unendlichen Reihen öder Säle einmal auf ein oder zwei Zimmer, in welchen sich Reste älteren Besitzes erhalten haben. In einer kleinen Zimmerreihe, welche als die des Czarewitsch, des Kronprinzen, bezeichnet wird, ist einiges gutes Mobiliar aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts erhalten, silberne Tische, Ofenschirme, Caminböcke von der Hand der Augsburger Künstler Ludwig Biller und Genossen, welche ihrer Zeit die Silbereinrichtung des königlichen Schlosses in Berlin hergestellt haben. Was sonst an älteren Haushaltstücken und Bildern in Moskau etwa noch vorhanden gewesen, ist wohl zum größten Theil durch Kriegsfährten, auch durch die große Feuersbrunst des Jahres 1737 zerstört worden; Anderes mag nach Petersburg gelangt und noch Anderes einfach durch Vernachlässigung und Mißachtung zu Grunde gegangen sein.

Wirklich erhalten haben sich nur diejenigen Stücke, welche schon im vorigen Jahrhundert als Sammlungen von besonderem Werth zusammengestellt waren. Der kaiserliche Palast in Moskau besaß bereits im 17. Jahrhundert eine eigene Rüstkammer, in welcher nicht nur Prachtwaffen bewahrt, sondern auch angefertigt wurden. Nach den Mittheilungen, welche ich in Moskau erhielt, wären hier auch Kunstmöbel und Geräthe für den Hof hergestellt worden, allerdings war man nicht in der Lage, mir sicher beglaubigte Stücke zu zeigen. Es wäre nicht unmöglich, daß die beiden Cabinette, welche wir im Berliner Museum unter dem Namen der „moskowitischen Kunstschränke" besitzen, und welche gegen 1700 als ein Geschenk des russischen Hofes an Friedrich I. von Preußen nach Berlin gelangt sind, aus dieser Werkstatt herrühren. Wir müßten dann allerdings annehmen, daß damals in Moskau europäische, vornehmlich Augsburger Künstler beschäftigt worden seien, was den Gewohnheiten der Hof-Werkstätten des vorigen Jahrhunderts durchaus entsprechen würde. Neben dieser Rüstkammer besaß der Hof noch eine eigene Garderobenkammer und vor allem die Schatzkammer, welche in erster Reihe zur Aufbewahrung der Krönungsornate und anderer Reichs-Kleinodien, dann aber auch der unendlichen Masse von Silber- und Goldgeräth diente, welches zur würdigen Repräsentation bei festlichen Gelegenheiten für unerläßlich gehalten wurde und noch bis zum heutigen Tage für ähnliche Zwecke dient. Diese verschiedenen Sammlungen, welche durch gelegentliches Einschmelzen in Zeiten großer Geldnöthen und schließlich durch den Brand von 1735 ebenfalls gelitten haben, und von denen einzelne Prachtstücke nach Petersburg überführt sind, waren doch in ihrer Gesammtheit so wesentlich bei einander ge-

blieben und so bedeutend in ihrem Umfange und Werth, daß nach dem letzten Neubau des Palastes auch für sie in umfassender Weise gesorgt werden mußte.

Das jetzige Gebäude, welches den ganzen Vorrath derartiger alter Kunstwerke umfaßt, die Orusheinaja-Palata genannt, ist im Jahre 1851 vollendet worden. Es ist im Aeußeren schlicht, im Innern bemerkt man einige Versuche, etwas Alterthümliches vorstellen zu wollen. Die Decken der sehr hohen Hallen sind gewölbt und werden von freistehenden Pfeilern getragen; für die Kronjuwelen ist ein besonderer, mit einer Kuppel eingewölbter, capellenartiger Raum hergestellt, im Uebrigen jedoch von künstlerischem Schmuck nichts zu melden.

Eine Theilung der Sammlung in historischer Weise, welche den Beschauer vielleicht am meisten gefesselt haben würde, hat sich bei dem vorhandenen Material wohl nicht durchführen lassen; auch würde sie die Bewachung der höchst kostbaren Stücke übermäßig erschwert haben. Man hat sich jetzt damit begnügt, das Gleichartige möglichst zusammenzustellen; in dem unteren Geschoß stehen die umfangreichen und weniger kostbaren Stücke, in dem oberen Geschoß die Arbeiten aus Edelmetall und die Prachtwaffen, außerdem die Kronjuwelen. Man darf diese Sammlung durchaus nicht als ein Museum in europäischem Sinne auffassen; sie ist im wesentlichen die Schatzkammer des kaiserlichen Hauses und zugleich ein Aufbewahrungsort für historische Reliquien jeder Art; die Zusammengehörigkeit mit einem Mitgliede des Herrscherhauses bildet hierbei den maßgebenden Gesichtspunkt.

Die Sammlung ist nicht leicht zugänglich; sie kann nur an bestimmten Tagen gegen Lösung von Karten beim Hofmarschallamt besucht werden. Die Bewachung ist äußerst umständlich und erfordert einen erstaunlichen Aufwand von Beamten und Vorsichtsmaßregeln. Jeder einzelne Schrank und Glaskasten ist nicht nur doppelt verschlossen, sondern auch noch versiegelt, und jeden Nachmittag, wenn die Dienststunden der mit der wissenschaftlichen Bearbeitung beauftragten Beamten vorüber sind, tritt ein militärischer Posten an, welcher nach Entfernung der Civilbeamten auch an die Säle und schließlich an das ganze Haus seine Siegel legt. Unter diesen Umständen bedarf es einer ganz besonderen Liebenswürdigkeit und collegialischen Hingebung der dortigen Beamten, um einem fremden Besucher nicht nur die Räume, sondern auch den Inhalt der Schränke zu erschließen und zu beliebigem Studium in die Hand zu geben, und es freut mich, dankbarlichst erklären zu können, daß ich in keinem Museum ein bereitwilligeres Entgegenkommen gefunden habe, als hier in Moskau, trotz all der geschilderten Schwierigkeiten.

Die untere Halle dieser Sammlung, welche den alten Namen der Rüstkammer (Orusheinaja) führt, kann bei der Eigenthümlichkeit ihrer Zusammensetzung kein einheitliches Bild gewähren. Sehr vieles Material hat lediglich Werth für die Hausgeschichte der Romanoffs. Am bemerkenswerthesten für die Fremden sind die Staatscarossen, welche sich in großer Zahl seit dem Ende des 17. Jahrhunderts erhalten haben, darunter ein Schlitten, in welchem Kaiserin Elisabeth die Fahrt von Petersburg nach Moskau gemacht hat, eine Art von kleinem Haus mit verschiedenen Abtheilungen, mit Betten und Möbeln. Einige prächtige Caroffen vom Anfang des vorigen Jahrhunderts sind Geschenke des

englischen, eine andere ein Geschenk des französischen Hofes, mit unvergleichlich schönen Malereien, welche man Watteau zuschreibt, und die wohl dieses Meisters würdig sind. Diese Prachtcarossen werden bei besonders feierlichen Gelegenheiten noch immer benutzt, Moltke weiß von der wunderlichen Auffahrt dieser Ungethüme im Jahre 1856 zu erzählen. Ganz unerhört ist der Reichthum des Sattelzeuges, welches für Hunderte von Pferden hier aufbewahrt wird, ganze Reihen von Kummten, Riemenwerk und Satteldecken, die mit Silber und Gold beschlagen, mit emaillirten Platten und Steinen versehen sind. Dann wieder lange Schrankreihen voll prächtigster Schabracken, aus den herrlichsten orientalischen Seidenstoffen geschnitten, und das Meiste derartig gut erhalten, daß es bei festlichen Gelegenheiten auch heute noch seinen Dienst thut.

Was sich an Bildern und statuarischen Arbeiten hier befindet, ist sehr unbedeutend; zumeist sind es nur Porträts russischer Berühmtheiten.

Der eigentliche Glanz der Sammlung entfaltet sich im oberen Geschoß, das mit seinen hohen, lichterfüllten Hallen einen bequemen Raum für die Ausbreitung der Schätze bietet. Als Mittelpunkt der ganzen Schatzkammer, und ich darf hinzufügen, als der einzige bisher allgemein bekannte Theil, ist das Zimmer mit den Kronjuwelen anzusehen, welche mit allen Einzelheiten in dem bereits erwähnten Prachtwerke „Antiquités de l'empire russe" veröffentlicht worden sind. Diese Insignien, welche man bei Gelegenheit der letzten Krönung auch vielfach in illustrirten Blättern abgebildet sah, sind keineswegs so alt, als man in frommem Glauben an manchen Stellen anzunehmen scheint; sie gehen nur etwas hinter das Ende des 16. Jahrhunderts zurück. Man liebt es in Rußland begreiflicherweise, den Zusammenhang der russischen Dynastie mit der byzantinischen Cultur zu betonen; eine der in der Schatzkammer zu Moskau aufbewahrten Kronen wünscht man in das byzantinische Kaiserhaus zurück zu datiren, und einen aus Elfenbein gearbeiteten Thron einem Träger der byzantinischen Krone zuzuschreiben. Aber beide Annahmen sind kunsthistorisch durchaus unhaltbar. Es geht hierbei, wie es in Deutschland mit der sogenannten Krone Karl's des Großen ging, von der wir auch wissen, daß sie dem 12. Jahrhundert angehört, die aber trotzdem in der Vorstellung des Volkes mit der Heldengestalt des ersten Kaisers unzertrennlich verbunden ist, so wie Albrecht Dürer Karl den Großen in diesem Ornate gemalt hat. Unter den Kronjuwelen sind nur wenige Stücke wie der Reichsapfel rein europäischer Arbeit; die meisten sind direct orientalischen Ursprungs, vielleicht irgend einem vorderasiatischen Emir bei der allmäligen Abrundung des russischen Reiches abgenommen oder auch unter Zuhülfenahme orientalischer Arbeiter an einem der russischen Höfe hergestellt. Von einzelnen Stücken, wie den beiden Thronsesseln, ist es bekannt, wann und wo dieselben in Persien und Armenien angefertigt und als Tribute nach Rußland gelangt sind. Bei der erstaunlichen Stabilität der Kunstformen im Orient ist man zumeist geneigt, solche Stücke für viel älter zu halten, als sie in Wirklichkeit sind; das Meiste geht, wie gesagt, nicht über das vorige Jahrhundert zurück. Von der ungeheuren Fülle kostbarsten Materials, die hier aufgehäuft ist, kann man sich nur schwer eine Vorstellung machen. Allerdings ist unser Auge nicht geneigt, die Edelsteine von orientalischem Schliff, welche nicht als regelmäßige Facetten ausgebildet, sondern nur in

ihrer natürlichen Form glattgeschliffen sind, für ganz vollwerthig zu halten; wer aber in die Geheimnisse der Edelsteinkunde einigermaßen eingeweiht ist und von der Pracht der Smaragden, Rubinen und Diamanten sich berauschen lassen mag, der kann hier sein Genügen finden, während der mehr nüchterne Kunstfreund seine aufrichtige Freude haben wird an den wundervollen miniaturartigen Arbeiten dieser orientalischen Filigrane und Emails, welche in zartestem Linienspiel die Reifen und Bügel der Kronen, die Stäbe der Scepter und selbst die Lehnen und das Gerüst der Stühle und Thronsessel umspinnen.

Eine Halle von mächtiger Ausdehnung, welche den Raum mehrerer großer Museumssäle gewöhnlichen Zuschnittes umfaßt, ist für die Aufbewahrung von Prachtwaffen bestimmt. Auch hier begegnen sich Morgen- und Abendland, unterscheiden sich Geschenke und Bestellungen aus europäischen Culturstaaten scharf von den Tributen Asiens und der Türkei. Zu der herrlichen Metallarbeit kommt hier das Belegen der Waffengriffe mit Edelsteinen, dann die Aufwendung kostbarer Seidenstoffe mit schwerer Stickerei in Gold und Perlen. Wer diese Formenwelt kennt, wird nichts unbedingt Neues finden, aber doch die Fülle und den materiellen Werth der aufgehäuften Schätze bewundern.

III.

Die eigentliche Ueberraschung, und zwar eine Ueberraschung glänzendster Art, bildet für den Kunstkenner der letzte große Saal, eigentlich eine Halle, an Umfang der vorigen gleich und von einem Ende bis zum anderen angefüllt mit Gold- und Silbergeräth in so unendlichen Massen, daß selbst ein an derartige Schätze gewöhntes Auge nahezu schwindlig wird. Dieser ganz ungeheure Vorrath von Kunstarbeiten ist durchweg alter Besitz, aber trotzdem in künstlerischer und kunsthistorischer Richtung bisher so gut wie unbekannt. Bis vor wenigen Jahren waren diese hunderte und aberhunderte von Pokalen, Humpen und Schüsseln lediglich als Decorationsmaterial an den Wänden der Säle in die Höhe gebaut. Selbst in den niedrigen zierlichen Räumen des Grünen Gewölbes in Dresden genügt eine solche Aufstellungsart, um die Werthschätzung der Stücke bis zur Unthunlichkeit zu erschweren; wie muß es nun erst hier gewesen sein, wo diese Massen bis zu dreißig Fuß Höhe wie Trophäen an den Wänden aufgethürmt waren! In diesem Zustande war die Sammlung noch, als im Jahre 1880 eine Commission des South-Kensington-Museums von London mit ganz besonderen Vollmachten hier eintraf, um Nachbildungen wichtiger Stücke anzufertigen. Derselben war es vornehmlich um die Arbeiten englischer Goldschmiedekunst zu thun, von denen sie siebenunddreißig Stück von hier und anderen Gegenden Rußlands auf galvanoplastischem Wege nachbildete. In dem Handbuche „Russian Art", welches die Ausstellung der zahlreichen Nachbildungen im South-Kensington-Museum 1884 begleitete, gibt Arthur Mackell einen Hinweis auf die hier befindlichen Vorräthe von Silberarbeiten anderer Länder, ohne daß er jedoch bei der damaligen Anordnung in der Lage war, auch nur den Bestand zu übersehen. Uebrigens haben die Geräthe bei der alten Aufbewahrungsart mannigfachen Schaden gelitten; wenn sie bei festlichen Gelegenheiten auf den Tafeln prunkten, so muß es

bei dem Reinigen manchmal böse hergegangen sein; es sind sogar Stücke, die gar nicht zusammengehören, willkürlich aneinander geschraubt.

Der gegenwärtige Director Filimonoff, welcher erst seit einigen Jahren die oberste Leitung der Sammlung übernommen hat, mußte eine vollständige Umgestaltung der Räume vornehmen, um die jetzige, ganz musterhafte Ordnung herbeizuführen. Erst in der Mitte vorigen Jahres war er damit zu Ende gekommen, so daß ich im September gerade zur rechten Zeit eintraf, um die während der Uebergangszeit zumeist verpackten Stücke nunmehr in vollem Glanze sehen zu können. Es ist jetzt der ungeheure Vorrath an Prachtgeräthen in der Weise geordnet, daß die Herkunft jedes einzelnen, so weit möglich, mit Hilfe der Inschriften, der Meister- und Ortsstempel festgestellt und dem entsprechend die zusammengehörigen Gruppen in einzelnen Schränken neben einander aufgestellt sind. Von diesen weit mehr als tausend Geräthen ist nur ein ganz kleiner Theil russischen Ursprungs. Die große Menge sind Arbeiten des 16. und vorwiegend des 17. Jahrhunderts aus Deutschland, England, Holland und Dänemark. Es sind theils Bestellungen, welche der russische Hof gemacht hat, zum großen Theil Geschenke, welche die Herrscher der übrigen europäischen Staaten dem mächtigen und gefürchteten Hofe des Czaren darbrachten, auch Schätze, welche das Kriegsglück den Russen in die Hände geführt hat, und so gewaltig ist die Masse des hier Aufgehäuften, daß, wie schon oben erwähnt, allein die Arbeiten deutscher Herkunft der Zahl nach mehr betragen, als der gleichartige Inhalt sämmtlicher deutschen Museen zusammen. Ich zählte nur von Arbeiten Nürnberger Herkunft gegen zweihundert, wenigstens eben so viele von Augsburg; von Danzig, dessen Arbeiten vielfach unter den polnischen Tributen und Beutestücken liegen, mögen nahezu hundert vorhanden sein. Aber selbst kleinere deutsche Arbeitsstätten, wie Leipzig, Halle, Dresden, Rostock, Lübeck findet man vertreten, und zwar nicht nur in einzelnen Stücken, sondern in ganzen Reihen. Zumeist ist es der Osten Deutschlands und die Ostseeküste, welche als Tributäre erscheinen. Der Vorrath ist so gewaltig, daß man ohne Weiteres zugestehen muß, eine ausreichende Anschauung von der Bedeutung deutscher Goldschmiedearbeit könne ohne Kenntnißnahme der Moskauer Sammlung nicht gewonnen werden. Vor allem bekommt man in Moskau eine Vorstellung von der Massenhaftigkeit, mit welcher die Herstellung von Prachtgeräthen im 16. und 17. Jahrhundert betrieben wurde. In den Schatzkammern Deutschlands haben sich immer nur einzelne Stücke erhalten. Selbst der größte, bis auf unsere Tage gerettete Silberschatz, der von Lündeburg, jetzt im Kunstgewerbe-Museum in Berlin, welcher mit seinen sechsundreißig Stück Silberzeug einen so nachhaltigen Eindruck macht, ist doch nur ein kleiner Bruchtheil des Schatzes, welchen Lüneburg vor Beginn des dreißigjährigen Krieges besessen hat und welcher nahezu dreihundert Stück betrug. Wenn man nach diesem Maßstabe veranschlagt, was Städte wie Augsburg, Nürnberg, Cöln, Ulm, Lübeck, Danzig besessen haben müssen; wenn man in alten, uns erhaltenen Verzeichnissen nachliest, was der doch immerhin nur arme brandenburgische Hof an Silbergeräth besessen hat: so kommt man allerdings rechnungsmäßig auf Zahlen von schwindelnder Höhe, aber diese Zahlen können uns die Anschauung nicht ersetzen. Für eine Anschauung dieser Art weiß

ich keine Stelle in Europa zu nennen, welche auch nur annähernd mit der Silberkammer von Moskau den Vergleich aufnehmen könnte. Hierfür entscheidend ist allerdings nur die Zahl und Größe der vorhandenen Stücke, das Mittelgut überwiegt ganz erheblich; aber es fehlt dabei nicht an wirklich hervorragenden Werken.

Der Charakter der Sammlung ist durch ihre Entstehung bedingt. Von einem Zusammenhange Rußlands mit der europäischen Cultur ist vor dem 16. Jahrhundert kaum ernstlich die Rede, und es sind daher Stücke, deren Entstehung vor diese Zeit fiele, nicht vorhanden. Was unter den Pokalen gothische Formen trägt, gehört bereits dem 16. Jahrhundert an, welches in der Kleinkunst dem alten Formenkreise erstaunlich lange treu geblieben ist, ohne natürlich sein Bestes an diese traditionelle Handwerksübung zu setzen. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts reißt jedoch der Faden nicht ab; von jeder bemerkenswerthen Formengruppe dieser zwei Jahrhunderte europäischer Kunst sind nicht nur Proben, sondern gelegentlich ganze Wagenladungen von Silbergeräthen vorhanden. Weitaus das Meiste gehört in das Ende des 16. und in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, und zwar in deutsche Arbeitsstätten. Wir wissen in unseren Sammlungen diese Periode zu schätzen; aber wir stellen ihre Werke mit Recht nicht in die erste Reihe unserer Kunst. Es ist eine Zeit, welche in der Kleinkunst ebenso wie in der Architektur sich mit den von Italien überkommenen Formen der Renaissance nicht begnügte, sondern dieselben durch krauses Schnörkelwerk und üppige Häufung der Motive zu steigern suchte. Man ging geflissentlich auf breite decorative Wirkung aus und opferte derselben die liebevolle Durchbildung des Einzelnen, welche die Werke der deutschen Frührenaissance um die Mitte des 16. Jahrhunderts so anmuthig macht. Diese Richtung auf glänzende Pracht ist nun aber sicherlich bei den für Moskau gearbeiteten Stücken — seien es nun Bestellungen des russischen Hofes oder Geschenke deutscher Fürsten gewesen — ganz erheblich über das gewöhnliche Maß gesteigert. Man hat beobachtet, daß die altgriechische Kunst für die Höfe scythischer Fürsten ein Extra von Figurenfülle und Vergoldung anwendete, wie man auch noch heute für Rußland in besonders lebhaften Formen und Farben arbeitet; ganz ebenso wird es in den deutschen Werkstätten des 16. und 17. Jahrhunderts gehandhabt worden sein. Die Bojaren in Moskau sollten etwas Besonderes schauen, das sie staunen machte, und diese Wirkung ist bis zum heutigen Tage lebendig. In Moskau befinden sich unter Anderm zwei Nürnberger Pokale, von denen jeder über zwei Meter hoch ist, keine Vasen oder sonstigen Ziergeräthe, sondern Deckelpokale in der allgemein üblichen Form des 17. Jahrhunderts. Wir wissen aus Nürnberger Annalen, daß dieselben von dem Goldschmidt Johann Frühinsfeld 1659 gefertigt sind, der eine wog 93, der andere 109 Mark bei einer Höhe von 7 Fuß und 7 Fuß 7 Zoll und einem Inhalte von 36 und 46 Maß. Neben diesen beiden, für welche ich in unserem sonstigen Kunstvorrath auch nichts annähernd Gleiches zu nennen wüßte, steht eine Reihe von nicht weniger als sechs gleichartigen Pokalen, ebenfalls Nürnberger Arbeit derselben Zeit von je 1,30 Meter Höhe. Auch diese sind erheblich größer als irgend welche Silbergefäße, die wir anderweit besitzen. In unserem

deutschen Kunstvorrath gilt der in Graz befindliche Pokal, der sogenannte Landschadenbund von einem Meter Höhe, für einen ganz ungewöhnlichen Riesen; in Moskau würde er kaum eine mittlere Figur machen. Pokale, welche durch ihren Umfang in einem deutschen Museum Alles in auffallender Weise überragen würden, stehen in Moskau zu Dutzenden. Daß dieser Anblick künstlerisch sehr erfreulich wäre, möchte ich nicht behaupten. Bei einem Bankett von orientalischer Pracht werden Gefäße von solch' ungeheurer Wucht gewiß eine durchschlagende Wirkung erzielen; als Kunstwerke aufgestellt, fordern sie eine Kritik heraus, welche nicht nur für diese Stücke selbst, sondern für die ganze Richtung der deutschen Spätrenaissance gefährlich wird. Bei einem einzelnen Stücke läßt man sich die unberechenbare Anhäufung etwas spielender Motive wie eine besondere Laune gefallen und erfreut sich an so manchen flott behandelten Einzelheiten; treten die Arbeiten dagegen, wie hier in Moskau, in Masse auf, so wird man sich bewußt, wie unzulänglich die Mittel jener Periode sind, wirklich große Wirkungen zu erzielen, wie man immer nur aufeinanderhäuft und es nicht versteht, den Stoff mit klaren Zügen zu bemeistern.

Neben dieser etwas breiten Exportwaare befinden sich aber auch nicht wenige Stücke sehr tüchtiger Künstler. Von dem Hauptmeister der Nürnberger Renaissance, Wenzel Jamnitzer, rührt allerdings nur ein kleiner Becher her, durch seinen Stempel sicher bezeugt, auch in der Art seiner Arbeit, die nur nachträglich durch aufgesetzte Silberplatten russischer Arbeit wunderlich verändert ist. Wenzel's Sohn, Christoph Jamnitzer, ist durch ein sehr bemerkenswerthes Stück vertreten: ein Prunkgefäß in Gestalt eines colossalen Adlers, nach der ausführlichen Inschrift ein Geschenk, welches die Insel Oesel im Jahre 1594 an König Christian IV. von Dänemark machte und welches später mit vielem anderen Silberzeug als Tribut Dänemarks nach Moskau wanderte. Ein großer traubenförmiger Pokal ist von demselben Meister. Von dem Nürnberger Hans Pätzoldt, der, weniger bekannt als sein Zeitgenosse Jamnitzer, diesem Meister kaum nachsteht und von welchem Berlin im Rittersaal des Königlichen Schlosses den früher allgemein als Arbeit Benvenuto Cellini's bezeichneten Dianapokal besitzt, kann Moskau drei sicher erkennbare Stücke aufweisen: zunächst einen Doppelpokal in noch rein gothischen Formen, dann einen Traubenpokal, und schließlich einen Riesenpokal in entwickelten Renaissanceformen, der noch besonders interessant dadurch ist, daß an demselben Nachgüsse einer ganzen Reihe italienischer Bronceplaketten angebracht sind. Daß durch solch kleine Kunstwerke, wie die Plaketten, im 16. Jahrhundert die Kenntniß italienischer Kunstweise nach Deutschland übergeführt sein muß, läßt sich zwar ohne Weiteres annehmen; aber den Nachweis dafür können wir doch nur in einzelnen Fällen führen.

Neben den hervorragenden Stücken Nürnberger Arbeit, die ich selbstverständlich nicht im Einzelnen aufführen kann, ist für uns noch die Wahrnehmung wichtig, daß fast Alles, was an deutschen Arbeiten des 16. Jahrhunderts hier vorhanden, aus Nürnberg stammt, daß dagegen im Laufe des 17. Jahrhunderts Nürnberg zurücktritt und Augsburg die großen Lieferungen übernimmt. Es bestätigt dies die auch an andern Stellen zu machende Beobachtung über die Geltung dieser beiden Städte in sinnfälliger Weise.

Von Augsburger Silberarbeiten, welche noch in das 16. Jahrhundert fielen, besitzen wir in Deutschland wenig; es sind uns daher einige Schalen, im Holbeinstil, welche Moskau bewahrt, besonders wichtig. Die große Mehrzahl der Augsburger Arbeiten besteht aus den breit behandelten decorativen Stücken des 17. Jahrhunderts. Die schlanke Pokalform tritt zurück, an ihre Stelle setzt sich der wuchtige Humpen, dessen weite Trommel eine willkommene Fläche für kräftig herausgearbeitete Figuren und Ornamente bietet. Die dickbäuchigen Gewinde aus Blumen und Früchten überwiegen; statt der durchgehenden Vergoldung der früheren Zeit sehen wir jetzt das weiße blanke Silber oder eine Vergoldung einzelner Theile. Neben den Humpen erscheinen dann noch Schüsseln, Leuchter, Wandblaker und ähnliches Geräth in zum Theil ganz gewaltigen Exemplaren; Alles nur für die Schau, für den Credenztisch berechnet, mit Reliefs bedeckt, deren Figuren sich zollhoch herausheben oder gar völlig von der Fläche lösen. Für Geschenke von besonderer symbolischer oder historischer Bedeutung, die früher beständig in die Form von Pokalen gebracht wurden, tritt die Schüssel ein, so hier die große ovale Platte, ein Geschenk Kaiser Leopold's I., welche die Befreiung Wiens von den Türken in figurenreichem Reliefbilde darstellt.

Von dem Augsburger Silber aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts, welches unter dem Einfluß der französischen Ornamentstiche eines Berain zu zierlicheren Formen übergeht, und an welchem der Rittersaal zu Berlin und die Silberkammer zu Dresden so reich sind, besitzt die Moskauer Schatzkammer nicht viel; dagegen ist hier an das obenerwähnte silberne Mobiliar im Palast zu erinnern. Die weiteren Werke des 18. Jahrhunderts muß man nicht in Moskau, sondern in Petersburg suchen.

Neben den Silberwaaren von Nürnberg und Augsburg stehen die Erzeugnisse der kleineren deutschen Werkstätten noch immer stattlich genug da, besonders ist Danzig stark vertreten, da es im 17. Jahrhundert unter polnischer Herrschaft zumeist den Bedarf des polnischen Hofes und Adels deckte. Man spürt vor diesen in Masse aufgestellten Arbeiten von Danzig, Lübeck, Rostock u. s. w. deutlicher als bei den einzelnen Stücken unserer Museen den provinzialen Charakter dieser Werkstätten gegenüber dem leitenden Augsburg. Noch fühlbarer ist dies bei den Arbeiten aus Dänemark, welche hier in überraschender Menge vorhanden sind, während man in den Schlössern von Kopenhagen fast nur deutsche, zumeist Augsburger Arbeit findet. Hier in Moskau befinden sich von dänischer Arbeit u. A. drei colossale Räuchermaschinen, die dänischen Schlösser darstellend, ein Geschenk Christian's IV., bei denen man nicht weiß, ob der halbbarbarische Ungeschmack mehr auf Rechnung des Gebers oder des Empfängers zu setzen ist.

Eine besonders reiche Gruppe bilden dann die englischen Silberarbeiten, wohl ausnahmslos Geschenke des englischen Hofes während des 17. Jahrhunderts, von deren Ueberbringung die englischen Gesandtschaftsberichte der Zeit zu erzählen wissen. Auch bei der Auswahl dieser Stücke wurde vornehmlich auf überraschende Größe gesehen; eine silberne, reich mit Figurenwerk bedeckte Kühlwanne — welche übrigens nach Petersburg in das Winterpalais gewandert

ist —, ein Stück von der Größe einer Badewanne, konnte nachweislich 1734 in London als ein unverkäufliches Monstrum lange Zeit nicht untergebracht werden, bis es als Geschenk für Rußland seine Bestimmung erfüllen durfte. Bei den Versuchen, es zu verwerthen, wurde, nebenbei bemerkt, damals bereits eine Lotterie in Aussicht genommen. Von ähnlichem Maßstabe sind in dem Silberschatz des Kreml zwei Leoparden, rohe Arbeit, aber lebensgroß; auch die Kannen und Flaschen von zum Theil ein Meter Höhe entstammen demselben Geschmack.

Neben dieser Massenwaare aus den verschiedenen Ländern befinden sich denn aber auch nicht kleine Reihen wirklich künstlerisch durchgearbeiteter, schöner Stücke, die jedem europäischen Museum zur Ehre gereichen würden. Unter den zahlreichen Proben *niederländischer* Arbeit steht eine Kanne mit eingelassenen Perlmutterschalen, eine Arbeit aus Antwerpen, die sich völlig mit der berühmten Kanne des Louvre von gleicher Abstammung messen kann. Auch die im 16. und 17. Jahrhundert so beliebten Straußeneier und Muscheln in zierlichster Fassung, zumeist Nürnberger Arbeit, fehlen nicht.

Und nun haben wir immer nur von der fremden und noch nicht einmal von der eigentlich *russischen* Silberarbeit gesprochen, welche doch den Kern eines Berichtes über Rußland bilden sollte. Aber hier im Kreml tritt die russische Silberarbeit doch nur als Gruppe auf, in welcher es uns schwer wird, eine historische Entwicklung zu verfolgen. Auch von diesen Stücken geht fast nichts in das Mittelalter zurück. Hier ist das Trinkgefäß in Gestalt eines Hahnes zu nennen, das auf Iwan den Schrecklichen um 1480 zurückgeführt wird und sich eines legendarischen Ruhmes erfreut; seine streng stilisirte Form ist der Ausgangspunkt für eine Anzahl moderner russischer Silberarbeiten geworden. Die meisten der im Kreml aufbewahrten Stücke sind Trinkgeräthe von mäßiger Größe, wirkliches Gebrauchsgeschirr, kein Prunkgeräth. Die Grundformen sind sehr einfach, eigentlich nur Näpfe ohne künstlerische Gliederung, nach orientalischer Art lediglich durch ein deckendes Flächenmuster geschmückt. Diese Muster zeigen durchweg den orientalischen, zumeist persischen Einfluß; auch die Wahl kostbarsten Materials, gelegentlich reines Gold, das Einsetzen farbiger Steine und Emails, selbst die Inschriftränder haben orientalischen Charakter. Die Inschriften beziehen sich zum Theil auf den Besitzer, zum Theil auf das Trinken als Tugend oder Laster. Die flache napfartige Form erklärt sich aus dem altrussischen Gebrauche, große Wannen mit Getränken aufzusetzen, aus denen die Zechgenossen mit ihren Näpfen direct schöpften. Uebrigens haben wir es hier nur noch mit einem Bruchtheil des alten Bestandes zu thun. Uns wird von dem Krönungsfeste des Boris Godunow im Jahre 1598 berichtet, bei welchem sechs große Tonnen, aus der livländischen Beute in reinem Silber, das Getränk aufnehmen und zehntausend Menschen zugleich mit silbernem Geräth bedient werden konnten. Von einem rein goldenen Service des Czar Alexis, welches 120 Teller enthielt, die noch dazu mit Steinen und Email verziert waren, sind nur noch zwei Teller vorhanden; es ist also trotz allen staunenswerthen Reichthums unter dem Silber des Kreml schon tüchtig aufgeräumt worden. Die herzhaften Eingriffe mußten bald nach 1600 in den unglücklichen Kriegen gegen die Polen gemacht werden, auch der Brand von 1737 hat viel zerstört. Die Vorräthe von rein russischer Silberarbeit ergänzen

sich aber massenhaft durch die Sitte, den Czaren auf ihren Huldigungsreisen, in jeder Stadt oder Gemeinde Brot und Salz auf silbernen, vergoldeten, theils sogar goldenem Geräth entgegenzubringen. Für diesen Gebrauch sind die Formen typisch: eine runde flache Schüssel von etwa sechszig Centimeter Durchmesser mit meist schmalem flachen Rand, die Verzierungen gravirt oder ganz flach getrieben, nichts Figürliches, sondern nur Ornament, allenfalls Inschriften und Symbole. Das Salzgefäß ist in den älteren Exemplaren verschiedenartig, in der neueren Zeit fast immer in Gestalt der bäuerlichen Salzmetze, die sonst aus Holz, mit einem Klappdeckel gearbeitet, für den feierlichen Zweck aber in Silber oder Gold mit reicher Schmelzarbeit hergestellt wird. Die Zahl solcher Schüsseln und Näpfe, die auch nur eine einzige Huldigungsreise zusammenbringt, muß gewaltig sein; in den hohen Hallen des Kreml sind ganze Wände voll bis an die Decke herauf mit solchen über einandergeschobenen goldenen Schüsseln gepanzert, und nicht nur in der Schatzkammer, sondern auch in Nebenräumen und ebenso in Petersburg in der Silberkammer des Winterpalais. Das Ornament geht durchweg auf die altrussischen Formen zurück, und da diese in ihrer gleichbleibenden orientalischen Art wenig oder nichts von historischer Entwicklung zeigen, so wird es dem fremden Beschauer sehr schwer, sich durch diese Steppen immer wiederkehrenden, kleinen krausen Zierraths durchzuwinden.

Neben der unabsehbaren Fülle der Gold- und Silberarbeiten sind einige Schränke voll Glas und Elfenbein kaum nennenswerth. Majoliken und Fayencen sind begreiflicher Weise gar nicht vorhanden; aber auch nicht die chinesischen Porzellane, welche man hätte erwarten müssen. Dieselben mögen wohl 1737 zu Grunde gegangen sein, und die späteren Anschaffungen kamen in die Schlösser von Petersburg.

Als eine Filiale des Kreml ist das Haus Romanow anzusehen. In diesem kleinen Gebäude soll gegen 1600 der Bojare Romanow, der Begründer der jetzigen Dynastie, geboren worden sein. Dieser Umstand war völlig in Vergessenheit gerathen und wurde erst 1856 durch historische Forschung festgestellt. Das Haus, welches im Zustande ärgsten Verfalles sich im Privatbesitz befand, wurde von Alexander II. angekauft und nunmehr stilgetreu wiederhergestellt, das heißt neu ausgebaut nach alten Mustern, vornehmlich nach den erhaltenen Räumen des Terem, des Frauenhauses auf dem Kreml. Zur Ausstattung sind viele gute Stücke des kaiserlichen Besitzes verwendet, Möbel des 17. Jahrhunderts, fast die einzigen in Moskau noch erhaltenen, aus dem Silberschatz u. A. die silberne Reiterstatue König Karl's I. von England, Augsburger Arbeit, welche der englische König dem Czar als Geschenk übersandte.

Von sonstigen Kunstsammlungen in Moskau ist, selbst wenn wir das Wort „Kunst" in bescheidenster Weise anwenden, nur noch eine zu nennen: das Rumjanzow-Museum. Dieses Gebäude ist fast das einzige weithin sichtbare in Moskau, welches in heiterm italienischen Palaststil ohne Beimischung russischer Elemente erbaut ist. Dasselbe gehört dem Anfange des vorigen Jahrhunderts an, die Sammlungen, welche vom Grafen Rumjanzow 1828 dem Staate vermacht sind, wurden erst 1861 in dieses Haus übergeführt. Die Bibliothek und die Münzensammlung gelten als die bedeutendsten Theile; daneben sind erheb-

liche Sammlungen mehr ethnographischer Natur, alle Völkerschaften des weiten Rußlands umfassend. Diese Darstellungen von vielen Hunderten von Typen in vollständig ausgearbeiteten und mit echten Stücken bekleideten Figuren bilden das interessanteste Material, das ich in dieser Richtung jemals gesehen habe; eine solche Sammlung kann eben nur ein Land schaffen, das mit der Stirne im Eise des Polarmeeres und mit den Sohlen im heißen Sande der asiatischen Steppe steht. Was sich von künstlerischen Alterthümern in zwei kleinen Sälen dieses Museums befindet, ist unerheblich.

Ein Museum für Kunst und Gewerbe, welches unter diesem Namen besteht, besitzt Ansätze für die Darstellung russischer kunstgewerblicher Arbeiten älterer Zeit, unter denen es nur die bäuerliche Stickerei zu einer mäßigen Vollständigkeit gebracht hat; den Hauptraum des mäßig großen Erdgeschosses, aus dem das ganze Museum besteht, nimmt ein Verkaufslager moderner Arbeiten russischen Nationalstiles ein, unerfreuliche Producte, welche zumeist eine falsche Uebertragung von Holz- oder Stickereiformen auf andersartige Stoffe zeigen.

Das Polytechnische Museum verfügt über ein großes Haus, in welchem sich aber hauptsächlich die Niederschläge der polytechnischen Ausstellung von 1872 befinden, Rohproducte, halb Bearbeitetes und Maschinen, die längst schon wieder veraltet sind.

Höchst verwunderlich ist ein Historisches Museum, welches unter diesem Namen an dem Hauptplatze von Moskau am Fuße des Kreml mit großem Aufwande hergestellt ist. Um als Gegenstück der verzwickten Basilius-Kathedrale zu wirken, hat dieses in rothen Ziegeln ausgeführte Bauwerk von thurmartiger Höhe einen Stil erhalten, welcher von dem recht gut unterrichteten Bädeker als „indischer Stil" bezeichnet wird. Da ich keine andere Bezeichnung vorzuschlagen weiß, muß ich mich hierbei beruhigen. Einstweilen sind nur einige Säle mit prähistorischen Alterthümern und naturhistorischem sowie ethnographischem Allerlei besetzt. Was man weiter daselbst beabsichtigt, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Hier sind wir mit den Sammlungen Moskau's, welche Kunstwerke oder der Kunst verwandte Gebiete umfassen, zu Ende. Im Rumjanzow-Hause und in einer Privatsammlung befinden sich noch russische Gemälde neuester Zeit; die Sammlung Golizyn, welche ältere italienische Werke und Antiken besaß, ist im vorigen Jahre an die Eremitage verkauft und jetzt nach Petersburg gewandert.

Irgend ein der Oeffentlichkeit angehöriger Versuch, durch Bilder oder Statuen, seien es auch nur Gipsabgüsse, Copieen oder Kupferstiche irgend eine Vorstellung von dem Wesen europäischer Kunst zu geben, ist in Moskau nicht gemacht. In dieser Stadt von nahezu einer Million Einwohnern, dem geistigen Vorort für ein Hinterland von wenigstens vierzig Millionen Menschen, die keinen anderen Culturboden kennen als Moskau, in dieser Stadt mit hunderten von Kirchen, lebt eine Bevölkerung, welcher nicht der schwächste Lichtschimmer aufdämmert von der leuchtenden Sonne europäischer Kunst. Phidias und Praxiteles, Raffael und Michel Angelo, Dürer und Holbein, Murillo und Velasquez, Rubens und Rembrandt, alle diese Namen sind hier hohler Schall und Rauch. Nicht einmal ein Zinkabguß oder eine Sandsteinfigur nach antiken Motiven in einem öffentlichen Garten, welche

Kunde gäben von der Geisteswelt Europa's, einen letzten, wenn auch noch so schwachen Abglanz von Hellas und Rom. Ich will ohne Weiteres zugeben, daß eine solche Figur in Moskau verwunderlich aussehen würde, und daß ich sie, als ich dort verweilte, nicht vermißt habe. Was ich hier niederschreibe, sind Nachgedanken, die in das Stimmungsbild von Moskau nicht hineingehören, die man aber nicht wieder los wird, sobald sie einmal aufgestiegen sind. Auch für das Kunstleben gilt es: Wer Rußland kennen lernen will, muß es in Moskau aufsuchen und nicht in Petersburg.

Merkwürdig genug bleibt bei diesem Ausschlusse europäischer Kunst aus den Mauern des jetzigen Moskau's der oben geschilderte Vorrath kunstgewerblicher Arbeiten älterer Zeit, der sich dort erhalten hat, und der für die Kenntniß deutscher Kunstfertigkeit ein Studiengebiet ernstester Bedeutung eröffnet.

Der Herzog von Broglie[1]).

Von

F. Heinrich Geffcken.

Souvenirs, 1785—1870, du feu Duc de Broglie. 4 vol. Paris, 1886.

Unter den Staatsmännern des neueren Frankreich ist der Herzog von Broglie, wenn nicht einer der bedeutendsten, so doch jedenfalls eine der reinsten Erscheinungen; am Vorabend der Revolution 1785 geboren, hat er das erste Kaiserreich gesehen, war unter der Restauration parlamentarischer Führer, unter der Julimonarchie Minister und konnte am Abend seines bewegten Lebens sagen, daß er wohl Gegner, aber keine Feinde gehabt habe. Seine Aufzeichnungen über die lange und ereignißreiche Zeit, während deren er in steter Berührung mit allen leitenden Persönlichkeiten gewesen, müssen daher von besonderem Interesse sein. Er will denselben weder den anspruchsvollen Namen von Denkwürdigkeiten geben, weil man als öffentlicher Charakter mit den seinigen auch die Anderer schreiben muß, noch den gefährlichen Namen von Bekenntnissen, die er mit ihrer Gefahr der Selbstbespiegelung Leuten vom Schlage Rousseau's überläßt: es sollen einfach „Erinnerungen" sein, für die er nur die Eigenschaft der Aufrichtigkeit und Wahrheit beansprucht. Niemand, der dies Buch liest, und sieht, wie oft er strenger für sich als für Andere, für seine Freunde als für seine Gegner ist[2]), wird bestreiten, daß dieser Anspruch wohlbegründet ist.

I.

Die Familie der Broglie's ist piemontesischen Ursprunges; der Großvater des Verfassers war der Marschall de Broglie, der seit dem Ende des siebenjährigen

[1]) Bereits nach Erscheinen der drei ersten Bände hat Lady Blennerhassett in dieser Zeitschrift (Bd. L, S. 16 ff., 1886) den „Souvenirs" eine Studie („Die Doctrinäre") gewidmet; wir kommen aber gern noch einmal auf das jetzt mit dem vierten Band abgeschlossene Werk zurück, da der hier mitgetheilte Aufsatz des Herrn Geffcken sich eingehender mit der Würdigung der Persönlichkeit und der politischen Laufbahn des Verfassers selbst beschäftigt, als dort geschehen.

Die Red. der „Deutschen Rundschau".

[2]) Z. B. II, p. 26: Je regarde notre conduite comme une faute capitale; p. 127: Je fus assez sot pour en prendre de l'humeur et pour écrire à Mr. De Serre une lettre violente.

Krieges in Ungnade als großer Herr auf seinen Gütern lebte. Der Vater, Officier im königlichen Heere, nahm mit Rochambeau an dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege Theil und heirathete ein Fräulein v. Rosen, aus einer schwedischen Familie, die seit dem westphälischen Frieden im Elsaß angesessen war; 1789 ward er für das Amt Colmar in die Generalstände gewählt, trat aber unter der gesetzgebenden Versammlung unter dem Marschall Luckner in den Militärdienst zurück. Als Adliger von den Jacobinern verfolgt, verhaftet und am 27. Juni 1794 enthauptet, entkam seine Gattin nach der Schweiz und konnte mit ihren Kindern erst nach dem 9. Thermidor nach ihrer Besitzung St. Remy im Elsaß zurückkehren. Sie ging bald darauf nach Paris, wo der junge Victor, so gut es die Verhältnisse erlaubten, erzogen ward, bis später die eingezogene Herrschaft Broglie der Familie zurückgegeben wurde. Als Bonaparte seinen Staatsstreich machte, zeigte der fünfzehnjährige Knabe bereits eine Reife, die weit über sein Alter ging. „Die, welche nicht jene Zeit erlebt haben," schreibt er, „können sich keinen Begriff von der Entmuthigung machen, die sich damals Frankreichs bemächtigt hatte. Man bedauerte die alte Zeit nicht, man sehnte sich nur nach Ordnung und sah sich jetzt wieder vor einer neuen Schreckensherrschaft, die Armee geschlagen, die Grenzen bedroht, man war ohne Trost und Hoffnung. Der 18. Brumaire war eine Befreiung und die vier folgenden Jahre eine Reihe von Triumphen, nach Außen über die Feinde, im Innern über die Anarchie." Man verzieh dem ersten Consul seine Willkür für den Frieden von Luneville und Amiens, den Code civil und das Concordat. Aber der Traum einer Zeit der Ruhe war kurz; das Kaiserreich hielt nicht, was das Consulat versprochen. Wenn die Nation es gleichfalls trotz seiner Tyrannei hinnahm, so war es, weil sie hoffte, dem Schrecken der jüngsten Vergangenheit entronnen zu sein. Nur dies erklärt, daß so viele ehrliche und unabhängige Leute ihm dienten; es erschien als ein Schicksal, dem man sich unterwerfen müsse, wenn man die Ordnung wolle[1]). Aber je mehr die maßlose Eroberungssucht Napoleon's hervortrat, desto mehr begannen, wenn auch anfangs langsamer, Zweifel an der Dauer seines Regiments. Broglie sah den Kaiser auf seiner Durchreise nach Bayonne, wohin er das spanische Königspaar gelockt, und bald darauf dasselbe als Gefangene in den alterthümlich prächtigen Carossen, in denen sie von Madrid gekommen waren: ein seltsamer Gegensatz zu dem anspruchsvollen Pomp, in dem Napoleon erschien, bei dem „tout sentait l'empereur, et l'empereur des plus mauvais jours", neben ihm Josephine, alternd, geschminkt und geputzt, umgeben von Ehren-, Palastdamen und Vorleserinnen, „welche den Harem unseres Sultans bildeten und ihm halfen, noch einige Zeit die ausgediente Sultanin zu ertragen".

Im Jahre 1809 zum Auditor beim Staatsrath ernannt, beschreibt Broglie die Art, wie der Kaiser den Vorsitz führte. „Er kam etwa eine Stunde nach Anfang der Sitzung, die bald um sieben Uhr Morgens, bald Nachmittags angesetzt ward und dann oft bis in die Nacht dauerte; er unterbrach die Tagesordnung und ließ die Frage erörtern, welche er wollte. Er hörte geduldig und aufmerksam

[1]) Sehr bezeichnend ist es, daß Talma später erzählte, Könige und Fürstinnen hätten ihm den Hof gemacht, weil sie glaubten, daß er Einfluß beim Kaiser habe.

zu und that viele Fragen, dann nahm er das Wort, sprach lange, ohne viel Zusammenhang, sehr incorrect und stets auf dasselbe zurückkommend. „Wenn, wie ich nicht bezweifeln kann, die späteren Denkwürdigkeiten Montholon's und Bertrand's, in denen sich eine bewundernswürdige Klarheit und Beherrschung des Stoffes zeigt, von ihm dictirt sind, so hatte er jedenfalls nicht die Gabe freier Rede. Ueberdies beschäftigte er sich damals, auf der Höhe seiner Macht, bei Weitem nicht so ernst und aufmerksam mit den Dingen, wie in den ersten Jahren seiner Regierung. In einer Sitzung brach sein Unwille gegen die Zunahme der kleinen Seminare aus, er sprach drei Stunden in den stärksten Ausdrücken von den Anmaßungen und Uebergriffen der Geistlichkeit und wiederholte immer wieder: „Sie leben unter der Regierung Karl's des Großen und nicht unter der Ludwig's des Kindes! Dennoch machte er mir wenig Eindruck, die Grobheit schien mir natürlich, der Zorn gemacht". Broglie ist indeß nicht ungerecht: wenn der Kaiser kein Redner war, so war er doch „le plus grand des causeurs". Wenn er gefallen wollte, glich nach der Ansicht von Kennern nichts dem Reiz, der Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit seiner Unterhaltung, und dabei wußte er, wie Denon sagte, mit seinen verführerischen Augen zu liebkosen. „Molé's rasche Laufbahn beruhte darauf, daß er der feinste und verständnißvollste Zuhörer war, den kaiserlichen Gedanken sofort begriff, dessen Schattirungen durch sein Mienenspiel widerspiegelte und sein Wort an rechter Stelle anzubringen wußte. Napoleon fand an ihm Jemand, mit dem er von Allem sprechen konnte, und der seinen Gedanken nicht nur verstand, sondern auch in feiner Form wiedergab, sein Genie fand sich bei Molé vielleicht zum ersten Male in guter Gesellschaft."

Der Kaiser war auch guten Gründen nicht unzugänglich; als später Holland einverleibt wurde und dessen Vertreter sich der Einführung der weitläufigen französischen Bureaukratie im Staatsrath widersetzten, gab er ihnen meist gegen ihre Widersacher Recht und sagte offen, daß in der holländischen Verwaltung Alles auf der Voraussetzung der Ehrlichkeit und des gesunden Menschenverstandes und in der französischen auf der der Dummheit und des Betruges begründet sei.

Wenige Tage nach der Schlacht von Wagram wurde Broglie nach Wien geschickt, um Depeschen zu überbringen. Er fand, daß alle Generäle, die Marschälle und Würdenträger lebhaft den Frieden wünschten, ohne darauf zu hoffen, im Stillen ihren Herrn verwünschten, und indem sie die Armee mit dem, was sie gewesen war, verglichen, große Befürchtungen für die Zukunft aussprachen. Auf dem Schlachtfelde sah man noch die halbverbrannte Ernte und die Leichen in der Sonne liegen, man freute sich nicht über den Sieg, so brutal man ihn auch ausbeutete. Man fand es ebenfalls ganz natürlich, daß ein Auditor als Präfect nach Rom geschickt ward; die Einverleibung des Kirchenstaates und die Gefangennehmung des Papstes schien bei den Umwälzungen, die man erlebte, nichts Außerordentliches. Broglie selbst wurde zum Intendanten des Comitates Raab-Eisenburg ernannt und dort sah er als ein merkwürdiges Gegenstück zu der neuen Zeit den alten Fürsten von Ligne geistreich und leicht, wie ihn seine Schriften zeigen. In Wien lebte derselbe damals in einigen höchst dürftig ausgestatteten Zimmern, empfing aber alle Abend Leute, welche mehr Werth auf seine sprudelnde

Unterhaltung über die alte Zeit legten, als auf das Essen, das aus einem mageren Huhn, harten Eiern und Spinat bestand. Einen lebhaften Eindruck machte auf Broglie der warme Empfang, den die Wiener Bevölkerung ihrem Kaiser nach dem traurigen Frieden bereitete, „es war eine Familie, welche ihren unglücklichen Vater begrüßte“. Er kehrte dann über Venedig, das er im tiefsten Verfall und von der ganzen adligen und wohlhabenden Bevölkerung verlassen fand, Mailand, wo der Vicekönig von Italien glänzenden Hof hielt, und Turin nach Paris zurück, wo er den Festen der Vermählung des Kaisers mit Marie Louise beiwohnte, in denen genau das Ceremoniell der alten Monarchie nachgeahmt wurde (wie denn Napoleon oft Ludwig XVI. seinen Vorgänger und auch seinen armen Onkel nannte), während derer das Kaiserpaar aber auch bei dem unglücklichen Brande des Schwarzenberg'schen Ballsaales nur eben mit dem Leben davon kam.

1811 zur Armee in Spanien geschickt, erfuhr Broglie die Geburt des Königs von Rom im Theater von Bordeaux, wo sie kühl aufgenommen ward. Der Aufenthalt in Valladolid war wenig angenehm, kein Spanier ging mit den Franzosen um, welche durch die Politik ihres Gebieters wie durch ihre Aussaugung und Bedrückung des Landes über Alles verhaßt waren; der eitle König Joseph spielte dabei eine traurige Rolle. Nach Paris im Anfang 1812 zurückgekehrt, wurde Broglie der Gesandtschaft in Warschau beigegeben, während der Feldzug des neuen Xerxes gegen Rußland schon begonnen und derselbe bereits den Niemen überschritten hatte; er hatte dann die Aufgabe, die Nachricht von dem Uebergang über die Beresina dem Gesandten in Wien zu überbringen und begleitete ihn zu Metternich, der die Kunde, ohne zu zwinkern, entgegennahm, „jamais je ne vis pareille possession de soi-même“. Was dieser von seinen Gefühlen über Frankreichs Niederlage verbarg, sagte Fürst Ligne offen. Auch als Broglie Secretär des in Wien sehr beliebten neuen Gesandten Narbonne ward, täuschte er sich nicht über die letzten Absichten der österreichischen Regierung. Man begriff in Wien sehr wohl, daß Napoleon nur einen Frieden wollte, den er selbst dictiren würde; daß, indem er Oesterreich auf Kosten Preußens und Rußlands Anerbietungen machte, er nur Zeit zu gewinnen suchte, um einen großen Schlag zu führen, ehe dasselbe dazu komme, sich gegen ihn zu erklären und dann mit ihm zu verfahren, wie mit Preußen nach der Schlacht von Austerlitz. Narbonne seinerseits, der die Verhandlungen zu führen hatte, begriff ebensowohl die Absicht des Kaisers wie die Lage Oesterreichs, für welches es ein Selbstmord gewesen wäre, Rußland und Preußen niederwerfen zu lassen. Metternich durchschaute den Kaiser und war entschlossen, Alles einzusetzen, um Oesterreich wieder aufzurichten; aber er wollte sich dazu zwingen lassen, indem er Napoleon Bedingungen bot, die diesem eine goldene Brücke bauten, und wenn derselbe sie in seinem Hochmuth zurückwies, Oesterreich berechtigten, in dem Augenblick zu seinen Gegnern überzutreten, der die Entscheidung in seine Hand gab. Die Ereignisse bestätigten diese Politik: Napoleon siegte bei Lützen und Bautzen, aber mit solchen Opfern, daß er selbst um einen Waffenstillstand bat. Thiers hält Letzteres vielleicht mit Recht für einen Fehler. Sobald Metternich davon unterrichtet war, reiste er mit seinem Kaiser nach Gitschin ab, entschlossen, den Kriegführenden seine Bedingungen zu stellen; Narbonne seinerseits begab sich mit Broglie nach Dresden, wo sein

Gebieter seine Armee wieder in Stand zu setzen suchte[1]), aber sich durch seine kritische Lage nicht abhalten ließ, glänzende Feste und Vorstellungen der Schauspieler der Comédie française zu geben. Dort fand die berühmte entscheidende Begegnung mit Metternich am 28. Juni statt. Broglie bestätigt, daß noch einige Tage zuvor Napoleon gegen Narbonne geäußert: „Schließlich, was kostet mich dies Alles? dreimalhunderttausend Mann, und dabei waren noch viele Deutsche."

Der Mann, der so sprechen konnte, mußte gestürzt werden, wenn Europa wieder aufathmen sollte, und seine Verblendung half dazu. Vergeblich suchte bei den Prager Conferenzen Narbonne den Kaiser von der Größe der österreichischen Rüstungen zu überzeugen; derselbe erklärte die vorgelegte Zahl der Truppen für eine Fabel und verwarf die letzten Vermittlungsvorschläge Metternich's. Broglie erzählt eine merkwürdige Unterhaltung, die er mit diesem hatte, als er kam, um die Pässe der französischen Bevollmächtigten zu holen. Der Minister entwickelte ihm ausführlich, welche Anstrengungen er gemacht, Oesterreich den Frieden zu erhalten, die Interessen desselben und die berechtigte Unabhängigkeit Deutschlands mit den wahren Interessen und dem Stolze Napoleon's zu versöhnen; erklärte, daß er sich über die Gefahren des Kampfes nicht täusche, aber jetzt alle Vorkehrungen getroffen habe, denselben selbst nach einem neuen Austerlitz fortzusetzen. Mit dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten kehrte Broglie nach Paris zurück, wo der Kaiser am 7. November besiegt und flüchtig eintraf, um seinen letzten Verzweiflungskampf zu beginnen, während Talleyrand, seines Sturzes gewiß, bereits in der Stille die neue Regierung vorbereitete. Am 24. Januar 1814 ging Napoleon zur Armee, am 11. April dankte er ab, am 29. betrat Ludwig XVIII. den französischen Boden wieder und eröffnete die Kammern am 30. Mai. Broglie wohnte diesen Ereignissen nur als Zuschauer bei und verhehlt seinen Widerwillen nicht über die charakterlose Art, in welcher der große Haufen von einer Regierung zur andern überging und die alten Diener des Kaiserreichs den Legitimisten den Rang abzulaufen suchten, um sich dem Grafen Artois vorzustellen. Während seines kaiserlichen Dienstes hatte er ganz vergessen, daß er Erbe des Herzogthums Broglie war, und nicht ohne Ueberraschung empfing er eines Morgens die Berufung zur ersten Sitzung der Pairskammer, in der der König von den „neunzehn Jahren seiner Regierung" sprach. Broglie, damals neunundzwanzig Jahre alt, war stets liberal gesinnt gewesen, überzeugt, daß jeder Versuch, die alte Monarchie herzustellen, kindisch sein würde; er hatte die Regierung des Kaiserreichs als einen Uebergang betrachtet, sein Vorbild war die englische Monarchie für die Gegenwart, für die Zukunft die Verfassung der Vereinigten Staaten. Er nahm anfangs an den Berathungen der Kammer keinen thätigen Antheil; ihn fesselte damals vor Allem die Bekanntschaft mit Frau v. Staël, welche nach zehnjähriger Verbannung zurückkehrte und bald seine Schwiegermutter werden sollte. Er bewunderte sie, obwohl er nicht blind

[1]) Narbonne erzählt, daß der Kaiser, unzufrieden mit dem Ungeschick der jungen Rekruten, einem Unterofficier das Gewehr nahm und selbst versuchte, sie besser anzuleiten. Als er dabei nicht mehr Erfolg hatte, wandte er sich zu Narbonne mit der Frage: „Vous ne croyez pas aux miracles?" — „Si fait, mais pourvu que j'aie le temps de faire le signe de la croix" war die Antwort.

für ihre Schwächen war, indem ihre Lebhaftigkeit sie oft über das Ziel hinausschießen und dann, wenn sie ihren Irrthum erkannte, sich rasch nach der entgegengesetzten Richtung wenden ließ. Broglie's Verbindung mit ihrer Tochter, der Enkelin Necker's, war seiner Familie, welche dieselbe unter dem Eindruck der wiederauflebenden Vorurtheile als eine Mißheirath betrachtete, keineswegs genehm, obwohl Baron Staël von gutem schwedischen Adel war, seine Gattin sich nach ihrer Rückkehr in der ersten Gesellschaft bewegte und selbst vom Hofe ausgezeichnet wurde. Doch Broglie blieb fest, und diese Ehe mit einer ausgezeichneten Frau ist das Glück seines Lebens geworden. Seine Erinnerungen aus dieser Zeit lassen einige der großen europäischen Persönlichkeiten an uns vorüberziehen, welche die Ereignisse nach Paris führten: Wellington, einfach, gerade, umsichtig, aber schroff und etwas linkisch, wenn er Damen den Hof zu machen suchte; Canning geistvoll glänzend, aber noch nicht auf der Höhe seines Rufes stehend; Sir James Mackintosh liebenswürdig und von ausgebreiteten Kenntnissen; Lord Harrowby, der mit seiner langen Erfahrung Broglie über das englische Staatsleben Aufschluß gab; A. v. Humboldt von unermeßlichem Wissen, unermüdlich in der Unterhaltung, in der er die kleinsten Ereignisse der Gesellschaft oft nicht ohne Bosheit eben so verfolgte wie die großen Probleme des Daseins; Lafayette mit seiner seltsamen Mischung vom Aristokraten und Demagogen; Chateaubriand mit seinem unruhigen Ehrgeiz. Endlich Benjamin Constant, „ce triste et singulier caractère" mit seinen vielen Häutungen vom Skeptiker bis zum Mystiker und Schüler Frau v. Krüdener's, welche die Sünden ihrer Jugend und den Roman ihres reiferen Alters durch Bekehrungen gut zu machen suchte[1]); vom Tribunen von 1800 bis zum Apostel der Legitimität von 1815, wo jeder neue König für ihn ein Usurpator war, bis er dann wieder liberal-constitutionell ward. Alles war bei ihm Werk der Ueberlegung, wie er die Umstände seinem Ehrgeiz dienstbar machen könne, „il ne s'échauffait guère autrement qu'à froid", das Ziel seines Strebens war Popularität; diese erreichte er stellenweise und sprach noch auf seinem Sterbelager davon. Der wahre Ruhm blieb ihm versagt[2]). Gleichwohl hat er viel beigetragen, die repräsentative Regierung in weiteren Kreisen zum Verständniß zu bringen, wie Chateaubriand dies beim Adel that. In das Treiben der neuen Aera fiel wie ein Donnerschlag die Nachricht von Napoleon's Landung in Cannes, und zeigte rasch, auf wie schwachen Füßen der neu aufgerichtete legitime Thron stand, den Talleyrand als die einzige Rettung bezeichnet hatte. Paris bot einen kläglichen Anblick, die Straßen waren leer, die Läden und Cafés halb geschlossen, man vermied sich, betrunkene Soldaten sangen die Marseillaise, die Bonapartisten erhoben ihr Haupt, die Royalisten zitterten. Ludwig XVIII. erklärte feierlich seinen Entschluß, auf dem Throne zu sterben, um

---

[1]) „Constant", sagt Broglie, „betete damals bei Frau v. Krüdener um die Gunst von Mad. Récamier, und da Gott taub blieb, wandte er sich bald an den Teufel, was folgerichtiger war." Er erzählte selbst von seinen erfolglosen Bestrebungen, mit dem Bösen einen Pact zu schließen.

[2]) Er war mit einer geschiedenen, sehr häßlichen Frau verheirathet, blieb aber auf intimem Fuß mit ihrem ersten Mann; auf die Frage, „wie Constant zu einer solchen Verbindung komme?" antwortete Lord Kinnaird: „Wahrscheinlich aus Neugier, um zu wissen, weshalb der erste Mann diese Frau geheirathet."

alsbald den Weg nach Gent zu nehmen; man schwor Haß dem Tyrannen und bereitete sich in der Stille vor, von ihm gut empfangen zu werden, schrie „es lebe der König", um dann „es lebe der Kaiser" zu rufen. Ludwig hatte kaum die Tuilerien verlassen, als der kaiserliche Palastpräfect mit der ganzen alten Dienerschaft, die ihre Livréen rasch hervorgesucht, einzog und Alles ausfegte, was vom königlichen Haushalt geblieben war. Napoleon täuschte sich nicht über seine Lage; wie ein Dieb in der Nacht angekommen, sagte er nach der Bewillkommnung seiner Getreuen, auf deren Gesichtern mehr Angst als Freude zu lesen war, dem Minister Mollien: „Sie haben mich kommen lassen, wie Sie die Anderen haben abreisen lassen." Zu denen, welche die Hohlheit eines liberalen Kaiserthums, das man damals in Scene zu setzen suchte, sofort durchschauten, während der schwankende B. Constant, der kurz zuvor den Tyrannen mit aller Gluth Juvenal's gebrandmarkt, als Staatsrath den acte additionnel entwarf, gehörte Broglie; er blieb überzeugt, daß es vergeblich sein würde, Napoleon als constitutionellen Souverän aufzuputzen[1]) und ihn von neuen Abenteuern abzuhalten, aber er glaubte, daß die ältere Linie der Bourbonen nach dieser Niederlage unmöglich geworden, und faßte schon damals den Herzog von Orleans als König ins Auge. Damit steht es allerdings in Widerspruch, daß er, als diese Aussicht sich nicht verwirklichte, nach langem Zögern den Eid auf die neue Verfassung leistete; er gesteht, daß er Unrecht daran gethan und mit Beschämung daran denke.

II.

Nach Waterloo trugen die Verhältnisse einen anderen Charakter. Jetzt war Napoleon endgültig beseitigt, und man glaubte an das wiederhergestellte Königthum, das weniger seine Gegner, als seine schlechten Freunde zu fürchten hatte. Das Ministerium der beiden alten Ex-Revolutionäre, Talleyrand und Fouché[2]), mit dem Ludwig zurückkehrte, hinderte nicht die royalistische Reaction „la terreur blanche", die sich in dem Mord des Generals Brune, dem Blutbad unter den Protestanten des Südens und anderen Verfolgungen zeigte. Daß die Emigrirten ihre Stimmen geltend machten, war begreiflich; weit schlimmer waren die alten Bonapartisten, die ihre Vergangenheit durch die niedrigste Gefügigkeit gegen die cidevants zu verbergen und jede Gewaltthat mit dem „le trône et l'autel" zu decken suchten. Vergeblich versuchte Broglie, in der Pairskammer gegen die Verurtheilung des Marschalls Ney zu sprechen, wozu damals großer Muth gehörte; dann reiste er nach Coppet, der Besitzung der Frau v. Staël ab, wo seine Hochzeit gefeiert wurde, die bisher durch Geldangelegenheiten verzögert war, und begab sich mit seiner Frau nach Italien. Nach seiner Rückkehr machte Broglie in Coppet die Bekanntschaft Byron's, Stein's, Lord Lansdowne's, Brougham's und anderer ausgezeichneter Männer, welche der Ruf Frau v. Staël's anzog.

---

[1]) Aus der Zeit stammt das Wort. „Comment ne serais-je pas libéral? J'ai servi dans les mamelouks."

[2]) Pozzo di Borgo, als er die beiden neugebackenen Royalisten zusammen sah, bemerkte: „Je voudrais bien entendre ce que disent ces agneaux." Carnot, verbannt, fragte Fouché, seinen alten Genossen vom Wohlfahrtsausschuß: „Où veux-tu que j'aille, traître? — Où tu voudras, imbécile" war die Antwort.

Byron, der freiwillig Verbannte, dem es mit vieler Mühe gelungen war, der schönen Welt seines Landes als ein Manfred oder Lara zu erscheinen, hatte sich an einem lieblichen Punkte des Genfer Sees niedergelassen, den er nach allen Richtungen durchsegelte und durchschwamm; er schrieb dort einige seiner kleineren Gedichte und suchte nur mit halbem Erfolg den guten Genfern denselben Schrecken einzuflößen wie seinen Landsleuten, „il n'était qu'un fanfaron de vice". Sein Aeußeres war angenehm, ohne etwas Vornehmes zu haben, sein Kopf schön, aber ohne Ausdruck und Ursprünglichkeit, seine Gestalt kurz, und er wußte seine lahmen Beine nicht so geschickt und lässig zu bewegen wie Talleyrand. Seine Unterhaltung war schwerfällig und ermüdend durch ihre mit gottlosen Scherzen und liberalen Gemeinplätzen gewürzten Paradoxen; wenn die erste Neugier vorüber, war seine Gesellschaft nicht anziehend, und Niemand sah ihn mit Vergnügen eintreten.

Stein, auf der Durchreise nach Italien, von gedrungenem Wuchs, lebhaftem Auge und scharfen Worten, war damals besonders empört, daß die deutschen Fürsten die ihren Völkern gemachten Versprechungen nach Allem, was dieselben für sie gethan, nicht erfüllen, die Früchte eines Sieges, den sie nicht errungen, für sich behalten und die absolute Regierung herstellen wollten; er sprach mit Verachtung von den Höfen und der Bureaukratie. Lord Lansdowne war das Muster eines großen Whiglords, vornehm, reich, liberal, aber ohne großen Ehrgeiz, Brougham dagegen stand im vollen Glanz seiner fast alle Gebiete umfassenden Thätigkeit, die sich in seiner sprudelnden Unterhaltung widerspiegelte.

Gegen Ende 1816 nach Paris zurückgekehrt, nahm Broglie an der Politik Anfangs nur wenig thätig Theil, da ihn der bald folgende Tod der Frau von Staël in Anspruch nahm; aber er trennte sich mehr und mehr von den eigentlichen Liberalen, welche er, durch ihren Erfolg bei den Wahlen anmaßend gemacht, eng und sich in ausgetretenen Gleisen bewegend fand. „Man glaubte etwas zu leisten, indem man auf die Redensarten, Anmaßungen und das Außenwerk der ersten parlamentarischen Versammlungen zurückgriff und nur zeigte, daß man auch hier nichts gelernt und nichts vergessen hatte. Dies widerstand meiner Natur durchaus, auf der andern Seite nicht minder, unter der fremden Besatzung ministeriell zu werden. Ich war damals und bin es mit der Mäßigung, welche die Erfahrung gibt, seitdem geblieben, ein ordnungsliebender Reformer (un novateur dans l'ordre), ohne die Vergangenheit zu bedauern, der Zukunft entgegenstrebend." So schloß sich Broglie der kleinen Gruppe ausgezeichneter Männer an, welche, aus dem Kampf der Liberalen und Royalisten hervorgehend, in der nächsten Zeit eine so bedeutende Rolle spielen sollten und, als „Doctrinäre" bezeichnet, zu ihren Führern Royer-Collard, de Serre, de Barante, Guizot und Camille Jordan zählte. Gewiß neigten dieselben zu sehr nach der theoretischen Seite, sie wollten die Politik auf bestimmte Grundgesetze begründen, sie widersetzten sich den überkommenen Ideen und stießen dadurch überall an. Darum sagte ein unparteiischer Beobachter, „man liebt wohl die neuen Ideen, wenn sie nur die Entwicklung dessen sind, was man schon hat; aber die Ideen, welche mit Trommelschlag und wehenden Fahnen ankommen und alles Bestehende umwerfen wollen, um sich an die Stelle zu setzen, bringen alle Welt in Harnisch. Die

Doctrinäre wenden das Wort der Revolution „ôte-toi de là que je m'y mette“ nicht auf die Personen an, aber auf die Grundsätze, und das ist auch ein Element der Zwietracht.“

Nach Broglie's Auffassung sind in der Zeit, nachdem die Restauration feste Wurzel gefaßt hatte, d. h. von 1818 bis 1830, drei verschiedene Abschnitte zu machen. Von 1818 bis 1822 ging das Streben der Besonnenen dahin, das alte und das neue Frankreich zu versöhnen; von 1822 bis 1827 bemühten sie sich, dem wachsenden Einfluß der ultra-royalistischen Partei zu widerstehen, von 1827 bis 1830 suchten sie den Kampf dieser mit den Liberalen nach beiden Seiten zu mäßigen, bis die Juli-Revolution einen neuen Bruch herbeiführte.

Die Session von 1818 begann mit einem Erfolge des kleinen Häufleins der Doctrinäre, diesem Generalstabe ohne Soldaten, das von den liberalen wie royalistischen Zeitungen so viel verspottet ward; ihnen gehörten von den dem König vorgeschlagenen fünf Candidaten für den Vorsitz der Abgeordneten-Kammer vier an, und de Serre wurde gewählt. Wenn Royer-Collard das größte Ansehen hatte, Guizot der thätigste und kenntnißreichste, Camille Jordan der liebenswürdigste und witzigste der Gruppe war, so war de Serre der beredteste und griff durch die Macht seines Wortes oft entscheidend ein. Er begann mit dem Vorschlag einer Abänderung der Geschäftsordnung; Broglie ist überzeugt, daß dieser einstige Emigrirte und Officier in der Armee Condé's damit die Bedingungen der parlamentarischen Regierung besser erfaßte, als die aufgeklärtesten seiner Collegen, und daß, wenn er damit durchgedrungen wäre, dies den heilsamsten Einfluß auf den Gang der Verhandlungen und damit auf die Geschäfte überhaupt geübt haben würde. Er scheiterte an dem Geist der Routine, der von den Traditionen der ersten Versammlungen nichts aufgeben wollte.

Die Neuwahlen vom Herbste 1818 erschreckten durch die Siege vorgeschrittener Liberaler die verbündeten Mächte, welche gerade soeben in Aachen die frühere Räumung beschlossen hatten, nicht weniger als den Hof, und eine Krisis begann. Der Herzog von Richelieu wünschte eine Reform des Wahlgesetzes, die Liberalen und Doctrinäre widerstanden, und das Ministerium fiel. Broglie erklärt seine und seiner Freunde Haltung in dieser Frage trotz ihres Sieges für einen Fehler ersten Ranges; man mußte die Dinge nehmen, wie sie waren, und sich über gewisse Vorurtheile des Hofes hinwegsetzen, um Schlimmeres zu vermeiden. Richelieu war der beste Ministerpräsident, den man haben konnte, vornehm, unabhängig nach allen Seiten, von patriotischer Uneigennützigkeit, bescheiden für das, was ihm fehlte, kein großer, weitschauender Staatsmann, aber fest und von gesundem Sinne. Einen solchen Minister mußte man wie seinen Augapfel bewahren, man mußte ihn nicht nur halten, sondern auch ihn und den König bei guter Laune erhalten, Beide nicht zu sehr drängen und nicht unvorsichtig erschrecken. Casimir Périer sagte später einmal seinen Freunden: „Ich brauche Ihren Beistand nicht, wenn ich Recht habe, Sie müssen mich unterstützen, wenn ich im Unrecht bin.“ Dieser paradoxe Ausspruch traf bei Richelieu nicht einmal ganz zu, denn das Wahlgesetz hatte sehr schwache Punkte, der Reform bedürftig, zu der sich das spätere liberalere Ministerium genöthigt sah; damals hätten geringe Abänderungen König und Ministerium zufriedengestellt und sie in richtiger Bahn

erhalten. Obwohl die Liberalen Richelieu mit den Doctrinären stürzten, so verloren sie gerade in ihm den Mann, welcher durch sein Ansehen den Ultra-Royalisten beim König und am Hofe die Stange hielt, der das Vertrauen seines Monarchen, des Bürgerstandes und der auswärtigen Mächte[1]) gleichmäßig genoß: Vortheile, welche weder die Beredtsamkeit de Serres' noch die Gewandtheit Decazes' in dem neuen Ministerium ersetzen konnten. Die Liberalen waren durch ihre Erfolge übermüthig geworden und gewährten ihm nur eine duldende Unterstützung, die Rechte bekämpfte es lebhaft, man trat in eine Epoche des Schreckens und erbitterter Parteikämpfe. Die Ermordung Kotzebue's, die Karlsbader Beschlüsse fanden starken Widerhall in Frankreich, das Ministerium glaubte jetzt selbst eine Wahlreform in die Hand nehmen zu müssen, spaltete sich aber darüber; Decazes ward Ministerpräsident. In diese verfahrene Lage fielen nun eine Reihe der aufregendsten Ereignisse, die Wahlen Grégoire's und Lafayette's, welche den König erschreckten, die Ermordung des Herzogs von Berry, Verschwörungen im Innern, die Aufstände in Italien, die Verfassungskämpfe in Spanien, die zu dem französischen Einmarsch führten, der griechische Unabhängigkeitskampf. Wir verfolgen diese Entwicklung in den mitgetheilten Briefen der Gattin Broglie's, welche dieselbe als eine der ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit erscheinen lassen; die treffenden und tiefen Bemerkungen über die Lage wie über die einzelnen Mithandelnden, über Leben und Kunst sind so zahlreich, daß man vergeblich versuchen würde, eine Auswahl derselben zu geben. Ihr Urtheil ist von eindringender Schärfe und unbestechlich, sie durchschaut die Menschen mit einer Klarheit, welche nur durch das unbeirrte Festhalten an ihren Idealen sich erklärt, und dabei findet sich kein boshaftes Wort, vielmehr eine stets gleiche Güte des Herzens, die gleichwohl nicht davor zurückschreckt, furchtlos die Wahrheit zu sagen, hier die Ungezogenheit einer vornehmen Dame zurückzuweisen, dort einem Schwankenden oder Abgefallenen den Spiegel vorzuhalten. „Glauben Sie," sagte sie de Serre, als dieser Ausnahmegesetze als ein nothwendiges Auskunftsmittel vertheidigte, „daß, selbst wenn das Mittel nicht schlimmer wäre als das Uebel, ein Mann jemals für einen guten Zweck sein Gewissen verrathen und unterstützen darf, was er als schlecht kennt?" „Aber," setzt sie hinzu, „wie viel mehr auf die Macht, als auf den Reichthum ist das Wort des Evangeliums anwendbar: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe." Ergreifend schildert sie die Scene der Ermordung des Herzogs von Berry, die mit ihren furchtbaren Gegensätzen und der Mischung von Schrecken und Lächerlichkeit fast Shakespeare entnommen zu sein schien, aber die zugleich schonungslos den Schleier von einer Lage wegriß, welche allerseits unerträglich geworden war und keine ruhige Lösung mehr möglich scheinen ließ. Das Ereigniß ward der Ausgangspunkt der schlimmsten Ausschreitungen der Ultra-Royalisten, die selbst Decazes der Mitschuld an dem Verbrechen anklagten; der König wünschte seinen Minister zu halten, die königliche Familie und die Royalisten forderten seinen Sturz. Fünf Tage dauerte dieser Kampf über einem

[1]) Nach seinem Sturz sagte der Kaiser Alexander: „Il faut tirer un cordon autour de la France et élever des barrières entre elle et l'Europe; c'est un pays qui a la peste."

Leichnam zwischen der Zuneigung eines armen kranken Königs und dem Einfluß des Thronerben, der in seiner Hand das blutige Hemd seines Sohnes hielt.

Ludwig XVIII. dankte ab, indem er invitus invitum dem Minister seiner Wahl den Abschied gab, ohne aufzuhören, ihm täglich dreimal zärtlich zu schreiben. Der Streit wurde dann auf parlamentarischem Boden fortgesetzt um die vorgebrachten Ausnahmegesetze, welche Royer-Collard treffend als Wucheranlehen bezeichnete, die Liberalen bekämpften sie heftig, die Doctrinäre sahen in ihnen den Anfang einer Politik, welche dem Königthum verhängnißvoll werden mußte, das sie vor Allem befestigen wollten, und suchten deshalb die Regierung auch abzuhalten, sich auf diese schiefe Ebene zu begeben; „man will," sagte St. Aulaire, auf die unsichtbare Macht des Grafen von Artois hindeutend, „eine andere Regierung als die Regierung, einen anderen König als den König," aber sie traten der Linken nicht minder energisch entgegen, welche mit dem Aufruhr drohte. So antwortete de Serre Lafayette: „Wenn der Bürgerkrieg ausbricht, so fällt das Blut auf das Haupt derer, die ihn hervorgerufen haben. Der Vorredner weiß dies besser als irgend ein Anderer, er hat mehr als einmal, den Tod im Herzen und die Schamröthe auf der Stirne, erfahren, daß, wer wüthende Banden aufreizt, genöthigt ist, ihnen zu folgen und sie fast zu führen." Auf beiden Seiten übertäubten die Leidenschaften die Stimme der Vernunft, welcher die Doctrinäre Gehör zu schaffen suchten; ihre Reden in jener stürmischen Zeit gehören zu den größten Leistungen der parlamentarischen Beredtsamkeit, aber hielten den Strom nicht auf; man drängte auf der rechten Seite zu äußersten Maßregeln, zum Staatsstreich, weil man, wie ein Beobachter treffend sagte, mehr tollkühn als entschlossen war. Die Geburt des Herzogs von Bordeaux, die Beschlüsse der Congresse von Troppau und Laybach machten die Royalisten nur noch kühner, die Contrerevolution ging im Sturmschritt vor. Broglie, seine Gattin und eine kleine Zahl seiner Freunde, blieben in diesen Stürmen unerschüttert und was mehr sagen will, stets geachtet, weil sie mit vollkommener Uneigennützigkeit handelten; diese kleine Schar auserwählter Geister behauptete für sich die Wahrheit des Wortes von Arnold, daß das Spiel der Politik, wenn es mit der Leidenschaft der Aufopferung betrieben wird, zu den höchsten Aufgaben des Menschen gehört.

III.

Die mit der Ermordung des Herzogs von Berry begonnene zweite Periode der Restauration fand ihren Staatsmann in Villèle; seine Stärke waren die Finanzen, aber auch in seiner Politik, so verderblich sie vielfach nach Innen wie nach Außen war, sah er sich vom Glück begünstigt. Der eitle Chateaubriand, der auf dem Congreß von Verona und mit der Intervention in Spanien alle seine früheren Grundsätze verleugnete[1]), hatte für den Augenblick doch den Erfolg auf seiner Seite; das Eintreten für die Sache der Griechen machte die Regierung sogar populär, und wenn im Inneren die royalistische Reaction triumphirte, so blieb doch die parlamentarische Redefreiheit nicht nur unangetastet, sondern feierte ihre höchsten Triumphe. Im Vergleich mit den übrigen Staaten des Festlandes, über denen bleiernes Schweigen lagerte, war es immerhin viel, daß Männer

[1]) Kurz bevor er Minister ward, schrieb er: „Il n'est aucune petitesse au-dessous des gens qui nous gouvernent."

wie Manuel und General Foy einerseits, Royer-Collard, Broglie, Guizot andrerseits ihre Stimmen ungehindert erheben konnten; der französische Geist mit seinen Waffen schneidigen Witzes und zündender Beredtsamkeit hatte sich auf die Tribüne geflüchtet. Die Liberalen, deren Reihen sich durch die Strömung des Tages und ihre Wahlniederlagen gelichtet sahen, mußten die Hoffnung aufgeben, das Ministerium zu stürzen, und gezwungen, sich gemäßigt zu zeigen, fanden sie nach und nach wieder Gunst bei der öffentlichen Meinung; ihr Kampf gegen Villèle war energisch, aber gesetzlich und ohne Hintergedanken. Wenn General Foy der Doctrinär der Massen war, so imponirte Manuel durch die Ruhe, welche er dem, durch seine Worte hervorgerufenen Sturm entgegensetzte, und durch die er so Gemeinplätze zu heben wußte. Als ihm einmal ein Mitglied der Versammlung zurief, er sei ein Unverschämter, erwiderte er nur: „Ich wette, daß Derjenige, der dies gesagt, es nicht wiederholen wird", und Alles blieb still. „Wenn ich", rief er einmal der Rechten zu, „von Gefühlen des Hasses beseelt wäre, so könnte ich Ihrer Wuth die Sorge überlassen, mich zu rächen". Als die Regierung ihn verhaften ließ, verweigerte die Nationalgarde den Gehorsam, und man mußte die Polizei holen, welche ihn unter den Protesten der Linken wegführte, während die Damen der Rechten auf den Tribünen, „les vraies dames de la halle, plus peuple que le peuple dans leur violence", Beifall klatschten. Mit Recht widersetzten Royer-Collard und Broglie sich der Idee, daß wegen dieser Vergewaltigung die Opposition austreten solle, da dies nur als ein Appell ans Volk Sinn hätte, sonst aber ein Schlag ins Wasser sein würde. Sie griffen das Ministerium namentlich wegen des Einmarsches in Spanien an; ersterer bewies, daß, wenn derselbe berechtigt, auch die Intervention der absolutistischen Mächte gegen die französische Revolution es gewesen wäre. Broglie zeigte, daß die ganze Unternehmung keinen Zweck habe, den man eingestehen könne; daß man aus einem Verbündeten einen Feind mache; daß es allem öffentlichen Recht zuwiderlaufe, wenn man eine Verpflichtung des Königs von Frankreich behaupte, das Unrecht zu rächen, das dem König von Spanien geschehen sei, lediglich weil Beide Bourbonen seien, oder gar das französische Volk als beschimpft durch das, was jenseits der Pyrenäen geschehen, hinstelle. Man sage, es handle sich darum, die sociale Ordnung zu retten, wolle also einen Principienkrieg beginnen; man sage, Washington und Wilhelm von Oranien ständen mit Catilina und Robespierre auf einer Linie, weil sie alle Revolutionäre seien; sage, daß gegen eine Regierung, welche aus einer Revolution hervorgegangen sei, keine Verpflichtungen und Rücksichten gälten, daß ein Souverän, der eine Verfassung beschworen, die er nicht selbst gemacht, nicht an seinen Eid gebunden sei. Das widerspreche allem Staats- und Völkerrecht und heiße lediglich, das Recht des Stärkeren aufrichten; denn welche Regierung sei in ihrer ganzen Vergangenheit von Gewaltthat und Umsturz frei? Warum breche man denn nicht auch mit den Vereinigten Staaten, die doch gleichfalls durch Aufstand die englische Herrschaft abgeschüttelt, während doch die französische legitime Monarchie sie in ihren Kämpfen unterstützt habe? Warum nicht mit England, das seine Stuarts verjagt? mit Schweden, das einen französischen General auf den Thron erhoben? „Wenn man uns sagt", schloß der Redner, „daß aus dem gegenwärtigen Zustand Spaniens ein Convent hervorgehen müsse, so protestire ich gegen das Unterfangen, einem Volke

zu sagen: Weil ich glaube, daß du eines Tages ein Verbrechen begehen wirst, so habe ich, ein Fremder, der keine Autorität über dich hat, und dem du kein Unrecht gethan, das Recht, dich sofort zu ergreifen und auszurotten." Die Mehrheit hörte diese gewaltige Rede schweigend an und wagte nicht, sich dem Druck derselben zu widersetzen. Die Ereignisse gaben zunächst dem Ministerium insofern Recht, als der spanische Widerstand ohne Schwertstreich zusammenbrach; aber dennoch behielt in dieser Sache der Satz Geltung: stultissimus rerum humanarum judex eventus. Der augenblickliche Erfolg verblendete die Regierung um so mehr. Chateaubriand zunächst erfreute sich seines Sieges keinen Augenblick, denn Villèle benutzte denselben für sich, um jenen ohne Umstände vom König verabschieden zu lassen, worauf der charakterlose Mann wie Coriolan sofort mit Sack und Pack zur Opposition überging und ihr die ganze Schlauheit des in Ungnade gefallenen Höflings zubrachte, der die Geheimnisse und Kniffe des Serails kennt. Im Innern folgten sich rasch eine Reihe von Gesetzen, welche die öffentlichen Freiheiten beschränkten, und der Thronwechsel, der „alle denkenden Menschen mit größter Sorge und alle sogenannten guten Royalisten mit Freude erfüllte", brachte in Karl X. einen jener Monarchen an das Ruder, welche durch die Ereignisse nichts lernen und nichts vergessen.

Die Session von 1825 trieb in dem Gesetz über das Sacrilegium, welches die Entweihung der Hostie mit der Strafe des Vatermordes bedrohte, diese Richtung auf die Spitze. „Man will", sagte Broglie, „nicht ein Verbrechen bestrafen, sondern den fehlenden Glauben an das Dogma der wahren Gegenwart, die Ketzerei; nach dem Sacrileg wird die Lästerung an die Reihe kommen, welche dann durch die Inquisition erforscht wird. Man sagt, daß das Vergehen bei dieser Strafandrohung nicht begangen werden wird; das ist ein Irrthum; solche Gesetze rufen den Widerstand hervor, und es haben sich stets Menschen gefunden, welche den blutigsten Gesetzen trotzen; man spielt nicht ungestraft mit solchen Dingen und weckt nicht umsonst Ideen der Vergangenheit auf, an die bis jetzt Niemand dachte." Die Folge gab ihm nur zu bald recht, denn zehn Monate darauf wurde ein Sacrileg nach dem Sinne des Gesetzes im Cantal begangen und mit dem Tode bestraft.

Noch einmal schien nach solchen Thorheiten mit dem Ministerium Martignac die Möglichkeit eines Ausgleiches zwischen der Nation und der Dynastie gegeben, und es war wieder wie beim ersten Ministerium Richelieu der Fehler der Liberalen, welcher diese Aussicht vereitelte. Sie glaubten nicht, daß die Verblendung des Königs und des Hofes gewisse Grenzen überschreiten werde, und leisteten dem Ministerium, das sie um jeden Preis hätten halten müssen, hartnäckigen Widerstand in einer reinen Formfrage, ob das Gesetz über die Reform der Generalräthe dem über die Gemeindereform vorangehen solle. Der König und seine Getreuen waren nur zu froh, daß die Opposition selbst den Anlaß zu Martignac's Entlassung gab, aber mit dem Ministerium Polignac schwand alle Hoffnung einer Versöhnung. Die Leute dieser Partei lebten in einem Wolkenkuckucksheim der Vergangenheit; sie glaubten, es sei möglich, die Welt um fünfzig Jahre zurückzuschrauben und die öffentliche Meinung in allen ihren Kundgebungen zu unterdrücken. „Jedesmal, wenn ich das Auswärtige Ministerum verlasse, glaube ich, aus einem Tollhause (fools paradise) zu kommen," schrieb der englische Botschafter

Lord Stuart seiner Regierung. Die Regierung war sich dabei ihrer hoffnungslosen Verwegenheit so wenig bewußt, daß sie alle Vorsichtsmaßregeln vernachlässigte, welche zum mindesten bei einem Unternehmen wie die Juliordonnanzen geboten waren. Vergeblich ließ Karl Johann von Schweden, obwohl ihn Karl X. als illegitimen Herrscher geflissentlich und beleidigend ignorirte, dem Könige sagen, wenn er einen Staatsstreich machen wolle, müsse er 100000 Mann in Paris haben; vergeblich warnte Kaiser Nikolaus, der in Karl X. nicht den besten Verbündeten für seine orientalische Politik verlieren wollte, vor einem offenen Angriff auf die Verfassung. Auf die Mahnungen des russischen Botschafters erwiderte der König: „Fürchten Sie nichts, noch gestern ist die heilige Jungfrau Polignac erschienen!“ Außer sich kehrte Pozzo di Borgo von St. Cloud zurück und rief, als er dies einem Collegen erzählte, dem er begegnete: „Wenn die Minister Erscheinungen haben, sind die Könige verloren.“

Dennoch war die Julirevolution eine Thorheit und ein Verbrechen von Denen, die sie machten. Ein Verbrechen von Seiten Louis Philippe's, welcher, nur zum Generalstatthalter von Karl X. ernannt, dem Herzog von Bordeaux sein Thronrecht raubte und sich selbst zum König machte; eine Thorheit von den Politikern, welche glaubten, man könne unter vollständig anderen Verhältnissen die englische Revolution von 1688 nachahmen und einen anderen Zweig der Dynastie auf den Thron setzen. In England waren Verfassung wie Gesellschaft unberührt geblieben, nur die monarchische Spitze wechselte; Frankreich war vom Scheitel bis zur Sohle durch den Schmelztiegel der Revolution gegangen, die Dynastie das einzige Band zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Während der Restauration war die bourbonische Dynastie „la famille in contestée“; an Republik und Bonapartismus dachte Niemand. Indem man dies Band zerriß und einen Prinzen auf den Thron setzte, der seinen König desselben beraubte, stellte man Alles wieder in Frage und schuf eine dreifache Opposition: die legitimistische, welche dies nicht verzieh; die bonapartistische, die sich auf den Ruhm des Kaiserreichs gegen die würdelose auswärtige Politik der Julimonarchie stützte; die republikanische, welche sich durch den Ausgang der Revolution um ihre Hoffnungen betrogen sah. Diesen dreifachen Widerstand vermochte die Regierung Louis Philippe's nicht zu überwinden; sie krankte stets an dem Gegensatz ihres revolutionären Ursprungs und ihrer monarchischen Ansprüche. Mit Recht sagt Renan: „Das Königthum kommt nicht aus dem Stadthause, und Die, welche man theuere Mitbürger genannt, werden niemals Unterthanen.“ Die ganze Zeit von 1830—1848 war ein Schaukelspiel, durch welches die Schlauheit des Königs, den Disraeli als den modernen Odysseus bezeichnen zu können glaubte, sich unter jenen Widersprüchen hinhielt. In Guizot schien er endlich den Minister gefunden zu haben, der, schroff nach unten, gefügig nach oben, ihn wirklich regieren ließ. Der kurzsichtige Familieneigennutz, mit dem er in der spanischen Heirathsfrage England hinterging, beraubte ihn des einzigen Verbündeten in Europa; drei Monate, nachdem Radowitz an Friedrich Wilhelm IV. aus Paris geschrieben, Louis Philippe's Thron sei auf einem Diamantfelsen begründet, stürzte derselbe von einer Bewegung, welche in England kaum ein leichtes Kräuseln auf der Oberfläche der Gewässer verursacht hätte.

Broglie schloß sich der neuen Dynastie an; unzweifelhaft geschah es aus patriotischen Gründen. Er hatte schon, wie erwähnt, 1815 daran gedacht, den älteren Zweig der Bourbonen durch den Herzog von Orleans zu ersetzen; gewiß mit Unrecht, aber jedenfalls wäre dies damals, wo Alles im Flusse war und nach der Niederlage der ersten Restauration eher mit Aussicht auf Erfolg möglich gewesen als 1830. Er hat der Julimonarchie als Minister werthvolle Dienste geleistet. Halt zu geben vermochte er ihr nicht, obwohl er von allen ihren Staatsmännern, wenn nicht der bedeutendste, so doch gewiß der geachtetste war, dessen uneigennützige Hingabe an das öffentliche Wohl Niemand zu bezweifeln wagte. Den Intriguen Guizot's blieb er ebenso fern wie der unruhigen Opposition Thiers', und war zu unabhängig, um ein Werkzeug des Königs zu werden; eben deshalb spielte er auch in jener kleinen Zeit keine leitende Rolle; seiner Natur nach nahmen Fragen wie die Unterdrückung des Sklavenhandels und die Befreiung der Sklaven sein besonderes Interesse in Anspruch. Auf seine Erinnerungen aus dieser Zeit einzugehen, mangelt hier der Raum. Sie haben, im Lichte der Gegenwart gesehen, nicht die Bedeutung der früheren, weil die Kämpfe jener Regierung aus den angegebenen Ursachen von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurtheilt waren, während man die der Restauration, welche trotz aller Fehler die glücklichste Zeit Frankreichs in diesem Jahrhundert war, mit dem lebhaften Interesse begleitet, das eine hoffnungsvolle Entwicklung hervorruft. In der Pairskammer jener Zeit spielte Broglie als hochbegabter Vertreter gemäßigtliberaler Ideen und beredter Gegner der royalistischen Ultra's eine hervorragende Rolle; unter den „pairs à parapluie" Louis Philippe's war er nicht an seinem Platze. Mit dem Sturze der Monarchie hört sein politisches Leben auf; weder in der Republik von 1848, von deren Verfassung er sagte, sie habe die Grenzen der menschlichen Dummheit erweitert, noch unter dem zweiten Kaiserreich war für seine staatsmännischen Gaben Raum; er verbrachte den Rest seines Lebens in stiller Zurückgezogenheit, in der er diese „Erinnerungen" verfaßte.

Broglie war keiner jener großen handelnden Staatsmänner, welche ihrer Zeit den unvertilgbaren Stempel ihrer Persönlichkeit aufprägen; ihm fehlte dazu die Schneide des Temperaments und die Triebfeder des Ehrgeizes. Aber er war einer der reinsten und edelsten Charaktere des neueren Frankreichs, dem es stets um die Sache zu thun war; er hat vielfach und, wie bemerkt, zweimal verhängnißvoll in seiner politischen Haltung geirrt, aber er ist niemals von seiner Ueberzeugung um eines Haares Breite abgewichen, und es ist bezeichnend, daß Cavour, der unter der Juliregierung als Privatmann in Paris lebte, ihn von allen damaligen Politikern am meisten bewunderte. So konnte er im 70. Jahre im Vorworte zu diesen „Erinnerungen" schreiben:

„Ich liebe das Leben und die Cultur. In der Kindheit, wie in der Jugend und dem reiferen Alter habe ich mich des Lebens gefreut und thue dies in vorgeschrittenen Jahren noch mit der tiefsten Dankbarkeit. Ich bedauere nichts von dem, was mir die Flucht der Zeit nach einander genommen; ich fühle, daß, wenn man lange lebt, man schließlich mehr gewinnt als verliert, und daß, wenn man weiß sein Alter und seine Zeit recht zu erfassen, der innere Mensch in dem Maße, wie der äußere verfällt, sich erneuert."

Reisen in Deutsch-Afrika.

Von

Dr. **Rudolf Marloth.**

Südwest-Afrika war bis vor kurzem ein in Deutschland fast unbekanntes Gebiet. Nur von den Wenigen beachtet, welche mit der rheinischen Mission in Verbindung standen, zog es plötzlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, als die deutsche Regierung dem Bremer Hause F. E. A. Lüderitz den Schutz des Reiches für dessen Niederlassung in Angra Pequena zusagte. Seitdem erschienen viele Beschreibungen und Berichte, die sich jedoch nicht immer an die thatsächliche Beobachtung gehalten haben. Nicht nur Diejenigen, welche ihre Schilderungen nach Erzählungen Anderer verfaßten, schmückten das Gehörte mit mehr als dichterischer Freiheit noch weiter aus, sondern selbst solche, welche das Land wirklich besucht hatten, ließen verschiedentlich ihre Phantasie nur allzu frei schalten. Dank den mehr sachlichen Veröffentlichungen und Vorträgen einiger gewissenhafter Reisender sind heute auch in Deutschland die Ansichten der Wahrheit schon näher gerückt, wenn auch mancher schwärmerische Kopf vielleicht noch von palmenumkränzten Lagunen, von Urwäldern und Elephantenheerden träumen mag. Obgleich wir Deutsche hier draußen am Cap von Anfang an den geringen Werth des zuerst erworbenen Landes, des eigentlichen Angra Pequena mit dem schmalen Küstenstreifen kannten, freuten wir uns dennoch der Lüderitz'schen Unternehmung; denn sie veranlaßte den ersten Schritt, mit welchem das Deutsche Reich aus seiner bisherigen Zurückhaltung heraustrat und auch seine Flagge am afrikanischen Strande aufzog.

In Deutschland macht man immer noch vielfach den Fehler, unser ganzes südwest-afrikanisches Schutzgebiet mit Angra Pequena zu bezeichnen. Das ist falsch. Nur der zuerst erworbene Hafen, an welchem sich die Lüderitz'sche Factorei befindet, führt diesen Namen. Das sich dahinter nach Osten bis zur Kalahariwüste, nach Norden bis zum Wendekreise des Steinbocks erstreckende Gebiet heißt nach seinen Bewohnern Namaqualand, oder sprachlich richtiger Namaland. Der übrige Theil des Schutzgebietes, welches noch fünf Grade weiter nach Norden bis zur Breite des Caps Frio reicht, ist auf den meisten Karten

mit Damaraland bezeichnet, wird aber neuerdings auch besser, nach dem jetzt darin herrschenden Volke, Hereroland genannt.

An der ganzen, sich über mehr als zehn Breitengrade erstreckenden Küste gibt es nur drei Niederlassungen, nämlich an der Bucht von Angra Pequena, am Sandwichhafen und an der Walfischbai. Die letztere ist die bedeutendste von den dreien, gehört aber mit einigen Quadratmeilen Hinterland zur Cap-Colonie.

Die Verbindung nach diesen Plätzen ist zur Zeit noch eine sehr mangelhafte. Außer dem kleinen Schooner „Meta", welcher der Firma Lüderitz gehört und fast nur zwischen Angra und Capstadt läuft, vermittelt alle zwei bis drei Monate ein etwas größerer Schooner, der „Louis Alfred", den Verkehr mit Walfischbai. Zwei andere Schooner, die auch nur jeder einen Gehalt von etwas über 100 Tonnen haben, besuchen die vor der Küste von Lüderitzland gelegenen Inseln zu gewissen Zeiten, um die dort mit der Gewinnung von Guano, Thran und Robbenfellen, oder mit dem Fischfange beschäftigten Arbeiter mit Lebensmitteln zu versorgen und die vorhandenen Producte abzuholen.

I. Angra Pequena.

Es war nicht allein das patriotische Interesse, welches mich veranlaßte, die Reise nach diesem Theile Deutsch-Afrika's zu unternehmen, sondern ich wollte vor Allem die Vegetation des Landes näher erforschen, von welcher bisher nur wenig bekannt geworden ist. Zwar ist die Zahl der Reisenden, welche das Land durchzogen haben, nicht unbeträchtlich. Wohlbekannte Namen befinden sich darunter, wie Galton, Anderson, Livingstone; aber keiner derselben hatte der Flora des Landes eine mehr als oberflächliche Aufmerksamkeit geschenkt oder gar daran gedacht, botanische Sammlungen anzulegen und nach Europa zu bringen.

Seit mehreren Wochen schon lag der „Louis Alfred" scheinbar segelfertig in der schönen Tafelbai, als die Abfahrt endlich bestimmt auf Montag den 5. April festgesetzt wurde. Demgemäß ging ich am Nachmittage dieses Tages an Bord, von einem Stuttgarter Freunde begleitet, welcher in einigen Wochen nach Deutschland zurückzukehren gedachte. In der Cajüte uns niederlassend, sprachen wir bei einem Glase Bier über Vergangenes und Zukünftiges, und als wir nach einer Stunde an Deck kamen, waren wir überrascht, schon die kleine rothe Flagge über uns zu sehen, welche den Bugsirdampfer herbeirufen sollte. Der Dampfer kam gegen Sonnenuntergang, und während er vorgespannt wurde, stieß das Boot meines Freundes ab. Von beiden Seiten klang es noch einmal „Glückliche Reise" und „Frohes Wiedersehen in der Heimath", dann war das Schiff schon in Bewegung, und ich hatte Zeit, mein Gepäck unterzubringen und dann zu versuchen, wie ich für die Nacht mich am besten auf der nur $1^1/_2$ Meter langen Bank in des Capitäns Cajüte einrichten könnte.

Auf dem kleinen Schiffe, welches für ein halbes Dutzend Passagiere wohl genügenden Raum bietet, drängte sich nämlich die doppelte Zahl, so daß der Capitän sowohl wie ich genöthigt waren, mit einer Bank als Schlafstätte fürlieb zu nehmen. Außer einem Missionar der rheinischen Gesellschaft, welcher auf seinen Posten im Hererolande zurückkehrte, befanden sich mehrere Händler mit

Weib und Kind an Bord, sowie ein Herr, der vorher längere Zeit am Congo thätig gewesen war.

Bald lagen die Lichter der Capstadt und die von den elektrischen Bogenlampen hell erleuchteten Docks hinter uns. Es wurde zum Abendessen gerufen.

Unterdessen brachte uns der Schlepper aus der Bai heraus. Das Leuchtfeuer der Robbeninsel blieb zur Rechten, das Blinklicht von Green Point zur Linken immer weiter zurück, und als dem Dampfer endlich das Zeichen zum Halten gegeben und das Schlepptau gelöst wurde, da hüpfte unser Schifflein schon auf den vom Südwinde herangewälzten Wellen des Oceans.

Mit günstiger Brise kamen wir schnell vorwärts; am nächsten Abend aber ward es still, trotzdem Capitän und Matrosen nach altem Seemannsglauben ermuthigend pfiffen, um den Wind an ihre Segel zu bannen. So trieben wir mehrere Tage in dichtem Nebel auf der Höhe des Orangeflusses umher, täglich nur wenige Meilen mit der Strömung nordwärts schwimmend. Hin und wieder wurde die Einförmigkeit unterbrochen von einer Schar spitzköpfiger Delphine, welche spielend und springend das Schiff umkreisten und dann mit erstaunlicher Geschwindigkeit davon eilten; oder es zeigte sich eine Abtheilung Penguine, welche, ihren Wächter voraus, oft ganz nahe kamen. Am Donnerstag Morgen vernahmen wir plötzlich hinter uns im Nebel das Horn eines Dampfers. Nach einiger Zeit war es zur Rechten, dann vor uns, und als sich der Nebel ein wenig lichtete, sahen wir die schlanken Maste und den Schornstein eines Kriegsschiffes. Es war, wie wir nun sahen, das deutsche Kanonenboot „Habicht", welches, auf seiner Rückkehr von Capstadt nach Kamerun, ebenfalls Angra Pequena und Walfischbai anlaufen sollte. Da es unter Dampf ging, hatte es uns während der Windstille überholt und traf auch eine Woche früher in der Walfischbai ein. So ging die Woche zu Ende, ohne daß wir weiter kamen. Am Sonntag begegnete uns der Schooner „Seabird", welcher einen Theil der Leute von den Guanoinseln abgeholt hatte. Langsam wie die ruhig athmende Brust eines friedlichen Schläfers hob und senkte sich die glatte Meeresfläche, über welcher sich die blaue Himmelskugel wölbte.

Spät am Abend kam ein unregelmäßiger Wind auf. Das Schiff begann zu rollen. Hatte es ein Windstoß ganz auf Steuerbord gelegt, dann richtete es sich beim Nachlassen des Windes schnell auf und lehnte nach der anderen Seite hinüber, wobei die Segel gegen die Masten klappten und bei der rückgehenden Bewegung des Schiffes sich mit lautem Knalle wieder füllten, so daß ich jedesmal glaubte, sie müßten ihrer ganzen Länge nach zerplatzen. Auf meinem Lager hin- und hergeworfen, horchte ich auf das Aechzen und Klappern der Masten und Raaen und lauschte dem Gurgeln des Wassers neben mir, von dem mich nur die Schiffswand trennte. Ich war noch wach, als die acht Glockenschläge der Mitternachtswache erklangen. Da ward ich ungeduldig, kleidete mich an und ging wieder an Deck.

Ein überraschendes Schauspiel bot sich mir. Der Himmel war mit dunklen Wolken bedeckt, nur einige Sterne lugten daraus hervor und schienen zwischen den schwankenden Masten hin und her zu wogen. Das Meer aber leuchtete so schön, so großartig, wie ich es vorher noch nicht gesehen hatte. Rings umher

glühte und sprühte es; die Kämme und der Schaum der Wellen, Alles leuchtete wie Phosphor in der Dunkelheit. Zahlreiche Fische schossen durch die Fluthen; ein jeder schien glühend zu sein und zog lange Feuerfurchen. Das Schiff selbst ließ eine breite Bahn flüssigen Feuers hinter sich.

Am nächsten Morgen war die Küste in Sicht. Die Brise hatte aufgefrischt, und rauschend zog das Schiff längs der felsigen Küste von Lüderitzland dahin. Gegen Mittag erreichten wir die Angrafspitze, an der vor etwas mehr als Jahresfrist die von Bremen mit Gütern herausgekommene „Tilly" Schiffbruch litt. Bei schönstem Wetter und blauem Himmel war sie bis zum Eingang der Bucht gekommen, dort aber, plötzlich von Windstille überrascht, auf die Felsen getrieben worden und dann in tiefem Wasser gesunken. Die Mannschaft hatte Zeit gefunden, sich zu retten.

Von kundiger Hand geleitet, glitt unser Schiff zwischen dieser Spitze und dem kaum 100 Meter abliegenden Angrafelsen hindurch, und wenige Minuten später begrüßte uns die deutsche Flagge nicht nur von der Lüderitz'schen Niederlassung, sondern auch von der wenige Stunden vor uns angekommenen „Meta".

In dem kurz darauf herüberkommenden Fischerboote ging ich an Land, wo mich in Abwesenheit des eigentlichen Verwalters der Factorei dessen Buchhalter, Herr F., herzlich bewillkommnete. Da der „Louis Alfred" voraussichtlich zwei Tage zum Löschen der Ladung haben mußte, so folgte ich gern der freundlichen Einladung, diese Zeit über am Lande zu verweilen und Gast des Hauses zu sein.

Der Platz selbst war schnell besichtigt. Zwei Wohnungen und zwei Lagerschuppen mit einigen Ställen und Hütten für die Eingeborenen bilden die Niederlassung. Dahinter liegt ein von einem Wall umgebenes Pulverhaus, und in einiger Entfernung an der Lagune sieht man mehrere Fischerhütten. Zur Seite befindet sich das „Fort Vogelsang", wie es sein Erbauer, sich selbst zur Ehre, genannt hat. Der Name ist etwas kühn, denn ich sah nur einen alten Böller, dessen Laffette auf einem kleinen Felsenvorsprunge befestigt war. Augenscheinlich dient das ungefährliche Rohr auch nur dazu, um bei festlichen Gelegenheiten, wie z. B. am Geburtstage des Kaisers, Freudenschüsse abgeben zu können, zum Schrecken der umwohnenden Guanosammler, denen die fleißigen Vögel dadurch immer mehr verjagt werden. Hinter den Gebäuden, etwas weiter die Anhöhe hinauf, befindet sich eine Flaggenstange und auf schwarz-weiß-rothem Pfahle die Tafel mit der Erklärung, daß die Küste vom Orangeflusse bis zum 26. Grade südlicher Breite unter dem Schutze des Deutschen Reiches stehe.

Kahle Gneisfelsen, aus denen hier und da blendend weiße Quarzkuppen hervorlugen, erstrecken sich nach Süden und Norden, scheinbar ohne irgend welchen Pflanzenwuchs. Wie sollten auch, so sagte man mir, an dieser Küste von Fels und Sand, da oft viele Jahre lang kein Tropfen Regen fällt, Pflanzen gedeihen können! Und dennoch fehlen dieselben nicht gänzlich. Zum Erstaunen der Mitreisenden gelang es mir, auf den anscheinend nackten Felsen achtzehn verschiedene phanerogame Gewächse aufzufinden. Nur fünf davon waren in Blüthe, doch überraschte mich eine fußhohe Sarcocaulon durch thalergroße, rosenfarbene Blumen, welche an den fingerdicken, blattlosen Zweigen saßen.

Die auffallende Thatsache dieses Pflanzenwuchses ward mir am nächsten Morgen verständlicher, als ich etwas vor Sonnenaufgang ins Freie trat, um ein Bad zu nehmen. Der Erdboden war zwei Centimeter tief durchfeuchtet und von den Dächern tropfte es; denn dicker, fast handgreiflicher Nebel bedeckte die ganze Küste. Da sich Gleiches während des Winters öfters ereignet, so vermögen diese genügsamen Erzeugnisse der schaffenden Natur zu bestehen, ohne weiteren Trank zu haben als den milden Himmelsthau. Freilich, öde und wüst erscheint das Land umher trotzdem, denn so mangelhaft ernährte Gewächse können sich den Luxus reichen Blätterschmuckes oder frischen Grüns nicht gestatten.

Doch was das Land allein nicht bietet, die Schönheit, welche das Auge fesselt, verleiht ihm das Meer. Von der Veranda des Hauses überblickt man den blauen Spiegel der Bucht, welche, auf drei Seiten von felsigen Ufern umschlossen und im Westen durch drei Inseln vom offenen Meere getrennt, wie ein Gebirgssee erscheint. Grau oder weiß, wie die Felsenküste des Festlandes, sind auch diese Inseln; doch beleben sie das Bild, denn zahlreiche Seevögel säumen den Rand derselben.

Am nächsten Morgen begab ich mich wieder an Bord, denn der „Louis Alfred" war segelfertig. Aber wir sollten sobald nicht fortkommen. Ein nördlicher Wind gestattete das Auslaufen nicht, und drei lange Tage noch blieben wir liegen. Man vertrieb sich Anfangs die Zeit mit Angeln. Da aber nichts als kleine Haifische gefangen wurden, so gaben wir diese Beschäftigung bald auf und machten am nächsten Tage im Boote einen Abstecher nach Halifax, einer der Guano-Inseln, um Penguineier zu holen. Die Zahl der Vögel, welche an dieser Küste leben, spottet jeder Schätzung. Auf einer kleinen, nur einige hundert Meter langen Insel sitzen oder stehen Hunderttausende derselben so dicht gedrängt, daß man oft nicht zwischen ihnen hindurch kann, sondern die Vögel erst mit einem Tritte bei Seite stoßen muß. Im Vergleich zu den meterhohen Penguinen der Croizettes-Inseln bilden diese hier eine kleine Art. Sie haben die Größe zahmer Enten; ihr Gefieder ist blauschwarz. Die Eier, deren sie je zwei bis vier in eine kleine in den Guano gekratzte Vertiefung legen, sind fast weiß mit bläulichem Scheine. Das Eiweiß hat die Eigenthümlichkeit, daß es beim Kochen gallertartig und durchscheinend wie Gelatine bleibt. Große Mengen der Eier werden alljährlich in den Monaten April bis Juni nach dem Cap zum Verkauf gebracht. Wie die Penguine einen breiten Streifen rings um die Insel dicht über der Hochwasserlinie einnehmen, so hausen Scharen von Tauchern und Gänsen auf den höheren Theilen derselben. Nicht ganz so zahm wie die erst Genannten, erheben sie sich bei der Annäherung eines Besuchers in gewaltigen Schwärmen, Tausende und aber Tausende, als wollten sie die Sonne verfinstern. Die Penguine und Taucher fischen natürlich nur schwimmend und tauchend, die Gänse aber stürzen sich plötzlich aus der Luft in das Wasser und fassen mit Leichtigkeit ihre Beute, da sie in Folge des fünf oder zehn Meter hohen Falles schnell und tief tauchen können.

Von den Guano-Pächtern[1]) werden diese letzteren besonders geschätzt; denn

[1]) Wie wohl genugsam bekannt, gehören diese Inseln, trotzdem sie der Küste ganz nahe vorliegen, nicht zum deutschen Schutzgebiete, sondern zur Capcolonie, welche schon seit langem für die

während sich an den Sitzplätzen der Penguine und Taucher jährlich eine Guanoschicht von nur einem Fuß Dicke ansammelt, beträgt sie bei den Gänsen das Doppelte. Welche Unzahl von Vögeln auf diesen Inseln nisten muß, geht daraus hervor, daß dort im letzten Jahre rund 25 000 Tons Guano gesammelt worden sind. Und darin ist, wohl gemerkt, nicht etwa alter Vorrath einbegriffen, sondern es ist das Erzeugniß eines Jahres, denn jedes Mal, wenn die Brütezeit vorüber ist, wird der vorhandene Stoff zusammengetragen und verschifft. Früher freilich war das anders. Als im Jahre 1842 die Guanolager erkannt wurden, da bedeckten die im Laufe der Jahrhunderte angehäuften Massen zehn oder zwanzig Meter hoch die Felsen. Wie die gleich trockne Küste Peru's nur selten von Regen getroffen, gestatteten diese Eilande lange Zeit hindurch die Ansammlung des werthvollen Stoffes, und der Regenmangel, welcher hier jeden bemerkenswerthen Pflanzenwuchs verhindert, begünstigte die Erhaltung dieser Schätze, welche dann verwendet werden konnten, um Europa's erschöpfte Getreidefelder wieder zu kräftigen.

Als wir gegen Mittag von der Insel heimkehrten, sprang der Wind plötzlich um, und als wir das Schiff erreichten, blies schon eine recht frische südliche Brise. Schnell wurde das Boot eingeholt, und während die von den vier Matrosen besetzte Ankerwinde ihr rasselndes „Klikklikkik" ertönen ließ, halfen wir Passagiere dem Steuermann das Großsegel aufziehen. Kaum war der Anker hoch, so lösten wir Mars- und Focksegel; der Bug schwang nach Norden herum, und noch waren die Matrosen mit dem Setzen der Klüver- und Bramsegel beschäftigt, da rauschte das Schiff schon aus der Bucht hinaus ins offne Meer.

Vorbei ging es an mehreren kleinern Inseln, von denen einige, z. B. Steeplereef, mit Robben bedeckt waren. Einzelne alte Männchen hatten einen Körper so groß wie ein Ochs, während die Länge der übrigen Thiere nur $1^1/_3$ Meter betrug. Diese letzteren liefern die werthvollen Felle, die auch im deutschen Handel meist mit dem englischen Namen (sealskin) bezeichnet werden. Noch jetzt bringt ein solches Fell im rohen Zustande fünfzehn Mark, während vor mehreren Jahren vierzig bis fünfzig Mark dafür gezahlt wurden. Was das Pelzwerk aber noch mehr vertheuert, ist die umständliche Bearbeitung der Felle, welche nothwendig ist, um die langen, steifen Haare zu entfernen, die den seidenweichen braunen Pelz verdecken. Kostete doch dem Pächter dieser Inseln ein Mantel, welchen er seiner Frau verehrte, sechshundert Mark, trotzdem er die nöthigen Felle dazu geliefert hatte, deren Werth noch höher war. Freilich konnte sich der Herr Gemahl damals solche Huldigung erlauben, denn es wurden jährlich rund viertausend Felle erzielt.

Gegen Abend kam die Insel Ichaboe in Sicht, die in der Geschichte der hiesigen Guanoentdeckungen die wichtigste Rolle gespielt hat. Es lagen dort zu Zeiten mehr als zweihundert Schiffe vor Anker, und an die sechstausend Menschen waren mit dem Laden des Guano beschäftigt. Da alle Nationen

---

Guanogewinnung und den dort betriebenen Robbenschlag von den Unternehmern eine jährliche Pacht bezieht, deren Gesammtsumme im letzten Jahre 145 000 Mark betrug, in Zukunft aber noch höher sein dürfte.

vertreten waren, so gab es Anfangs Zank und Streit zwischen den Parteien, und blutige Kämpfe waren an der Tagesordnung, denn nur klein war die Zahl der Landungsstellen. Schließlich schickte die englische Regierung ein Kriegsschiff hin, das denn auch Ruhe und Ordnung wieder herstellte. Diese Zeiten sind aber vorüber. Nur ein Schiff, die deutsche Bark „Hermann" aus Apenrade, lag jetzt dort. Unser Capitän, ein geborener Däne aus Schleswig, wollte seinen engern Landsmann auf dem „Hermann" besuchen, aber als wir nur noch eine halbe Meile von der Insel entfernt waren, hüllte uns plötzlich dichter Nebel ein, welcher jede Aussicht verhinderte und den Capitän zwang, wieder vom Lande abzufallen.

Den Sonntag über hatten wir günstigen Wind, und in der Nacht erreichten wir Sandwich-Hafen. Eine schmale, von Süden vorspringende Landzunge schließt die Bucht gegen das Meer hin ab und läßt nur einen zwei Kilometer breiten Eingang frei. Dicht vom Strande aus erheben sich dreißig bis vierzig Meter hohe Sanddünen, welche den Ausblick nach Osten versperren. Am südlichen Rande der Bai liegen die beiden Fischereien, welche Cap'schen Geschäftshäusern gehören. Zwischen den Häuschen der Fischer steht die deutsche Flaggenstange und eine Tafel mit der Inschrift: „Nördlich vom 26° S. Br. bis zum 18° S. Br. mit Ausschluß von Walfischbai unter Protektorat des Deutschen Reichs."

Der Reichthum des Meeres an Fischen muß ungeheuer sein, denn jede der beiden Fischereien sendet alljährlich mehr als hundert Tons getrockneter Fische nach Capstadt, von wo dieselben hauptsächlich nach Mauritius verkauft werden. Sie bilden dort neben Reis das wichtigste Nahrungsmittel der asiatischen Kulis welche in den Zuckerplantagen beschäftigt sind.

Neben diesem Fischreichthum der hiesigen Küste ist es vor Allem das schon in geringer Entfernung vom Strande, kaum einen Meter tief unter der Oberfläche, auftretende ausgezeichnete Trinkwasser, welches diesem Hafen einen großen Vorzug gegenüber Angra Pequena verleiht.

Nachdem der „Louis Alfred" dreißig Tons getrockneter Fische eingenommen hatte, gingen wir am Abend wieder in See und erreichten am nächsten Morgen Walfischbai, das Ende unserer Seereise, welche somit sechzehn Tage gedauert hatte.

II. Das Hereroland.

1.

Wenn ich Walfischbai die bedeutendste Niederlassung an der südwestafrikanischen Küste genannt habe, so darf man sich dadurch nicht etwa zu der Meinung verleiten lassen, daß sich dort eine Stadt oder auch nur ein Dorf befände. Die Bedeutung der Bai liegt darin, daß sie nicht nur einen sichern Ankerplatz bietet und eine leichte Landung ermöglicht, sondern auch die Verbindung nach dem Innern viel weniger schwierig macht, als Angra Pequena oder gar Sandwichhafen. An dem erstern Platze ist Trinkwasser nicht näher, als zwei Tagereisen von der Küste zu finden, der letztere ist aber von so hohen Sanddünen umschlossen, daß kein Wagen, sondern höchstens Reiter und Packthiere darüber hinweg können. Die Walfischbai hingegen wird durch das nur sechs Kilometer entfernte Sandfontein (Sandquelle) mit süßem

Wasser versorgt, und der Weg nach Osten ist auch noch für schwere Lastwagen fahrbar.

Nur klein ist die Zahl der Ansässigen. Ein Missionär, drei Händler, ein Agent und ein Beamter der Capregierung, dem zwei Polizisten zur Seite stehen, bilden die weiße Bevölkerung. Die Kirche sowohl wie die Häuser stehen auf zwei bis drei hohen, künstlichen Sandhügeln, welche zur Zeit der Springfluth meilenweit von dem übertretenden Seewasser umschlossen sind. In einiger Entfernung erheben sich im Osten und Süden weiße Sanddünen, welche an einer Stelle wenigstens von etwas Grünem unterbrochen sind. Es ist das ein dichtes Gebüsch von Nicotiana glauca, einer amerikanischen Tabaksart, deren Samen vor drei Jahren aus dem Innern des Landes durch eine Hochfluth des Kuisib so weit herabgeschwemmt worden sind.

Da in der Nähe der Walfischbai kein Gras wächst, so können dort natürlich weder Schafe noch Kühe gehalten werden, noch viel weniger die Zugochsen für die schweren Wagen.

Ueberall dort in Südafrika, wo künstliche Landstraßen oder Eisenbahnen den Verkehr noch nicht erleichtert haben, ist der Ochsenwagen das wichtigste Beförderungsmittel. Groß, stark und schwer gebaut, trägt ein solcher Wagen vierzig bis sechzig Centner. Ein Gespann von acht bis zehn Paar guter Ochsen zieht ihn durch tiefen Sand, über Fels und Stein, bergauf, bergab durch das Land, so die Wanderung von Süd nach Nord bis zum Zambesi oder von der Küste des atlantischen nach der des indischen Oceans ermöglichend.

Eine Woche verging, bis die Ochsen herbeigeschafft waren, deren ich zu meiner beabsichtigten Fahrt ins Innere bedurfte. Ich hatte demnach hinreichend Zeit, die nöthigen Vorbereitungen für die Reise zu treffen. Endlich war Alles, was ich an Vorräthen und Geräthschaften im Laufe mehrerer Monate zu gebrauchen gedachte, in dem Wagen untergebracht, und als am Ostermontage die drei gemietheten Leute mit dem Gespann in der Bai eintrafen, war ich reisefertig.

Wie ein mächtiger Feuerball war die Sonne schon in das Meer hinabgetaucht; nur ein gelbes Licht strömte noch vom westlichen Horizonte herüber, als sich mein Wagen in Bewegung setzte. Von mehreren Bekannten aus der Bai begleitet, ritt ich bis zur ersten Haltestelle voraus, wo mitten zwischen den Sanddünen die Nacht über gerastet werden sollte. Nach einer Stunde hatten wir den Platz erreicht und lagerten uns um ein Feuer, die Ankunft des Wagens erwartend. Aber er kam nicht; es ward später und später; — meine Begleiter verließen mich.

Frierend, hungernd, allein in der dunkeln Nacht, beglückwünschte ich mich gerade nicht zu diesem Anfang meiner Reise. Gegen 1/2 11 Uhr zeigte das Knallen der Peitsche mir endlich das Nahen des Wagens an. Er war in dem tiefen Sande stecken geblieben, und anstatt zweier Stunden hatte er vier gebraucht, um den Halteplatz zu erreichen. Nach einer bescheidenen Mahlzeit von Brot und trockenem Fisch zog ich mich in den Wagen zurück, um dem herüberkommenden Seenebel zu entgehen.

Der Morgen kam, aber an einen Aufbruch war vor Mittag nicht zu denken.

Die Ochsen hätten sich am Abend vorher so angestrengt, daß sie Ruhe haben müßten, hieß es.

Ich benutzte die unfreiwillige Muße zu einer Wanderung zwischen den Sanddünen, wobei ich einige Grasbüschel mit starren, nadelspitzen Blättern und etwas Tamariskengebüsch fand. Die Dünen selbst waren zum größern Theile mit dicht verwebten Ranken der Narapflanze[1]) bedeckt, einem Kürbisgewächs, dessen Frucht das wichtigste Nahrungsmittel für die hier lebenden Topnars bildet.

Drei verschiedene Völkerschaften wohnen hier, in Damaraland, neben und unter einander, oder will man die von Süden her eingewanderten Bastards, Abkömmlinge früherer Mischlinge von holländischen Bauern und Hottentotten, als besonderes Volk betrachten, sogar vier.

Das herrschende und zahlreichste Volk sind die Hereros, welche hauptsächlich in dem Gebiete des obern Swachaub- und Omaruruflusses wohnen und zum größern Theile Kamaharero in Okahandja als Oberhäuptling anerkennen. Sie gehören mit ihren südöstlichen Nachbarn, den Betschuanen, und den noch weiter östlich und südlich wohnenden Kaffern zu der großen Familie der Bantuvölker und sind allen Anzeichen nach erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts von Nordosten her in ihre jetzigen Wohnsitze gezogen. Sie haben den besten Theil des Landes inne, die näher der Küste gelegenen, regenarmen Striche ihren Feinden, den Namas, überlassend. Auf den meisten Karten sind die letzteren mit „Hottentotten" bezeichnet; doch gilt dieser Name unter ihnen für ein Schimpfwort, gerade wie unter den Hereros das Wort Kaffer. Sie selbst nennen sich „Khoi-Khoin". Ein Stamm derselben, die schon erwähnten Topnars, wohnen am untern Kuisib, in der Nähe der Walfischbai; ein anderer Stamm, die Swartbois, nördlich vom Omaruru in Otgitambi. Die Buschmänner, welche nach Gesichtsbildung und Sprache mit den Namas verwandt sind, halten sich in den wüsten Strichen des Landes auf, welche ihnen von den beiden stärkeren Völkern übrig gelassen wurden, so namentlich in dem Küstenstreifen südlich und nördlich von der Walfischbai.

Außer den Genannten findet sich hier aber noch ein drittes Volk, das ganz räthselhaften Ursprungs ist und wahrscheinlich die Reste der Urbevölkerung darstellt: die sogenannten Bergdamaras, welche nach Körper und Gesichtsbildung zu den Negern gehören, jedoch die Sprache der Namas reden. Diesen auffallenden Umstand sucht man sich so zu erklären, daß die Damaras einst von den Hottentotten unterjocht worden seien, deren Sprache sie dann angenommen hätten. Sie leben jetzt zerstreut durch das ganze Land, sind aber rechtlos und vogelfrei den beiden andern Völkern gegenüber, vor denen sie nur in ihren schwer zugänglichen Bergen sich völlig sicher wissen.

Die Hereros treiben Viehzucht und Ackerbau, die Namas fast nur Viehzucht, die Bastards geben sich hauptsächlich mit der Jagd ab, die Damaras aber leben fast nur von den wild wachsenden Erzeugnissen des Feldes; denn jedes Eigenthum, das sie erwerben möchten, ein Schaf oder ein bestelltes Feld, würde

[1]) Ich unterlasse bei den Wörtern der Namasprache die Bezeichnung der Schnalzlaute, da der deutsche Leser sich doch wahrscheinlich umsonst bemühen würde, sie nachzusprechen.

nur ihre Unterdrücker, die Hereros, anlocken, es ihnen ohne Weiteres zu nehmen und sie bei dem geringsten Widerstande wie Thiere des Waldes zu erschlagen.

Der Aufenthalt auf dem durchglühten Sande fing schon an, mir etwas heiß zu werden, als der Treiber endlich einspannen ließ. Drei Stunden lang ging es hierauf durch losen Flugsand, ohne jede Spur von Vegetation, dann nach kurzem Halt, genügend, um etwas Kaffee zu bereiten, weiter über die steinige, nur mit vereinzelten dickblättrigen oder weißfilzigen Pflanzen besetzte Ebene, welche von den Eingebornen „namib", von den Europäern die „Baifläche" genannt wird. Hin und wieder den Ochsen eine Stunde Rast gewährend, ging unsere Reise die ganze Nacht hindurch, so daß wir bei Sonnenaufgang den schmalen Felseneinschnitt erreichten, welcher bei Heykamkob zu dem von Mensch und Thier ersehnten Swachaubflusse hinunterführt.

Links am Wege sah ich die erste Welwitschia, eines jener wunderbaren Gewächse, an denen Süd-Afrika reicher ist, als irgend ein anderes Land.

Eine Stunde lang war der Wagen auf dem Felsenwege abwärts gerasselt, als sich das Flußthal plötzlich öffnete, und ich seit meiner Abreise von Capstadt zum ersten Male wieder grüne Bäume vor mir sah. Es waren die den schönsten Schmuck des Hererolandes bildenden Anabäume (Acacia albida), welche sich vor den anderen hier vorkommenden Akazien durch dichteres Laub und frischeres Grün auszeichnen.

Die Hochfluth des Flusses hatte sich schon vor mehr als Monatsfrist verlaufen, doch zeigte sich noch in einem schmalen Rinnsale fließendes Wasser. Der Swachaub ist eben wie die übrigen Flüsse des Landes periodisch, d. h. sein sandiges Bett ist nur zur Regenzeit mit fließendem Wasser gefüllt, späterhin aber nimmt die Menge des Wassers rasch ab, und es kann dann oft nur durch Graben in dem sandigen Flußbett erreicht werden.

Da die Ochsen von dem harten Marsche über die Baifläche völlig erschöpft waren, so mußte ich den ganzen Tag in dem Flußthale verbleiben. Die Thiere hatten sechsunddreißig Stunden kein Wasser und während der doppelten Zeit kein Futter gehabt, so daß ihnen Ruhe und Weide Noth that.

Aus der Tiefe gesehen, scheinen die röthlichen und bläulichen Gneisfelsen auf beiden Seiten des Flusses hohen Bergen anzugehören. In der That aber bilden sie nur die Wände einer schmalen Felsspalte, in welcher sich der Fluß den Ausgang nach dem Meere gesucht hat. Steigt man daher an der Südseite der Schlucht hinauf, so gelangt man auf die vorher erwähnte Baifläche, welche sich unabsehbar ausdehnt, erst ein wenig mehr gegen Osten höhere Berge tragend.

Am Abend setzte ich die Reise fort, auf dem rechten Ufer des Flusses in einem schmalen Thale wie in einem Alpenpasse wieder hinauffahrend. Einzelne Welwitschien, einige baumartige Aloes und mehrere Stauden der äußerst giftigen Euphorbia virosa, deren armdicke Zweige mit furchtbaren Dornen bewehrt sind, war Alles, was außer einigen kleinern Pflanzen auf den Felsen wuchs. Dann ging es weiter über die kahle Fläche, bis ich gegen Mitternacht ausspannen ließ, da das Hinaufschaffen des Wagens auf die Höhe die Ochsen sehr ermüdet hatte.

Der nächste Morgen brachte eine neue Ueberraschung. Der Viehwächter und die beiden Pferde waren nicht zu sehen. Da wir bis zum nächsten Wasser eine ganze Tagereise vor uns hatten, so setzte ich trotzdem die Fahrt fort, der Versicherung des Treibers glaubend, daß der Junge mit den Pferden schon nachkommen würde. Und richtig, nach einigen Stunden holte er uns ein. Er hatte sich in der Nacht unbemerkter Weise auf den Wagen gesetzt, da die Pferde ganz allein hinterher zu kommen schienen. Er war jedoch eingeschlafen, und als er erwachte, sah er die Pferde nicht mehr. Als er diese Entdeckung machte, war er natürlich vom Wagen gestiegen, hatte sich bis zum Morgen niedergelegt, dann beim Lichte des Tages die Stelle gesucht, wo die Pferde vom Wege abgebogen waren, und sie auch bald gefunden, immer ihrer Spur folgend. Wenn man bedenkt, daß wir uns auf hartem Grunde und kahlem Felde befanden, so wird man meine Ueberraschung bei dieser Leistung meines Damaras verstehen.

Noch oft habe ich nachher Gelegenheit gehabt, mich über ähnliche Findigkeit beim Aufspüren von verlaufnem Vieh zu wundern. So z. B. ein andres Mal, als wir auf die Spuren einer Rinderheerde trafen. Nach kurzer Besichtigung sagte mir der Bursche, daß es dreißig Kühe und zehn Ochsen gewesen wären, obgleich ich kaum die Spuren selbst, viel weniger einen Unterschied zwischen den einzelnen Tritten erkennen konnte. Er hatte Recht, denn am Nachmittage holten wir die Heerde ein, welche in der Nacht von einem größern Viehtransporte entschlüpft war.

Nach und nach wurden die einzelnen Grasbüschel, welche Anfangs kaum handhoch gewesen waren, höher und dichter; mehr und mehr Dornbüsche zeigten sich, und als ich bei Sonnenuntergang ausspannen ließ, befanden wir uns schon mitten im Grasfelde, aus welchem zahlreiche größere Pflanzen und besonders viel dornige Akazienbüsche hervorragten.

Einige Bastards, welche von Otyimbingue kamen, brachten die Nachricht von einem neuen Gefechte zwischen Hereros und Namas; es fehlte somit beim Lagerfeuer nicht an Stoff zum Gespräch, bis diese Gäste, welche mich selbstverständlich mit einem Stück Tabak brandschatzten, wieder verschwanden.

Während nun meine Leute mit dem Kochen ihrer „Kost" beschäftigt waren, die dieses Mal nur aus Mehlbrei und Kaffee bestand, sonst gewöhnlich aus Hammelfleisch und Reis, bereitete ich meinen Thee und machte mich dann beim Scheine eines brennenden Akazienstammes an das Umlegen der im Laufe des Tages gesammelten Pflanzen. Es währte geraume Zeit, und meine drei Burschen schliefen bereits tief und fest, als meine botanische Ernte ordnungsmäßig untergebracht und die nöthigen Aufzeichnungen darüber gemacht waren. Darauf breitete auch ich meine Decken und Felle neben dem Wagen aus und legte mich nieder. Doch ich blieb noch lange wach und freute mich des behaglichen Lagers in der weiten Einsamkeit, ab und zu die funkelnden Sterne über mir betrachtend. Da fiel mein Blick plötzlich auf ein Sternbild am nördlichen Horizonte, welches ich während der Jahre, die ich am Cap zugebracht habe, nicht mehr gesehen hatte. Es war der große Bär, welcher gerade noch hoch genug stand, um von hier aus erkannt zu werden. Wie ein Gruß aus der Heimath berührte mich

sein unerwarteter Anblick, und von freundlichen Bildern umgaukelt entschlief auch ich.

In aller Frühe sandte ich am nächsten Morgen einen berittenen Boten voraus, damit man mir von der nächsten Werft, welche etwa siebenzig Kilometer entfernt war, ein Gespann frischer Ochsen entgegenschicke. Als dann die zur Tränke geführten Thiere von der mehr als eine Stunde abseits vom Wege liegenden Wasserstelle Tsaridib zurückgekehrt waren, ging es langsam weiter. Nicht mehr als zweiundzwanzig Kilometer legten die ermatteten Thiere an diesem Tage zurück, trotzdem der Weg ganz gut war. Das Versagen der Ochsen war nicht deren eigene Schuld, sondern die des Treibers, denn wie ich nach und nach erkannte, verstand derselbe nichts von seinem Handwerk. Auch das so einfach erscheinende Fahren mit Ochsen verlangt Erfahrung, um gleichmäßig vorwärts zu kommen und doch die Thiere nicht zu überarbeiten.

Und hier eine kleine Zwischenbemerkung. Es mag dem Leser auffallen, daß ich die doch so wenig Anziehendes bietenden Ochsen so oft in meiner Schilderung erwähne; wer aber jemals in Südafrika gereist ist, weiß, daß gerade diese unpoetischen Thiere die größte Aufmerksamkeit des Reisenden erfordern, und daß er Tag und Nacht ihretwegen in Sorge sein muß, will er unleidliche Zwischenfälle und größern Aufenthalt, so viel in seinen Kräften steht, vermeiden.

Hat man einen guten Treiber, nun wohl, dann kann man diesem unbesorgt Alles überlassen; denn diese Leute verstehen natürlich besser als der erfahrenste Reisende, auf die Thiere Acht zu haben. Ist man aber einem nachlässigen Burschen, wie der meinige leider war, in die Hände gerathen, dann heißt es aufpassen von früh bis spät.

Wie unangenehm ein Versehen hierbei werden kann, erfuhr einer der Händler, welcher mit demselben Schiff wie ich von Capstadt gekommen war. An der ersten Haltestelle, wo ich jenen unfreundlichen Abend verbrachte, hatte auch er, wie üblich, seine Ochsen ruhen lassen. Während in der Nacht Alles in tiefem Schlafe lag, machten sich die Thiere auf und wanderten gemüthlich nach ihrem Weideplatze zurück, von wo sie erst am Tage vorher in der Bai eingetroffen waren. Die für so dumm verschrieenen Ochsen fanden ihren Weg durch den losen Flugsand, über die kahle Baifläche und das grasarme Feld, bis sie ihr Standquartier Usakos wieder erreicht hatten. Sie legten dabei ungefähr zweihundert Kilometer zurück, und ihr Herr mußte zehn Tage zwischen den Sanddünen warten, bis er die Ausreißer wieder hatte.

Da heißt es denn Geduld haben bei Reisen in Südafrika!

Auch ich konnte nichts zur Beschleunigung der meinigen thun und tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich am nächsten Tage ein frisches Gespann erhalten würde. Ich vertrieb mir den langen Abend damit, daß ich meinen Führer Amsib, einen Damara, über die Lebensweise seiner wilden Brüder ausfragte, wobei ich mich über die verständigen Antworten des Burschen freute. Ja, zuletzt buchstabirte er zu meinem Erstaunen sogar einige Namen und malte die Bezeichnungen der vier Schnalzlaute der Namasprache in den Sand. Wie ich später erfuhr, war er einer von den wenigen Damarazöglingen, welche die frühere Missionsschule in Ameib besucht hatten.

Einige Stunden waren auf diese Weise vergangen, als ich hinter uns das Rollen von Wagen hörte. Ich wußte, daß mehrere Händler von der Bai denselben Weg nehmen wollten, wie ich, und war verdrießlich, daß diese Leute mit ihren schweren Lastwagen mich jetzt überholten. Plötzlich aber vernahm ich das gleiche Geräusch von der andern Seite, und das konnte nichts Andres sein, als die mir entgegen kommende Hülfe. Da mein Treiber nachlässiger Weise gerade auf dem Wege ausgespannt hatte, so blieb den herankommenden Wagen nichts übrig, als nach beiden Seiten auszubiegen. Bei der herrschenden Finsterniß fuhren sich einige derselben zwischen den mit gefährlichen Dornen bewehrten Akazienbüschen fest, und da der entgegenkommende Wagen fast gleichzeitig mit den vier nachfolgenden bei mir eintraf, entstand eine heillose Verwirrung, indem die langen Ochsengespanne in einander geriethen. Das Schreien und Toben der Leute, das Knallen der Peitschen, das Brüllen der Ochsen bildete einen betäubenden Gegensatz zu der kurz vorher noch ringsum herrschenden Stille, und als einer der Treiber, dem die Peitsche entfallen war, das Gras anzündete, um beim Scheine der brennenden Fläche die verlorene wiederzufinden, da konnte auch das Auge das wirre Durcheinander übersehen.

Nach und nach beruhigten sich Thier und Mensch, und die vier nachgekommenen Wagen zogen weiter. Auch meine Laune hob sich, als um Mitternacht eingespannt ward, und es nun fort ging in schnellerem Schritte.

Am Morgen befanden wir uns schon in viel besserer Gegend. Das Gras stand dicht gedrängt. Vereinzelte Bäume lugten zwischen den halbkugligen Büschen giftiger Euphorbien und den dornigen Sträuchern verschiedener Akazien hervor. Auch an bunten Farben fehlte es nicht. Einige mir unbekannte Büsche prangten mit zahllosen purpurrothen Früchten; mehrere Cleomearten streckten fußlange gelbe Blüthenähren empor, und handtellergroße, weiße Blumen (Ipomoea) schmückten den Boden.

Im Laufe des Vormittags erreichten wir Usakos am Kanflusse, wo ich zwei Tage rastete, da die reichere Vegetation mir größere Ausbeute gewährte.

Das sandige Thal des Kan war hier mit schönen, großen Bäumen bestanden, unter denen der schon oben erwähnte Anabaum und der Herero-Mutterbaum, Omumborombonga, besonders hervorragten. Einzelne Stämme des letzteren (Combretum primigenum mss.) hatten einen Durchmesser von zwei Metern und eine gewaltige, weit ausgebreitete Krone. Nach dem Glauben der Hereros stammen sie selbst, sowie alle Menschen, ja auch die Rinder, von diesem Baume ab, und sie verehren ihn noch zum Theil in gewisser Weise, indem sie beim Vorübergehen ein Büschel Gras pflücken und als Opfergabe am Fuße des Stammes niederlegen.

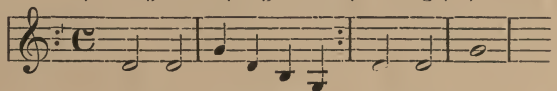
Besonders anziehend war mir hier ein wilder Feigenbaum, welcher die Quelle des Ortes beschattet und sie zu einem freundlichen Plätzchen macht. Die Früchte waren zwar noch nicht reif, die großen, grünen Blätter aber erfreuten das Auge, das sonst nur graue Farben und Dornenzweige gesehen hatte; denn mit Ausnahme des Omumborombonga gehören alle größern Gewächse des Landes zu den Akazien.

Der Bewohner der Werft, ein Deutsch-Amerikaner, hält hier seit einer Reihe

von Jahren einen Viehposten, d. h. er übernimmt Rinder und Pferde andrer Leute gegen Entgelt oder Antheil am Jungvieh zur Beaufsichtigung. Er wohnt in einer Lehmhütte und ist verheirathet mit einer Namafrau, welche seinem kleinen Haushalte vorsteht und die drei ihm gebornen Kinder erzieht, so gut sie es versteht. Die Frau scheint besser zu sein, als die meisten ihres Volkes, und daher kommt es wohl auch, daß der einer einfachen Bauernfamilie entstammende Mann ziemlich zufrieden mit ihr lebt.

In einem andern Falle dagegen, der mir auf meiner Reise bekannt wurde, war es mir unverständlich, wie der Mann, ein äußerst gebildeter Engländer, der mehrere Sprachen kannte, das Leben mit einem solchen Hottentottenweibe lange Jahre hindurch zu ertragen vermochte. Die Verhältnisse sind hier schon weiter entwickelt als in den Niederlassungen der Westküste Central-Afrika's. Dort weiß die eingeborne Frau des Europäers, daß sie kein Anrecht an ihn hat, sobald er das Land verläßt; hier aber sind solche Ehen meistens von einem Missionar eingesegnet und gelten bindend für beide Theile.

Als ich am Abend in der mir zur Verfügung gestellten Grashütte mit dem Sichten meiner Sammlungen beschäftigt war, wurde ich durch Lärm und Geschrei unter den Bäumen in meiner Nähe ins Freie gelockt. Es waren Damaras, welche tanzten. Am Feuer sitzende Weiber schlugen mit flachen Steinen den Takt zu einem einförmigen Gesange, welcher ungefähr wie



klang. Die jungen Burschen, welche sich die sonst nackten Arme und Beine mit Lederriemen und hölzernen Schellen verziert hatten, tanzten nach dieser Musik, d. h. sie gingen, mit den Füßen stampfend und den Oberkörper hin und her bewegend, in allerlei verschlungenen Linien umher, sich dabei so anstrengend, daß sie bald in Schweiß geriethen. Da ich diese Kunstleistung mit einigen Stücken Tabak belohnte, kam die ganze Gesellschaft in so fröhliche Stimmung, daß sie bis in die späte Nacht hinein ihr Singen und Tanzen fortsetzte.

Die Damaras, welche sich auf den Werften ansässiger Bewohner niedergelassen haben, werden meistens von ihren Herren mit Lebensmitteln versehen, d. h. sie erhalten Mehl oder Reis und einen Theil der Milch von Kühen und Ziegen. Die sich frei und wild in den Bergen aufhaltenden dagegen suchen ihre Nahrung im Felde. Eine haselnußgroße Knolle, welche auf den grasigen Flächen in reichlicher Menge wächst, und die von Ameisen zusammengetragenen Grassamen liefern ihnen das tägliche Brot, da die Knollen sowohl wie die Samen sehr stärkereich sind. Gelingt es ihnen dann ab und zu, einen Vogel, eine Eidechse oder Schlange mit einem Steine zu werfen, oder gar einen Steinbock mit Pfeil oder Keule zu erlegen, so haben sie auch noch ihren Feiertagsbraten dazu.

Mit frischen Ochsen und einem neuen Treiber versehen, setzte ich die Reise fort. Dieser, Gert hieß er, verstand sein Handwerk, und es machte mir Vergnügen, ihm zuzusehen wie er die Thiere behandelte. Er kannte, wie das hier üblich ist, den Namen jedes einzelnen derselben und sprach fast fortwährend mit

ihnen, die fleißigen lobend, die lässigen durch Zuruf ermunternd, oder aber, im Nothfalle, mit der langen Peitsche antreibend. „Langberg, Engelsmann, treck! Backfeld, Du schlechter Ochs, Du, treck! Jachmann, so ists recht! Seeland, Hellmuth, Schentelman[1]), Backfeld und so fort, ihr Schelmenkerle, treck, treck!“ und pfeifend fuhr die Peitsche hernieder. „Ringhals, warte Du Nichtsnutz; Schimmel, Du Antichrist, treck!“ Das letztere Scheltwort schien ihm das schwerwiegendste zu sein, denn darauf knallte er erst ein paar Mal mit der Peitsche, ehe er sie dem so Benannten auf den Rücken sausen ließ.

Die erste Nacht hielten wir bei Kariläb, einer Quelle, wo man früher das Wasser nur in einigen engen Löchern erreichen konnte, jetzt aber ein breites Becken findet, welches der hier viel bekannte Jäger und Händler Ericson anlegen ließ, um die großen Rinderheerden tränken zu können, mit denen er ab und zu nach Transvaal oder der Capcolonie zog. Zwei weitere Tage brachten mich nach Otyimbingue, dem am weitesten nach Westen vorgeschobenen Hererodorfe.

An einer Stelle des mittlern Swachaub gelegen, welche fast das ganze Jahr hindurch offnes Wasser führt, ist es der wichtigste Platz des Hererolandes, da sich hier die von Süden, Osten und Norden nach der Walfischbai führenden Straßen treffen. Die Zahl der Hereros im Dorfe schwankt zwischen zwei- und dreihundert. Die ansässigen Weißen, nämlich mehrere Missionäre und Händler mit ihren Familien, zählen dreißig bis vierzig Köpfe.

Auch Herr Nels, der stellvertretende Deutsche Reichscommissar für Südwest-Afrika, hielt sich gerade hier auf, um sich für anderweitige Reisen nach dem nördlichen Theile des Schutzgebietes vorzubereiten. Da Hereroland ohne Frage der wichtigste Theil unseres hiesigen Schutzgebietes ist, so wird wohl Otyimbingue zum bleibenden Sitz der deutschen Behörden gewählt werden; hat doch der Reichstag schon das Geld für das betreffende Dienstgebäude bewilligt.

Die Häuser der Weißen sind meist aus Lehmblöcken gebaut, mit Kalk übertüncht und mit Rohr oder Stroh gedeckt. Die Hereros leben zum größten Theile noch in einfachen, backofenförmigen Hütten, mit nur einer Oeffnung versehen, welche als Thür, Fenster und Rauchweg dient. Nur einige vorgeschrittnere unter ihnen haben sich, dem Beispiel der Europäer folgend, viereckige Wohnungen gebaut; doch scheint das ihrem Sinne so sehr zu widerstreben, daß manchmal noch eine oder mehrere Wände dieser Gebäude zur Bogenform zurückkehren.

Die Leute im Orte waren beschäftigt, aus den Umzäunungen (Kraalen), darinnen sie das Vieh die Nacht über halten, Dünger auf die Felder zu schaffen und Korn, d. h. also Weizen zu säen. Da künstliche Bewässerung des Landes bisher noch nicht versucht worden ist, so eignen sich nur diejenigen Stellen des Flußbettes zum Getreidebau, an denen das Wasser dicht unter der Oberfläche ansteht. In den übrigen Theilen des Flusses hingegen, wo im Laufe des Winters und Frühlings der Grundwasserspiegel zwei Fuß und mehr zu sinken pflegt, würde etwaiges Getreide gar bald vertrocknen; denn nur in seltnen Jahren wird das dürstende Feld auch außerhalb der eigentlichen Regenzeit durch atmosphärische Niederschläge erfrischt.

[1]) Eine Entstellung von „gentleman“, gerade wie Engelsmann etwa nicht von Engel herkommt, sondern „Engländer“ bedeutet.

Ein gleicher Verlust trifft das Land ab und zu dadurch, daß bei einem allzu frühen Beginn der Sommerregen die Ernte von den Fluthen des Flusses fortgeschwemmt wird. Das hat auch die Leute, welche ein solches Ereigniß Jahrzehnte lang als Warnung gelten lassen, dahin gebracht, daß sie nicht einmal so viel Getreide bauen, als sie selbst gebrauchen, sondern noch vom Cap eingeführtes kaufen müssen, trotzdem ihnen das sehr theuer kommt. Gibt doch der Herero für einen Sack Weizen von 100 Kilogramm, welcher dem Händler in Otyimbingue etwa 45 Mark gilt, einen großen, fetten Ochsen, der dort zur Zeit 70 Mark werth ist. Ja, in letzterer Zeit, wo der Preis des Viehes bedeutend herabgegangen, reichte das nicht einmal, und es mußte noch ein Schaf in den Kauf gegeben werden.

Das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Leute ist „Omëire", eine Art gegohrner Milch, welche sie in besonderer Weise bereiten. Sie füllen die frische Milch in Kalabassen, in welchen noch ein Rest des Getränkes vom vorigen Tage gelassen worden. Die Kalabasse wird ein bis zwei Stunden lang geschüttelt, wobei der Rest alter Milch die neue Füllung in schnelle Gährung versetzt und ein angenehm schmeckendes Getränk erzeugt. Anfangs mundete mir die Omëire ihres großen Säuregehaltes wegen nicht recht; bald aber lernte ich das erfrischende Getränk schätzen und ließ mir während meines Aufenthaltes in Otyimbingue täglich davon kommen. Als ich dem Hereromädchen, welches den Holztopf mit der Milch zu bringen pflegte, einmal ein Stück Tabak bot, holte sie sofort ihre Pfeife, nämlich einen hohlen Knochen hervor, stopfte ihn, bat mich um Feuer und ging, den Rauch durch Mund und Nase blasend, mit vergnügtem Lächeln davon.

Der kürzeste Weg von Otyimbingue nach Okahandja, dem Hauptorte des Landes, folgt in wechselnder Entfernung dem Laufe des Swachaubflusses. Da aber nichts Genaueres über den Verbleib der vor einigen Wochen bei Okahandja geschlagenen Namas bekannt war, rieth man mir allgemein ab, diesen Weg zu nehmen, weswegen ich denn nach achttägigem Aufenthalte in nordöstlicher Richtung weiter fuhr, um im Bogen Okahandja zu erreichen.

Das Feld war anfangs ziemlich kahl; nur selten zeigte sich ein Baum, und ließ ich dann in seiner Nähe halten, um für die Mittagspause einen schattigen Lagerplatz zu haben, so fand ich zu meiner Enttäuschung, daß das weiche Gras, welches, weithin das offne Feld bedeckend, gerade so weit als der Schatten der Baumkrone reichte, von einem Stechgrase verdrängt war, dessen spitze, mit fein gesägten Haaren besetzte Früchtchen sich in Kleider und Haut bohrten und mich bald solche Plätze meiden lehrten.

Zwischen den Büschen dorniger Akazien sah ich Gruppen blühender Aloës. Aus den Rosetten der scharfgezähnten Blätter erhoben sich vielfach verzweigte Schäfte mit gelben oder rothen Blüthen. Langschnäblige Zuckervögelchen (Nectarinia) flatterten dazwischen umher, sich ab und zu an die schlanken Blumenröhren hängend, um ihnen köstlichen Honig zu entsaugen.

Hin und wieder tauchte ein schlanker, drei bis vier Meter hoher, aus rothem Thon gebauter Termitenhügel auf, oder Perlhühner, welche mit dem Aus-

scharren von Knollen beschäftigt gewesen waren, liefen schreiend zur Seite, sich in dem dichten Grase zu verbergen; sonst aber gab es nichts zu sehen.

Die Nothwendigkeit, heute noch das nächste Wasser zu erreichen, zwang mich, mehrere Stunden nach Sonnenuntergang zu reisen. Die Nacht war empfindlich kalt. Ich hatte das Feuer den drei Schwarzen überlassen und mich selbst etwas abseits niedergelegt, wurde aber von der Kälte geweckt und mußte mir noch eine Decke aus dem Wagen holen. Am Morgen sah ich denn auch Reif an den Büschen. Es war das etwas früh im Jahre, denn die Nachtfröste, welche im Winter auf dieser mehr als 1250 Meter über dem Meere liegenden Hochebene nicht selten sind, stellen sich gewöhnlich erst im Juni oder Juli ein.

Nach zwei weiteren Tagen deuteten verschiedene Anzeichen auf die Nähe des Hauptortes. Zahlreiche Fußpfade liefen neben dem Wege her, und öfter als bisher kamen einzelne Hereros an den Wagen, dem Fremdlinge die Hand reichend. Nach Landessitte „schüttelt" man dieselbe nicht etwa, wie die Engländer sagen, sondern berührt sie einfach, ohne sie zu drücken. Die Leute waren in ihrem Nationalkostüm, d. h. sie trugen einen ledernen Schurz um die Lenden und Lederriemen an den Beinen; um Hals, Arme und Knöchel Ketten von allerlei Perlen. Fast Jeder schleppte ein Gewehr mit sich, auch die auf Ochsen Herzureitenden.

Das Reiten auf Ochsen ist bei den meisten Völkern Südafrika's üblich. Sie durchbohren den jungen Thieren die Nasenscheidewand und stecken einen kurzen Stock hindurch, an dessen Enden die als Zügel dienenden Leinen befestigt werden. Das Reiten erfordert eine eigne Geschicklichkeit. Wer nicht daran gewöhnt ist, mag er noch so gut auf einem Pferderücken zu Hause sein, fällt doch ohne Weiteres herab, sobald sich der Ochs in Galopp setzt; denn das Fell sitzt den Thieren so lose auf dem Leibe, daß der Neuling keinen Halt findet.

Einzelne der Burschen sahen recht stattlich aus. Größer als die nach unsern Anschauungen meist unter Mittelgröße bleibenden Namas, zeigten sie auch durch die schön gewölbte Brust, die kräftigen Arme und die stolze Haltung ihre Ueberlegenheit über die langjährigen Feinde.

Als ich am Abend nur einige hundert Schritte vom Orte ausspannen ließ, fanden sich bald mehrere Hereros beim Feuer ein, und von ihnen erhielt ich endlich genauere Nachrichten über das vor drei Wochen hier stattgehabte Gefecht.

Hendrik Wittboi, ein religiöser Fanatiker, so zu sagen der Mahdi unter den Hottentotten, war mit dreihundert Leuten und mehreren Wagen während der Nacht völlig unbemerkt bis zu der Stelle, wo wir uns befanden, herangekommen und hatte die Steinhaufen in der Nähe besetzt. Mit dem Morgengrauen — es war der Sonnabend vor Palmsonntag — begannen sie zu schießen, und bald war die Schlacht in vollem Gange, d. h. wenn man es so nennen will. Die Hereros, wohl fünfzehnhundert Mann stark, steckten in den Häusern, hinter Steinen oder Mauern, die Namas, drei- bis fünfhundert Schritt davon, hinter den Steinkuppen. Beide Theile feuerten nun blindlings drauf los, wo sie nur irgend einen Arm oder einen Kopf sahen, oder auch nur einen solchen vermutheten, aber einen Angriff wagte keine von beiden Parteien. Ebenso leicht, wie es für

die Namas gewesen sein würde, während der Nacht in den Ort einzudringen und Alles bis auf den letzten Mann niederzumachen, war es jetzt bei Tage für die Ueberzahl der Hereros, durch einen einzigen Sturm die ganze Namabande zu vernichten; aber das erschien zu gefährlich, denn es hätte ganz sicher einigen von ihnen das Leben gekostet. Man begnügte sich daher, den ganzen Tag lang das Schießen in der beschriebenen Weise fortzusetzen. Die Hereros hatten dabei vier Verwundete, die Namas zwei und einen Todten. Dieser Todesfall ward dadurch herbeigeführt, daß der Mann auf einen Dornbaum geklettert war, um Fleisch zum Trocknen aufzuhängen; bei dieser Beschäftigung hatte ihn eine Kugel der Hereros getroffen. Als die Namas am Abend einsahen, daß sie mit ihrer geringen Zahl nichts ausrichten könnten, begannen sie, sich zurückzuziehen, und nun geschah das Ungewöhnliche. Die Hereros machten sich auf zur Verfolgung. Einige dreißig Mann derselben waren schon etwas früher südwärts geritten und hatten sich in der Nähe einer Wasserstelle, an welcher die heimkehrenden Namas wahrscheinlich ihre Pferde tränken würden, in einen Hinterhalt gelegt. Weitere dreihundert, die Hälfte davon zu Pferde, setzten den Namas nach.

Das Ungewohnte dieses Verfahrens brachte die Letzteren bald in Verwirrung, und schon nach wenigen Stunden war ihr Rückzug eine wilde Flucht. Ein Jeder lief, so schnell er konnte; die Hereros immer hinter her, Alles niederschießend, was ihnen erreichbar war. Bis lange nach Mitternacht dauerte diese Jagd; nun aber ging der Mond unter, und die Hereros machten Halt, um nicht selbst in einen Hinterhalt zu fallen. Die Namas gewannen einen Vorsprung. Als sie am Morgen die Wasserstelle erreichten, sprangen sie schnell von den Pferden, um ihre abgehetzten Thiere zu tränken und selbst ein wenig zu essen. Jetzt aber knallte es plötzlich zwischen den Steinen vor ihnen, und ohne auch nur zu fragen, wie viel der Feinde ihnen schon zuvorgekommen sein möchten, jagten die, welche ihre Pferde noch erreichen konnten, nach allen Seiten davon. Den ganzen Sonntag hindurch setzten die Hereros die Verfolgung fort und kamen bis jenseits Rehoboth; dort fanden sie die in der Eile zusammengetriebenen Viehheerden der Namas. Die Freude darüber ließ sie alles Andre vergessen. Sie kümmerten sich nun nicht weiter um die Feinde, welche sich in das Buschfeld und die Berge umher geflüchtet hatten, sondern schlachteten von dem Vieh und schwelgten in der Fülle des gebotenen Fleisches, nachdem sie vierundzwanzig Stunden unterwegs gewesen waren und 140 Kilometer zurückgelegt hatten.

Noch in der Nacht traten sie den Rückweg an, die dreizehnhundert Rinder, welche sie erbeutet hatten, nach Okahandja treibend. Einige achtzig Namaleichen wurden dabei längs des Weges gezählt, wie viele aber verwundet entkommen und erst später ihren Wunden erlegen sein mögen, wußte man natürlich nicht; doch wird etwa die Hälfte der Namas bei diesem Unternehmen umgekommen sein. Im Interesse des Landes, wie der deutschen Behörden, welche durch diese langwierigen Kämpfe der unter ihrem Schutze stehenden Völkerschaften in unliebsame Verwicklungen gerathen müssen, ist zu hoffen, daß der Denkzettel den Namas genügen und sie geneigter machen dürfte, den von allen Seiten herbeigesehnten Frieden endlich abzuschließen.

Am anderen Morgen zog ich in die Residenz des Landesherrn ein.

Die Hütten der Eingebornen liegen in einzelnen Gruppen zerstreut in der Ebene, dazwischen erstreckt sich jedoch eine Reihe rechtwinklig gebauter Häuschen, welche den Vornehmen des Landes gehören und unter Beihilfe des Missionärs gebaut worden sind. Kirche, Schule und Wohnung des Missionärs und ein zur Zeit leer stehendes Haus, welches einem Händler gehört, bilden die hervorragenden Gebäude des Platzes. Das letztere wurde mir eingeräumt.

Zu meiner Verwunderung entdeckte ich an den Wänden Kohle-Inschriften in deutscher Sprache. Auf meine diesbezüglichen Fragen erzählte man mir, daß dort vor 1½ Jahren der, wie man sich schonend ausdrückte, etwas eigenthümliche Herr Dr. H. gewohnt und infolge irgend einer geringfügigen Streitigkeit mit Kamaharero dieses Zimmer selbst zu seinem Gefängniß erklärt habe, obgleich er frei war zu gehen, wohin er wollte. Die Zeit seiner vermeintlichen Gefangenschaft schien der sonderbare Herr der dichterischen Verzierung der Wände gewidmet zu haben. Der größere Theil der Schrift war schon unleserlich geworden; Einiges konnte ich aber noch entziffern, z. B. „Kennst du das Land, wo Dornenbäume blühn, durch Feld und Flur die Rinderheerden ziehn," womit er unzweifelhaft richtig, wenn auch wenig originell Hereroland meinte.

Den Tag benutzte ich, mich und meine Sachen ein wenig zu säubern und meine Sammlungen in Ordnung zu bringen.

Am Nachmittage wurde ich durch hohen Besuch in dieser Beschäftigung unterbrochen. Kamaharero, das Oberhaupt der Hereros, kam auf einem Schimmel herbeigeritten, gefolgt von etwa einem Dutzend andrer schwarzer Herren. Ich wußte schon im Voraus, was der Zweck dieses Besuches war. Es dauerte denn auch nicht lange, so fragte er, ob ich nicht etwas zu trinken hätte, und als er eine Flasche Wein — Cognac wäre ihm freilich lieber gewesen — und den selbstverständlich verabreichten Tabak erhalten hatte, wandte er sich zum Gehen. Seine Minister, Riava und Kavisari, geruhten jeder um eine Kerze zu bitten, worauf die ganze Gesellschaft wieder abzog. Es war eine erlesene Sammlung nicht gerade Vertrauen erweckender Gesichter, von denen das ärgste unzweifelhaft dem alten Kamaharero selbst angehörte. Er war es, welcher beim Ausbruch des jetzigen Krieges alle in seinem Lande lebenden Namas, etwa hundert Männer und Weiber, nach Okahandja schaffen und dieselben dort in einer Schlucht mit Knütteln und Steinen todt schlagen ließ.

Schlau wie ein Fuchs, und wohl wissend, daß er die Weißen braucht, um Waffen und Munition zu erhalten, hütet er sich, irgend etwas gegen dieselben vorzunehmen. Er für seine Person lehnt es zwar ab, Christ zu werden, gestattet aber, daß seine Kinder die Missionsschule besuchen.

Eine eigentliche Religion besitzen die Hereros nicht, nur eine Art von Ahnencultus treiben sie. Die Gräber ihrer Großen gelten ihnen heilig. Sie legen die Hörner aller bei der Leichenfeier eines Häuptlings geschlachteten Rinder auf dem Hügel nieder, und Keiner von ihnen würde es wagen, etwas davon fortzunehmen. Kamaharero bringt oft halbe Nächte am Grabe seines Vaters Katyameha zu, um den Zorn desselben über irgend eine ungerechte That des Sohnes zu beschwichtigen, und es scheint, als ob man diese Anschauung auch auf andere Völker übertrüge. Als vor einigen Jahren der Sohn des verstorbenen

Missionars K. von einer Reise nach Deutschland ins Hereroland zurückkehrte, sagte Kamaharero zu ihm: „Ich wußte, Du würdest wiederkommen, denn das Grab Deines Vaters ist hier."

Noch mit den Aufzeichnungen über die mir erwiesene Ehre beschäftigt, hörte ich es an die Thür klopfen. Diese Höflichkeit von Seiten eines Schwarzen überraschte mich. Noch größer jedoch wurde mein Erstaunen, als ich beim Oeffnen ein Hereromädchen sah, welches in zierlichem Deutsch sagte: „Bitte, komm zum Essen." Es war eine Dienerin meines freundlichen Wirthes, des Missionars Herrn Diehl, welcher mich am Morgen schon eingeladen hatte, während meines Aufenthaltes in Okahandja sein Tischgenosse zu sein. Wie ich dann während des Essens erfuhr, hatte das Mädchen ganz hübsch Deutsch gelernt, so daß ich mir nachher öfter den Spaß machte, mit ihr in meiner Muttersprache zu reden.

An einem der folgenden Tage bestieg ich den Kaiser-Wilhelms-Berg, 1500 Meter, die höchste Erhebung in der Nähe des Ortes. Die Besteigung ist eigentlich nur ein größerer Spaziergang, denn in zwei Stunden gelangt man ohne andre Schwierigkeiten als ein wenig Klettern hinauf. Obgleich der Gipfel des Berges nur 220 Meter über dem Thale von Okahandja liegt, gewährt er dennoch eine schöne Fernsicht über die sich weit nach Westen und Norden erstreckende Ebene. Im Osten und Süden schließt sich ein äußerst wildes Gebirgsland an, mit zahlreichen Ketten und Spitzen, deren einzelne noch 900 Meter höher sind. Die Vegetation des Berges verrieth schon einen reichlicheren Regenfall. Außer den zahlreichen Akazien fand ich mehrere Büsche und Bäume mit breitem Laube, von denen einige bisher nur aus Natal bekannt waren. Zwischen den Steinen wuchs bis zum Gipfel hinauf hohes Gras, und an schattigen Felswänden fand ich mehrere Arten zierlicher Farne.

Als ich gegen Mittag wieder zu meinem Wagen kam, wartete dort ein Bote Kamaharero's. Er war geschickt worden, um eine zweite Flasche Wein zu holen und zeigte als seine Legitimation eine Kerri (kleine Keule) des Häuptlings vor. Ihm das Verlangte gebend, trug ich ihm auf, mir doch einige Leute zu schicken, welche Halsketten, Armbänder und ähnliche Dinge verkaufen würden.

Männer sowohl wie Frauen tragen mit Vorliebe Schnüre von Eisenperlen um Hals, Arme und Beine; die Weiber noch außerdem Spiralen von starkem, beinahe fingerdickem Eisendraht. Die Perlen schlagen sie selbst aus irgend einem Stück Eisen, dessen sie habhaft werden können, weshalb der Reisende auf seiner Hut sein muß, daß ihm nicht Eisentheile des Wagens entwendet werden. Die Eisenspiralen aber werden sozusagen um die Knöchel und Handgelenke herumgeschmiedet und sind nur durch mühsames Auseinanderbiegen wieder herunter zu bringen. Auch der Gürtel, sowie das bei den vornehmen Frauen weit über den Rücken herunterfallende Nackenstück der ledernen Haube ist mit schweren Perlen besetzt, und ich schätze nicht zu hoch, wenn ich das Gewicht des Schmuckes einer wohlhabenden Hererofrau auf zehn Kilogramm angebe. Je vornehmer eben die Dame ist, desto mehr Eisen schleppt sie auf ihrem Leibe umher.

Bald kamen denn auch Einzelne, mir Theile ihres Schmuckes anzubieten. Anfangs brachten sie hauptsächlich Glas- und Porzellanperlen, welche ihnen die werthvolleren schienen; als ich diese aber zurückwies, merkten sie nach und nach,

um was es sich handle, und ich erhielt nun Schnüre der verschiedensten Art. Neben den am zahlreichsten angebotenen Eisenperlen hatten sie solche aus Holz, Wurzeln, Samen oder Akaziengummi, untermischt mit kleinen runden Scheiben aus der Schale der Straußeneier.

Nach und nach war es im Dorfe bekannt geworden, daß man bei dem weißen Manne allerlei Waaren für verhältnißmäßige Kleinigkeiten kaufen könne, und nun strömten die Leute, besonders die Frauen, von allen Seiten herbei und drängten in mein kleines Zimmer. Hier bot mir ein Mädchen Perlen und verlangte Kaffee und Zucker dafür, dort ein altes Weib einen Holzlöffel für Mehl oder Reis, ein anderes eine Salbenbüchse, aus einem Stück Ochsenhorn mit darüber gespanntem Leder gefertigt, für ein Kopftuch. Ein junger Bursche brachte eine Schnur Eisenperlen und forderte ein Messer, ein anderer einen großen Milchtopf, ein Hemd oder eine Jacke dafür verlangend. Dabei lärmten und schrieen die Leute durcheinander und drängten sich um mich herum, wie es nur je bei dem billigen Mann auf der Leipziger Messe der Fall ist.

Mein kleiner Vorrath an Waaren, die ich für solche Zwecke mitgenommen hatte, war erschöpft; aber wenn es leicht gewesen, den Haufen anzulocken, so war es schwerer, ihn wieder loszuwerden. Denn diese Herren sind stolz; man muß sich wohl hüten, sie zu beleidigen und dadurch Unheil anzurichten. Mir blieb also nichts weiter übrig, als einen der Burschen zu bestechen, indem ich ihm ein „Pupje", d. h. einen Trank Branntwein versprach, worauf er mich denn von seiner und der übrigen Gesellschaft befreite.

Am nächsten Tage machte ich dem Kamaharero meinen Gegenbesuch. Er saß vor seinem Hause, umgeben von den Großen des Reiches. Man rückte mir einen niedrigen Armsessel, von dessen Rohrgeflecht nur noch Ueberreste an dem Rahmen hingen, ihm gegenüber, und mit Hilfe eines Dolmetschers[1]) begann ich die Unterhaltung mit der bedeutsamen Frage, wie es ihm ginge. Es mußte ihm wohl mitgetheilt worden sein, daß ich von den Weißen im Lande „Doctor" genannt würde, und daß ich allerlei Kräuter sammelte, welche nach seiner Ansicht nur für Arzneizwecke bestimmt sein konnten. Er hielt mich demnach für einen Arzt, und es wäre eitle Mühe gewesen, ihm das Gegentheil klar machen zu wollen. Ich ließ mir also die nicht besonders schwierige Rolle gefallen und gebe in Nachfolgendem unser Gespräch wieder, um die Ausdrucks- und Anschauungsweise der Leute zu zeigen, welcher ich mich natürlich anpaßte, um besser verstanden zu werden.

Eine kurze Pause folgte meiner Begrüßungsrede, dann begann der Dolmetscher:

„Der große Capitän sagt: Er ist krank, er hat Schmerzen in den Beinen und im Magen; die Brust thut ihm weh und der Kopf; Du sollst ihm Arznei dafür geben."

---

[1]) In ganz Süd-Afrika bis zum Wendekreise des Steinbocks und noch darüber hinaus findet man in den größeren Niederlassungen der Eingeborenen immer Einige, welche die Landessprache der beiden südafrikanischen Bauernrepubliken, ein jämmerlich zugerichtetes Holländisch, verstehen.

Ich: „Das ist ein sehr schwerer Fall. Wenn an einem Wagen z. B. ein Rad beschädigt ist, so läßt sich das wohl ausbessern, wenn aber das ganze Holz morsch und das Eisen verrostet ist, dann kann man nichts mehr daran bessern. So könne auch ich nichts thun mit einem Körper, der überall krank ist."

Der Dolmetscher: „Der große Capitän sagt: Wenn Du nicht den ganzen Körper gesund machen kannst, dann sollst Du ihm wenigstens etwas für das eine kranke Rad geben, für den Magen, welcher ihm viel Schmerzen macht."

Ich (wohl merkend, daß er Branntwein haben wolle): „Ja, wie lange ist denn der Magen krank?"

Der Dolmetscher: „Schon von der Zeit an, da er noch so groß war." (Dabei hielt er die Hand nur so hoch vom Boden, daß er höchstens fünf Jahre gewesen sein konnte.)

Ich: „Da wäre es jetzt zu spät, denn einen alten Baum, der von Jugend an krumm gewachsen sei, könne man nicht mehr gerade biegen."

Der Dolmetscher: „Der große Capitän sagt: Ja, das sei wahr, aber andere weiße Männer haben ihm schon etwas dafür gegeben, und Du kannst auch etwas zur Linderung beitragen, wenn Du nur willst."

Ich: „Nun wohl, ich werde ihm Arznei schicken. Die Arznei ist sehr bitter, aber das muß so sein, denn nur Böses kann Böses vertreiben."

Der Dolmetscher: „Der große Capitän sagt: Das sollst Du nicht thun. Er ist schon so viel geplagt am ganzen Körper, daß er sich die Zunge nicht auch noch mit schlechten Sachen verderben will."

In dieser Weise ließ ich ihn eine halbe Stunde reden, ehe ich ihm die gewünschte „leckere" Arznei versprach; dann aber ersuchte ich ihn, mir ein Schaf zu schicken, da ich kein Fleisch mehr hätte und am nächsten Morgen abreisen wolle, sobald der Morgenstern heraufgekommen sei. Er versprach mir das Schaf, doch könne er es erst morgen früh schicken, wenn die Sonne „dort" stehen würde — dabei zeigte er nach Nordosten, was ungefähr acht Uhr Morgens bedeutete. Ich erklärte mich damit zufrieden und ging, nachdem ich wieder jedem der schwarzen Herren die Hand gereicht hatte. Kamaharero schickte der größeren Sicherheit halber gleich einen Boten mit, dem ich dann den versprochenen Feuertrank einhändigte.

Schon standen am nächsten Morgen die Ochsen in den Jochen, als das Schaf kam, zugleich aber auch die Botschaft, ich möchte ihm doch noch eine Flasche von derselben Arznei schicken, denn sie scheine anzuschlagen. Ich erklärte jedoch, daß ich nichts mehr davon hätte und gab meinem Treiber das Zeichen zum Aufbruch.

Während ich mich bei meinen freundlichen Wirthen, dem Missionar und seiner Frau, verabschiedete, rollte der Wagen zum Dorfe hinaus, und als ich ihn dann eingeholt hatte, zogen wir süd-östlich weiter, dem Thale des Swachaub zu.

Unter den mächtigen Kameeldornbäumen lagen zahlreiche Hütten, welche zeigten, daß das Land hier herum ziemlich dicht bevölkert sei. Vor einer derselben stand ein stattlicher Mann wie eine Schildwache, stolz aufrecht, leicht gestützt auf eine Lanze mit breiter, glänzender Kupferspitze. Er rührte sich nicht,

nur mit den Augen verfolgte er meinen Zug und prüfte wahrscheinlich in Gedanken die Vorzüge und Mängel meiner Ochsen.

Der Weg führte bald wieder über steinige Hügel, welche nur mit niedrigem Dorngebüsch bewachsen waren. Da wir erst spät aufgebrochen waren, so konnte ich nur eine kurze Mittagspause machen. Schnell wurde etwas von der berühmten Erbswurst zubereitet. Dieselbe, eine Errungenschaft des großen Krieges, hat mir und manchem anderen Reisenden in fremden Ländern schon oft gute Dienste geleistet.

Am Abend erreichte ich Barmen, ehemals die wichtigste Missionsstation des Landes, jetzt aber von den Hereros verlassen. Eine warme Quelle bewässert den Garten, darinnen allerlei Gemüse in üppigster Fülle wächst. Einige Dattelpalmen vor dem Hause und zwei gewaltige Anabäume bilden den landschaftlichen Schmuck der Gegend; sonst aber ist wenig Baumwuchs zu sehen.

Der dortige Missionar nahm mich mit offenen Armen auf und sprach seine herzliche Freude darüber aus, daß er wieder einmal einen Menschen und noch dazu einen Landsmann sähe. Denn seitdem Hereros und Namas im Kriegszustande lebten, so erzählte er, sei er nicht nur von den Hereros seiner Gemeinde verlassen, sondern auch alle Händler und Reisende, welche sonst dort vorbeizukommen pflegten, mieden jetzt diese Gegend, so daß er außer seiner Familie und einigen alten Dienstboten oft Monate lang Niemanden erblicke.

Frau M. erquickte mich mit dem Landesgetränk, und ich muß gestehen, daß es die beste Oméire war, welche ich auf der ganzen Reise genossen habe, denn eine feine weinige Blume entströmte dem Glase. Auch in diesem Falle zeigte sich die Wirkung der größeren Sorgfalt in der Bereitung.

Die nächste Tagereise führte mich über den abscheulichsten Weg, welchen ich im ganzen Lande kennen gelernt. Man darf sich unter Weg überhaupt nicht irgend eine angelegte Straße vorstellen, denn deren gibt es eben keine. Die das Land durchziehenden Wagen haben sich immer die besten oder — richtiger gesagt — die am wenigsten schlechten Stellen ausgesucht, und jeder neue Reisende folgt den alten Spuren. Da geht es natürlich über Hügel und durch tiefe Flußthäler mit sandigem Bett. Das Schlimmste jedoch sind die im Wege liegenden Felsblöcke. Bisher waren dieselben nur vereinzelt aufgetreten, auf dieser Strecke aber ging es von Block zu Block. Während sich das eine Rad einen fußhohen Stein hinaufarbeitete, sprang das andere vielleicht gerade von einem noch höheren herunter, und so wogte der Wagen von einer Seite auf die andere wie ein Schiff bei schwerem Seegang. Alles, was darinnen nicht niet- und nagelfest war, sprang durcheinander wie die Würfel im Becher. Jeden Augenblick glaubte ich, daß bei den fürchterlichen Stößen die Räder zerbrechen müßten; aber die starken Reifen hielten tapfer aus.

Am Nachmittage ward der Weg wieder gleichmäßiger. Zu beiden Seiten dehnte sich weites Grasfeld aus. Zwar war das Gras schon gelb, der Jahreszeit entsprechend, doch stand es so dicht und hoch, daß die Ochsen bis an den Leib darin umherwateten. Aber auch Gefahr bot dieses dürre Meer. Anfangs weit hinter uns, dann immer näher und näher kommend, wirbelten gewaltige Rauchsäulen auf. Das Feld war in Brand gerathen. Eingedenk der Schil-

derungen früherer Reisenden, wie z. B. Anderssons, trieb ich meine Leute und Ochsen an, soviel es ging. Verfolgt von dem Knattern und Prasseln der Flammen, welche dem Wagen einmal bis auf hundert Schritte nahe gekommen waren, erreichte ich jedoch ungefährdet das jenseitige Ufer des Swachaub, wo ich den Rest des Tages und die Nacht zu ruhen beschloß, da wir hier nicht nur durch das sandige Flußbett gegen das Feuer geschützt waren, sondern auch durch einiges Graben im Sande genügend Wasser fanden.

Für den Reisenden liegt die größte Gefahr eines solchen Zwischenfalles nicht allein in der Möglichkeit, selbst darin zu verbrennen, sondern in der verhängnißvollen Wirkung, welche das näher kommende Feuer auf die Ochsen ausübt. Der Gefahr, verbrannt zu werden, ließe sich wohl, wie jeder Leser aus den Schilderungen amerikanischer Präriebrände weiß, durch Gegenfeuer ausweichen, wenn man nicht Rücksicht auf die Ochsen zu nehmen hätte, deren Schrecken dadurch so gesteigert werden würde, daß sie nicht mehr zu halten wären. Kommt einem daher bei solcher Gelegenheit das Feuer in bedrohliche Nähe, ohne daß es gelingt, einen größeren sandigen, grasfreien Platz zu erreichen — oder ist man gar gezwungen, zwischen brennenden Bäumen und knisternden Büschen hindurchzufahren, so ist Eile und Gewalt das einzige Mittel zur Rettung. Jeder, der einen Arm schwingen kann, schlägt mit Peitsche oder Stock auf die aufgeregten Ochsen, und es gelingt meistens, durch die so erzeugte Furcht und Angst vor der unaufhörlich niedersausenden Geißel, den Schrecken, welchen die Flammen den Thieren verursachen, zu paralysiren, bis die Gefahr vorüber ist.

In der Nacht sprang der Wind um, und während wir am Morgen weiter zogen, sahen wir, daß sich das Feuer schon fernhin nach Osten gewendet hatte.

Dieser ganze Theil des Landes war zur Zeit von den Menschen gemieden, und es überraschte mich darum auch nicht, einiger Strauße ansichtig zu werden, welche flüchtig davon eilten. Ich suchte ihre Spur auf und war hoch erfreut, als ich an der Stelle, wo sie gesessen, und wie es schien, sich im Sande gewälzt hatten, einige Federn fand. Durch die großartigen Jagdzüge Ericson's und Anderssons ist die Zahl dieser Vögel gewaltig vermindert worden, und es ist jetzt ein seltenes Glück für die eingeborenen Jäger, die Bastards, wenn es ihnen nach heißem Ritte gelingt, einem älteren Strauß so nahe zu kommen, daß ihre Kugel ihn erreichen kann. Trotzdem die Preise der Federn jetzt viel niedriger sind als früher, bringt ihnen das wogende Kleid des Vogels immer noch 100 bis 200 Mark.

Leider tragen diese Jäger selbst noch zur Entvölkerung des Landes nach dieser Richtung hin bei, denn in ihrem unbezähmbaren Jagdeifer schonen sie auch jüngere Thiere nicht, deren Federn gar keinen Werth haben, sondern schießen nieder, was ihnen vor die Büchse kommt. So traf ich unweit Otyimbingue einen Trupp jagender Bastards, welche einen jungen Strauß erlegt hatten und sich sofort herandrängten, mir die Federn desselben für einige Pfund Kaffee zum Kauf anzubieten. Sie glaubten, einen „Grünen" gefunden zu haben, den sie zu prellen gedachten, und man darf sich darüber nicht wundern; denn sie schließen selten einen Kauf ab, bei dem sie nach ihrer Meinung den weißen Mann nicht überlisten. Während der Unterhandlung hatte ich jedoch gesehen, daß die Männer auch ein

schönes Kudugeweih hatten, und als ich mich bereit erklärte, Federn und Geweih für den geforderten Kaffee, einige Pfund Zucker und etwas Tabak zu kaufen, griffen sie sofort zu und freuten sich noch obendrein, ihre Federn so gut angebracht zu haben, ohne zu merken, daß sie nun die Geprellten seien. Denn mir war das mächtige Gehörn mit den spiralig gewundenen Stangen mehr werth als der gesammte Kaufpreis.

Im Besitz ihres Kaffees und Zuckers waren sie lustig und guter Dinge, stopften die Pfeifen und sangen und tanzten nach dem Klange einer Harmonika, hier „Treckorgel" genannt, bis weit über Mitternacht, während ich lange wachend bei meinem Feuer lag; denn der volle Mond stand im Zenith und übergoß die Landschaft mit einem Meere von Licht.

Nach einer kurzen Reise erreichte ich wieder Otyimbingue, die schon früher erwähnte Missionsstation, wo ich während eines achttägigen Aufenthaltes daselbst Zeit gewann, die Umgegend zu durchstreifen und meine Sammlung zu vervollständigen. Die Leute im Dorfe, denen es bald bekannt geworden war, daß sie sich auf leichte Weise Tabak verdienen könnten, brachten mir allerlei Gewürm, Schlangen und Eidechsen, aber das von ihnen gefürchtete Chamäleon rührten sie nicht an. Wahrscheinlich ist es die räthselhafte Erscheinung des Farbenwechsels welche das ungefährliche Thierchen in den Ruf gebracht hat, giftig zu sein. Dasselbe hält sich übrigens, wie ich zum Unterschiede von der meist bekannten, auf Sträuchern lebenden Art erwähnen will, nur auf dem kahlen Erdboden auf, dort ziemlich unbeholfen einherwackelnd. Dieser letzteren Eigenschaft verdankt es auch seinen Volksnamen „Jan trap zuetjes" (zuetjes = sachte).

Mittlerweile war der Monat Mai zu Ende gegangen, und Mitte Juni wurde das nächste Schiff in Walfischbai erwartet. Ich beschloß daher, da mir daran lag, das Land zwischen dem Swachaub und dem Kanfluß kennen zu lernen, von hier zunächst in östlicher Richtung bis Usakos zu reisen und wendete mich nach zweitägiger Rast an dieser von schönen Bäumen umstandenen Quelle gerade nach Süden.

(Ein Schlußartikel im nächsten Heft.)

Die neue Goethe-Ausgabe.

Goethe's Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, Hermann Böhlau.

In der Vorrede wird Bericht abgestattet, wie das Unternehmen zu Stande kam. Der letzte Nachkomme Goethe's hatte die Großherzogin Sophie von Sachsen zur Erbin des literarischen Nachlasses eingesetzt, der bis dahin streng verschlossen gehalten war. Die hohe Frau entschloß sich, Alles das ins Werk zu setzen, was der ihr zugefallene Reichthum in idealem Anspruch irgend verlangen könne. In erster Linie machte das neue kostbare Material eine neue Ausgabe der Werke nöthig. Mit Gustav von Loeper und Wilhelm Scherer wurde zuerst darüber berathen; heute ist eine Commission mit der Ausführung der Arbeit beauftragt, deren Namen, wie auch die der Mitarbeiter in langer Aufzählung, ebenfalls im ersten Bande zu finden sind. Auf die Vorrede folgt der von Suphan Namens der Redactoren gegebene Vorbericht, die Darlegung der Principien enthaltend, nach denen die Gestaltung der Texte vorgenommen wird. In vier Abtheilungen sollen die Werke erscheinen: die Werke im engeren Sinne, die naturwissenschaftlichen Schriften, die Tagebücher und die Briefe. Jede Abtheilung besteht für sich und ist allein zu kaufen. Ueber die von Goethe in verschiedenen Zeiten angewandte Orthographie und Interpunction, zumal über die bei der Ausgabe letzter Hand zur Anwendung gebrachten Grundsätze wird Auskunft gegeben. „Bei Allem," heißt es p. XIX, „was Gestalt und Erscheinung der Ausgabe im Großen wie im Einzelnen betrifft, soll befolgt werden, was uns als Goethe's selbstwillige Verfügung bekannt ist." Dahin gehört auch die Darbietung reinen Textes ohne erklärende Noten. Im Anhange jedes Bandes ist, wiederum so knapp als möglich und in umfassender Art, Alles zu finden, was Demjenigen wichtig ist, der sich über die Schicksale der Drucke sowie über das im Manuscript vorliegende Material unterrichten will. Ein ungemeiner Reichthum werthvoller neuer Mittheilungen ist in ganz anspruchsloser Form hier aufgehäuft zu finden. Für erschöpfende Benutzung des irgend Zugänglichen an Drucken und Manuscripten, sowie für correcte Wiedergabe ist Sorge getragen, für Papier und Drucklegung von H. Böhlau gethan worden, was sich irgend thun, und der Preis so gering angesetzt, als sich verantworten ließ. So tritt das Unternehmen, das das Wohlwollen der Leser und unter ihnen der Kenner ganz besonders in An-

spruch nimmt, in den ersten fünf Bänden (drei Abtheilungen angehörend), denen nächstens sieben weitere folgen sollen, hervor. Die Gedichte (Erster Theil), Faust (Erster Theil), die Tagebücher von 1775—87 und die Briefe bis 1772 werden dargeboten.

Es erscheint mir als ein Vorzug der Ausgabe, daß von der Commentirung der Texte abgesehen worden ist, die ohne Einleitungen und sachlich Erklärendes erscheinen. Bei allen Classikern ist meinem Gefühle nach der Leser, mag er sein wer er wolle, so zu stellen, daß er empfinde, es bedürfe zwischen dem Autor und ihm keiner Mittelsperson. Schriften, die über den Wechsel der Zeiten erhaben sind, darf nichts beigegeben werden, was, wenn es auch noch so werthvoll wäre, zeitvergängliches Beiwerk bleibt. Dazu kommt, daß auch die besten, scheinbar unentbehrlichen Anmerkungen, dem Texte beigefügt, die Wirkung eines Dichters beeinträchtigen. Man sieht das recht bei Dante. Nirgends erscheinen Notizen über das, was an historischen Thatsachen in Dante's Gedichten vorkommt, so unentbehrlich als gerade hier. Wir sind den Zeiten des Dichters zu sehr entrückt, können unmöglich auch, selbst bei umfassenderem Wissen, Alles das im Kopfe haben, worauf von ihm angespielt wird. Trotzdem verdunkeln Noten den Inhalt der Dichtung. Unwillkürlich wird auf diese Notizen ein Accent gelegt, der sie über diejenigen rein menschlich zu ergreifenden Stellen setzt, von denen die eigentliche Wirkung doch ausgeht. Besser, einen Theil Kenntniß weniger besitzen und um so tiefer von dem Geiste des Dichters sich doch berühren zu lassen. Ohne Zweifel enthalten die unserer Goethe-Ausgabe am Schlusse der Bände beigegebenen Bemerkungen eine Fülle von Kenntnissen, die man unmittelbar an Ort und Stelle gebrauchte, und eine noch größere Fülle hätte sich in erklärender und betrachtender Form anfügen lassen: der reinmenschlichen Wirkung aber würde das doch Eintrag gethan haben. Der Leser darf nur dem Dichter allein gegenüberstehen, wenn er von der innersten Kraft seiner Sprache und seiner Gedanken ergriffen werden soll. —

Unter ‚Goethe's Gedichten' versteht man bei uns heute etwas Festes, eine Schöpfung für sich, beginnend mit der ‚Zueignung', die wie eine breite Ouverture zum Genusse einlädt, und mit dem Fragmente der ‚Geheimnisse' abschließend, dem großen Gedichte, das den zwischen Herder und Goethe waltenden Gedankenkreis in allegorischen Gestalten zum Ausdrucke zu bringen bestimmt, mit dem Abbrechen der es erfüllenden Stimmung dazu verurtheilt war, nie vollendet zu werden. In früheren Zeiten bildeten beide Gedichte ein einziges, später erst sind sie von Goethe getrennt worden, um die übrigen Gedichte in ihre Mitte zu nehmen. Alles nun, was seit 70 Jahren etwa zwischen diesem Anfange und diesem Abschlusse liegend, unter dem Titel ‚Goethe's Gedichte' bekannt war, erscheint uns als ein geschlossener Organismus, jedes Gedicht an der ihm angewiesenen Stelle gleichsam angewurzelt. Wie lange Jahre aber brauchte es, um der Sammlung diese Gestalt zu verleihen. Sie sind überhaupt niemals als ein Ganzes dem Publicum offerirt worden in der Art, wie junge Dichter heute mit einem Bande Gedichte zuerst eintreten. Der Dichter stand in den Sechzigen, als er seinen kleineren Dichtungen die maßgebende Anordnung verlieh. Sie sind das Erträgniß eines auf hohe Jahre kommenden Lebens. Längst und lange war Goethe als erster Dichter in Deutschland anerkannt, ohne daß etwas wie ‚Goethe's

Gedichte' existirte. Seine kleineren Stücke, für sich bestehend, waren fast wie fliegende Blätter ins Publicum eingedrungen. Werther, Götz, Clavigo, Stella waren die ersten vollen Schößlinge seines jugendlichen Ruhmes. Dann schien Goethe zu verstummen. Mit Iphigenie, Egmont und Tasso begann die Weimaraner Epoche, für deren Producte er sich ein neues Publicum gewinnen mußte. Goethe's zu festerer Masse vereinigte Gedichte aber haben erst von der dritten Epoche an eine Rolle zu spielen begonnen, wo Hermann und Dorothea, die Wahlverwandtschaften und Faust den bereits in die zweite Hälfte des Menschenalters hineinalternden Dichter neu auferstehen ließen. Herder war nun abgethan. Goethe's Verbindung mit Schiller und den Schlegels ist der Anfang dieser frisch beginnenden Blüthezeit gewesen. 1812 kamen die „Gedichte" als Band für sich zum ersten Male heraus. Was von 1815 an in Gestalt kleinerer Versstücke hervorgebracht worden ist, blieb dann getrennt bestehen und wurde den Gedichten nur angefügt. Den ältesten Kern bildeten die Leipziger Lieder für den Gesang und die von Behrisch zusammengeschriebenen Stücke. Dazu kamen successive im Laufe von 30 bis 40 Jahren das Liederbuch von Friederike, die Gedichte aus Lili's Tagen, die für Frau von Stein geschriebenen, aus Christianen's und aus Schiller's Zeiten: all das wurde zusammengethan und ineinander gewirkt.

Auch in Goethe's Sinne bildete die Masse schließlich aber ein Ganzes und die von ihm ersonnene Reihenfolge darf heute nicht gestört werden, weder durch Versetzung der Stücke noch durch Aufnahme anderer, die als Nachträge ein Recht darauf haben zu können schienen. Goethe hat bei der Einrichtung der Gedichte Absichten gehabt, die nicht vereitelt werden dürfen. Kein Leser sollte sich zu tief in das Studium der Entstehungsdaten und Entstehungsbedingungen der Verse verleiten lassen. Auch soll uns nicht die mit den Jahren wechselnde Gestalt Goethe's bei diesen Bänden seiner Gedichte vor Augen stehen, sondern Goethe als einheitliche Erscheinung, jung und alt zu gleicher Zeit, darüber schweben. Nur ganz gründliches Studium bewahrt vor dem Schicksale, hier mit Verlust zu arbeiten. Es scheint oft so einfach, den Weg, den der Dichter im Abändern und Vervollkommnen seiner Verse gegangen sei, in festen Schritten nachzuschreiten; das Material scheint vollständig vorhanden zu sein und vom ersten Gedanken ab sich Alles darzubieten, was die Genesis des Gedichtes erkennen läßt. Wir vermeinen seine Geburt mitzuerleben. Der Dichter empfing einen seelischen Eindruck, dessen Echo zum Gedichte ward. Dennoch ist Eins hier wohl zu bedenken. So natürlich, wie Blitz und Donner zusammengehören, der Zusammenhang von Erlebniß und Gedicht erscheinen könnte, so sehr läßt eine umfangreichere Betrachtung diesen Uebergang der Thatsache zum Kunstwerk dennoch als ein complicirteres Ereigniß erscheinen. Ich frage: bei jener bestimmten Gelegenheit, der allein das Gedicht den Anstoß, hervorzutreten, verdanken sollte, konnten da nicht noch andere Gefühle, Gedanken und Anschauungen zufliegen und vom Dichter zugleich festgehalten werden? Anschauungen, die, aus früher bereits aufgebrochenen Quellen fließend, hier jetzt um ein Centrum zusammenschießen, mit dem sie Anfangs nichts zu thun hatten? Mir scheint, daß bei Untersuchungen solcher Art diese Möglichkeit immer offen bleiben müsse. In Goethe's Geiste wogten unfertige Bilder, Sprachmelodieen, Erinnerungen erlebter und gelesener

Dinge, in beständiger Umänderung begriffen, Anfänge und Abschlüsse von Gedankenreihen umher: in diese, nach centralem Zusammenströmen gleichsam begierige Masse fiel irgend ein Erlebniß dann hinein, ein Punkt bildete sich, den Neues und Altes umkreiste, und Goethe's Hand schreibt ein Gedicht nieder, scheinbar ein vom Himmel gefallenes Kind des Momentes, thatsächlich die Offenbarung eines längst Vorhandenen, eine zeitlose Bildung, die weder der Dichter selbst noch Andere genau zu datiren im Stande wären. Und mit dieser ersten Niederschrift ist dann wieder nur erst der Urstoff zu ferneren neuen Umbildungen gegeben. Einmal zur Welt gekommen, wird das Gedicht um und umgewandt, bleibt liegen, wird vergessen, bietet sich auf dem vergilbten Blatte nach Jahren vielleicht wieder dar und empfängt endlich in einem neuen Momente der Erregung, oder aber auch aus kühl kritisch vorgenommener Arbeit den letzten bleibenden Stempeldruck. Woher kam das Gedicht, in welche Zeit gehört es? Woher würde sich irgend Sicherheit gewinnen lassen, welche Schicksale in Goethe's Gedankenwerkstätte der ‚König von Thule' hatte, um aus der ersten Gestalt, in der das Lied seinen ersten Ruhm gewann, in die zweite überzugehen, in der wir es nun allein kennen? War die zweite Redaction etwas plötzlich in Goethe Aufsteigendes, oder das Resultat von Arbeit? Könnte die zweite Form nicht vielleicht nur aus der Rückkehr zu einer allerersten Fassung entstanden sein, die, nie niedergeschrieben, in Goethe's Geiste stets nebenher erklungen war und deren Aufzeichnung endlich eintrat, um die andere Form zu ersetzen? Ich will damit nicht eine Conjectur einführen, die irgend Wahrscheinlichkeit für sich hätte, sondern es handelt sich nur um ein im Gedankenspiel unternommenes Verfolgen letzter Möglichkeiten. Ausgeschlossen aber wäre dieser Hergang der Dinge nicht. Wir erblicken auf Raphael's allerfrühster Skizze der Disputa eine, nicht weit vom Rande links, entschieden hervortretende Figur, die er bei den weiteren Umgestaltungen der Composition dann völlig beseitigt und vergessen zu haben scheint. Endlich aber, wo er daran geht, die Malerei auf die Wand zu bringen, taucht sie wieder auf und wird nun, fast an derselben Stelle und in gleicher Haltung, in ganz anderer Function aber, was die dargestellte Handlung anlangt, abermals angebracht. Dieses Fortleben in den Gedanken ist etwas Bemerkenswerthes bei dem Erfindungswerke der schaffenden Phantasie Raphael's: ebenso aber ist es bei Goethe wohl in Betracht zu ziehen, wenn es sich nicht bloß um gelegentliches Hin- und Hererwägen, sondern um feste kritische Betrachtung handelt.

Man hat aus der sprachlichen Beschaffenheit Goethe'scher Gedichte Folgerungen ziehen wollen auf ein allmäliges Entstehen derselben und hat geglaubt, es lasse sich hier, wie man sagt, exact beobachten. Ich halte die Resultate dieser Untersuchungen für nur scheinbare. Goethe gibt bei einigen seiner Gedichte selbst an, er habe sie lange Jahre in den Gedanken getragen, ehe er sie niederschrieb. In der Stunde nun aber, wo er sie zum erstenmal aufzeichnete, schrieb er sie, was Sprachbehandlung und Versbau anlangt, natürlich nicht so, wie er sie vor langen Jahren niedergeschrieben haben würde, sondern das Gedicht kam nun den Anschauungen und dem Sprachgefühl entsprechend zur Aufzeichnung, die seinem damaligen neuesten Entwicklungsgange gemäß waren. Wäre es nun erlaubt, in diesem Falle auf Eigenthümlichkeit der Sprache und des Versbaues

hin das Gedicht als ein späteres zu datiren? Gewiß nicht. Philologische und ästhetische Kritik haben hier die Gewalt verloren. Die Macht dieser beiden Factoren wird heute überschätzt. Es gibt keine sichere Methode, die geschichtliche Wahrheit herauszubekommen; das höchst Erreichbare sind Resultate sehr einleuchtender Wahrscheinlichkeitsberechnungen. Meist aber, wo man von Methode redet, handelt es sich nur um Autorität. Jemand, der sich sein Lebelang mit dem Studium eines einzigen oder einiger weniger Autoren beschäftigt hat, wird schließlich zu einer gewissen Divination gelangen, die ihn (neben falschen) richtige Vermuthungen aufzustellen befähigt; niemals aber werden auch die glücklichsten, durch später sich findendes Material etwa bestätigten Conjecturen dieser Art hinterher für Resultate sogenannter exacter oder sogenannter methodischer Forschung ausgegeben werden dürfen.

Ich habe, wenn ich dies mit einer gewissen Schärfe hervorzuheben suche, Gründe dazu, deren Gewicht man anerkennen wird. Es kommt bei wissenschaftlichen Untersuchungen zuweilen darauf an, von wem und unter welchen äußerlichen Verhältnissen sie vorgenommen, und wo und wie ihre Resultate weitergegeben oder gelehrt werden. Bisher war die wissenschaftliche Beschäftigung mit Goethe in den Händen einzelner weniger Leute, sogenannter Goetheforscher, deren Eigenthümlichkeiten man kannte und mit deren Art, die Werke zu erklären, man sich auseinandersetzte. Da ging Manches durch, das man des Mannes wegen gelten ließ. Jetzt aber, wo über Goethe an allen Universitäten gelesen wird, und die Studenten ein Recht darauf haben, nur ganz Sicheres, Verbürgtes und Beweisbares in Empfang zu nehmen, müssen die, welche auf dem Katheder stehen, sich zu vertheidigen oder auch anzugreifen wissen. Sie haben die Verpflichtung, auf festem Boden zu stehen und, wo er unfest ist, ihn zu befestigen. Bald wird Ansicht gegen Ansicht stehen, und der Eifer der Schüler für die Richtigkeit dessen eintreten, was die Lehrer behaupten. Diesem Zustande gegenüber, dessen Einbrechen bevorsteht, möchte ich als meine Ueberzeugung ausgesprochen haben, daß, wer sich Goethe's Gedichten hingibt, ohne nach Zeit, Schicksalen und abweichenden Lesarten zu fragen, sondern sie in der Gestalt aufnimmt, in der er sie selbst uns darbietet, sie in ihrer Schönheit ebenso tief empfinden und ebenso rein genießen wird, als wer oft und viel mit ihnen zu thun hatte und Wort für Wort Kenntniß von Dingen in sich trägt, die langes und gründliches Studium gewähren. Die chronologische Betrachtung der Werke eines Schriftstellers zerreißt sein Bild, das, sobald ein Dichter nicht mehr zu den Lebenden gehört, sich zu etwas Einheitlichem zusammenschließt. Vom Augenblicke seines Todes an bilden seine gesammten Werke ein untrennbares Ganzes, dessen Bestandtheile alle uns in gleiche Nähe rücken. Was er in jugendlicher Ahnung hinstammelte, wächst mit dem, was er in lichter Klarheit hohen Alters aussprach, zusammen: Eins das Andere ergänzend. Eins ohne das Andere nun nicht mehr denkbar. Eins das Andere bestätigend.

Goethe's Gedichte zu beurtheilen, als seien sie das Erstlingswerk eines neu auftretenden Dichters, wäre nicht möglich. Unsere heutige poetische Sprache beruht in der Hauptsache noch immer auf Goethe. Hehn weist nach, wie sehr Goethe Luther's Bibelübersetzung verschuldet sei; wie sehr aber erst sind wir es

Goethe! Wie ist jede seiner Wendungen Gemeingut geworden; wie sehr stimmt der specifische Werth jedes seiner Worte mit dem Sinn überein, in dem wir es gebrauchen! Unzähligemal wiederholt, nachgeahmt oder auch umschrieben, durchklingen seine Gedanken und Verse unser Gedächtniß. In Musik gesetzt, in Chrestomathien und Lesebüchern wiederholt, scheinen sie den Reiz der bloßen Neuheit eingebüßt zu haben, und besitzen ihn doch immer noch! Werden sie ihn je verlieren? Man vergleiche mit Goethe's Versen die seiner Nachahmer, um zu empfinden, daß ein Ende der Frische seiner Sprache und ihrer täglich sich wiedergebärenden Neuigkeit nicht zu erwarten sei. Goethe's Gedichte erschöpfen alle Stimmungen des deutschen Gemüthes. Vom lautesten Uebermuthe bis zu der geheimsten Frömmigkeit reicht ihr Inhalt. Sie rühren, sie erschüttern, sie erfreuen, sie beruhigen, sie erfüllen mit Sehnsucht und stillen sie mit den süßesten, zartesten Worten. Sie lassen Gestalten, Landschaft, Tag und Nacht, Morgen und Abend, Gewölk, Gestirn und Finsterniß vor unseren Augen aufsteigen. Keine Seite eines deutschen Herzens, die Goethe's Finger spielend nicht berührten.

Mehr noch als bei den Gedichten ist beim Faust die Gefahr vorhanden, daß der reine Genuß des Werkes durch den Kampf der Interpretatoren und die Beobachtungen derer, die seine Entstehung nachweisen wollen, getrübt werde. Die Streitigkeiten der Sprachforscher haben Homer's wunderbare Dichtungen in ihrer Wirkung beeinträchtigt und damit dem deutschen Volke einen entschiedenen Schaden zugefügt. Möchte sich dies traurige Schauspiel bei Goethe's Faust nicht wiederholen, dessen Schönheit es zu empfinden gilt, unbekümmert darum, wie der Dichter ihn zu Stande gebracht. Bei Homer ist nachgewiesen worden, daß er fast zufällig aus Volksliedern sich zusammengefunden habe. Ich will über diese Hypothese hier nicht streiten, sondern nur sagen, daß die für sie angegebenen Gründe Denen, die mit moderner Literaturgeschichte zu thun haben, gar nicht den Anschein von Etwas haben, das in einer so wichtigen Sache überhaupt als „Grund" figuriren dürfte[1]). Wollte man Goethe's Faust darauf hin untersuchen, daß er allmälig und zufällig zusammengekommen und zu dem geworden sei, was er endlich ward, so würde man in ganz anderer Art mit Beweisen

[1]) Homer's Gedich e, sie mögen entstanden sein wie und wann sie wollen, sind sicherlich älter als 2500 Jahre. Angenommen, es sollte von heute ab in 2500 Jahren über Goethe's Faust verhandelt werden, so würde, selbst wenn alles heute über diese Frage gedruckt und in Manuscript vorliegende Material bis dahin erhalten bliebe, doch unmöglich sein, in dieser fernliegenden Zeit noch das lebendige Gefühl der heutigen deutschen Sprache zu haben. Der eigentliche Lebensathem einer Sprache geht mit dem Jahrhundert fast schon verloren, in dem ein Dichter lebt. In 2500 Jahren würde man bei der Kritik des Faust beinahe nur vom ethischen Inhalte des Gedichtes ausgehen können, so weit ästhetische Betrachtung ihn zu erfassen im Stande wäre. Wie bei Odyssee und Ilias würde dann sich herausstellen, wie fast jeder Vers nothwendig ist, wie ein erkennbarer Fortschritt die Dichtung gleichsam in straffen Zügeln vorwärts treibt und wie ihr gesammter Inhalt an menschlicher Charakteristik ein einheitliches, in allen Theilen aufeinander beruhendes, in höchster Gedankenarbeit ineinander gefügtes Gemälde sei. Wir heute noch empfinden den Unterschied jener beiden Fassungen des „Königs von Thule" aus angeborenem Sprachgefühle. Schon in hundert Jahren würde man das vielleicht nicht mehr vermögen und beide Fassungen dürften dann was Sprache und Ton anlangt als gleichwerthig nebeneinander stehen.

operiren können; trotzdem ist beim Faust in erster Linie die Einheit des Gedichtes von Anfang an, den eigenen Worten des Dichters gemäß, festzuhalten und jede das Gegentheil vertretende Kritik mit dem höchsten Mißtrauen aufzunehmen. Wilhelm Scherer hat den fortschreitenden Aufbau des Faust markiren wollen, und seine Untersuchungen, sowohl was die Methode, als was die Resultate anlangt, haben Gegner und Anhänger gefunden. Ich habe niemals zu den letzteren gehört. Durch Erich Schmidt's Entdeckung des ältesten Faustmanuscriptes sind einige von Scherer's Aufstellungen nun bestätigt, andere beseitigt worden. Ich nehme als Quelle aber auch dessen, was sich als zutreffend erwies, nur Scherer's persönlichen scharfen Blick und nicht irgendwelche Methode an, die er angewandt hätte. Das, was ich beim Faust „die Frage" nenne, bleibt von dieser Entdeckung unberührt. Hat Goethe in frühester Zeit den Faust als eine kurze Folge fragmentarischer Scenen niedergeschrieben, so ist dies Niedergeschriebene nicht maßgebend für das, was er damals, auch wenn er es nicht aufzeichnete, dennoch mehr oder weniger consistent bereits in sich getragen haben kann. Die „Frage" ist, ob Goethe geirrt haben müsse, wenn er zu wiederholten Malen selbst sagt, es sei das gesammte Drama ihm in einem bestimmten Momente seiner ersten Jugendzeit fertig einmal vor dem Geiste vorübergezogen. So daß die Form also, in der er es im höchsten Alter vollendete, doch nur das enthielt, was er der geistigen Essenz nach im gesammten Umfange von der Straßburger Zeit an in sich trug. Ich glaube, daß Goethe *nicht* irrte, wenn er dies aussprach.

Natürlich aber mußte diese anfängliche Erscheinung des gesammten Dramas, wenn einzelne Theile daraus niedergeschrieben wurden, die Sprache und den Gedankengehalt empfangen, der Goethe auf der Altersstufe, auf der er stand, jedesmal eigen war, und so darf davon gesprochen werden, daß die einzelnen Gestalten des Dramas, Faust in erster Linie, in den späteren Jahren mit Goethe selbst an innerer und äußerer Vollendung zunahmen. Wie dies geschehen sein könnte, habe ich in meinen Vorlesungen darzulegen versucht. Das Drama empfing, als Goethe den ersten Theil anfangs der neunziger Jahre zum ersten Male gedruckt herausgab, damals die Sprache, welche Goethe jener Zeit als die für dieses Werk geeignete erschien; die allererste Form mithin mußte durch eine andere ersetzt werden, wie Goethe sie bei anderen Werken damals aufgegeben und durch neue, vollendetere Fassung ersetzt hatte. Goethe, als er 1790 den Faust in einem dünnen Bändchen zuerst der Welt vorwies, wollte zugleich zu erkennen geben, wie wenig diese schmale Probe das repräsentire, was er als Ganzes in sich trage, und so nannte er diesen ersten Druck des Faust von 1790 „ein Fragment". 1808 erst, abermals in einer anderen Bildungsepoche des Dichters, kam der erste Theil dann in umfassenderer Vollendung heraus. 1774 also die erste Niederschrift, 1790 erster Druck, 1808 erste abgerundete Ausgabe, 1832 zweiter Theil! Welche bedeutungsvollen Zwischenräume bei der unablässigen inneren Umarbeitung des Werkes!

Goethe sagt verhältnißmäßig wenig über diese Arbeit der Fortbildung, die gewiß manche Stunden in Anspruch nahm, von denen Niemand je wissen wird. Erich Schmidt hat die Tagebücher Goethe's vom Jahre 1797 bis 1832 durchgenommen und die auf die Arbeit am Faust bezüglichen Notizen daraus zusammen-

gestellt. Hier gewinnt man recht einen Anblick, wie dieses Gedicht Goethe stets umschwebte. Von den Momenten aber, wo er nur in Gedanken daran thätig war, hat er soviel wie nichts sagen können, sondern wohl nur die bemerkt, in denen es zu entschiedener Arbeit kam. Aus Goethe's gelegentlichen Mittheilungen über andere Werke, wie die ihn überraschten, ihm unversehens in die Seele einbrachen und dann durch äußere Umstände wieder hinausgedrängt wurden, dürfen wir schließen, daß auch Faust oft das gleiche Schicksal hatte, in Gedankenfragmenten dem Dichter aufzutauchen und gegenwärtig zu sein. Erinnern wir uns an jene nie zu voller Gestaltung gelangte Nausikaa oder an Iphigenie in Delphi: wie schön Goethe in der italienischen Reise von den Stunden erzählt, in denen diese Werke plötzlich seine Seele erfüllten: ohne diese eigenen Geständnisse wüßten wir wenig von ihnen. Gedenken wir aber auch bei der anderen, älteren Iphigenie, welche äußeren, zufälligen Elemente deren Persönlichkeit umflossen, um sie zu dem abzurunden, was sie zuletzt ward. Und nun gar was die erste Entstehung dieser Gestalten anlangt! Wenig Untersuchungen sind mir so verlockend erschienen als in dieser Richtung angestellte, nirgends aber trügt der Anschein so leicht. Wir wissen, daß Werther's Lotte ihr Urbild in Lotte Buff hatte; wir wissen ferner, wie Maximiliane Laroche mit Lotte verschmolzen wurde. Konnte nicht aber bei Bildung dieser idealen Gestalt Erinnerung an Früheres außerdem mitwirken? Züge, die in Goethe schlummerten und von denen er selbst kaum noch wußte, woher sie in seine Phantasie gedrungen und in ihr haften geblieben waren? Leipziger und Straßburger Erinnerungen konnten dabei mitgearbeitet haben. Dergleichen erhebt sich über alle Chronologie und ästhetische Chemie.

Es handelt sich hier auch nicht um das allein, was der Dichter selbst erlebte oder selbst war, sondern um Entlehnungen. Da Werther, obgleich so völlig Goethe's Bild, doch wieder mit Rousseau's St. Preux der neuen Heloise genau zusammenhängt: wie weit flossen aus Heloise selbst Bestandtheile in Lotten hinein, während aus Heloisen zugleich andere in Gretchen übergegangen sein könnten? Was aber mag in Faust's eigene Gestalt nicht eingeströmt sein; welche innere Gewalten, die jahraus jahrein diese Gestalt, vor der er sich selbst fürchtete, in Goethe's Geiste umwälzte und -wandelte. Keine Kritik würde sie aus dem Gedichte herausscheiden, auch wenn die verschiedenen Redactionen noch genau von einem noch so scharfsinnigen Gelehrten verglichen würden.

Die Wege, auf denen musikalische, bildnerische, dichterische Schöpfungen sich im Geiste eines Künstlers wachsend vorwärts bewegen, sind ebenso sehr verhüllt und geheimnißvoll, wie die Verwandlung der eigenen Erlebnisse eines Künstlers in ein Kunstwerk es ist. Wer sich damit abmüht, die Pfade wiederaufzufinden, die hier gegangen worden sind, wird nie über Vermuthungen hinauskommen. Ich habe, wo ich (in meinen Vorlesungen) im Allgemeinen hier und da die Richtung zu bestimmen suchte, in der die Phantasie schaffender Künstler zur letzten Form ihrer Werke gelangte, stets betont, daß es sich um Vermuthungen handle. Am besten ist, sich beim Genuß der Werke von diesen Zusätzen der nachforschenden Verehrung frei zu halten. Auch Faust haben wir so zu nehmen, die von Goethe bestimmte letzte Form als das Maßgebende anzusehen und ohne zertrennende Kritik das Gedicht in ihr zu genießen als eine in dieser Gestalt

erst vollendete Arbeit. Unserem Gefühle nach würde sie so von jeher in Goethe's Geiste vorhanden gewesen sein. Nur daß sie, allmälig erst niedergeschrieben, allemal die Formen annahm, die, früher oder später, Goethe's Entwicklung entsprachen.

Faust's große Wirkung beruht darauf, daß dieses Gedicht beim Leser, in welchem Lebensalter er stehe, das Gefühl hervorruft, als sei es an ihn persönlich gerichtet gewesen. Man hält sich für den ersten vollbürtigen Vertrauten des Dichters. Man sagt sich: wenn er nur noch lebte, ich würde ihm Dinge gesagt haben, die ihm den Beweis führten, tiefer als von uns sei er nie verstanden worden. (Mehr kann ein Schriftsteller überhaupt nicht erreichen, als daß er Menschen begegnet, die ihm anvertrauen, so wie sie ihn verständen, verstehe Keiner sonst ihn.) Während Faust's erster Theil alle Geheimnisse der Leidenschaft zu enthalten scheint, entspringt dem zweiten Theile ein überwältigender Reichthum an Lebensweisheit. Hier holt man sich von allen Seiten heute die Sprüche, in denen die Fragen des neuesten Tages erschöpfenden Abschluß empfangen. Kein wissenschaftliches Problem, für das der lösende Orakelspruch im Faust nicht enthalten schiene. Auch die vornehmsten Fachgelehrten, die Goethe's Schriften in Sachen der Naturwissenschaft kaum nennen würden: sobald es sich um Naturbeobachtung handelt, sind stolz darauf, aus dem Faust diejenigen Verse citiren zu dürfen, die ihre eigenen Anschauungen zu bestätigen scheinen. Doch all das braucht Niemandem erst gepredigt zu werden.

Ganz neuerdings erst hat man nach dem ersten, der lange von der Bühne fern blieb, nun den zweiten Theil des Faust darzustellen unternommen und die Entdeckung gemacht, welche großartigen, rein scenischen Effecte darin verborgen liegen. Den heute geltenden realistischen Anschauungen derer, die mit unseren Bühnen zu thun haben, ist es gemäß, dies scenische Element auf das kräftigste auszubeuten, und auf diesem Wege eine Art von Harmonie der einzelnen Theile, aus denen der zweite Theil lose zusammengesetzt scheint, hervorzuzwingen. Man versteht es heute, sogar mit diesen rohen Versuchen dem Verlangen des Publicums zu genügen, das nun einmal im Faust ein darstellbares Theaterstück wittert. Und darin täuscht es sich nicht. Ehe sich etwas Erträgliches aber, einigermaßen der Dichtung Gerechtwerdendes aus den heutigen Versuchen gestalten kann, wird es noch längerer Zeit bedürfen. Jedes Wort ist in dem Gedichte inhaltsvoll, ein unentbehrlicher Theil des Ganzen. Wie in Beethoven's Symphonien jeder Ton in Betracht kommt. Sollen wir dahin kommen, den unter dem Anschein höchst realer Bilder und Handlungen überall als Hauptsache verborgen liegenden symbolischen Werth der Scenen so hervorzuheben, daß er durchaus zur Geltung komme, so muß vorher, um nur dies zu nennen, eine ganz neue Schule der Declamation bei uns eingeführt worden sein. Die Sprache des heutigen Theaters hat sich von der des Lebens entfernt; die Bewegungen des Schauspielers entsprechen ebenso wenig dem, was uns natürlich und zugleich doch als in idealem Sinne über das Gewöhnliche hinausgehoben erscheint. Durch eine gewaltsame Nachahmung der sogenannten reinen Natur, man sollte eher sagen: des gewöhnlichen Daseins, ist hier nicht geholfen.

Es ist wichtig also auch beim Faust, sich an ein Exemplar ohne Anmerkungen zu gewöhnen. Von selbst versteht sich, daß, wo Lebensweisheit in solchen Massen vorgetragen werde, Goethe nicht nur mit anderen Schriftstellern oft übereinstimme, die über dieselben Dinge ähnliche Gedanken hegten, sondern auch, daß er Vorhandenes fertig sich aneignete und aufnahm. Aber selbst auf Gedanken hingewiesen zu werden, die nicht Goethe's Eigenthum waren, nützt nicht viel, da Goethe, indem er sie aufnahm, sie zu seinem Eigenthume machte. Dadurch, daß er sie in den neuen Zusammenhang der übrigen, ihm allein gehörenden Gedanken bringt, nimmt er ihnen vollends das fremde eigene Leben und erlaubt uns, auch diese Früchte zu genießen, als seien sie auf seinem Boden aus ursprünglich ihm gehörigen Blüthen erwachsen und an seiner Sonne allein reif geworden. Was Goethe adoptirte, in das fließt sein Blut nachträglich hinein. Erwiesen und unbestritten ist, um eins der schlagendsten Beispiele hierfür anzuführen, daß das Gedicht des westöstlichen Divans, „Ach, um deine feuchten Schwingen — West, wie sehr ich dich beneide", von Marianne von Willemer gedichtet und von Goethe fertig, wie es dastand, in seine Gedichte aufgenommen wurde. Niemandem aber würde einfallen, dies Gedicht aus dem Zusammenhange der übrigen etwa herauszunehmen. Für mich gehört es, obgleich nicht von Goethe herrührend, trotzdem zu seinen Werken und bleibt sein völliges Eigenthum. Er hat es gleichsam durch Adoption in seine Familie verpflanzt. Er hat es als so völlig seiner eignen Natur entsprechend anerkannt, daß, um das Beispiel zu wiederholen, sein Blut nachträglich hineingeströmt zu sein scheint. Daß Marianne es gleichsam als seine Vertreterin hervorbrachte.

Und nun ein Wort über die Briefe und Tagebücher.

In Goethe's nachgelassenen Papieren findet sich ein bedeutender Bestand von Belegen jeder Art für den Inhalt der sich aneinanderreihenden Tage seines Lebens. Mit der pedantischen Sorgfalt, die er in Dichtung und Wahrheit auch seinem Vater zuschrieb, sucht er Acten zusammenzustellen, die einstweilen nur ihm selber Auskunft geben sollten über das, was er that und was an ihn herantrat. Er betreibt diese Sammlungen mit sich in den Jahren steigerndem Interesse. Nichts erscheint ihm als unwichtig. Dem Unbedeutenden weiß er seine Stelle zu geben. Notizen über Notizen fügt er dem bei: beinahe von Stunde zu Stunde bewahren sie zuweilen Nachricht auf über das, was er gesehen, gethan, gedacht, gedichtet.

Wer sollte das, Goethe's Erwartung nach, nach seinem Tode einmal lesen? Wer es benutzen? Mir scheint, als müsse eine Art von Naturtrieb als bewegende Kraft hier angenommen werden. Wie der Vogel vielleicht sein Nest baut, noch ohne an seine Brut zu denken, nur aus einer inneren Nöthigung, und wenn das Nest vollendet ist, sitzt er eines Tages brütend darauf. Es reihen sich einfache Naturprocesse aneinander. So sehen wir Goethe's Hand in fast unbewußter Mühe notiren, was ihn umgab, was er empfand und was in Bildern in ihm auftauchte. Er erlebte, er schrieb, er bewahrte das Geschriebene auf. Das Weitere würde sich schon finden, meinte er wohl. Man nannte Aristoteles den Secretär der Natur, man könnte Goethe den dienenden Secretär seines eignen sich fortentwickelnden Geistes nennen, seiner wachsenden Persönlichkeit, die er als ein sich

vor seinen Augen entfaltendes Naturproduct empfunden hat, und der er unausgesetzte Beobachtung zu Theil werden ließ. Ueberall begegnen wir bei ihm Spuren des Bestrebens, Denen, die zukünftig einmal sein Leben beschreiben würden, vorzuarbeiten. So daß die Aufstellung des Goethearchivs in seiner jetzigen Organisation als die Ausführung seines eignen Wunsches erscheint, dessen Erfüllung das Testament seines Enkels möglich machte.

Das Verständniß der Tagebücher öffnet sich nicht sofort. Hier bedarf es der Kenntniß des Materiales im großen Umfange. Dem Eingeweihten bieten die neu sich erschließenden Quellen ungemeinen Genuß. Sie bestätigen und ergänzen das Bekannte; sie überraschen durch Gewährung frischer Kenntnisse. Aber auch dem, der diese Dinge unbefangen, eben nur so weg liest, ohne näher darum zu wissen, fehlt hier der Genuß nicht. Goethe hatte die Gabe, mit notizenhaft wenigen Strichen Zustände, die er nur andeutet, zugleich doch beschreibend fast zu erschöpfen und Einblicke zu gewähren in sein tägliches Leben, die entzückend sind. Ich möchte diese Gabe mit der Rembrandt's vergleichen, der, ohne Gleichen in dieser Richtung, was er mit wenigen Federstrichen skizzirt, so ganz und gar zu geben scheint, daß man seinen Augen nicht traut, indem man die Dinge, die manchmal nur in einigen Klecksen bestehen, vor sich zu haben vermeint als lebten sie.

Auch Goethe's Briefe tragen meistens diesen tagebuchartigen Charakter, die aus seinen frühesten Jahren ausgenommen, in denen er sich an fremde Muster anschließt. Diese anfänglichen Versuche richtet er ein, wie man dergleichen in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu schreiben pflegte. Uns heute erscheint diese Manier geziert, in der auch Friedrich's des Großen und Voltaire's Correspondenz, bis auf die letzten Zeiten, fast durchweg gehalten ist. Eine veraltete Mischung von Ernst und poetisierender Tändelei. Wir haben in Rechnung zu bringen, daß dem Zeitalter, in das Goethe's erste Erziehung fiel, Zeitungen fehlten und daß dem wachsenden Bedürfnisse persönlichen Verkehres dadurch genügt werden sollte, daß man der Correspondenz den Anschein liebenswürdig bewegter Unterhaltung, oder, wo das nicht anging, wenigstens freundschaftlichen Geschwätzes verlieh. Wie sehr Goethe selbst in verhältnißmäßig später Zeit von Einflüssen dieser Art nicht frei war, zeigen noch einige von den letzten Frankfurter und frühesten Weimaraner Briefen. An Lavater, Jacobi und Gustchen Stolberg schreibt er, Jedem in einem gewissen, für ihn besonders behandelten Begeisterungsjargon, den die Betheiligten einst nicht als übertrieben empfanden, der auch uns zuweilen entzückt, den wir aber doch auch nicht hinwegleugnen. Zu voller Natürlichkeit gelangte Goethe's Briefton erst in dem jahrelangen, ebenso sehr in Briefen als in Gesprächen sich bewegenden Verkehr mit Frau von Stein, und die in unserer Ausgabe zum erstenmal gedruckten Briefe aus Italien sind das schönste, aber auch abschließende Denkmal dieses geistigen Zusammenlebens (über dessen sittliche Natur Niemand heute mehr in Zweifel sein kann). Italien, wie es vor nun gerade hundert Jahren dem Deutschen sich erschloß, als eine überraschende, sonnengetränkte, schönheitserfüllte neue Welt, ist ganz in diesen Briefen, die an die Weimaraner Freunde gerichtete Tagebuchblätter waren, enthalten. Manchem, der das Land heute betritt, schaffen sie jetzt noch den romantischen Schimmer in

die Phantasie zurück, der so voll längst nicht mehr über dem Lande und dem Volke liegt, sondern von dem ein letzter Abglanz nur noch zurückblieb. Um Rom zu erblicken, wie Goethe es sah, sei auf Piranesi's Kupferstiche verwiesen, die im elterlichen Hause ihn als Kind für die Stadt begeistert hatten, und die in seltsam großartigem Realismus den Reiz der in Verwilderung, wie eine halbe Wüste, und zugleich in höchster Schönheit prangenden Residenz der Päpste aufbewahren. —

Ueber seinen Werken steht Goethe als lebendige fortwirkende Persönlichkeit. Was er als solche werth sei, auch davon ist von vielen Seiten her schon die Rede gewesen, nur ganz geringe Kenntniß seiner Bedeutung in dieser Richtung aber doch in das Volk eingedrungen. Dem Publicum ist das lebendige Wasser seines Geistes nur insoweit sichtbar, als es in glänzenden Fällen und Springbrunnen aufrauscht: die Zukunft aber wird es auch als Kraft kennen lehren, die Mühlen treibt, auf denen tägliches Brot gemahlen wird.

Hierüber werde ich in einem Aufsatze, den ich einstweilen nur ankündige, sprechen, und dessen Titel „Goethe und die Schule der Zukunft" sein wird.

Weimar, October 1887. Herman Grimm.

Johannisfest.

Erzählung
von
Alexander L. Kielland.

I.

„Findest Du wirklich, daß man den Leuten solche Karten geben darf?“ rief Holck und warf alle dreizehn auf den Tisch.

„Ja — ich sage dasselbe!“ erwiderte sein Partner, der junge Garman, die seinigen gleichfalls wegschleudernd.

„Halt! Halt! was soll das heißen!“ — rief ein Dritter, „die Karten weglegen? — Seht nur hier! Ich habe alle Piques und Caro-As!“

„Und das Uebrige gehört mir,“ sagte Abraham Lövdahl und deckte seine Karten auf.

Holck aber warf die Karten durcheinander mit seiner großen, gutmüthigen Hand, und der junge Garman schwor darauf, es sei zu warm zum Kartenspielen. Sie murrten wohl ein wenig, die Beiden, deren Karten so ausgezeichnet waren; im Großen und Ganzen aber wurde doch nie etwas Rechtes aus dem Whistspiel während dieser lichten warmen Sommernächte. Man machte sich daher an Gläser, lehnte sich in die Rohrstühle zurück und ließ die Karten liegen.

Die drei Herren waren Garman's Gäste, und an dem stillen Sommerabend hatte man sich im Pavillon an der Strandgasse niedergelassen. Hier hatte man über die Quais einen weiten Blick auf den Fjord; dafür hörten aber auch die Vorbeigehenden das Gelächter und das Klirren der Gläser.

Die ganze Stadt wußte, welch' ein sündhaftes Treiben mit dem jungen Christian Friedrich ins Garman'sche Haus gekommen war; es waren auch gerade die rechten Leute, die er sich als Genossen ausgewählt hatte.

Thomas Randulf war gewiß ein tüchtiger Cassirer, sonst hätte ihn Christensen kaum so lange in seiner Bank behalten, aber er war Junggeselle und lebte darnach; früh und spät konnte man ihn im Club treffen. Und jetzt hatte er, ein Mann in den Vierzigen, sich mit dem jungen Garman zusammengethan, der kaum die neunzehn überschritten.

Holck, der Bevollmächtigte des Amtmanns, war noch nicht lange in der Stadt; er hätte sich aber doch vorsehen sollen, mit wem er verkehrte, wenn er nicht bald herunterkommen wollte. Daß der Vierte im Bunde gewöhnlich kein Anderer als Abraham Lövdahl sei, wußten indeß die Wenigsten; denn er kam immer nur auf einem Schleichweg, der durch eine kleine Pforte von dem Garman'schen Garten hinausführte.

Christian Friedrich fand bisweilen selbst, er habe sich eine sonderbare Gesellschaft zusammengesucht; aber die Stadt hatte wirklich keine andere aufzuweisen.

Er war ungefähr ein Jahr nach dem bekannten Fallissement Lövdahl's, das so viele weitere in Folge gehabt hatte, heimgekehrt, und die Stadt lag noch immer wie betäubt. Die Geselligkeit hatte aufgehört; ganze Familien, wie die Witts und Randulfs, waren vollständig vom Schauplatze verschwunden, und in seinem elterlichen Hause ging es auch ziemlich still zu. Morten Garman war dick und träg geworden, und Frau Fanny bewegte sich während des Sommers meist in den Bädern. Auf dem Familiengute Sandsgaard residirte Jacob Worse und leitete von hier aus das Hauptgeschäft. Draußen herrschte noch der alte gesellige Ton; Christian Friedrich hatte aber stets gehört, es sei jetzt sehr langweilig auf Sandsgaard geworden.

In der Fremde hatte er sich's angewöhnt, den Abend in einem Kaffeehaus zu verbringen; hier gab es aber kein anderes Vergnügungslocal als den Club, keinen anderen Zeitvertreib als das Trinken, und im Sommer war es auch dafür zu warm.

In dem alten Garten vor dem Stadthause Garman's und Worse's konnte man indeß die Abende recht gemüthlich verleben. Im Grunde genommen war es prächtig, als Erwachsener heimzukehren, Freunde einzuladen und von der Wirthschafterin Alles zu verlangen, was man wollte. Und dann war Christian Friedrich in gewisser Beziehung auf seine Freunde stolz; sie waren ja alle älter als er!

Holck traf ungefähr gleichzeitig in der Stadt ein, und die Beiden fanden sich den ersten Abend im Club. Von den Herren der Stadt hatte aber keiner dem jungen Garman während der Knabenzeit mehr Bewunderung eingeflößt als Thomas Randulf; daß sie jetzt Kameraden waren, ganz wie Altersgenossen, verursachte ihm eine sehr angenehme Empfindung.

Abraham Lövdahl nahmen sie so mit — meist aus Mitleid, weil es ihm zu Hause schlecht erging, und weil Alle wußten, wie sehr er einen guten Trunk zu schätzen pflegte; es wurden ihm deren so selten zu Theil.

Garman wiegte sich im Stuhl und blickte über den Fjord hinaus, welcher nach dem Sonnenuntergang schimmernd klar dalag und Landzungen und Inseln widerspiegelte.

„Ja, schön ist es hier bei uns," meinte er endlich, „aber, alle Wetter, wie langweilig!"

„Es könnte noch langweiliger sein," warf Holck scherzhaft hin, „mir gefällt es hier recht gut."

„Er ist noch so neu — so glücklich neu," sagte Randulf zu Abraham gewandt.

„Ich finde," rief Holck, „daß Ihr zu ängstlich seid! Ihr müßt es mir gleichthun! Kehrt Euch den Teufel an die Stadt und den Stadtklatsch, und es ist nicht schlimmer hier als anderswo."

Der Sprecher war ein hochaufgeschossener, schwarzhaariger Mensch, aus Nordland gebürtig, mit starken Zähnen, stets zum Lachen bereit und immer dabei, wo irgend etwas Lustiges geplant ward.

Er erhob sein Glas.

„Dein Wohl, Garman! — wir Beiden, die Neuen, werden schon die Stadt auf den Kopf stellen."

„Ach, ach!" seufzte Randulf; „wenn ich solche Reden höre, muß ich daran denken, wie wir es hier vor der Sündfluth hatten. Damals, als Deine Mutter, Garman, im Glanze ihrer Schönheit strahlte!"

„Ja, da ging es gewiß fröhlich genug zu?" fragte Christian Friedrich gespannt.

Randulf war zu müde, um eine lebhafte Schilderung zu geben; er trank nur Lövdahl zu und sagte dann: „Freilich, von der Zeit weißt Du auch wenig zu berichten, Abraham! Damals warst Du noch ein Schuljunge."

Lövdahl meinte, er habe doch allerlei bemerkt und wollte mit dem Erzählen beginnen; aber Randulf, als der Aelteste, ließ keine Einrede aufkommen. Es gab für ihn nur eine Zeit, die des Erwähnens werth war, und das war jener Winter, wo sich Fanny Hierth mit Morten Garman verlobt hatte; „das ist jetzt länger als zwanzig Jahre her!" Randulf seufzte und blickte in die Sommernacht hinaus, seinen Erinnerungen nach.

Abraham Lövdahl hatte sein Glas geleert und ging, sich ein neues zu mischen. Christian Friedrich aber, welcher von Kindheit an mit der Ueberlieferung von den frohen Zeiten aufgewachsen war, wurde ganz schwermüthig und meinte, er sei zu spät auf die Welt gekommen.

„Nein, nein —!" sagte Randulf; „hätte ich zwei Söhne, so würde ich den einen zum Leichenbitter ausbilden lassen."

„Und den zweiten? — den zweiten?" riefen die Genossen.

Randulf suchte etwas recht Trauriges; da er aber nichts fand, versetzte er mißmuthig: „Den zweiten gleichfalls!"

Holck schlug nochmals auf den Tisch und verschwor sich, er könne diese Duckmäuserei nicht mehr ertragen! Es brauche sich nur Einer an die Spitze zu stellen, und Alle würden folgen; die Sache sei nämlich die, daß die ganze Stadt darauf brenne, sich einmal wieder zu amüsiren; aber der Eine wage es nicht der Anderen wegen. Wären aber Alle dabei — —

„Ja, dann — ja!" sagte Lövdahl und lachte laut.

„Worüber lachst Du, zum Teufel? Habe ich nicht Recht?" fragte Holck.

Randulf blinzelte zu Holck und Garman hinüber. „Seht nur, diese herrlichen Sommernächte, die wir hier haben; beinah' wie bei uns oben in Tromsö; was machen wir aber damit? Uns Vieren, uns geht es ja nicht gar zu schlecht." Holck mußte selbst lachen und zeigte auf das Büffet, wo das Hausmädchen eben das Selterwasser mit Whisky, Cognac, Wein und Liqueuren vertauschte; es machte Christian Friedrich Spaß, die merkwürdigsten Sachen aus dem Keller heraufholen zu lassen.

„Aber die Stadt! — Man geht mit den Hühnern zu Bett und zieht die Gardinen vor, ganz wie mitten im Winter."

„In der Weise wird auch die Langeweile ausgeschlossen," meinte Randulf.

„Ja — Du bist einer der echten — Du!" rief Holck empört.

„Nun, im Ernst, was sollten sie denn thun?" fragte Lövdahl.

„Die ganze Familie mitnehmen, nach dem ‚Eden' hinauspilgern, sich in der Haide niederlassen, singen und hartgesottene Eier essen — so wie sie es in anderen Städten machen."

„Gut gesprochen, Garman," rief Holck; „Du hast noch ein wenig Blut in den Adern, aber die Andern —"

„Bleibe Du nur hier noch ein Jahr, dann wirst Du sehen, was Dir von Blut und Leben übrig bleibt," sagte Abraham Lövdahl plötzlich, aber in einem Tone, der so wenig zu dem der Anderen paßte, daß Alle schwiegen, und eine ganze Weile still vor sich hin rauchten.

Nach den Geschäftsstunden hatten die Drei mit Randulf's Boot eine Segelpartie unternommen; kaum waren sie aber eine kleine Strecke hinausgekommen, so ließ der schwache Nordwestwind, der sich bei Sonnenuntergang erhoben hatte, nach; nur hin und wieder kräuselte ein leiser Hauch das spiegelblanke Wasser, und es blieb ihnen nichts übrig, als das Boot wieder nach Hause zu rudern.

Darauf hatten sie den Club besucht und von Frau Blomgreen's berühmten Butterbröten mit geräuchertem Lachs gegessen; das Kegelschieben hatten sie wegen der Hitze aufgegeben, und waren zuletzt im Pavillon gelandet, wo Lövdahl zu ihnen gestoßen war. Hier labten sie sich an einem kühlenden Tranke, Jeder nach seinem Geschmacke; Randulf mischte aus allen Flaschen Etwas zurecht, das er „Teufelsbischof" nannte, und dem nur er allein Geschmack abgewinnen konnte.

Die Thurmuhr begann zu schlagen — der Klang hallte lange nach in der stillen Luft, und als er vorbei war, sagten Zweie gleichzeitig: „Zwölf!" Alle hatten die Schläge mitgezählt.

„Ja, seht nur! — so hell und wunderschön! — und die ganze Stadt schon in den Kissen!"

„Hier ist es hell, als wäre die Johannisnacht," sagte Randulf, den seine Erinnerungen und der Teufelsbischof im Verein empfänglicher als gewöhnlich für die Natur machten.

„Es sind gerade noch sieben Tage bis Johanni," bemerkte Lövdahl.

„Johanni!" rief Holck und sprang auf; „kommt, Jungen! wir veranstalten ein Fest in der Johannisnacht! — nicht für uns allein, die ganze Stadt soll dabei sein — was sagst Du dazu, Garman?"

„Ich bin zu Allem bereit, was es auch sei!" entgegnete Christian Friedrich glückstrahlend. Lövdahl saß wieder da und kicherte in sich hinein. Randulf aber, der sich gleichfalls erhoben hatte, bog sich zum offenen Fenster hinaus und ließ den Blick hin und her über die Strandgasse gleiten.

Kein menschliches Wesen war in der Straße zu sehen, kein Boot auf dem Fjord; kein Laut ließ sich vernehmen — mit Ausnahme von Holck's und Garman's Stimme, welche bereits ihr Festprogramm entwarfen, bis sie bei tanzenden jungen Mädchen und bengalischer Beleuchtung anlangten.

Randulf begann unwillkürlich zu lauschen; er war gerade in der Stimmung, die Freude in sich selbst und in der Stadt noch einmal zum Leben zu erwecken — lange genug hatte hier der Gram geherrscht. Allmälig regte sich in ihm die Lust, dabei zu sein; und wenn er nur wollte, dann würde er diesen jungen Leuten schon zeigen, was Männer aus der guten alten Zeit darunter verstanden, die Stadt von oben nach unten zu kehren.

„Kommt!" rief er, indem er sich plötzlich den Uebrigen zuwandte; „ich bin dabei!" Die Anderen jubelten und riefen, jetzt solle etwas recht Großartiges daraus werden, und sofort ernannten sie sich zum Comité und begannen Festlichkeiten zu ersinnen.

Sie waren bald darüber einig, daß es ein Volksfest sein solle, billig, am liebsten Alles umsonst, kein Trinken und Berauschen, aber Tanz, Musik, Kaffee, Butterbrot — und vielleicht Raketen.

Garman sagte sofort im Namen der Firma „das Eden" als Festplatz zu, und Jeder übernahm seinen Theil der vorbereitenden Arbeiten; Lövdahl allein sagte nicht viel.

Zuletzt entschlüpfte es Holck: „Aber Lövdahl, wozu sollen wir Dich denn gebrauchen?"

Abraham wurde ein wenig verlegen, und Randulf sagte gutmüthig: „Mag er uns die Presse sichern."

Lövdahl wurde noch verlegener und murmelte etwas davon, daß er noch nicht genau wisse, ob er dabei sein könne; er habe so viel Anderes vor.

Man bestand nicht sehr auf seine Mitwirkung, fuhr aber noch lange fort, Pläne zu entwerfen und das Ganze zu besprechen, und als endlich die Stunde der Trennung schlug, waren wenigstens Dreie voller Eifer, die Sache in Gang zu bringen.

Als sie aber im Begriff waren, fortzugehen, sagte Holck: „Du siehst so ungläubig aus, Lövdahl! Denkst Du, daß nichts daraus wird?"

„Etwas ist vergessen — vielleicht das Wichtigste," sagte Abraham; „was wird Morten Kruse dazu sagen?"

„Der Pastor Kruse! — Der Streber!" riefen Holck und Garman und lachten laut.

Randulf nahm aber die Sache ernsthafter und meinte, Lövdahl möge schon Recht haben.

„Recht!" rief Holck und hielt seine zwanzigste Rede von der Feigheit: er werde diesem Prediger und der ganzen Stadt schon zeigen — die lange, verödete Straße hinab fuhr er fort zu sprechen; Randulf, der neben ihm herschritt, achtete nicht sehr darauf.

Christian Friedrich schloß den Pavillon und ging ins Haus; er war glücklich und in Aufregung, wie man es ist, wenn man beim Glase große Pläne gefaßt hat.

Abraham Lövdahl suchte aber seine Hinterthür auf, und er dachte nur daran, wie er es Denen zu Hause verbergen könne, daß er von einem Gelage käme.

Mittlerweile begann es bereits hell zu werden; ein einzelner Fischer ruderte hinaus, den Strand entlang, um zur Stelle zu sein, wenn die Sonne aufgehen

würde; zwei lange Streifen breiteten sich zu beiden Seiten hinter dem kleinen schwarzen Boot aus, und die Ruderschläge fielen sacht in das stille Wasser.

Längs des Ufers bis gegen Sandsgaard dehnte sich „das Eden" aus, schräg gegen die See und die Allee, welche zur Stadt führte, abfallend. Bäume und kleines Gebüsch hatten in dem hügeligen Boden Wurzel gefaßt; die ganze Strecke, zu mager für den Ackerbau, aber werthvoll für Bauplätze, ward jetzt als eine Art Park von der Stadt und als ein Stelldichein von Liebenden benutzt.

Der Mond war verschwunden; er stand in seinem zweiten Viertel und würde am 23. Juni voll sein. Im Uebrigen konnte der Mond recht gut entbehrt werden in diesen Nächten, wo die Berge im Osten sich fest und dunkelblau gegen die helle Luft abhoben, während im Westen und Norden das Meer weit hinausfloß — weit unter dem Himmel hin in weißen und lichtgrünen Linien, bis an den Horizont; und dort verweilte noch das grünlich klare Licht, welches die Sonne vom vorigen Tag hinterlassen hatte, hoch am Himmel hinauf, wenn die neue Sonne bereits den Osten zu röthen begann.

II.

Rund und vergnügt und unbegreiflich schlau war der Polizeidiener Iversen. Seine Töchter — Einige meinten, es seien ihrer nur fünf, Andere, und diese hatten Recht, behaupteten, es seien sieben — waren auch rund und vergnügt, und was die Schlauheit betraf, so waren sie jedenfalls in ihrem Geschäfte tüchtig.

Ihr Geschäft war ein derartiges, wie es Schwestern in kleinen Städten zu betreiben pflegen: Putz, Papier und ein wenig Pomade; sie hatten nur eine Concurrentin, Namens Frau Eriksen. Sie erfreuten sich indessen der Gönnerschaft der Frau Bankdirector Christensen, weil der Polizeidiener Iversen seine Laufbahn als Kutscher in ihrem Hause begonnen hatte.

Die Dame war allmälig von der Neigung ihres Gatten, Vorsehung zu spielen, angesteckt worden; daher hielt sie an demjenigen fest, dessen sie sich annahm, wie auch ihr Gatte im Großen Alles, was von der Stadt übrig geblieben war, aufrecht erhielt und beschirmte.

Die Schwestern Iversen konnten sich in Wahrheit glücklich preisen, eines solchen Schutzes in diesen Zeiten zu genießen, wo alle Menschen sich einschränkten. Ihr Geschäft ging so gut, daß sie sich immer hübsch und nett anziehen konnten, sowohl in der Küche wie auf der Straße.

Sie hatten auch den rechten Griff, Reste zu verwenden und Aenderungen vorzunehmen. Sie machten sich einen Hut aus einem Stückchen Pappe und einem Sammtschnipfel, oder einen Ueberwurf aus zwei bis drei bunten Taschentüchern; und da ihrer so viele waren und sie ungefähr denselben Schnitt gebrauchten, konnten sie der Welt lange etwas vormachen, indem sie von einander liehen und erbten und änderten bis ins Unendliche.

Der Polizeidiener Iversen, welcher Wittwer war, lebte heiter und glücklich mit seinen Töchtern, und wenn sich ein seltenes Mal Gelegenheit bot, ein billiges Vergnügen mitzumachen, trug er immer Sorge dafür, daß sie daran theilnahmen. Er wurde daher seelenvergnügt, als ihm schon am frühen Morgen die leise Andeutung von einem für Johanni geplanten Feste zu Ohren kam. Auf dem Markte

hatte er dies aufkeimende Gerücht vernommen, und indem er es verfolgte, traf er Abraham Lövdahl, welcher früh aufgestanden war, um es zu vermeiden, Rechenschaft für die Nacht ablegen zu müssen. Sie kannten sich gut. Iversen war vollkommen von den geheimen Wegen Lövdahl's unterrichtet, und dieser nicht hochmüthig. Sie hatten oft ein Glas Bier miteinander getrunken, wenn Lövdahl sich aus der Redaction fortschlich und in Iversen's kleinen Garten hinter dem Hause kam. Indessen grüßte der Polizeidiener sehr ehrerbietig; Lövdahl war doch immer der Sohn des Herrn Professors, und außerdem brauchten die Leute auf dem Markte nicht gerade zu wissen, wie sie persönlich miteinander standen.

„Der Herr Doctor gehen heute früh ins Büreau — gibt es etwas speciell Neues?"

„Nichts, so viel ich weiß. Wissen Sie etwas, Iversen?" Abraham hatte eine heisere Stimme und sah blaß und übernächtig aus.

„Es war ein Mädchen hier, welches einem anderen erzählte, man denke daran, ein Fest zu veranstalten."

„Ja, das ist wahr," erwiderte Lövdahl.

„Da, seh' Einer an! — Der Herr Doctor wissen es schon!"

„Ich war selbst dabei," erwiderte Abraham.

„Wirklich!" sagte Iversen erfreut, aber mit einem Ausdruck von Gleichgültigkeit und scharf um sich blickend, wie es sich für einen Polizeidiener ziemt.

Und Abraham erzählte; er wurde ganz lebhaft, während er diejenigen nannte, welche die Sache zuerst angeregt hatten, und die Pläne der Andern als seine eigenen darstellte. Obgleich er recht gut wußte, daß der Schutzmann seine Verhältnisse kannte — sein erbärmliches Leben sowohl im Hause wie nach außen hin, — konnte er es doch nicht lassen, sich seiner Freunde und Verbindungen zu rühmen und „wir" zu sagen, wenn er von dem Unternehmen sprach, das ins Werk gesetzt werden sollte.

Der Polizeidiener Iversen sog mit Wohlgefallen diese wichtige Neuigkeit ein und eilte dann heim. Trotzdem kam er insofern zu spät, als seine Töchter schon eine leise Ahnung von dem Bevorstehenden hatten; sie liefen ihm entgegen und fragten alle auf einmal: „Ist es wahr, daß hier Feuerwerk sein soll?"

Der Polizeidiener Iversen stutzte; in seiner wunderbaren Schlauheit berechnete er aber in aller Eile, daß, wenn die Neuigkeit durch die Mädchen verkündet worden sei, die Herren Randulf oder Holck die Urheber sein müßten.

Darauf theilte er seinen Töchtern mit, was er für nothwendig hielt — das heißt, er berichtete, was er wußte; und als sie alle fragten, ob sie theilnehmen dürften, erwiderte er mit Zurückhaltung: „Wir werden sehen."

Diese Antwort klang immerhin wie ein halbes „Ja", und all die fröhlichen runden Töchter begannen zu tanzen, zu lachen und so schnell zu reden, daß Iversen sich aus dem Staube machte.

Der kleine Laden wurde im Laufe dieses Vormittags besonders lebhaft besucht; Frauen und junge Mädchen kamen, um sich zu erkundigen. „Die Schwestern Iversen" wurden ohne ihr Zuthun vorläufig zu einem Centralbureau für dies Johannisfest, dessen Bedeutung von Stunde zu Stunde wuchs. Iversen's Töchter waren bereits so sehr davon in Anspruch genommen, an ihren eignen Staat zu

denken, daß es epidemisch wirkte, und einzelne Damen sich Handschuhe und seidene Bänder vorlegen ließen.

In ungewöhnlicher Eile trat um die Mittagszeit Frau Christensen, von ihrer Tochter gefolgt, in den Laden; und ohne sich auf einleitende Redensarten einzulassen, verlangte sie sofort zu wissen, was man sich in der Stadt von diesem Fest erzähle.

Das älteste Fräulein Iversen berichtete ehrerbietig und lächelnd Alles, was man wußte; während die Jüngeren hinter dem Ladentisch und im Arbeitszimmer herumschwirrten, voller Begierde ein Wörtchen einzuschalten, wenn Mine sich versprechen oder etwas vergessen sollte.

Indessen saß Fräulein Christensen aufrecht neben ihrer Mutter und hörte zu. Sie war lang und blond mit hellen Wimpern und weißem Teint.

Da sie im Wohnzimmer ihrer Mutter aufgewachsen war, wo Alles — durchaus Alles, was in der Stadt vorging, verhandelt und besprochen wurde, hatte ihr Gesicht einen gesucht kindlichen Ausdruck angenommen, welcher verbergen sollte, wie viel sie wußte und verstand. Nur ihre Augen, welche von unten auf blickten, glitten spähend umher, bis sie anderen Blicken begegneten; dann schlug das junge Mädchen sie gleich nieder und umwob sich noch mehr mit ihrer Unschuld.

Während Bine, welche so glücklich gewesen war, sich der Rede zu bemächtigen, den Bericht fortsetzte, daß die feinsten Herren der Stadt an der Spitze ständen, fühlte Frau Christensen die Augen ihrer Tochter auf sich ruhen. Und als sie merkte, daß diese sich nicht länger beherrschen könne und gerade flüsternd um Erlaubniß bitten wollte, dabei sein zu dürfen, sagte sie: „Das kann für Sie, Bine, und für Ihre Freundinnen ganz hübsch werden; es scheint ja, wenn ich recht verstanden habe, ein richtiges Volksfest zu werden — sogar Tanz im Freien!"

Iversen's Töchter lächelten verlegen; natürlich! — dies war nichts für die feinen Damen. Das junge Fräulein Christensen wurde aber roth und sehr unruhig.

„Es soll auch Feuerwerk sein, Mutter!" murmelte sie.

„Ja, das können wir ebenso gut von unserem Garten aus sehen," erwiderte Frau Christensen und erhob sich.

Im selben Augenblick kam Frau Ellingsen mit zwei Töchtern, und in aller Unschuld rief sie der Vorbeigehenden zu: „Wir sind gewiß aus demselben Anlaß hier. Die jungen Mädchen sind ganz aufgeregt, sobald von Tanz und Festlichkeiten die Rede ist."

Frau Christensen richtete sich aber hoch auf, und die Miene des Fräuleins wurde noch saurer, als die Damen den Laden verließen. „Ich bezweifle, daß Jemand von den Unsrigen das Fest besuchen wird, Frau Ellingsen!" mit diesen Worten und einem vernichtenden Lächeln segelte die Frau Bankdirector davon.

Frau Ellingsen wußte vor Verwirrung weder aus noch ein; und die Schwestern Iversen waren ganz unglücklich über den Zusammenstoß zweier so ausgezeichneter Kunden in ihrem Laden. Die beiden Fräulein Ellingsen zupften ihre Mutter am Kleid und flüsterten ihr etwas zu, was der guten Frau ganz die Lust vergehen ließ, Putz zu kaufen. Geraden Weges eilte sie nach Hause, inmitten ihrer Töchter, welche nicht aufhörten, ihr Vorwürfe zu machen.

Erst daheim, wo der gedeckte Tisch ihrer harrte, machte sich ihr gepreßtes

Herz durch laute Klagen Luft — sie weinte beinah über die ihr zugefügte Beleidigung. Es waren nicht viele Worte gewesen; wenn sie sich's aber vergegenwärtigte, wie gut sie Frau Christensen kenne, wie sie schon in der Schule Freundinnen gewesen, als keiner ahnte, daß letztere so hoch steigen würde — und nun eine derartige Behandlung in einem Laden! Die Erzählung der erlittenen Unbill nahm so viele Zeit in Anspruch, daß Ellingsen sich gelassen setzte und zu essen begann.

Seine Gattin blieb auf einem Stuhl neben dem Büffet mit aufgebundenen Hutbändern sitzen; der corpulente Ivar Ellingsen aß eine Weile schweigend weiter, dann ergriff er ruhig, beinah einen scherzhaften Ton anschlagend, das Wort.

„Das Fest wird recht hübsch werden, sollst Du sehen. So viel ich auf der Börse verstand, ist die Stimmung für eine kleine Lustbarkeit günstig; — wir haben wahrlich Elend genug hier!"

„Aber wenn von der Elite Niemand dabei ist, dann können wir wirklich nicht —"

„Ja! — zwar sagt man, daß nichts in der Stadt ohne den Bankdirector Christensen zustande kommt; aber ich möchte doch versuchen, ob Ellingsen & Larsen nicht der Mann ist, ein Johannisfest zuwege zu bringen."

Der große Mann mit dem breiten Rücken setzte den Teller weg und legte die beiden Hände vor sich hin, während er sich in seinem Speisezimmer umblickte. Die beiden Töchter waren bald für seine Ansicht gewonnen; aber die Gattin saß noch unschlüssig auf ihrem Stuhl am Büffet.

Ellingsen & Larsen — die große Firma in Colonialwaaren — war das einzige der neueren Geschäfte, welches sich zum wirklichen Wohlstande erhoben hatte. Da aber die beiden Inhaber sich von unten aufgearbeitet hatten, gewannen sie nur langsam Einfluß, und ihr Geld verschaffte ihnen keinen geselligen Rang. Daher hatte es lange in der breiten Brust Ivar Ellingsen's gegohren. Er wußte gut, daß ein stiller Haß gegen diesen Bankdirector aufwuchs, der seine große Nase in alles stecken mußte, und der über das Wohl und Wehe der Stadt entschied.

Der Anlaß war unbedeutend, aber Jeder muß sich nach seiner Decke strecken; und er fuhr daher fort zu erklären, man könne gut diese Christensens entbehren — das zu beweisen wäre er der Mann.

Frau Ellingsen erholte sich indeß so weit, daß sie den Hut abnahm und sich zu Tisch setzte. Als aber ihr Mann vorschlug, sie solle noch am selben Nachmittage bei den Schwestern Iversen Putz für die Töchter bestellen, antwortete sie sehr bestimmt: „Ich setze nie mehr den Fuß über die Schwelle der Schwestern Iversen!"

„Aber, Liebste, Frau Christensen kommt ja täglich dorthin, um Neuigkeiten zu hören. Sie soll erfahren, daß wir sie entbehren können; bestelle Du nur das Eleganteste, was zu haben ist, und rede so viel von dem Feste, wie Du kannst."

Die Töchter billigten diesen Plan in hohem Grade, und Frau Ellingsen begann wieder Muth zu fassen. Während des Essens wurde sie immer kühner; und am Nachmittage wanderte sie wirklich zu den Schwestern Iversen mit ihren Töchtern. —

— Von den beiden Compagnons war Larsen ein Junggeselle, der neben seinem Geschäfte sich nur für den Segelsport interessirte; Ellingsen dagegen war Familienvater und von Ehrgeiz beseelt. Ein Kind der Stadt, war ihm darin Alles vertraut, und er wußte genau, daß es in schlechten Zeiten nicht genüge, gute Waaren und billige Preise zu führen. Wie leicht sucht die dienende Classe ein anderes Geschäft auf, wenn sie sich verletzt fühlt! Wie oft hatte er gesehen, daß die ganze Stadt eine bestimmte Sorte Kaffee bevorzuge und jede andere verachte! In Zeiten, wo die Leute wenig kaufen und noch weniger bezahlen, muß man auf dem Posten sein, und das waren Ellingsen & Larsen. Sie standen mit Allen auf dem besten Fuße, von den Köchinnen bis zu den Geistlichen, vornehmlich wurden dem Pastor Kruse große Körbe zu den Festen gesandt.

Desto verlockender war es aber für Ivar Ellingsen, dies eine Mal gegen den allmächtigen Bankdirector zu rebelliren; dabei war kaum etwas gewagt.

Am Abend ging er in den Club, dem er seit kurzem angehörte, um Thomas Randulf zu treffen.

„Sie wollen ein Fest arrangiren, Randulf?" begann er offen, als sie allein am Fenster des Lesezimmers saßen.

„Ja," erwiderte Randulf, ziemlich kurz angebunden; wie oft hatte man heute diese Frage an ihn gerichtet!

„Das wird Ihnen aber bald zu viel werden, wenn nicht bekannte Leute daran theilnehmen. Dr. Holck ist zu fremd, und Garman zu jung. Es müßten ältere Männer dabei sein, von den Bürgern der Stadt."

Randulf begann ihn anzusehen, und Ellingsen sagte gutmüthig: „Ja, ich möchte mich selbst vorschlagen."

„Seien Sie uns willkommen," erwiderte Randulf erfreut.

„Sehen Sie," begann Ellingsen und versuchte denselben wohlwollenden Ton anzuschlagen, dessen sich Christensen bediente, „die einfachen Leute in der Stadt haben wirklich zu wenig vom Leben. Nach all' dem Elend, welches den großen Fallissements folgte, kann ich in meinem Geschäft sehr wohl beobachten, wie sie sich einschränken; sie geben keinen Pfennig mehr aus, als durchaus nothwendig. Auf die Dauer ist dies aber nicht durchführbar. Man kann nicht immer arbeiten und sparen; man muß wirklich auch ein wenig Freude und Unterhaltung haben."

Darin war Randulf ganz mit ihm einig, und Ellingsen ergriff abermals das Wort; er hatte so selten Gelegenheit, seine Ansichten zu entwickeln!

„Daher finde ich es gerade so ausgezeichnet," sagte er, „so vernünftig von den Herren, daß man das Fest für die kleinen, die sogenannten einfachen Leute bestimmt hat."

„Wir wollten gern, daß Alle dabei sein sollten."

„Aber die Elite könnten wir doch recht gut entbehren?" fragte Ellingsen prüfend.

„Die wird auch fern bleiben; die Hauptsache ist, daß Arbeiter, arme Leute — bis zu den" —

„— Zu den Straßenjungen," unterbrach ihn Ellingsen eifrig; „ich bin selbst ein Straßenjunge gewesen — ja, wirklich Herr Randulf! — und einer der allerschlimmsten! Daher weiß ich am Besten, wie wir allerlei Unfug verübten, wenn

wir nicht dabei sein durften — und das war fast immer der Fall. War aber Jemand so gutmüthig oder verständig, für uns zu sorgen, selbst wenn man uns nur eine Schleife ins Knopfloch oder ein Stückchen Pfefferkuchen gab, oh! da waren wir so still und artig, und Keiner ahnte, wie glücklich wir waren."

Die innere Bewegung hatte ihm alles Blut nach dem Kopfe getrieben; als er aber sah, daß sich keine Spur von Spott in Randulf's Gesicht zeigte, fuhr er fort auseinanderzusetzen, wie er den Plan habe, selbst die kleinen Mädchen und Jungen von der Straße am Feste theilnehmen zu lassen.

„In einem Geschäfte, wie das unsrige, finden sich immer zurückgelegte Sachen, die für solche Mäuler Leckerbissen sind; die werden wir sammeln und vertheilen."

„Gut," sagte Randulf, „Sie übernehmen den Nachtisch; ich gehe jetzt zu Frau Blomgreen, um mit ihr über die Bewirthung zu verhandeln."

„Ich nehme die Kleinen auf mich," rief Ivar Ellingsen; „Frau Blomgreen muß ihre Waaren aber auch billig lassen. Sie wird vom Festcomité Zuschuß erhalten."

„Zuschuß! — wir hatten es uns aber so einfach und billig gedacht."

„Wenn auch, Geld muß man haben," sagte Ellingsen.

Randulf fand dies beinahe zu großartig; aber der Andere versprach zuversichtlich, daß er schon Beiträge sammeln werde, dazu sei er der rechte Mann!

Randulf ging durch die Küche in das Wohnzimmer der Frau Blomgreen hinüber, wo sie, die Zeitung lesend, am Fenster saß. Frau Blomgreen war es gewohnt, daß Thomas Randulf sie besuchte; entweder um, wie in früheren Zeiten, ein Souper à part im kleinen Saal zu bestellen, oder auch nur, um mit ihr und Constanze zu plaudern.

Als sie hörte, um was es sich heute handle, sagte sie mit vorgeschobener Unterlippe nichts weiter als: „Volksfest, Herr Randulf?"

Er begann ihr nun auseinanderzusetzen, was sie darunter zu verstehen habe; sie verhielt sich aber ein wenig spöttisch, bis Randulf erklärte, das Festcomité werde sie für die billigen Preise entschädigen.

Ihr großes Gesicht klärte sich auf; und da sie Herrn Randulf volles Vertrauen schenkte, belebte sich allmälig ihr Interesse für sein Project. Sie begann auszurechnen, welche Summe ihr zugesichert sein müsse, wenn ziemlich dicke Butterbröte mit Fleisch, Käse, ja sogar geräuchertem Lachs belegt, das Stück zu fünf Pfennigen, geliefert werden sollten. Dazu war noch die warme Jahreszeit und große Einkäufe zu machen immerhin gewagt.

„Eine Menge Menschen wird sich einfinden — und wie ist es mit dem Getränk, Herr Randulf?"

„Selterswasser, Himbeersaft und Dünnbier," erwiderte Randulf.

„Selterswasser und Dünnbier! — Aber, lieber Herr Randulf, zu welchem Festcomité gehören Sie denn?" rief Frau Blomgreen.

Er mußte ihr noch einmal erörtern, was für eine Art Fest dies sei; aber Frau Blomgreen's Unterlippe blieb unverändert. Seit vierzehn Jahren Wirthin im Club, konnte sie sich kein Fest mit Selterswasser, Himbeersaft und Dünnbier vorstellen.

Im selben Augenblick trat Constanze ein, und Randulf nahm sogleich ihre

Hilfe in Anspruch. Sie hatte mit ihren Freundinnen eben über das Fest gesprochen und ganz erfüllt davon, wie sie Alle waren, ließ sie der Mutter keine Ruhe, bis diese versprochen hatte, die ganze Bewirthung zu übernehmen. Sie bat nur inständig, Herr Randulf möge nicht vergessen, daß sie eine arme Wittwe sei und dies nur übernehme, weil sie sicher darauf baue, Herr Randulf würde schon dafür einstehen, daß sie keinen Verlust erleide.

„Die ganze Stadt wird kommen, Mutter!" versicherte Constanze und nannte eine Menge Menschen, die sich betheiligen wollten.

Sie nahm ihren Strohhut ab, legte ihn sorgsam fort, und ordnete ihre Haare vor dem Spiegel zwischen den Fenstern, während sie die ganze Zeit mit Randulf plauderte und lachte.

Constanze Blomgreen war von hohem Wuchs wie ihre Mutter, dabei aber voll und biegsam, mit einer freien, ungezwungenen Haltung. Seit ihrer Kindheit hatte sie Vormittags im Club aufgewartet — Abends nie — und sah daher älter aus als achtzehn Jahre; sicherer, beinahe ein wenig herausfordernd, fand Randulf sie heute, in ihrer vollendeten Schönheit mit den schweren schwarzen Haaren und den starken Brauen über den klaren hellblauen Augen. Im Allgemeinen blaß, erschien sie ihm diesen Abend fremd, wie sie so frisch und erregt von dem Spaziergang hereintrat.

„Woher bekommen wir aber Tische und Bänke?" fragte Frau Blomgreen.

„Nehmen Sie die des Clubs," entgegnete Randulf, welcher Director war.

„Das wird kaum genügen. Aber der Pastor Kruse ist im Besitz wundervoller Tische; ich sah sie im Bethaus, anläßlich eines Bazars."

„Schicken wir Constanze zu ihm und bitten ihn, uns Tische und Bänke zu leihen," meinte Randulf; „wenn Sie ihn darum angehen, Fräulein, wird er nicht nein sagen, er hat die hübschen Mädchen gern — heißt es."

„Still, Herr Randulf," sagte die Wirthin; „es wird nichts nutzen, sich an ihn zu wenden; wir gehören ja nicht zu seinen Leuten."

Constanze meinte jedoch, sie könne es versuchen; es sei eben nur eine Anfrage. —

— Frau Blomgreen hatte ihre Tochter in strenger Obhut gehalten; und man hegte solchen Respect vor ihr, daß keiner der jungen Herren, die den Club besuchten, sich jemals einen Scherz mit der schönen Constanze erlaubt haben würde. Der Einzige, der sich einen vertraulicheren Ton gestatten durfte, war Thomas Randulf; bis vor kurzem hatte er noch ‚Du' zu dem jungen Mädchen gesagt, und Frau Blomgreen hielt große Stücke auf ihn, der ihr oft mit Rath und That beigestanden hatte. Heute Abend fiel es ihm zum ersten Mal auf, daß Constanze plötzlich das geworden war, was er ‚beunruhigend' nannte.

Randulf sann lange darüber nach, während er im Billardsaal auf Holck und Garman wartete. Allmälig wurde es dem erfahrenen Manne klar, daß sich Constanze jetzt an jenem Wendepunkte befände, wo die Mädchen ihres Standes, sich oft jählings in etwas ihnen bis dahin Unbekanntes stürzen, jeden Halt verlieren und sich von einer nie geahnten Leidenschaft fortreißen lassen, der Nichts zu widerstehen vermag.

III.

So lange das Leben in gewohnter Weise dahinging, hatte Jeder reichlich zu thun, sich durch die schlechten Zeiten hindurch zu arbeiten, und die Hoffnung, daß sie sich bessern würden, war in weite Ferne gerückt. Die Aussicht auf einen frohen Tag in nächster Zukunft aber erwies sich als etwas Verlockendes; und immer mehr bekehrten sich zu der Meinung, daß sie sich ein kleines Vergnügen gönnen dürften. Zudem wurden die Vorbereitungen zu diesem Feste in einer gefälligen, ganz ungewohnten Art getroffen. Kostspielig schien es nicht zu werden; auch fand sich hier nichts Großartiges, das die Leute zurückschrecken konnte. Das Beste aber war, daß kein doppelter Zweck damit verbunden sein sollte, wie bei einem Ball für die Armen, einem Bazar oder einem Missionsfest. An diesem Tage konnte man sich in aller Aufrichtigkeit ohne Spiegelfechterei unterhalten, sich vergnügen des Vergnügens wegen, Chocolade trinken wegen der Chocolade, nicht wegen der Armen, und tanzen um zu tanzen, nicht zum Besten Madagaskar's.

Dies alles verlieh der ganzen Stadt gleichsam ein lächelndes Aussehen; die mürrischen Gesichter verschwanden, und Keiner vermißte sie.

Der schlaue Polizeidiener Iversen allein wirkte wie ein ganzes Festcomité; und er verstand es, Manche zu überreden, ihre Schritte nach dem ‚Eden' zu lenken, wo sie seit ihrer Kindheit kaum gewesen waren. Und im Geschäft der Schwestern Iversen gab es beinahe zu viel zu schaffen für die funfzig — oder waren es siebzig? — lebhaften kleinen Finger. Als einziger Schatten wanderte Frau Christensen einher.

Am ersten Tage nach der Begegnung mit Frau Ellingsen war sie von einer unheimlichen Heiterkeit und ließ allerlei Andeutungen fallen Leuten gegenüber, die nicht begreifen konnten, daß es einen Unterschied gebe. Doch zuckte es in ihrem Gesicht, als Fräulein Gine ihrer Tochter zeigte, welche Bestellungen Frau Ellingsen für ihre Töchter gemacht habe.

Den Tag darauf war sie so sonderbar, daß Iversen's Töchter ganz beklommen wurden. Sonst pflegte Frau Christensen am Ladentisch Platz zu nehmen, Dies und Jenes zu kaufen oder sich zeigen zu lassen, während die großen hellgrauen Augen die hereintretenden Damen musterten, deren Hut, Kleid und Einkäufe. Manches junge Mädchen ließ daher den Thürgriff fahren und schritt weiter, wenn sie die Frau Bankdirector am Ladentisch entdeckte. Heute aber, wo es fast voll war, setzte die Gnädige sich nicht auf ihren gewohnten Platz, sondern wanderte unruhig umher. Bald flüsterte sie ihrer Tochter etwas ins Ohr, bald sagte sie sehr laut einige Worte vor sich hin, während die Augen trotzdem jeden Gegenstand verfolgten, der den Kunden vorgelegt wurde.

Die Wangen der Tochter waren geröthet, und da sie die Unruhe der Mutter theilte, war es Allen eine Erleichterung, als die beiden Damen fortgingen.

Am Abend versuchte Frau Christensen mit ihrem Gatten zu sprechen. Sie wollte ihm von diesem Feste erzählen, das gegen jedes Vermuthen solche Dimensionen annahm; da sie aber bald merkte, daß er besser Bescheid wisse als sie, ging sie beruhigt schlafen. Er hatte ja gesagt, es habe keine Eile: noch waren drei oder vier Tage bis dahin.

In Wirklichkeit war aber der Bankdirector ebenso überrascht wie seine

Gattin. Ein solches Fest schien an sich von geringer Bedeutung; aber einem Manne, der die ganze Stadt regiert und aufrecht erhält, war Nichts geringfügig, was das allgemeine Interesse auf sich zog. Und wie die Tage nun vergingen, ohne daß sich Jemand näherte, um wie üblich alleruntertänigst die wohlwollende Gönnerschaft des Herrn Bankdirectors zu erbitten, erwachte bei ihm ein leiser Argwohn — eine Befürchtung, über welche er anfangs lächelte, bis ihm ein Licht aufging: ja, man hatte wirklich die Absicht, ihn aus dem Spiele zu lassen!

Dies durfte er aber in keiner Weise zugeben. Das Geheimniß, die Vorsehung der Stadt zu sein, bestand ja eben darin, daß er seine Nase überall hatte, immer dabei war, wenn eine Sache glücklich ablaufen sollte; und der Bankdirector begriff vollkommen, dies Fest bedeute unter anderem auch ein Auflehnen gegen seine Alleinherrschaft.

Doch er beeilte sich nicht, sondern erwog gelassen den Einfluß der verschiedenen Elemente. Ellingsen und seine Schar Bürger beunruhigten ihn wenig; daß sie ihm nicht zu widerstehen vermochten, wenn es darauf ankam, wußte er. Dagegen gab es eine andere Richtung, in welcher der Bankdirector es nicht versäumte, vorsichtig nach Wind und Wetter zu spähen.

Er sagte daher am nächsten Morgen zu seinem Bankcassirer: „Was meint denn der Pastor Kruse zu Ihrem Johannisfest, Randulf?“

„Nur Gutes — denk' ich. Wir werden Tische und Bänke von ihm leihen,“ erwiderte Randulf nachlässig; er dachte, darauf komme es nicht so genau an.

„So, so!“ murmelte Christensen und rieb sich die Nase, während er auf dem Teppichstreifen vor dem Schalter auf und ab schritt; es dauerte noch eine Viertelstunde bis zur Eröffnung der Bank. „Möchten Sie nicht auch die städtische Fahne leihen? Das würde dem Ganzen ein schönes und festliches Gepräge geben.“

Randulf zog den Kopf aus dem Geldschrank heraus: „Ja, besten Dank! Es fiel uns nicht ein!“

„Lassen Sie nur den Betreffenden wissen, daß Sie meine Erlaubniß haben,“ sagte Christensen, welcher natürlich auch Vorsitzender der Stadtverordnetenversammlung war, „und erbitten Sie sich gleichzeitig ein Paar Feuerwehrleute, die gewohnt sind, Fahnenstangen und dergleichen zu errichten. Es ist nicht mehr als billig, daß die Stadt bei einem Volksfest hülfreich zur Hand sei.“

Randulf bedankte sich und verschwand wieder in dem Schranke, in welchem er seine Cassen und Beutelchen hatte; er lachte leise vor sich hin, als er begriff, daß der Director „dabei“ sein wolle.

Indessen erschien der zweite Director, nahm seinen Platz am Pult ein, und man hörte Leute draußen im Vorzimmer.

„Im Comité sind also außer Ihnen, lieber Randulf,“ begann Christensen, vor dem Schalter des Cassirers stehen bleibend, „der Dr. Holck und der junge Garman; das sind nun freilich sehr jugendliche Elemente.“

„Wir haben Ivar Ellingsen gewonnen.“

„Von der Firma Ellingsen & Larsen? — Das ist schon besser,“ sagte der Bankdirector mit einer Miene, als sei ihm diese Thatsache längst bekannt. „Sprachen Sie aber auch mit dem Amtmann?“

„Nein, so hoch hinaus hatten wir nicht gedacht."

„Es wäre aber doch ein großer Fehler, den Amtmann zu übergehen. Wenn Sie wünschen, werde ich gern mit ihm davon reden! Ich sehe den Herrn heute Vormittag."

„Besten Dank," erwiderte Randulf, so höflich er nur konnte; ihm war Alles eher erwünscht, als diese alten Störenfriede dabei zu haben.

Christensen merkte dies gut, beschloß aber, bis auf Weiteres den Harmlosen zu spielen, denn jetzt wollte er Mitglied des Comité's werden.

„Die Herren vom Comité haben wohl täglich Sitzungen?"

„Oh, wir nehmen es nicht so feierlich, Herr Director; wir treffen uns gewöhnlich Nachmittags um sechs Uhr in dem kleinen Saal oben im Club."

„Ah! Um sechs Uhr!" sagte der Bankdirector.

Im selben Augenblick wurden die Thüren geöffnet, die Geschäfte begannen, und die Leute gingen aus und ein; der Cassirer zählte Geld auf und rechnete hinter seinem Schalter.

Sobald der Amtmann das Wort „Volksfest" hörte, sprang er auf und war sofort bereit, theilzunehmen. Seitdem sein Vorgänger und Vorbild, der Amtmann Hierth, Minister geworden war, um dann mit dem übrigen Ministerium einer Opposition zu weichen, aus Leuten bestehend, die sich buchstäblich von unten heraufgearbeitet hatten, konnte man ihn zu Allem bewegen, wenn man sagte, es sei „volksthümlich". Und da die Bezeichnung diesmal von dem Bankdirector Christensen gebraucht wurde, einer der treuesten „Stützen der Gesellschaft", kannte der Eifer des Amtmanns keine Grenzen. Er war zu Allem erbötig, die Festrede zu halten, den Tanz zu eröffnen — ja, er hätte sogar das Sacklaufen mitgemacht, wäre ihm gesagt worden, das Volk verlange es.

Sein Erstaunen war aber groß, als er vernahm, daß Christensen eigentlich unbetheiligt sei — ein Freiwilliger, wie er selbst sagte. Dies war dem Amtmann unbegreiflich, und er konnte es nicht billigen. Natürlich mußten sie Beide dabei sein. Ein anscheinend so volksthümliches Fest durfte nicht der Willkür von jungen Leuten überlassen werden, denen das bessere Einsehen noch abging.

„Wenn wenigstens ein Geistlicher dabei wäre," sagte Christensen.

„Allerdings; wie verhält sich der Pastor Kruse dazu?" fragte der Amtmann, plötzlich etwas zaghaft; er hatte diese Seite der Sache übersehen.

„Man sagt, in wohlwollender Weise," versetzte der Andere.

„Er ist noch auswärts und bringt Aufklärung in die Gemüther," sagte der Amtmann, und die beiden Herren lächelten.

„Ein älterer Geistlicher würde sich kaum dazu eignen!"

„Nein, nehmen wir meinen Nachbarn," sagte der Amtmann; „das ist ein aufgeweckter junger Mann, der das richtige Maß hält."

Sie lachten ein wenig darüber, daß sie sich so ohne Weiteres als Festcomité constituirten; es ging aber wirklich nicht mit diesen jungen Leuten, die eine untergeordnete Stellung in der Gesellschaft einnahmen; es war eine Pflicht, sich um die Sache zu kümmern.

Pastor Doppe wohnte ein paar Häuser weit vom Amtmann; er war den hiesigen Verhältnissen noch so fremd, daß er Geige spielte. Indessen übte er im

Eßzimmer, da ihm vor wenigen Tagen ein Kind geboren ward; sie waren noch jung, diese Pfarrersleute, und hatten erst vier Kinder.

Da Niemand sichtbar war, betraten die beiden Herren die Wohnstube, von wo aus sie durch die halbgeöffnete Thür den Pastor eifrig, aber gedämpft geigen hörten. Er hatte die Noten auf den Tisch gestellt, auf dem sich ein Teller mit etwas Grützbrei, ein Tintenfaß und kleine Münzen befanden; während ein junges Kindermädchen mit den drei Kindern unter dem Tische spielte.

Als der Pastor endlich merkte, daß er Besuch erhalten, und wer die Herren seien, hätte er beinahe die Geige vor Scham und Verwirrung hingeworfen; und es dauerte lange, bis er sich so weit faßte, den Zweck ihres Kommens zu verstehen. Dann aber überwältigte ihn der Gedanke, daß die beiden vornehmsten Männer der Stadt ihn in solcher Weise auszeichneten; er dankte ihnen ein Mal über das andere, und sein hageres Gesicht röthete sich.

Sie verabredeten, sich um sechs Uhr im Club zu treffen und ohne Redensarten, halb scherzend, den jungen Leuten ihren Beistand anzubieten. — Darauf begab sich der Pastor zu seiner Frau, um ihr die Begebenheit des Tages mitzutheilen — zu ihrer großen Freude, denn sie hatte gefürchtet, ihr Mann würde unter so vielen Geistlichen nicht zur Geltung kommen.

Oben im kleinen Clubsaal saßen um sechs Uhr ganz gemüthlich: Garman, Holck, Ivar Ellingsen, der Hutmacher Sörensen und der Polizeidiener Iversen. Randulf kam zuletzt und hatte kaum Zeit zu berichten, was bevorstände; da klopfte es schon, und herein traten der Amtmann und Pastor Doppe.

Man erhob sich ein wenig verwirrt; auf dem Tische standen Flaschen und Cigarren. Der Amtmann war aber in seiner besten volksthümlichen Laune. Er sagte offen, er käme, um sich einen Platz im Comité zu erbitten; sein junger Freund, der Pastor Doppe, wolle auch beitreten. Es wäre vielleicht zweckmäßig, — jedenfalls würde es ihm lieb sein, wenn er nach Kräften beitragen könne — —

Das ursprüngliche Comité sagte nicht viel; und als der Bankdirector ein paar Minuten später eintraf, merkte er gleich, das Spiel sei doch nicht so leicht zu gewinnen. Er schlug darum nicht den scherzhaften Ton des Amtmanns an, sondern begann in feierlicher Haltung und im wohlwollendsten Ton: Es ereigne sich heute etwas, was in seinem Leben noch nicht vorgekommen sei — das könne er versichern: daß er sich nämlich bemühe, in ein Comité zu gelangen; denn seine Zeit und seine Kräfte seien mehr als hinreichend in Anspruch genommen; wenn es aber einer guten, allgemein nützlichen Sache gelte, dann . . . .

Da er sich, während er sprach, stets an Ivar Ellingsen wandte und ihn „Herr Vorsitzender" nannte, sah letzterer sich veranlaßt, diesen Ehrentitel abzulehnen.

„Ich nehme als ganz selbstverständlich an, daß Herr Kaufmann Ellingsen der Vorsitzende des Comité's ist," sagte der Bankdirector in seinem verbindlichsten Tone.

Der Amtmann und der Pastor stimmten dem bei; und der Hutmacher und Iversen waren von der Anwesenheit der hohen Herren so benommen, daß sie zu Allem „Ja" und „Natürlich" sagten. Auch Christian Friedrich sagte ungemein ernsthaft, indem er an den Spitzen seines Schnurrbarts zupfte: „Ich habe nicht anders gedacht, als daß Herr Ellingsen Vorsitzender sein müsse."

Ivar Ellingsen wurde ganz roth. Von dem Augenblick an, wo Christensen zur Thür hereingetreten war, hatte er ihn innerlich verwünscht und nur auf ein Mittel gesonnen, wie er ihn wieder los werden könne. Aber dieser Zwischenfall mit dem Vorsitzenden verwirrte ihn; und daß der Bankdirector Christensen in höchsteigener Person vor ihm stand, und in einem halb ehrerbietigen, halb kameradschaftlichen Tone fragte, ob der Herr Vorsitzende an die Musik der Bürgerwehr gedacht? — oder ob der Herr Vorsitzende etwas gegen Feuerwerk einzuwenden habe? — dies Alles machte ihn so seltsam weichmüthig, daß er seinen Groll vergaß.

Der junge Garman ergriff schnell die Gelegenheit, zu erzählen, daß er in Hamburg ein Feuerwerk bestellt habe. Nach seiner Berechnung blieb dem Commissär gerade Zeit, die Sachen einzupacken und an Bord zu spediren; der Dampfer müsse nach dem Fahrplan am dreiundzwanzigsten Juni, früh Morgens hier eintreffen, und er, Garman, sei jetzt in großer Spannung.

Der Bankdirector rühmte diese Veranstaltung gar sehr, und der Amtmann, welcher in Volksthümlichkeit das Mögliche leisten wollte, fragte den Hutmacher freundlich, was er da trinke — es sehe so verlockend aus.

Der Hutmacher erschrak dermaßen, daß er seine Cigarre fallen ließ, und Randulf mußte für ihn antworten: „Es ist half and half, Herr Amtmann!"

Der Polizeidiener Iversen stürzte nach Gläsern; Garman klingelte nach mehr Porter; und eine halbe Stunde später herrschte eine solche Uebereinstimmung im Comité, als ob es aus lauter gleichaltrigen und passenden Elementen zusammengesetzt wäre.

Randulf mischte ein Glas für den Pastor, dessen Augen immer lebhafter wurden, während er lächelnd dasaß und eine große Cigarre rauchte, die er nicht vertragen konnte.

Christensen that beiläufig des Redacteurs Lövdahl Erwähnung; hatte man ihm nicht gesagt, dieser sei auch dabei?

Man antwortete, daß Lövdahl in Folge seiner Stellung nicht officiell theilnehmen könne; Dr. Holck, der sich seit der Ankunft des Amtmanns etwas zurückgezogen hatte, wußte dagegen zu berichten, Lövdahl habe die Absicht, das Fest in der Zeitung zu empfehlen.

„Das wird gut thun," meinte der Bankdirector und wechselte einen Blick mit dem Amtmann.

Von jetzt an kam die Angelegenheit erst recht in Gang, und alle großen und kleinen Vorbereitungen erhielten durch das angesehene und zahlreiche Comité ihre volle Bedeutung.

Am selben Abend brachte die Zeitung Pastor Kruse's eine wohlwollende Notiz über das geplante Volksfest im „Eden"; und damit schwanden Vielen die letzten Bedenken — auch dem Bankdirector, der sich jetzt des Festes mit einem solchen Eifer annahm, als ob es sein eigenes sei.

Ivar Ellingsen sagte seiner Frau, sie hätten Christensen so aus Gnade mit ins Comité genommen, er — Ivar — aber sei Vorsitzender.

Als Frau Ellingsen versuchte, diese Ehre bei einer Visite im Laden der Schwestern Iversen ein wenig zur Schau zu tragen, erlitt sie eine Niederlage; denn Frau Bankdirector Christensen, hochfahrend wie kaum zuvor, äußerte nur,

daß sie wahrscheinlich das Fest auf Grund der Stellung ihres Mannes, als Vorsitzender der Stadtverordneten, besuchen müsse.

Und so war Frau Ellingsen abermals geschlagen.

— Nach der Comitésitzung hatte Thomas Randulf Frau Blomgreen aufgesucht, um zu sehen, wie es mit den Vorbereitungen ginge. Da war aber nicht viel zu sehen; denn — erklärte Frau Blomgreen — das Unbequeme bei dieser kalten Bewirthung sei eben, daß Alles am selben Tage bereitet und verzehrt werde. Daher kochte sie nur Schinken, Pökelfleisch und dergleichen. Sie hatte aber außerordentliche Bestellungen gemacht.

„Und das sage ich Ihnen, Herr Randulf," rief sie, „mißlingt dies Fest — regnet es zum Beispiel, so bin ich eine ruinirte Frau."

Er tröstete sie, so gut er konnte. Das Wetter sei schön und beständig, und sie habe keinen Grund, sich zu ängstigen, wenn solche Männer an der Spitze ständen — zu ihrer Beruhigung nannte er sie noch einmal.

Auf dem Sopha saß Constanze und verlas Rosinen. Sie wollten große Torten und Theekuchen backen.

Randulf setzte sich zu ihr und aß Rosinen.

„Nicht von den verlesenen!" sagte sie coquet und schlug nach ihm.

Und wieder fiel ihm auf, wie verändert sie sei. Er fühlte in ihrer Gegenwart eine eigenthümliche Erregung, die ihm neu war; und doch wußte er längst, daß sie ein erwachsenes Mädchen, wiewohl bis jetzt ihn dies nicht beeinflußt hatte.

Ebenso gut wußte er von sich selbst, daß die erste Jugend hinter ihm lag; und da seine schönsten Erinnerungen bis zu dem Winter reichten, wo Fanny Hierth sich verlobte, bildete er sich gern ein, ein enttäuschter Mann zu sein.

Sein Ton hatte daher allmälig etwas Väterliches bekommen, und er hatte wirklich ebenso uneigennützig über Constanze gewacht, wie die eigene Mutter. Jetzt leuchtete ihm ein, daß dies Verhältniß sich ändern müsse; hatte sie ihn gern oder interessirte sie sich bereits für einen Anderen?

Sie sprachen wieder von Tischen und Bänken; dies war Frau Blomgreen's stete Sorge. „Warum aber darf es Constanze nicht versuchen, wenn sie selbst dazu Lust hat?" fragte Randulf.

„O! — wie können Sie nur glauben, daß uns der Pastor etwas borgen wird? Constanze besucht ja nie seine Andachten; und ich — eine alte sündhafte Clubwirthin! — nein, sie braucht sich wahrlich nicht zu bemühen!"

Constanze lachte aber — lauter als sonst, dachte Randulf — und erklärte, sie habe keine Angst.

Als Frau Blomgreen in die Küche ging, ergriff er die Gelegenheit, mit ihr zu reden.

„Sie sind so sonderbar — Constanze! so — so erregt."

„Ich freue mich zu sehr auf das Fest, glaube ich."

„Sie freuen sich wohl am meisten auf das Tanzen?"

„O ja, wie ich tanzen werde!" rief sie aufspringend; „die Mutter hat mir versprochen, daß ich beim Beginn des Tanzens nicht mehr zu bedienen brauche."

„Mit wem möchten Sie am liebsten tanzen?"

„Was meinen Sie damit?" sie schlug die Augen halb auf unter den langen schwarzen Wimpern und ließ die Hände ruhen.

„Haben Sie — haben Sie nicht einen Bräutigam?“ fragte er so unbeholfen, daß er selbst ganz roth wurde.

„Nein, ach nein! — hätte ich nur einen!“

Sie erhob das lachende Gesicht zu ihm, und er sah, daß Beides wahr sei: sowohl daß sie keinen hatte, als daß ihre Gedanken sich damit beschäftigten. Gleichzeitig sah er aber auch, daß diese blauen Augen viel dunkler und tiefer waren, als er je geahnt hatte.

Randulf erhob sich und sprach von anderen Dingen; als Frau Blomgreen wieder hereintrat, verabschiedete er sich und verließ das Haus.

Er ging nach „Eden“ hinaus, um zu sehen, wie weit die Arbeiter mit dem Tanzboden gekommen seien. Vor sich erblickte er aber stets nur Constanze und allerlei Gedanken kreuzten sein Gehirn — gute und väterliche, aber auch schlimme und phantastische, wie es einem Manne in seinen Jahren nicht mehr ziemte. Ein kleiner Dämon flüsterte ihm zu, er könne ebenso gut sein Glück bei ihr versuchen, wie ein Anderer; aber Thomas Randulf blieb standhaft und bemühte sich, diesen Versuchungen zu entfliehen.

Er ging daher nicht wie gewöhnlich in den Club zurück, sondern wandte sich nach Garman's Garten, wo er, wie er vorausgesetzt, die drei Genossen des Festcomité's in sehr angeregter Stimmung fand.

Der Abend war klar und mild wie während der ganzen Woche, und der Mond eben aufgegangen. Er stand im Südwesten über dem Hause und warf seinen Schein durch die offene Thür in den Pavillon hinein; das Fenster nach der Strandgasse und dem Hafen war gleichfalls offen und von dieser Seite leuchtete ihnen der Abendhimmel entgegen.

Sie freuten sich königlich darüber, daß die alten „Stützen der Gesellschaft“ genöthigt waren, sich ihnen zu nähern; in der That aber schien deren Betheiligung ihnen nun recht wünschenswerth. Da das Fest solche Bedeutung gewann, wäre es ihnen sonst leicht über den Kopf gewachsen. Sie gaben eine kleine Vorstellung zum Besten für Lövdahl, der nicht zugegen gewesen war: Dr. Holck machte den Amtmann nach, und Christian Friedrich zeigte, wie der Pastor Doppe Cigarren rauchte.

Abraham Lövdahl erntete viel Lob für seine Notiz in der Zeitung; und jetzt erzählte er auch, welchen Kampf er in der Redaction zu bestehen gehabt habe. Die Uebrigen seien feige und fürchteten den Pastor; er aber habe gesagt: „ich nehme es auf mich!“ und da hätten die Anderen nachgegeben.

Die Dreie hörten mit gutem Humor zu und ließen ihn reden. Sie kannten ihn ja und wußten, daß er das Renommiren nicht lassen könne — besonders so spät am Abend. Es amüsirte sie und gewährte ihnen Genugthuung, daß, was sie vor wenigen Tagen in Heiterkeit begonnen hatten, jetzt die ganze Stadt in Aufregung versetze. Triumphirend fragte Holck, ob Randulf ihm jetzt Recht gebe, daß Einer nur den Anfang machen müsse? Randulf nickte und trank ihm zu. Christian Friedrich schaute mit besorgter Miene nach dem Fjord hinaus und bemerkte, daß, wenn jene Wolkenbank dort im Nordwesten sich nach dem Süden ausdehne, die Ankunft des Hamburger Schiffes doch zweifelhaft sei.

Die Uebrigen waren des Redens über das Feuerwerk so gründlich müde, daß

Keiner antwortete; und Jeder hing einen Augenblick seinen Gedanken nach. Es war ganz still, kein Laut kam von der Stadt her.

Aber weiter draußen, wo die Landstraße in die Strandgasse mündet, hörte man das Rasseln eines Wagens. Der Lärm wurde durch rasche Hufschläge vermehrt und das Rollen der Räder widerhallte zwischen den Häusern der engen Gasse.

„Wer zum Kuckuck fährt so schnell?“ fragte Christian Friedrich; „der ganze Pavillon zittert ja.“

Holck, der Nächste am Fenster, bog sich hinaus. „Der Pastor Kruse!“ rief er; „ja, der ‚Streber‘ in höchsteigener Person! Du wirst Dich wundern, Väterchen, wie es jetzt in Deiner Stadt aussieht!“

Sie lachten und sandten dem davoneilenden Wagen ihren Segen nach; und Keiner bemerkte, daß Abraham Lövdahl ganz bleich geworden war.

IV.

Als Morten Kruse damals das Vermögen seiner Frau bei dem Fallissement Carsten Lövdahl's verlor, hatte sein Vater auch das seinige eingebüßt. Und er, der sich stets die Zukunft in steigendem Wohlstand — wenigstens ohne Sorgen — gedacht hatte, war jetzt auf die geringen Einnahmen seines Pfarramts angewiesen.

Mehr noch als der Verlust des Geldes lähmte ihn das ihm widerfahrene große Unrecht.

Von der ersten Jugend an, wo er, ein kleiner dicker Junge, im Laden des Vaters mit verkaufte, hatte er immer etwas besessen; und alle Anderen mußten mit ihren Pfennigen hübsch zu ihm kommen, wenn sie etwas haben wollten. Jetzt gehörte er plötzlich zur mißachteten Schar Derer, welche nichts haben — weder Haus noch Laden, weder Kisten noch Kasten. Und erst jetzt begriff er vollkommen, wie Recht er gehabt hatte, die Anderen zu mißachten; unerträglich schien ihm das Leben ohne Besitz, er fühlte, daß er es nicht aushalten könne.

Sein Bruder war nach einer anderen Stadt gezogen, und die alte Frau Kruse hatte ihn begleitet, als ihr Mann starb. Dies war eine Erleichterung für Morten, besonders daß die Mutter nicht länger da war; denn er merkte ihr an, daß sie fand, er trage sein Unglück nicht in der rechten Weise. Und das fühlte er selbst; er fühlte, daß er immer kälter und kälter werde, in dem Maße, wie sich sein Haß gegen alle Besitzenden steigerte. Er fühlte, wie sich die Kälte auch in seinen Predigten äußerte und sah, wie die Gemeinde fröstelte und die Kirche leer ward. Sogar zu Hause war es kalt. Zwar wagte Frau Friederike nicht viel zu sagen, aber sie verfolgte ihn mit ihren Habichtsblicken; er wußte, daß weder Tag noch Nacht dies verlorene Geld ihr aus dem Kopfe kam und er wand sich, wenn er die spärliche Einnahme eines wenig beliebten Caplans mit sich heim brachte.

An seinen Herrgott konnte er sich nur in Verwunderung und Schrecken wenden: war es wirklich Gottes Wille, ihn so gänzlich im Stich zu lassen? Daß Gott selbst es so gefügt habe, darüber war er nicht im Zweifel. Morten Kruse's Hirn war im Ganzen nicht so beschaffen, daß es Zweifel in sich bewegte. Er hatte immer den Schöpfer auf seiner Seite gehabt, das war selbstverständlich

gewesen; aus diesem Grunde hatte er sich ja der Theologie zugewendet. Wenn aber Gott auch das Unglück zugelassen hatte, so war es doch durch die schlechten Menschen über ihn gekommen, die vergnügten Menschen, die etwas besaßen — gegen diese lehnte er sich daher auf. Er selbst war nie besonders leichtlebig oder vergnügt gewesen. Sein Vergnügen hatte eigentlich darin bestanden, aus dem gefüllten Kramladen ins Leben hinauszublicken, und dies war eine so versteckte Freude gewesen, daß Niemand sie sehen konnte; denn sie verdankte ihr Dasein zumeist der Verachtung, mit der er die da draußen betrachtete. Und nun war er selbst da draußen.

Erst jetzt begann er sich zu wundern — etwas, was ihm früher nie eingefallen war — wie in aller Welt die, welche draußen waren, sich darin finden könnten? Warum duldeten sie, daß Andere lachten, sich belustigten und vergnügt waren?

Fast während eines ganzen Jahres gohr es in dieser Weise in ihm. Oft wenn er auf der Kanzel, in der kalten halbleeren Kirche stand und auf die Gemeinde mit ihren gelangweilten Gesichtern blickte, die ihn die Predigt ablesen ließ, durchzuckte ihn das Verlangen, seinem Grolle Worte zu leihen und diesen Menschen die Wahrheit zu sagen. Ein kühnes Vorgehen und Muth zum Angriff lagen nicht in seiner Natur; aber schon als Knabe hatte sich Morten, der Streber, durch einen gewissen Trotz ausgezeichnet, und er war unter den Kameraden als ein fürchterlicher und unerbittlicher Gegner bekannt, wenn er angegriffen wurde. Das Leben war später glimpflich mit ihm verfahren — bis zu dem großen Schicksalsschlag. Als aber das Unglück auf ihn einstürmte, überkam ihn die alte Neigung, Widerstand zu leisten; er fühlte sich im Grunde löwenstark Denen gegenüber, die ihn hinausgesetzt hatten.

Wollte er aber diesen reichen, sogenannten feinen Leuten, deren Verhältnisse die seinigen überragten, die Wahrheit sagen, so blieb er schon bei dem ersten Worte stecken; denn die eigene Zunge war gegen ihn und auf Seiten der Anderen. Die Sprache, in der er als Geistlicher predigte, war nämlich nicht seine eigene, nicht der natürliche Ausdruck seiner Gedanken. In seinem Vaterhause wie in dem Kramladen wurde der städtische Dialekt gesprochen, so wie sich dieser auf der Straße und in der Werkstatt ausgebildet hatte — eigentlich eine Mischung der Bauern- und Schriftsprache. Der alte Jörgen Kruse hatte nie etwas Anderes lernen können; aber der kleine Morten hatte sich die feine Sprache in der Schule und auf der Universität angeeignet. Dennoch sprach er sie nie mit derselben Leichtigkeit wie seine eigene, und es verdroß ihn zu wissen, man könne es dem Klange und der Wahl der Worte anmerken. Seine Predigten wurden in erkältender Weise davon beeinflußt — er machte sie vorschriftsmäßig, es gelang ihm aber selten, genau das zu sagen, was er sagen wollte. In seinem Arbeitszimmer, wo er nur wenig gestört wurde, da konnte er Reden halten. Hier ließ er seiner Zunge freien Lauf, indem er in seiner breiten, schleppenden Weise jene Worte gebrauchte, die als ungebildet und gewöhnlich erachtet wurden und doch seine Gedanken treu wieder gaben. Morten Kruse sah aber vollkommen ein, daß diese Redeweise auf einer Kanzel nicht angebracht sei.

Inzwischen erging es ihm schlechter und schlechter; seine Gesichtsfarbe wurde

fahl und der schwerfällige Körper schlaffer. Seine Amtsbrüder begannen auf ihn herabzusehen; Keiner kam, seine Predigten zu hören und die freiwilligen Spenden der Gemeinde hörten fast auf. Und doch verließ ihn nicht ein zäher Glaube daran, es müsse ihm noch gelingen, sein Ziel zu erreichen; die Ueberzeugung, daß er ihnen Allen den Fuß auf den Nacken setzen könne, wenn er wolle, lag ihm im Blute und hatte sich in dem kleinen, dunklen Kramladen verstärkt bei dem Anblick der einzelnen Pfennige, die zu einem Vermögen wuchsen.

— Eines Freitags-Nachmittags ging er zu dem alten Bethaus der Haugianer hinaus, um Bibelstunde zu halten. Während der ganzen Woche hatte er nur Verdruß und Demüthigungen erlebt und daheim schlechtes Essen bekommen, was ihn stets verstimmte.

Es war regnerisch und stürmisch und sehr schmutzig in den Straßen. Im Versammlungshause saßen einige Männer in einer Reihe an einer Wand, etliche alte Weiber von Blaafenberg um den Ofen herum und hier und da einige Dienstmädchen, die frei bekommen hatten, um die Bibelstunde zu besuchen.

Er las ein Stück aus der Bibel; aber während er las, mußte er ein paar Mal aufhören; denn er befand sich in solch' zorniger Aufregung, daß er den Sinn des Textes nicht zu fassen vermochte, und plötzlich schlug er das dicke Buch zu und rief: „O nein, nein! wie seid Ihr mir verleidet! — Ihr sitzet da, Ihr schlaft und sündiget und lasset mich Gottes theures Wort den kahlen Wänden predigen! Seht, ich strecke meine Hände aus nach einem widerspenstigen Volk; aber Ihr — Euch ist es gleich, wenn es auch geraden Weges in die heiße Hölle ginge!" Die kleine Versammlung fuhr aus dem Schlafe empor, und die alten Weiber begannen zu zittern; seine Stimme war so kräftig geworden, und außerdem redete er ihre eigene Sprache. Es klang, als wenn erzürnte Männer ohne Rücksicht gegen einander schreien — so wie sie es zu Hause gewohnt sind, und es schien ihnen daher mehr aus dem Leben und eindringlicher gemeint. Er selbst aber wußte kaum, was er sagte. Es waren Bruchstücke aus den einsamen Reden im Arbeitszimmer; er schalt und strafte — erst jene Unglücklichen, die vor ihm saßen, dann die ganze sündige Welt, welche nicht kommen wollte, um sich strafen zu lassen.

Als er zu Ende war, wollte er gehen; aber einer der Männer begann ängstlich: „Ob — ob — der Herr Pastor nicht singen lassen wolle?"

„Nein! — ich will nicht mit Euch singen!" — erwiderte er laut und ging seiner Wege.

Zitternd sangen sie ein paar Strophen allein und machten sich dann mit zögernden Schritten auf den Heimweg; seit langer Zeit hatten sie sich nicht so zerknirscht gefühlt. Eigentlich wußte Morten Kruse selbst nicht, was er beabsichtigt hatte. Ein Verlangen, sich Luft zu machen, hatte sich seiner bemächtigt, und in gewisser Weise fühlte er sich erleichtert; nachher fragte er sich aber: was wird daraus werden?

Sonnabend Vormittag fanden sich Verschiedene ein, um ihn zu Rathe zu ziehen. Er hatte aber ein unsicheres Gefühl: waren sie ausgesandt, um ihn zu prüfen? Es kam sonst so selten vor, daß Jemand aus der Gemeinde ihn in seinem Hause aufsuchte. Er benahm sich daher, wie es ihm am natürlichsten war, und sandte sie streng, mit einigen hastigen Worten, wieder hinweg.

Den folgenden Sonntag war die Reihe an ihm, den Nachmittagsgottesdienst in der Kirche zu halten, und während er am Sonnabend seine Predigt ausarbeitete, bekam er wiederholt Lust, den Versuch aus der Bibelstunde zu wiederholen — nicht so stark — er wollte nur die hergebrachte theologische Art ändern, indem er seine einfache Sprache redete, die auch die seiner Zuhörer war. Dabei wagte er schwerlich etwas; die Zuhörer, welche sich Sonntag Nachmittags in der Kirche einfanden, waren ungefähr dieselben, die in die Bibelstunde kamen: die treuen Weiber von Blaasenberg und die Dienstmädchen, welche keine andere Verwendung für ihren freien Tag hatten, wenig Männer.

Doch selbst auf dem Wege nach der Kirche war er noch unschlüssig, ob er es wirklich wagen dürfe; und dies regte ihn auf. Er hatte so oft in der Sacristei darauf gewartet, der Küster solle ihn davon benachrichtigen, wenn die Gemeinde den letzten Vers sänge, daß er keinerlei Spannung und Unruhe zu fühlen pflegte, wenn er sich auf die Kanzel begab. Heute war es anders. Als der Küster in der Thür erschien, schreckte er empor; und der Küster selbst schien ihm heute verändert; ihm war, als verneige er sich ungewöhnlich tief, indem er vorbei ging. Wollte er ihn vielleicht zum Besten haben?

Es war gegen Ende des Winters. Das Gas war unten im Schiff angezündet; das Chor aber lag im Halbdunkel. Als Morten Kruse sich der Kanzel näherte, hob er zufällig den Kopf und überblickte die Kirche; im selben Augenblick hemmte er seine Schritte, und man sah, daß er erröthete.

Denn die große Kirche war beinahe voll.

Statt der halben Bänke oben an beiden Seiten und der vielen leeren Reihen weiter unten, fand er heute eine weit zahlreichere Versammlung vor als sonst zur Hochmesse an den Feiertagen.

Er setzte seine Wanderung fort, indem er die Hände auf das Buch preßte und trotzig dachte: „Was wollen sie von mir? — Sind sie gekommen, um sich über mich lustig zu machen?“ Diese Vermuthung wich aber bald; es mußte ein anderer ungekannter Anlaß sein — oder sollten sie wirklich —?

Er mußte die Amtshandlung vollziehen und hatte keine Zeit zum Nachdenken; und als die Gebete und der Text verlesen waren, begann er seine Predigt.

Aber er hatte kaum fünf Minuten geredet, da fühlte er selbst die Kälte in seinen Worten, und die Kälte, die von der Versammlung aufstieg; und er sah beinahe, wie die Enttäuschung einem frostigen Windhauch gleich über die Gemeinde hinfuhr und sie zur Gleichgültigkeit stimmte.

Er verzweifelte fast; ihm war, als müsse er jetzt den Augenblick ergreifen, wollte er nicht für immer darauf verzichten, die Stellung zu erringen, die ihm zukam. Als er gestern die Rede ausarbeitete, hatte er gerade zu Anfang ein Stück, in seiner eigenen Weise erzählt, einfügen wollen; es mochte jetzt biegen oder brechen, er wollte es versuchen.

Indem er sich fest auf die Kanzel lehnte, fuhr er, plötzlich einen anderen Ton anschlagend, laut und eindringlich fort, ohne die Worte zu wählen — ganz als befände er sich auf dem Markte oder an Bord eines Schiffes. Und im selben Augenblick war die ganze Gemeinde gefesselt.

Morten Kruse vergaß diesen Augenblick sein Lebtag nicht. Mit einem Schlage hatte er den Weg gefunden; und selbst wenn ihm keine Ahnung sagte, wie hoch und wie weit dieser ihn führen sollte, so war er doch von jetzt ab „drinnen", er besaß wieder Etwas, was vielleicht noch besser war als ein voller Kramladen.

Als jenes kleine äußere Hemmniß überwunden war, fühlte er selbst, daß er Partei ergriffen und seinen rechten Platz gefunden hatte. Diese Leute waren gerade so, wie er selbst gewesen wäre, hätte er nicht das Gymnasium besucht und später studirt. Dadurch war eine Mauer zwischen ihnen aufgerichtet. War er auch in seinem Innern ihres Gleichen geblieben, so gewann er doch erst ihr Ohr und ihr Zutrauen, als er freiwillig auf Alles verzichtete, was er durch seine höhere Bildung vor ihnen voraus hatte, und zu der Sprache und dem Gedankengang der einfachen Leute hinabstieg. Die Thatsache, daß der Sohn des alten Jürgen Kruse sich nicht scheute, die Sprache Derjenigen, von denen er stammte, zu reden, führte sie zusammen. Alle wußten ja gut, daß sie einfache Leute seien; und sie verlangten nichts Besseres: Jesus und die Zwölf waren auch einfache Leute gewesen.

Weder waren sie selbst so arm und elend, noch die Gesellschaft so glänzend, daß die Gegensätze reizten und lockten; das Leben brachte aber so wenig Aufmunterung oder Abwechslung mit sich, daß in dem einfachen, ungebildeten Stande sich stetig eine Mißstimmung entwickelte, ein Gefühl davon, daß man mehr geleistet haben würde, wenn das Leben ihnen Anlaß dazu geboten hätte.

Morten Kruse gehörte zu diesen Kreisen, in denen das Leben keinen rasch gehenden Pulsschlag hat. Der Trotz auf den Besitz des elterlichen Vermögens hatte ihn seiner eigentlichen Sphäre entrückt und ihn den Beamten und Gelehrten gleichgestellt. Seit dem Verluste seines Vermögens war er heimathlos und ohne Rückhalt gewesen, bis er sich an diesem Tage in der Kirche wiederfand.

Im Verlauf der Rede hatte er das Bewußtsein, gut zu sprechen; die Worte flossen ihm leicht von den Lippen wie nie zuvor. Was er aber der lauschenden Gemeinde sagte, war weder gut noch angenehm zu hören. Sobald er sich seiner Macht bewußt wurde, benutzte er sie, um die Zuhörer zum vollen Gefühl ihrer Sündhaftigkeit gelangen zu lassen. Sie empfanden jetzt, daß dieser Mann in ihr Inneres sah. Er wußte bei Jedem das Gewissen zu rühren, und vor Allem machte es auf sie Eindruck, daß er ihre eigene trübe Auffassung des Daseins theilte und keines höheren Aufschwunges fähig war. All' jene geheimen Neigungen zu Putz und einem üppigeren Leben bei den Frauen, all' jene mühseligen Schritte, das Loos der Männer, die ein Handwerk treiben oder einen kleinen Handel unter dem Druck des Capitals oder der Großen — dies Alles kannte er. Er wußte aber auch, daß die Kleinen und Einfachen eben so gut, vielleicht besser als die Anderen waren: Jesus und die Zwölf waren auch einfache Leute gewesen.

Daher hatte er nicht nur die Macht, sondern auch die Berechtigung, sie mit harten Worten in den Staub zu beugen; sie duldeten es von ihm — ja, sie dürsteten nach dieser Zucht, weil er zu ihnen gehörte. All' ihre Gefühle und Leidenschaften waren in ihm vereinigt; daher war er der Kräftigste, und sie erstarkten an ihm.

Von diesem Tage an begannen für Morten Kruse die vollen Kirchen und die überfüllten Bethäuser, in denen man Fenster und Thüren aushob, damit die Leute, die bis auf die Straße hinaus standen, die Worte vernehmen konnten, die der gottbegnadete Sohn Jürgen Kruse's zu ihnen sprach.

Bis er eines Tages rief: „Warum drängen wir uns hier wie die Schafe zusammen? Kommt, lasset uns dem Herrn ein neues Haus bauen! Du hast gewiß einige Nägel? — und Du hast wohl ein wenig Farbe? — und Du dort im Winkel, hast Du nicht einige Bretter übrig, Jesu Christo zu Liebe? Und seht die Frauen! Sie haben gewiß auch Etwas übrig. Seht, wie geputzt sie sind! — seht diese Bänder und Blumen und Knöpfe und Federn! — Ob sie wähnen, es habe mit der Seele keine Gefahr, wenn der Körper nur herausgeputzt ist?" Viel Pracht war hier wahrlich nicht zu sehen. Und doch brannten die armen Bändchen und Blumen ihnen auf dem Kopfe, und jedes Mädchen gelobte sich im Stillen, Alles fortzuwerfen, wenn sie nach Hause käme.

Am folgenden Tage — vornehmlich in der Dämmerstunde, als die vielen Dienstleute und Arbeiter Feierabend machten — wanderte ein ganzer Strom nach dem Hause Pastor Kruse's mit großen und kleinen Gaben. Er saß in seinem Arbeitszimmer und nahm Alles entgegen, ohne das Dargebrachte anzusehen und den Gebern viel Lob oder Dank zu spenden. Als aber ein reicher, alter Spiritushändler erschien, um sein werthvolles Grundstück nebst Garten für das neue Bethaus anzubieten, da wäre Morten Kruse beinahe in froher Ueberraschung aufgesprungen.

Er besann sich aber rechtzeitig, blieb gewichtig auf seinem Stuhle sitzen und sagte streng zu dem alten Manne: „Ja, es ist hohe Zeit, daß Sie sich Schätze dort suchen, wo dieselben nicht von Motten und Rost verzehrt werden! Jetzt, da Sie alt werden, beginnt wohl der sündhafte Mammon Ihnen auf dem Gewissen zu brennen? — wie? —"

Das hatte der Alte nicht erwartet. Er erschrak so, daß er nur fragte, ob nicht der Herr Pastor noch etwas wünsche, dann —

„Wenn unser Herrgott von Ihnen noch etwas wünscht, wird er Ihnen schon ein Zeichen geben," erwiderte der Geistliche hart.

Und der alte Mann ging fort, wie die Uebrigen, ganz zerknirscht durch den Gedanken, nicht Opfer genug gebracht zu haben — es gehörte viel mehr dazu. Als Frau Friederike all' diesen Wohlstand ins Haus strömen sah, sowohl in baarer Münze wie auch in überreichen Gaben für die Küche, wurde sie ganz verändert, ja beinahe wieder hübsch und jung vor lauter Leben und Thätigkeit.

Sie war nämlich Cassirerin und nahm alle Spenden in Empfang. Diese Beschäftigung besänftigte und erfüllte sie. Frau Friederike war ohne Familie; einige Gottlose behaupteten, sie sei zu geizig, um der Welt etwas zu schenken.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Kaiser Wilhelm ist zur freudigen Genugthuung der gesammten Bevölkerung Deutschlands von seinem jüngsten Unwohlsein wieder genesen. Dagegen sind die ungünstigen Nachrichten über das Befinden unseres Kronprinzen überall, wo deutsche Herzen schlagen, mit tiefster Betrübniß, mit herzlichem Mitgefühl vernommen worden. Wenn es überhaupt noch eines Beweises der innigen Liebe und Anhänglichkeit der deutschen Nation für den Kronprinzen bedurft hätte, so konnten diese Gefühle gar nicht lebhafter und aufrichtiger zum Ausdrucke gelangen, als es in diesen Tagen geschehen ist. Hatten die ersten Mittheilungen aus San Remo so erfreulich gelautet, daß die baldige völlige Genesung und die Rückkehr des von seinem Leiden wiederhergestellten Erben des deutschen Kaiserthrones in die Heimath erhofft werden durfte, so war der Rückschlag um so jäher und ergreifender, als die betrübenden Meldungen eingingen, nach denen der Ernst der Lage nicht mehr bezweifelt werden kann. Alle Hoffnungen für das theuere Leben unseres Kronprinzen concentriren sich nunmehr auf die deutsche Wissenschaft. Möge es ihr gelingen, wie sie das Leiden selbst richtig erkannt hat, dasselbe zu lindern und seine weitere Ausdehnung zu bekämpfen. Ungemein rührend ist es, zu sehen, wie der Kronprinz nicht bloß seine Krankheit mit Mannesmuth erträgt, sondern auch die ihm nahe Stehenden zu beruhigen bemüht ist. Nicht minder bezeichnend für seine hochherzige Gesinnung ist die Art, wie er in den Tagen des Leidens in einem Dankschreiben an die Berliner Stadtverordnetenversammlung seine Theilnahme für die weitere Entwicklung der Reichshauptstadt sowie für die Wohlfahrt ihrer Bewohner betont, „welche unter den Segnungen des Friedens zu immer reicherer Blüthe sich entfalten möge". Im Sinne des Friedens und der Versöhnung zu wirken, war stets eine Aufgabe unseres Kronprinzen, dessen Bestrebungen augenblicklich gerade in dem Bündnisse Italiens mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn sowie in diesen Ländern selbst in den jüngsten Ministerreden ihre volle Anerkennung gefunden haben.

Die Rede, welche der italienische Ministerpräsident Crispi bei dem ihm zu Ehren in Turin veranstalteten Banket hielt, darf zugleich als eine hervorragende staatsmännische Leistung bezeichnet werden. In knappen Zügen entrollte der italienische Premierminister ein anschauliches Gemälde der gesammten inneren und auswärtigen Politik Italiens. Nach der Begegnung Crispi's mit dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruhe durfte man insbesondere den Mittheilungen über die Beziehungen Italiens zu den übrigen Mächten mit großem Interesse entgegensehen; auch sind diese Erwartungen in Turin keineswegs getäuscht worden: vielmehr äußerte sich Crispi, der neben dem Portefeuille des Inneren zunächst auch dasjenige der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hat, mit einer anerkennungswerthen Freimüthigkeit. Als das hauptsächlichste Ziel der auswärtigen Politik Italiens bezeichnete er den Frieden, der für die stetig

fortschreitende Entwicklung des Landes, für die Ausführung der geplanten Reformen im Inneren, für die nützliche und fruchtbringende Verwendung der Einkünfte, sowie für die Vollendung der dem allgemeinen Interesse dienenden Arbeiten nothwendig wäre. Crispi betonte, daß Italien, allen Mächten freundlich gesinnt, mit allen die besten Beziehungen zu unterhalten gedächte; daß es jedoch einige gäbe, mit denen diese Beziehungen sich inniger gestaltet hätten. „Wenn wir aber auf dem Continente," führte der Redner nach dem in seinem Organe, der „Riforma", vorliegenden authentischen Wortlaute aus, „mit den Centralmächten verbündet sind, wenn wir zur See im Einvernehmen mit England vorgehen, so stellen wir uns doch kein Ziel, durch welches die anderen Mächte sich bedroht fühlen müßten." Daran anknüpfend, daß seine Reise nach Deutschland die öffentliche Meinung in Frankreich beunruhigt habe, hob er hervor, daß die französische Regierung diese Unruhe keineswegs theile, wie denn auch ein Krieg zwischen Italien und Frankreich für die Freiheit der beiden Länder verhängnißvoll, für das europäische Gleichgewicht schädlich werden müsse. Er versicherte zugleich, daß er sich niemals zu einer Herausforderung oder Beleidigung Frankreichs hinreißen lassen, vielmehr denjenigen Tag als seinen glücklichsten betrachten würde, an welchem er dazu beitragen könnte, die französischen Herzen friedlich zu beseelen.

Dieser Hinweis erscheint besonders bemerkenswerth, weil er zeigt, wie auch in den leitenden Kreisen Italiens die Ueberzeugung herrscht, daß es lediglich Frankreich ist, welches noch eines wirksamen Anstoßes im Sinne des Friedens bedürfe. Andererseits gereicht es dem italienischen Ministerpräsidenten nur zur Ehre, wenn er, der beiden in dem Nachbarlande zugebrachten Jahre und der damals genossenen Gastfreundschaft eingedenk, aus seinen Sympathien für ein friedliches Frankreich kein Hehl macht. Freilich mußte es jenseits der Vogesen wenig angenehm berühren, daß die Sympathien Crispi's sich zur Bewunderung gestalteten, als er in Turin vom Fürsten Bismarck sprach, zumal da er betonte, daß diese Bewunderung ebenso wie die persönlichen Bande, die ihn mit dem deutschen Reichskanzler verknüpften, keineswegs jüngeren Datums, vielmehr von langer Zeitdauer wären. Kurz und bündig skizzirte der Redner die politische Wirksamkeit des Fürsten Bismarck, als dessen Ziel er den Frieden und die Größe seines Landes bezeichnete. Man begreift den Enthusiasmus, den es erregen mußte, als Crispi den aus allen Theilen Italiens versammelten, hervorragendsten politischen Persönlichkeiten seines Landes in Bezug auf den Fürsten Bismarck — wir citiren wörtlich nach der „Riforma" — versicherte: „Alle kennen ihn als einen großen Patrioten, und ich will hinzufügen, daß er ein alter Freund Italiens, ein Freund der ersten Stunde, ein Freund der Tage des Unglücks und der Knechtschaft ist, da er seit dem Jahre 1857 in dasjenige eingeweiht war, was die Politik des Grafen Cavour inmitten so großer Schwierigkeiten insgeheim vorbereitete, und daß er schwieg sowie Denjenigen, welche hätten reden können, Schweigen auferlegte, in dem vollen Bewußtsein, welche Opposition durch jede Mittheilung hervorgerufen worden wäre, und wie sehr zugleich das Interesse seines eigenen Landes erheische, daß das Geschick Italiens erfüllt werde, da die deutsche Einheit sich zugleich mit der italienischen Einheit vorbereitete." Nicht ohne Humor berichtete er dann, daß er, ein „alter Verschwörer", in Friedrichsruhe mit dem Fürsten Bismarck in der That conspirirt habe, jedoch lediglich im Interesse des Friedens, so daß alle Diejenigen, welche dieses höchste Gut lieben, ohne Weiteres an der „Verschwörung" theilnehmen könnten. Wenn es aber noch eines Beweises für den lediglich friedlichen Charakter der Zusammenkunft von Friedrichsruhe bedürfte, so muß der von dem italienischen Ministerpräsidenten berichtete Ausspruch des Fürsten Bismarck genügen, welcher sich beim Abschiede an Crispi mit den charakteristischen Worten wendete: „Wir haben Europa einen Dienst geleistet."

Die Befestigung des Bündnisses zwischen Italien und den Centralmächten ist in Wirklichkeit ein Europa im Sinne der Erhaltung des Friedens geleisteter Dienst, und dies wird vor Allem dort verstanden, wo die kriegerischen Anwandlungen nicht verstummen wollten: im Lager der russischen Panslawisten sowie der französischen Chauvinisten, so daß es nicht überraschen kann, wenn in diesen culturfeindlichen Kreisen, die

mit den Regierungen ihrer Länder in keiner Weise identificirt werden dürfen, von Anfang an sich das nutzlose Bestreben geltend machte, die Bedeutung der Reise Crispi's nach Deutschland sowie der Turiner Rede des italienischen Ministerpräsidenten abzuschwächen. Zugleich versuchten dieselben Organe, bei der italienischen Bevölkerung Mißtrauen hervorzurufen, indem sie einmal mit Geringschätzung darauf hinwiesen, daß Italien sich in die Gefolgschaft Deutschlands begeben habe, dann aber die Verdächtigung äußerten, Crispi habe sich durch den Fürsten Bismarck zu Zugeständnissen an das Papstthum bestimmen lassen. Mit großem Geschick sind nun in Turin beide Anschuldigungen, die allerdings von Anfang an den Stempel der tendenziösen Erfindung trugen, entkräftet worden. Der italienische Ministerpräsident erklärte zunächst unter dem lebhaftesten Beifalle seiner Zuhörer, daß in einem Bündnisse noch niemals so wie in dem zwischen Italien und den Centralmächten abgeschlossenen die Würde und die Interessen seines Landes gewahrt und verbürgt worden wären.

In diesem Zusammenhange erörterte Crispi auch die Balkanfrage, indem er vom Standpunkte der Gerechtigkeit aus hervorhob, daß die Achtung für die Rechte der Völker der Balkanhalbinsel nicht verletzt werden dürfe, nur daß zugleich, soweit dies möglich wäre, die Verträge, welche das öffentliche Recht Europa's bilden, in Kraft bleiben müßten. Wenn ebenso der Hoffnung Ausdruck gegeben wurde, daß die Autonomie jener Völker eine fortschreitende Entwicklung erfahren möchte, so wird diese Auffassung in Rußland mit Rücksicht auf die bulgarische Angelegenheit jedenfalls unangenehm berühren, um so mehr, als Crispi kein Hehl daraus machte, daß Italien, seiner eigenen Entstehung und der stets von ihm bekannten Grundsätze eingedenk, derartigen Bestrebungen Unterstützung angedeihen lassen würde. „Ohne Kämpfe, ohne Blutvergießen, ohne neue Martyrien" — fügte der Redner vorsichtig hinzu, der zugleich hervorhob, daß eine solche Politik auch mit den wohlverstandenen Interessen Italiens sich in vollem Einklange befände, da die Völker der Balkanhalbinsel, die in gewissem Maße die Zukunft repräsentiren, für die ihnen gewährte uneigennützige Unterstützung sich dankbar erweisen würden, gerade wie Italien sich stets der ihm geleisteten Dienste erinnert, so daß z. B. England niemals einen treueren Bundesgenossen, einen aufrichtigeren Freund besessen habe als Piemont und nunmehr das Königreich Italien.

Die Verdächtigung, die italienische Regierung könne zu Zugeständnissen an das Papstthum bestimmt worden sein, fertigte Crispi charakteristischer Weise in demjenigen Theile seiner Rede ab, in welchem er die innere Politik behandelte. Ist doch die lediglich noch in der Phantasie der Ultramontanen bestehende „römische Frage" ausschließlich eine innere Angelegenheit Italiens, in Bezug auf welche dieses mit Recht jede Einmischung schroff zurückweisen würde. Man braucht sich nur die verschiedenen Kundgebungen der römischen Curie ins Gedächtniß zu rufen, um dem italienischen Ministerpräsidenten beizupflichten, wenn er versichert, daß die Freiheit der Kirche in keinem Staate weitergehend und mehr gesichert ist als in Italien. Sein kirchenpolitisches Programm faßte Crispi treffend dahin zusammen: „Wir beabsichtigen nicht, die Freiheit der Kirche zu verringern, wir verlangen aber von dieser respectirt zu werden, wie wir sie respectiren. Alle wissen es, und Niemand hat jemals daran gedacht, überdies würde Niemand auch nur je den Versuch machen, uns aus diesem Anlasse Gewalt anzuthun, wäre es selbst nur in moralischer Weise." Das Papstthum wird also auf weitere Zugeständnisse verzichten müssen, um so mehr als Crispi der Mann ist, der allen Ausschreitungen gegenüber mit zielbewußter Entschiedenheit vorgeht. Gilt er doch in seinem Lande als Autoritarier, wie er selbst in seiner Rede hervorhob, mit dem Bemerken, daß er sich allerdings als solcher erweisen würde, falls man unter dieser Eigenschaft die feste Ueberzeugung verstände, daß eine Autorität das Staatswesen sowie die stete Entwicklung desselben leiten müsse. Als den für ihn geltenden Maßstab der Freiheit bezeichnete er die Achtung vor den individuellen Rechten, die im Einklange mit dem nationalen Rechte stehen, sowie den Gehorsam gegenüber dem Gesetze, das wiederum der Vernunft unterworfen ist.

Auch die Angelegenheit der mit Oesterreich und Frankreich zu erneuernden Handelsverträge blieb nicht unberücksichtigt, wobei Crispi in freundschaftlichen, warmen Worten der verbündeten österreichisch-ungarischen Monarchie gedachte, sowie auf die Interessengemeinschaft Italiens und Frankreichs hinwies. Um so auffallender ist, daß die Presse des letzteren Landes, auch abgesehen von den chauvinistischen Organen, die Rede des italienischen Ministerpräsidenten einer scharfen Kritik unterzog. Gegen Italien wird unter anderem der Vorwurf der Undankbarkeit erhoben, weil es vergesse, daß es Frankreich seine Einheit schulde. Diesem Vorwurfe gegenüber bemerkt ein römisches Blatt, der „Capitan Fracassa", mit Recht, daß, wenn Frankreich viel für Italien gethan, es als Aequivalent eine vorzügliche Grenze: Savoyen, sowie ein Juwel: Nizza erhalten habe. Ebenso wird daran erinnert, daß jüngst gerade der zwanzigste Jahrestag der Schlacht von Mentana gewesen sei, in welcher die französischen Chassepots „Wunder thaten". In Wirklichkeit vollzog sich die Einigung Italiens am 20. September 1870 mit dem Einmarsche der „buzzurri" durch die Bresche der Porta Pia in Rom, und wenn die Franzosen diesen Einzug nicht noch länger zu verhindern vermochten, so lag es eben daran, daß die deutschen Waffen sich siegreich erwiesen.

Einen dunklen Punkt der italienischen Politik konnte Crispi nicht mit Stillschweigen übergehen: die Expedition in Ostafrika. Nicht eine Colonialpolitik in großem Stile schwebt dem italienischen Staatsmanne vor, sondern er will nur die durch den abessinischen Ueberfall verletzte Waffenehre Italiens wiederhergestellt sehen. Wenn in diesen Tagen gerade bedeutende Verstärkungen nach Ostafrika abgingen, so handelt es sich nicht etwa um einen großen Eroberungskrieg gegen Abessinien; vielmehr beansprucht Italien nur diejenigen Grenzen, die für die Sicherheit und das Wohlbefinden seiner ostafrikanischen Besitzungen strategisch nothwendig sind. Ist dieses Ziel erreicht, ist vor allem die den italienischen Truppen zugefügte Beleidigung gesühnt, so soll die italienische Grenze in jenen Gebieten den Abessiniern für ihre Bodenerzeugnisse und Producte geöffnet werden. Mit begeisterten Worten, in denen er den König Humbert und dessen Vorgänger auf dem italienischen Throne feierte, schloß Crispi seine Rede, die im gesammten Königreiche, von den Alpenhütten im Norden bis zu dem kleinsten Fischerdorfe Siciliens patriotischen Widerhall fand. Eine wesentliche Bedeutung erhält diese Ansprache auch dadurch, daß der Regionalismus, der lange Zeit als eine große Gefahr für die Existenz Italiens angesehen wurde, nunmehr weit ruhiger beurtheilt werden darf, falls ihm nicht Crispi sogar den Todesstoß versetzt. Es war ein geschickter Zug des italienischen Ministerpräsidenten, daß er die Versammlung, welche Senatoren und Deputirte, hervorragende italienische Publicisten und Vertreter der verschiedenen Parteien vereinigte, nach Turin, der alten piemontesischen Hauptstadt, einberufen ließ. Wie vortrefflich wußte der Sicilianer Crispi Alles in den Vordergrund zu stellen, wodurch Piemont, die Wiege des Königreichs Italien, mit Sicilien verknüpft wird, indem er an die altbewährte Waffenbrüderschaft der beiden räumlich von einander entfernten Landesgebiete erinnerte! So hat der leitende Staatsmann Italiens in seiner Turiner Rede nicht nur im Sinne des Friedens gewirkt, sondern auch seinem Lande noch einen besonderen Dienst geleistet, indem er zur Beseitigung des Regionalismus, zur Ausgleichung von Gegensätzen beitrug, die von den Gegnern des Hauses Savoyen als ein Factor bei ihren allerdings aussichtslosen Plänen in Betracht gezogen wurden.

Vom Gesichtspunkte des Friedens aus dürfen auch die zwischen Frankreich und Großbritannien vereinbarten Vertragsentwürfe über die Neutralisirung des Suezcanals sowie über die Neuhebriden mit Genugthuung begrüßt werden. Da alle Aussicht vorhanden ist, daß diese Entwürfe auch die Zustimmung des Parlaments, sowie, insofern sie den Suezkanal betreffen, die Unterschrift sämmtlicher Signatärmächte des Berliner Vertrages erhalten werden, wäre ein Anlaß zu einem Conflict zwischen Frankreich und Großbritannien beseitigt. Die wichtigste Bestimmung des Projectes ist im Artikel 1 enthalten; sie lautet: „Der Suezcanal bleibt stets, zur Zeit des Krieges wie des Friedens, jedem Handels- oder Kriegsschiff ohne Unterschied der Flagge frei und offen.

Folglich kommen die vertragschließenden Parteien dahin überein, die freie Benutzung des Canals zur Zeit des Krieges wie des Friedens in keiner Weise zu beeinträchtigen. Der Canal wird niemals der Ausübung des Blocaderechtes unterliegen." Was die Neuhebriden anlangt, so verpflichten sich Frankreich und Großbritannien von Neuem zur Anerkennung der Unabhängigkeit dieser Inseln; die Kriegsschiffe der beiden Mächte sollen gemeinschaftlich für die Sicherheit daselbst sorgen, während Frankreich sich verpflichtet, die an zwei Punkten der Neuhebriden seit dem Jahre 1886 befindlichen Militärposten zurückzuziehen. Die Geschicklichkeit, mit welcher der französische Minister des Auswärtigen, Flourens, die beiden „Fragen", die minder wichtige der Neuhebriden und die für Frankreich besonders bedeutsame in Bezug auf die Neutralisirung des Suezcanals, mit einander verknüpft, macht dem diplomatischen Talente des französischen Staatsmannes alle Ehre. Für Frankreich bot sich dadurch der willkommene Anlaß, die englische Regierung zu Zugeständnissen in der ägyptischen Angelegenheit zu bestimmen. In England weiß man allerdings sehr wohl, einen wie geringen Werth die Neuhebriden darstellen; allein die australischen Colonieen Großbritanniens wachen so eifersüchtig darüber, keine fremde Macht eindringen zu lassen, daß dem entschiedenen Verlangen dieser Colonien nachgegeben werden mußte. Kein Freund des Friedens wird diese Nachgiebigkeit bedauern, zumal die Panslawistenpartei in Rußland ein Agitationsmittel verliert, wenn die ägyptische Angelegenheit einer versöhnlichen Lösung näher geführt wird.

Auch die Erklärungen, welche der Leiter der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns in den Delegations-Ausschüssen ertheilte, lassen an Bestimmtheit, mit welcher den Erwartungen auf Erhaltung des europäischen Friedens Ausdruck gegeben wird, nichts zu wünschen übrig. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht vor allem die Versicherung des Grafen Kalnoky, sämmtliche Cabinette, das russische nicht ausgenommen, seien darüber einig, daß die bulgarische Frage keinen Anlaß zu einem Conflicte biete. Andererseits ergibt sich aus den Erklärungen des Ministers im ungarischen Delegationsausschusse, daß in Bezug auf die positive Lösung der bulgarischen Frage nach wie vor Meinungsverschiedenheiten bestehen. Die Uebereinstimmung sämmtlicher Mächte zeigt sich also zunächst nur in der Ausschließung gewisser Eventualitäten, z. B. jeder Intervention einer einzelnen Macht in der bulgarischen Angelegenheit. Rußland konnte sich allerdings von Anfang an die Schwierigkeiten einer solchen Intervention nicht verhehlen, so daß es vielleicht nur gute Miene zum bösen Spiele macht, wenn es alle derartigen Anwandlungen zurückweist. Das wohlwollende Urtheil, welches Graf Kalnoky im ungarischen Delegations-Ausschusse über den Patriotismus und das Selbstgefühl der bulgarischen Bevölkerung abgab, findet freilich in den officiellen Kreisen Rußlands, von der panslawistischen Presse ganz abgesehen, nicht den geringsten Beifall. Werden doch sogar für den Prinzen Ferdinand von Coburg gewissermaßen mildernde Umstände geltend gemacht, indem darauf hingewiesen wird, daß derselbe Anfangs versucht habe, den Bestimmungen des Berliner Vertrages Genüge zu leisten, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, in Bezug auf seine Thronbesteigung die Bestätigung der Pforte sowie die Zustimmung der Mächte zu erlangen. Man darf nicht außer Acht lassen, daß Graf Kalnoky sich an die Vertreter Ungarns wendete, wenn in den Erklärungen des Ministers hier und da sogar eine gewisse Sympathie für den „Coburger" durchschimmerte. Wahrt Graf Kalnoky den Rechtsstandpunkt der österreichisch-ungarischen Regierung, indem er betont, daß dieselbe den Prinzen nicht als legalen Fürsten Bulgariens anzuerkennen im Stande sei und amtliche Beziehungen mit ihm vermeiden müsse, so hob er doch auch Alles hervor, was sich zu Gunsten desselben anführen läßt. Die Wahl des Prinzen von Coburg entspricht der Bestimmung, daß der Gewählte nicht der Dynastie eines europäischen Großstaates angehören dürfe — so lautete einer der geltend gemachten Gesichtspunkte, während zugleich angedeutet wurde, wie der Umstand, daß der Prinz nicht als Candidat irgend einer Macht, sondern als derjenige Bulgariens dorthin gegangen sei, ihm vielleicht eine festere Stellung zu verleihen vermöge, als wenn er von Seiten einer einzelnen Macht unterstützt wäre. Diese für die bulgarische Bevölkerung durchaus wohlwollend gehaltene Formu-

lirung ist jedenfalls sehr geschickt. Sollte die russische Regierung eine gegen sie gerichtete Spitze darin erblicken, so wäre Graf Kalnoky in der Lage, den Einwand zu erheben, daß sein Hinweis sich ja auch auf Oesterreich-Ungarn selbst beziehe, dessen Unterstützung für den Prinzen von Coburg als minder wichtig bezeichnet wird, denn die Zustimmung der bulgarischen Bevölkerung.

Im Budgetausschusse der österreichischen Delegation ging der Minister des Auswärtigen nicht mit derselben Ausführlichkeit auf die bulgarische Angelegenheit ein; er ließ sich jedoch gleichfalls im friedlichen Sinne vernehmen. Als sicherste Bürgschaft für die Erhaltung des europäischen Friedens erscheint, wie in der Turiner Banketrede Crispi's, auch in den Erklärungen des Grafen Kalnoky das zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien abgeschlossene Bündniß, welches dadurch noch eine festere Grundlage erhält, daß in England fast die gesammte öffentliche Meinung sich in derselben Richtung bewegt. Freilich konnte der Leiter der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns nicht umhin, in diesem Zusammenhange vor einem allzu großen Optimismus zu warnen, indem er seinen Erklärungen den Vorbehalt hinzufügte, daß er nicht für den Frieden unter allen Umständen bürgen könnte, da dieser auch von unberechenbaren Factoren abhänge. Zu den letzteren gehört jedenfalls auch das Verhalten Rußlands, ohne daß jedoch den Drohungen der panslawistischen Presse eine allzu große Bedeutung beizumessen wäre. Allerdings sind auch ernsthafte Organe, wie das „Journal de St. Pétersbourg", mit den Ausführungen des Grafen Kalnoky im ungarischen Delegationsausschusse sehr unzufrieden. Auf eine versöhnliche Gesinnung gegenüber der bulgarischen Regierung lassen derartige Kundgebungen sicherlich nicht schließen. Trotzdem steht von russischer Seite eine kriegerische Lösung der bulgarischen Frage um so weniger zu befürchten, als einmal das europäische Friedensbündniß aufs Festeste gefügt ist, dann aber die inneren Verhältnisse Frankreichs sich in jüngster Zeit nicht als derartige erwiesen haben, daß das von gewissen Zukunftspolitikern angekündigte russisch-französische Bündniß in einer absehbaren Zeit verwirklicht werden könnte.

Es wäre eine Uebertreibung, wollte man in der unsauberen Ordensangelegenheit, in welche auch einige französische Generale verwickelt sind, das untrügliche Symptom für den Niedergang oder gar für den Sturz der Republik erblicken. Wenn auch unter Anderem der Schwiegersohn des Präsidenten der Republik, Wilson, eine sehr bedenkliche Haltung beobachtet hat, so daß sogar eine Regierungskrisis befürchtet wurde, so erscheinen doch die Staatseinrichtungen selbst zunächst in keiner Weise in Mitleidenschaft gezogen, zumal da sich in der Deputirtenkammer sowie in der gesammten öffentlichen Meinung mit aller Entschiedenheit der Wille geltend machte, durch die eingeleitete parlamentarische und die gerichtliche Untersuchung helles Licht über den „jüngsten Scandal" der französischen Republik verbreitet zu sehen. Freilich darf man sich in Frankreich nicht wundern, wenn das Mißtrauen gegen die Republik neue Nahrung erhält. Wie wenig verlockend muß selbst in Rußland das Bündniß mit einem Staate erscheinen, in dem Generale vom Schlage des Generals Boulanger jede Spur von Disciplin verleugnen, während gegen Persönlichkeiten, welche dem Präsidenten der Republik nahe stehen, die schwersten Anschuldigungen erhoben werden! Ohne der Zusammenkunft des Zaren mit dem Kaiser Wilhelm eine besondere politische Bedeutung beizumessen, darf man doch der Ueberzeugung Ausdruck geben, daß die Vorgänge in Frankreich keineswegs geeignet sind, die Machtstellung dieses Landes zu erhöhen.

Literarische Rundschau.

Graf Dürckheim's Erinnerungen.

Erinnerungen aus alter und neuer Zeit. Von Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung. 2 Bände. 1887.

Ein interessantes und liebenswürdiges Buch, interessant für die Zeitgeschichte und liebenswürdig durch die Lebendigkeit der Erzählung und eine aus jeder Zeile redende Lauterkeit des Wesens. Der Verfasser nimmt uns gastfreundlich an der Hand und führt uns in raschem Schritte durch ein reiches und langes Dasein, das Selbsterlebte in leichten Linien mit den öffentlichen Ereignissen verbindend. Juli-Regime und zweites Kaiserreich sind vollständig in seinem Buche enthalten.

Es ist Zusammenhang und Fortschritt in diesem Lebensgange: eine Entwicklung aus harmlosen Anfängen und bescheidenen Aufgaben zu immer höheren Stellungen und verantwortungsvolleren Entscheidungen, bis zu der höchsten und ernstesten: der Wahl zwischen zwei Heimathen und Bürgerrechten. Dieser sittliche Gehalt ist aber verkleidet in die heitere Form einer offenherzigen, oft witzigen Plauderei und beflügelt durch den Schwung einer höchst lebendigen Einbildungskraft. Es ist ein Optimismus der besten Art, der uns hier in dem Beispiel eines „freudvoll und leidvoll" bewegten, aber stets beherrschten Lebens das Menschenleben überhaupt als ein werthvolles Gut erscheinen läßt. Von starkem Gefühl und doch nicht mehr als recht ist mit sich selbst beschäftigt, behält der Verfasser offene und helle Augen für seine Mitwelt, betheiligt sich regen Geistes an verschiedenen Diensten des öffentlichen Lebens, mit Staatstreue und Pflichtgefühl, aber doch mit den Vorbehalten eines unabhängigen Charakters, der nach einem tüchtigen Handeln und oft heftigen Wollen rasch bereit ist, zurückzutreten in die Freiheit und in die betrachtende Muße.

Ferdinand Graf Dürckheim wurde geboren im Sommer des Schicksalsjahres 1812 zu Thürnhofen in Bayern auf dem Gute seines Vaters, des weiland württembergischen Ministers in Holland, der dann mit ihm 1814 ins Elsaß zurückwanderte, wo dem Emigranten der unveräußert gebliebene Theil seiner Stammgüter zurückgestellt wurde. Aber schon nach wenigen Jahren kehrt der Knabe mit der Mutter und den jüngern Geschwistern nach Thürnhofen zurück und wächst dort in ländlicher Freiheit auf, bis ihn der Vater nach Straßburg in das Lyceum bringt. In derselben Stadt durchläuft er dann die Akademie und später seine administrativen Lehrjahre als Secretär des Präfecten. Die vollblütigen Freuden und unschuldigen Irrthümer einer gesunden Jugend werden anmuthig erzählt, mit hübschen Ausblicken auf die elsässische Landschaft und Geschichte. Den Abschluß macht ein warmes Liebesidyll, auf das ein Schimmer aus „Wahrheit und Dichtung" fällt, denn die Braut des Grafen ist eine Enkelin Lili's.

Nach einer jungen Vermählung beginnt eine, nur von einigen Aufenthalten in Paris unterbrochene, lange Wanderung durch eine Reihe von Unterpräfecturen: Espalion im Rouergue, Mantua an der savoyischen Grenze, Weißenburg im Elsaß, Peronne und endlich Provins, wo den Grafen die zweite französische Republik überrascht. Unter der Präsidentschaft wird er Präfect in Colmar, und da er in Folge eines Mißverständnisses mit Persigny seine Entlassung verlangt, ernennt ihn der ihm gewogene Kaiser Napoleon zum Generalinspector der Telegraphenverwaltung, eine bedeutende Stellung, die den Reiselustigen bis nach Corsica und Tunis führt. Ein großer Reiz des Buches liegt in den mannigfaltigen landschaftlichen Skizzen und reichen Kostümbildern, die uns der Graf aus den Gegenden mitbringt, die er verwaltete oder bereiste.

Von geschichtlichem Werthe sind besonders zwei Stellen: die wahrhaft classische Schilderung der Verderbniß, welche in die strengen administrativen Traditionen des ersten Napoleon unter Louis Philipp durch die sog. parlamentarischen Nothwendigkeiten eindrang, d. h. durch die, bei rasch wechselnden Ministerien, dem Unterpräfecten obliegende Inscenirung der Kammerwahlen. So konnte es z. B. begegnen — auch dem Grafen ist dies widerfahren — daß ein Unterpräfect auf Befehl einem Candidaten der Opposition entgegenarbeitete, der dann, gewählt, in Paris mit der Regierung Frieden schloß unter der Bedingung, daß der gehorsame Unterpräfect, der sich ihm unangenehm gemacht hatte, zur Strafe versetzt werde. Dieser zerstörende Mißbrauch gipfelt in dem cynischen Worte Duchatel's: „La province nous est indifférente; c'est la chambre des députés seule, qu'il nous importe de gouverner."

Und noch eine spätere Situation: die Lage des Präsidenten der Republik zwischen seiner Wahl und dem Staatsstreiche. Sie wird durch den Besuch illustrirt, welchen Louis Napoleon im Elsaß machte, wo ihn der Graf als Präfect von Colmar empfing und begleitete. Die Schilderung dieses Besuches mit seinen unheimlichen oder komischen Einzelheiten ist ein Meisterstück. Sagen wir noch, daß der Präfect von Colmar zwar dem Staatsstreich beitrat, dann aber die beabsichtigte Deportation einiger unschädlicher Republikaner mit muthiger Entschlossenheit verhinderte.

Aus den vielen, mit ein paar geistreichen Strichen gezeichneten Gesichtern, mit welchen uns Graf Dürckheim bekannt macht, treten zwei ausgeführte Porträts hervor, beide sehr ähnlich, ohne Zweifel, wenn auch das eine mit Abneigung aufgefaßt, das andere in freundliche Beleuchtung gestellt. Louis Philipp macht einen herzlich unangenehmen Eindruck: vulgär, absprechend, „cassant", wie die Franzosen sagen, kurz, so unköniglich als möglich, während Louis Napoleon uns aus seinen schläfrigen Augen mit gewinnenden Zügen anschaut. Als zeitweiliger Unterpräfect von Peronne hatte der Graf den Prinzen in seinem Gefängnisse zu Ham besucht, und sie hatten sich nicht mißfallen. Das gute und dankbare Gedächtniß des Kaisers ist bekannt. Er bewahrte dem Grafen seine Gunst bis ans Ende, und dieser vergilt sie hier mit einem sorgfältigen und gerechten Urtheil.

Ergreifend schließt das Buch mit dem französisch-deutschen Kriege, der dem Verfasser schwere Zeiten und den Verlust eines Sohnes brachte. Hier sind besonders zwei Momente auszuzeichnen: die wahrhaft heroische Haltung der Gräfin — der zweiten Frau des Grafen, einer Schwester der ersten — nach der Schlacht bei Wörth auf Schloß Froschweiler, wo sie allein zurückgeblieben war, während Dürckheim die französische Feldtelegraphie befehligte — und dann die Erwägungen des Grafen nach dem Friedensschlusse. Er hat Recht: die aus Montesquieu angeführte Stelle über die Heiligkeit der Verträge ist die richtige Lösung solcher Conflicte. Freilich wurde dem Grafen sein rascher und entschiedener Schritt auf die deutsche Seite erleichtert durch seine Traditionen — die Dürckheim sind von Alters her mit dem Reiche verwachsen — und durch seine stete und starke Fühlung mit dem geistigen Leben der Nation.

Was er uns auf den letzten Seiten seines Buches von der Gestaltung der Dinge in dem wieder deutsch gewordenen Elsaß in höchst würdigem Tone sagt, das zu beurtheilen, überlassen wir der Geschichte. C. F. M.

Max Duncker's Abhandlungen aus der neueren Geschichte.

Abhandlungen aus der neueren Geschichte. Von Max Duncker. Leipzig, Duncker & Humblot. 1887.

Max Duncker hat im Laufe der Jahre bei verschiedenen Anlässen eine Anzahl von Abhandlungen zur neueren Geschichte herausgegeben, welche nunmehr auf den Wunsch der Wittwe, Frau Charlotte Duncker, von Heinrich von Treitschke wenigstens theilweise in einer zusammenfassenden Publication dargeboten werden. Das Maßgebende bei der Auswahl war der Gesichtspunkt, ob in den betreffenden Stücken entweder neue wissenschaftliche Ergebnisse enthalten waren, oder ob aus ihnen auf Duncker's Charakter, Bildungsgang und Geschichtsauffassung ein helles Licht fiel. Treitschke betrachtete es mit Recht als ein Gebot der Pietät, lieber zu wenig zu geben als zu viel; denn jede Umarbeitung von fremder Hand sah er als ausgeschlossen an, und mußten daher solche Aufsätze weggelassen werden, welche etwa durch neuere Forschungen überholt waren und also von Duncker selbst in ihrer ursprünglichen Fassung nicht mehr herausgegeben worden wären. Doch werden uns zehn Stücke dargeboten, von welchen sechs in den „Preußischen Jahrbüchern", vier anderswo erstmals gedruckt worden sind. Der erste Aufsatz, ein Vortrag, am 18. März 1858 in Tübingen gehalten, handelt von den Einrichtungen der Feudalität und Aristokratie; er ist eine wahre Musterdarstellung, in welcher namentlich die Entwicklung der englischen Verhältnisse ebenso weitschauend als sorgfältig im Einzelnen zur Anschauung gebracht wird. Der deutsche Adel erhält den Rath, den er seither auch theilweise befolgt hat: „auf armselige Privatrechte zu verzichten und dafür eine angesehene öffentliche Stellung zu gewinnen", „die feudale Stellung mit der communalen zu vertauschen": andernfalls werde er bei Seite geschoben werden. Wenn man die Physiognomie des deutschen Reichstags betrachtet, so wird man sagen müssen, daß der deutsche Adel es bislang noch recht gut verstanden hat, dieser Gefahr zu entgehen. Das zweite und dritte Stück sind der Geschichte des siebenjährigen Krieges gewidmet und behandeln die Bildung des europäischen Bundes gegen Preußen im Jahre 1756 und das Verhältniß, das während des Krieges zwischen Preußen und England obwaltete; mit aller Deutlichkeit wird uns gezeigt, wie wenig England sich dazu herbeiließ, Preußen auf der ganzen Front zu unterstützen, wie es namentlich sorgsam vermied, sich mit Rußland zu verfeinden und dadurch den Ostseehandel zu schädigen. Die nächsten vier Abhandlungen, Nr. 4—7, befassen sich mit der Geschichte der napoleonischen Zeit und enthalten: Die Landung in England; die Denkwürdigkeiten Hardenberg's; Haugwitz und Hardenberg; Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1809. Die Landung in England würde Napoleon nicht haben ausführen können; vor der unaustilgbaren Schmach, dieses pomphaft angekündigte Wagniß unterlassen zu haben, wurde der Kaiser durch die dritte Coalition bewahrt, welche es ihm ermöglichte, ohne Bloßstellung seiner selbst seine Truppen von Boulogne nach Straßburg zu werfen. Hardenberg und Haugwitz haben ihren Antheil an Preußens Unglück 1806; wenn Friedrich Wilhelm III. 1809 nicht losschlug, so wurde er durch schwerwiegende Gründe dazu bestimmt, und Niemand kann sagen, ob nicht Napoleon doch zuerst Oesterreich und dann das vereinzelte Preußen erdrückt haben würde; der König allein hat das Ungenügende seiner Streitkräfte vollkommen eingesehen; noch 1813 waren ihm mehr als drei Monate nothwendig, um mit etlichen 40 000 Mann in erster Linie fechten zu können! Die letzten drei Stücke sind biographischer Natur; Carl Mathy, dem Fürsten Carl Anton von Hohenzollern und Johann Gustav Droysen werden Worte der Erinnerung gewidmet. Ueber Carl Mathy haben wir eine ausführliche musterhafte Lebensbeschreibung von Gustav Freytag; wer sie nicht gelesen hat, entbehrt ein köstliches geistiges Gut. Aber neben ihr verdient Duncker's knappe Darstellung ein ausgezeichnetes Lob; sie vergegenwärtigt mit sicheren, festen Strichen, mit innerer

Wärme den denkwürdigen Verlauf, den die deutschen Dinge im 19. Jahrhundert genommen haben, den Antheil, welcher dem nationalen und liberalen Bürgerthum — handelnd und leidend — dabei beschieden war. Mathy ist dahingegangen, ehe die Aufrichtung des Nationalstaates der Deutschen sich vollendete; auch er war einer von Denen, welche sagen mußten: „Je suis comme Moyse; je vois la terre promise de lointain; mais je n'y entrerai pas." Aber er hat den Ruhm mit ins Grab genommen, daß alle seine Maßregeln seit 1866 dazu beigetragen haben, die Rechnung Frankreichs zu kreuzen und die rasche Einigung der deutschen Kräfte, d. h. die Vorbedingung der deutschen Siege, herbeizuführen. Fürst Carl Anton wird als einsichtiger und stets zu jedem Opfer bereiter deutscher Patriot und Staatsmann geschildert; es wird von Duncker z. B. bezeugt, daß, als seinem ältesten Sohn Leopold 1870 die Krone Spaniens angeboten ward, er vor Allem darnach seine Stellung zu dieser Frage regelte, ob die deutschen Interessen durch die Annahme der Krone nicht bloß nicht geschädigt, sondern gefördert würden. Johann August Droysen stand im Leben Duncker besonders nahe; die letzte Abhandlung ist die wärmste von allen: der Freund wird dem Freund, der Historiker dem Historiker, der Patriot dem Patrioten in einer Weise gerecht, daß auch den Leser ein Gefühl der Weihe überkommt.

Alles in Allem hat man den Eindruck, daß Treitschke mit sicherer Hand ausgewählt. Was uns in dem schönen Bande geboten wird, das fördert unser Wissen von den Dingen und von dem großen Geschichtschreiber und seinem eigenen innersten Wesen, Fühlen und Denken. Das sollte die Sammlung erreichen, und das hat sie erreicht.

G. Egelhaaf.

Weihnachtliche Rundschau.

Immensee von Theodor Storm. Illustrirte Prachtausgabe mit 25 Heliogravüren nach W. Hasemann und Ed. Kanoldt. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1887.

Ueber den Dichter Storm ein Wort des Preises in einer Zeitschrift zu sagen, deren Leser den verehrten Dichter längst ins Herz geschlossen haben, wäre fast eine Geschmacklosigkeit. „Immensee" ist ein theurer Besitz sinniger Gemüther geworden — sie werden sich freuen, die Geschichte in dem neuen prächtigen Gewande besitzen zu können. Die beiden Künstler haben den Stoff so unter sich vertheilt, daß Hasemann die Scenen übernahm, in denen die Menschen die Hauptsache sind, Kanoldt jene, in welchen die Natur, die Storm'sche Natur — jeder rechte Dichter hat seine eigene — um das Schicksal der Menschen ihren Schleier webt. Beide haben sich in den Dichter vertieft und beide — ein größeres Lob läßt sich wohl nicht aussprechen — den Pulsschlag des Dichterherzens belauscht. Mit inniger Freude kann das betrachtende Auge auf den Bildern verweilen, welche der tiefen schlichten Art Storm's den belebenden Geist entnommen und dabei doch die künstlerische Eigenart sich bewahrt haben. Die Ausführung der Heliogravüren vom Münchner Hanfstängl ist vortrefflich, die übrige Ausstattung meisterlich. Möge dieser „Immensee" recht viele Weihnachtstische zieren!

Sakuntala. Eine Dichtung in fünf Gesängen von Friedrich Bodenstedt, illustrirt von Alexander Zick. Leipzig, Adolf Titze.

Der Dichter des Mirza-Schaffy ist von Persien nach Indien gewandert und hat von dort sich den Stoff der „Sakuntala" geholt, um ihn in neuem Gewande dem deutschen Volke vorzuführen: als Epopöe. Es ist das ein ziemlich gewagtes Unternehmen gewesen, wo dies Drama Kalidasa's eigentlich wohl die einzige indische Dichtung ist, welche die deutsche Durchschnittsbildung kennt. Mancher liebliche Zug und der Duft der Ursprünglichkeit müssen bei einer derartigen Uebertragung verloren gehen. Aber dennoch hat die Dichtung Bodenstedt's viel des Anmuthigen und Liebenswürdigen und dürfte in der Frauenwelt zahlreiche Verehrerinnen finden. Sprache und Form (gereimte jambische Vierfüßler) sind in Bodenstedt'scher Art leicht und klar angewandt. Alex. Zick ist ein sehr geübter Zeichner; er hat Phantasie im Kleinen, besitzt Geschmack und einen sicheren kräftigen Strich. Aber ihm fehlt die Tiefe. Ich will nichts dagegen sagen, daß er seiner Sakuntala und ihren Gespielen, dem Könige und den Büßern fast jedes indische Gepräge abgestreift hat. Aber die Tiefe der Empfindung fehlt ihm stets, wenn er die erregte Seele im Antlitz darstellen soll. Nur die Ruhe, am besten wohl sinnliche lässige Anmuth, gelingen ihm. Daß die Ausführung der Zeichnungen eine gewissenhafte und feine ist, sei hervorgehoben. Durch die Ausstattung reiht sich das Buch würdig den andern Prachtwerken aus dem Verlage Titze's an. Der Einband ist von vollendetem Geschmack, im aufgedruckten Zierwerk klingt Indisches ansprechend hervor.

Friedr. Rückert's Liebesfrühling. Pracht-Ausgabe mit vier Vollbildern, gemalt von Herrm. Kaulbach und 80 Initialen nach Grundherr, Klimsch u. A. Fünfte Auflage. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.

Vor fünfundzwanzig Jahren ist diese Ausgabe des Buchs, eines der frühesten deutschen „Prachtwerke", erschienen. Der Geschmack ist indeß ein andrer geworden. So hat der Verlag auch der Ausgabe ein neues Gewand gegeben, welches den erhöhten Anforderungen unserer Tage zu entsprechen vermag. Die vier Bilder von H. Kaulbach sind recht hübsch gedacht, die Zierbuchstaben sinnig erfunden. Die Ausstattung ist fein und gediegen. Möge der „Liebesfrühling" auch in dem neuen Kleide recht viele Freunde im deutschen Hause, dessen reine Liebe er besingt, finden.

Paul und Virginie von Bernardin de Saint-Pierre, illustrirt von M. Leloir. Mit einer Einleitung von Ferd. Lotheißen. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1887.

Das bekannte und als Stimmungswahrzeichen wichtige Werk kann noch immer auf jüngere Gemüther seinen Reiz ausüben. Die Bilder Leloir's, vorzüglich in Holz geschnitten, haben im Vaterland des Urhebers großen Beifall gefunden. Sie verdienen ihn auch. Aber dem schärferen Auge wird nicht entgehen, daß ein Künstler eines späteren realistischen Jahrhunderts es gewesen sei, welcher hier einer nur noch halb verständlichen Welt Formen lieh. Die Bilder sind viel natürlicher, wahrer, als die Dichtung — nicht zu ihrem Nachtheil. Die übrige Ausstattung ist sehr schön; sie wird dem alten Buche sicher neue Freunde gewinnen.

Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von F. Böttcher, L. H. Fischer, P. Halm, W. Krauskopf, L. Kühn, D. Raab, K. v. Siegl, W. Unger, W. Wörnle u. A. und zahlreichen Textbildern in Holzschnitt. Stuttgart, J. Engelhorn.

Dieses Werk, dessen erste Ausgabe im Inlande wie in der Fremde als in jeder Beziehung vorzüglich die Anerkennung der Kunstverständigen gefunden hat, erscheint jetzt unverändert in wohlfeiler Prachtausgabe in dreißig halbmonatlichen Lieferungen. Die „Deutsche Rundschau" hat das Werk bei seinem ersten Erscheinen nach Verdienst gewürdigt; sie hat hervorgehoben, daß die Darstellung des Stoffs, obwohl vielumfassend und Neues bringend, stets eine anregende, künstlerisch vornehme bleibe; sie hat darauf hingewiesen, daß dieses Buch nicht nur bei uns, sondern bei allen Völkern durch die vollendete Ausführung der Radirungen und Holzschnitte als die kostbarste Darstellung italienischer Kunst gelten müsse. Unser Urtheil hat sich seitdem nicht geändert: die „Kunstschätze" sind ein Hausschatz im edelsten Sinne des Wortes. Darum seien sie in der billigen Ausgabe, welche in jeder Beziehung der theureren gleichsteht, auf das wärmste den Lesern empfohlen.

Kommet zu mir! Bilder aus dem Leben des Heilandes. Festgabe für christliche Familien von Heinrich Hoffmann. Breslau, C. T. Wiskott.

Heinrich Hoffmann (geb. 1824) gehört zu den wenigen Künstlern, welche, obwohl auf älteren Ueberlieferungen in der Formanschauung fußend, religiöse Stoffe mit persönlicher Innigkeit erfassen und darstellen. Er liebt die schöne Linie, aber er verflacht sie nicht zur Schablone: indem er in seinem Stoffe lebt, gibt er den Gestalten genügende Realität und kennzeichnet ihr Wesen dadurch, daß er das Menschliche zu lebendigem Ausdruck bringt. Aber auch darin bewahrt ihn der feine Sinn vor jenem oft rohen Realismus, welcher den inneren Gehalt der neutestamentlichen Stoffe zu Gunsten einer doch nur verstandesmäßigen „Wirklichkeit" aufopfern, wie es z. B. Wereschagin gemacht hat. Man darf nicht vergessen, daß der religiöse Stoff durch Gemüth und Phantasie des deutschen Volkes hindurchgegangen ist und durch sie eine dem Volkswesen entsprechende Prägung erhalten hat. Die künstlich erzeugte Echtheit der Gestalten in der Umgebung ist deshalb im höheren Sinne unwahr. Das vorliegende Werk besteht aus zwölf großen Blättern, die nach Bleistiftzeichnungen genau wiedergegeben sind. Jedes hat seine Vorzüge, allen ist Innigkeit eigen. Als besonders schön heben wir die Blätter „Die drei Weisen", „Die Flucht nach Aegypten", „Jesus und die Samariterin" und „Am Auferstehungsmorgen" hervor. Von zu Herzen sprechender milder Hoheit ist die Gestalt Christi auf dem Bilde „Die Ehebrecherin". Die Technik ist liebevoll und trotz der Zartheit kräftig. Wir empfehlen das Werk als ein schönes Festgeschenk.

Mythologische Landschaften. Lichtdrucke nach Gemälden von Prof. Ed. Kanoldt. Mit begleitenden Dichtungen von A. Leschivo. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1887.

Das Buch enthält zehn Lichtdrucke. In den Bildern weht etwas von jenem Geiste, welcher die Odyssee-Landschaften geschaffen hat, wenn auch die Strenge der Auffassung durch eine mehr realistische Stimmung gemildert erscheint. Der Künstler hat Scenen aus der griechischen Sage gewählt, in welchen bestimmte Frauengestalten auftreten, wie Iphigenie, Sappho, Dido, Antigone, Echo, Psyche u. s. w. Den Empfindungsgehalt der gewählten Auftritte versucht er nun in Landschaften auszudrücken, so daß diese so zu sagen die mächtige Begleitung zu der Arie darstellen, welche in den Gestalten sich verkörpert. Auf einzelnen Blättern (Iphigenie, Antigone, Kassandra, Echo) hat er das ihm vorschwebende Leitbild vollkommen erreicht, wenn auch natürlich in mehr germanischem, d. h. romantischem Geiste, als in antikem. Das Weben der Natur ist uns ein anderes, als es den Griechen war, und der Künstler mußte es uns gemäß gestalten. Mit Freude ruht das Auge auf den schönen Blättern, welche beweisen, daß der Künstler aus der schauenden Seele heraus frei schaffen kann, ohne das, was man Natur nennt, zu vergewaltigen und in schablonenhafte Formen aufzulösen. Die begleitenden Gedichte sprechen für dichterische Begabung; sie sind gewandt geschrieben, aber freilich erscheint in ihnen die Aufgabe nicht so gelöst, wie in den Bildern. Die Lichtdrucke, aus J. Klinkhardt's Anstalt, sind klar und sorgsam ausgeführt; die übrige Ausstattung einfach, aber schön.

Rococo. Gedichte von Ludwig Ganghofer. Mit fünfzehn photographischen Reproductionen nach Gemälden von Carl Schweninger. Wien-Leipzig, Franz Bondy.

Der Wiener Meister Karl Schweninger ist auf unseren Kunstausstellungen mit feinen liebenswürdigen, anmuthigen Bildern aus der Rococo-Zeit ein gern gesehener Gast; Grazie und lustigen Uebermuth, verbunden mit dem sorgfältigsten technischen Können, finden wir stets vereint in seinen Schöpfungen, die uns häufig an die Watteau'sche Zeit erinnern. Es war ein guter Gedanke, fünfzehn der besten Gemälde des Künstlers in vorzüglichen photographischen Nachbildungen zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzustellen und ihnen durch L. Ganghofer eine launige poetische Erklärung zu geben. Die Titel- und Randzeichnungen, welche von anderer Hand stammen, sind verschiedenwerthig; kokett und witzig hingeworfene wechseln mit etwas schwerfällig wirkenden ab.

Deutsche Tondichter. Zwölf Phototypien nach Original-Gemälden von Carl Jäger. Mit biographischem Text von E. Hanslick. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. F. Bruckmann. 1887.

Die Musikwelt, das musikalische Haus ist es längst gewohnt, aus der Hand des besten Musikkenners, des Repräsentanten objektiver Beurtheilung der Musiker und ihrer Werke Gutes und Gediegenes zu erhalten. Auch in der vorliegenden knappen Form schuf Hanslick kleine biographische Meisterwerke, die neben sachlicher Correctheit der Würze interessanten Vortrags nicht entbehren. Und wie der Text, so die Bilder Jäger's. Von einem ausgezeichneten Porträt des alten Schadow sagte man: „Wenn Schadow nicht so aussieht, so ist er es nicht!" Dieser Ausspruch kann hier sehr wohl auf Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Weber, Mendelssohn, Schumann, Meyerbeer und Wagner bezogen werden. Jäger verstand es meisterlich, alle Vorzüge der vorhandenen Porträts zusammenzufassen und die Eigenart jedes dieser Heroen aus dem Vollen zur Anschauung zu bringen. Da endlich die Verlagshandlung, genügend bekannt durch ihre künstlerischen Editionen, die „Deutschen Tondichter" entsprechend reich ausgestattet hat, so darf das Werk unbedenklich für die Hausbibliothek empfohlen werden.

Für Herz und Gemüth. Zwölf Phototypien nach Originalgemälden hervorragender Meister. Mit Gedichten von Julius Grosse. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals F. Bruckmann. 1887.

Ein Prachtwerk für den Salontisch, zum Betrachten in müßigen Augenblicken trefflich geeignet. Es enthält eine Anzahl sorgfältiger Photographien nach den Gemälden guter Meister, wie Beyschlag, Defregger, H. Kaulbach, G. Papperitz, K. Raupp, A. Seifert ꝛc., mit erläuternden Gedichten von Julius Grosse, welche durch ihren

warmen, stimmungsvollen Ton erfreuen. Der Rahmen, in welchem sich uns das Werk präsentirt, ist, wie es nicht anders von der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft zu erwarten war, ein musterhafter.

Unser Volk in Waffen. Das deutsche Heer in Wort und Bild von B. Poten und Chr. Speyer. Stuttgart, W. Spemann.

Das schöne, groß angelegte Werk ist noch rechtzeitig vor dem Feste fertig geworden und wird lebhaften Anklang finden. In wohlverständlicher und doch gediegener Weise hat Oberst Poten jeden Zweig unseres vielgegliederten Heerwesens geschildert und damit ein in lebendigen Farben ausgeführtes Bild der deutschen Armee in Kriegs- wie Friedenszeiten gegeben. Ebenso treu und anschaulich wie der Text ist der illustrative Theil, den Maler Chr. Speyer ausgeführt hat. Von größter Gewissenhaftigkeit und ernstem Studium zeugen die kleineren Skizzen sowohl wie die umfangreichen Kunstblätter, die trotzdem nichts Schwerfälliges haben, sondern stets leicht und gefällig erscheinen. Die typographische Ausstattung ist vorzüglich, das gediegene Unternehmen macht dem deutschen Buchhandel Ehre.

Alt-England. Eine Studienreise durch London und die Grafschaften zwischen Kanal und Piktenwall. Von Adolf Brennecke. Gänzliche Neubearbeitung der 2. und 3. Abth. der Nordland-Fahrten: Mit zahlreichen Abbildungen von Personen, Baudenkmälern und Landschaften nach Zeichnungen hervorragender Künstler. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. 1888.

Das schöne Werk verdient Anerkennung und Verbreitung. Von der ursprünglichen Fassung ist, wie sich Referent durch einen Vergleich überzeugen konnte, sehr wenig geblieben, dabei hat die Neubearbeitung dem Stoff viel weitere Grenzen gezogen. So ist das Buch jetzt nicht nur ein Bericht über eine Studienreise, es kann selbst als Quelle benutzt werden. Es behandelt in gebotener Gedrängtheit alles Wichtige — besonders von London gibt uns Dr. Brennecke ein lebendiges Bild, in welchem wohl kaum ein bedeutsamer Zug fehlen dürfte. Die Bilder sind fast durchgängig nach Vorlagen englischer Künstler von Engländern in Holz geschnitten. Die meisten stehen an Werth über dem Durchschnitt, manche sind vollendet. Die übrige Ausstattung ist gediegen, der Einband geschmackvoll.

Von den älteren Lieferungswerken, welche Länder oder Städte schildern, sind zwei inzwischen vollendet worden, die beide bei Schmidt & Günther in Leipzig erschienen:

Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie und Produktion, geschildert von Friedrich von Hellwald. Mit 455 Illustrationen, und

Florenz in Wort und Bild. Geschichte, Kulturgeschichte, Kunstgeschichte. Von Rudolf Kleinpaul. Mit ca. 200 Bildern.

Das Werk Hellwald's hat seinen Hauptvorzug in der Menge des verarbeiteten Stoffes, welcher so ziemlich Alles umfaßt, was in einem solchen Buch über ein Land gesagt werden kann, wenn es nicht ungebührlich anschwellen soll. Für Leser, die über das Wichtigste orientirt zu sein wünschen, ist das Gebotene genügend, die Darstellung regt auch dort an, wo der Stoff selbst weniger Theilnahme einzuflößen vermag.

Die Schilderung von Florenz haben wir schon als fesselnd bezeichnet. Sie bringt vor Allem viel über die Kunst der Arnostadt; das macht das Werk sehr verwendbar für Jeden, der sich zu einem Florentiner Aufenthalt vorbereiten will. Die Bilder in beiden Werken sind zahlreich und zweckentsprechend.

Geschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbruche der Barbaren von Victor Duruy. Aus dem Französischen übersetzt von Prof. Dr. Gustav Hertzberg. Mit ca. 2000 Illustrationen in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck. Leipzig, Schmidt & Günther.

Das schon mehrmals von uns erwähnte Werk ist nun bis zur 59. Lieferung fortgeschritten. Ueber die Schwächen des Buchs ist nicht mehr nöthig zu sprechen, es hat aber Vorzüge, welche es für weitere Kreise der Gebildeten auch in Deutschland empfehlenswerth erscheinen lassen. Wenn manche Züge, welche die Schilderungen des Culturlebens in Rom und den Provinzen sehr anschaulich machen, etwas willkürlich angewendet sind, so fälschen sie doch niemals das Gesammtbild. Diese ausführlich behandelten Abschnitte, wie z. B. über Städtewesen, Tafelluxus, Kleidung oder Vergnügungen sind mit so großer schriftstellerischer Kraft dargestellt, daß man dem Verfasser auch dann gerne folgt, wenn das kritische Bewußtsein sich gegen Einzelheiten ablehnend verhält. Die Zahl der Bilder ist eine große, sie sind meist, obwohl manche als zweifelhaft hätten wegfallen können, im Ganzen gut gewählt und ausgeführt. Den innigen Zusammenhang zwischen Wort und Bild vermißt man zuweilen, insofern letzteres sich dann nur an ein Stichwort im Text anlehnt, ohne für sich weiter behandelt zu werden.

Hogarths Werke. Eine Sammlung von Stahlstichen nach seinen Originalen. Mit Text von C. Chr. Lichtenberg. Revidirt und vervollständigt von Dr. Paul Schumann. Dritte Auflage. Neudnitz bei Leipzig, A. H. Payne.

Uns liegen acht weitere Hefte vor, welche neben einigen der kleineren Bilderreihen („Stationen der Grausamkeit", „die Zeit" u. a.) Bildnisse und politische Carricaturen enthalten. In etwa noch zwei oder drei Lieferungen wird diese Ausgabe vollständig sein. Für die Erkenntniß englischen Wesens, besonders wie sich dasselbe im 18. Jahrhundert darstellte, werden Hogarth's Werke stets ein wichtiges Hilfsmittel bleiben. Uns Deutschen sind sie durch Lichtenberg's Erläuterungen nahe gerückt, welche immer noch frischer wirken, als die Zeichnungen des Engländers.

Geschichte des Costüms von A. Racinet. An 500 Tafeln in Gold-, Silber- und Farbendruck mit erläuterndem Text. Deutsche Ausgabe bearbeitet von Adolf Rosenberg. Berlin, Ernst Wasmuth.

Das Werk ist bis zur 45. Lieferung ausgegeben und wird wohl bis Weihnachten in 50 Heften vollendet sein. Wir haben die Jahre des

Erscheinens hindurch stets auf die Fortschritte dieser in ihrer Art meisterhaften Costümkunde hingewiesen und die wunderbar feine Ausführung der Tafeln mit warmen Worten anerkannt. Wir begnügen uns daher, das herrliche Werk allen Kunstfreunden und Forschern, ja jedem Freunde des Schönen aufs Neue in Erinnerung zu bringen; auch Sammler von Waffen, Schmuck, Gefäßen u. s. w. seien auf das Werk nachdrücklich aufmerksam gemacht.

Die Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Ludwig Eisenlohr und Carl Weigle, Architekten. Stuttgart, J. Engelhorn.

Das Unternehmen hat eben den 25. Jahrgang abgeschlossen. Das mag entschuldigen, wenn wir ihm einige Zeilen mehr widmen als sonst. Die Gewerbehalle hat auf die Entwickelung der deutschen Kunstindustrie einen in Fachkreisen wohlbekannten Einfluß ausgeübt. Ohne den Geschmack des Publikums eigensinnig als ganz unberechtigt anzusehen, hat sie doch stets vom künstlerischen Geschmack sich vorerst bestimmen lassen. Als besonderes Verdienst möchte ihr der Berichterstatter eins anrechnen. Je unruhiger der Geschmack in den letzten Jahren geworden ist, desto rascher erschöpfte er nach einander die Stile und ist jetzt glücklich bei einem Rococo angelangt, dem bisweilen der Zopf schon hinten hängt. Dieser Unart gegenüber haben die Leiter der „Gewerbehalle" vollständige Ruhe bewahrt. Und diese ist nöthig, wenn das deutsche Kunstgewerbe nicht in eine bedenkliche Sackgasse gerathen soll. Möge das Blatt seinen guten Einfluß noch lange ausüben.

Jugendschriften.

Der Zauberer von Kilima-Ndjaro. Adler's Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika. Der reifen Jugend erzählt von C. Falkenhorst. Leipzig, F. A. Brockhaus 1888.

Bereits im vergangenen Jahre konnten wir mit warmem Lob ein Buch desselben Autors: „In Kamerun. Zugvogel's Reise- und Jagdabenteuer", anzeigen, und es freut uns, daß wir auch dem neuen Werkchen diesmal einige gute Worte mit auf den Weg geben können. Das Bestreben des Verfassers ist, die reifere Jugend am Faden einer spannenden Erzählung mit Land und Leuten, mit Klima, Bodenbeschaffenheit, Thier-, und Pflanzenwelt der deutschen Schutzgebiete in Afrika bekannt zu machen und auf diese Weise ihre geographischen sowie naturwissenschaftlichen Kenntnisse nicht unbedeutend zu fördern. Jede Uebertreibung ist hierbei ausgeschlossen und selbst Erwachsene werden an der lebhaften Schilderung interessanter Scenerien sichtliches Gefallen finden. Eine größere Zahl von Abbildungen trägt in angemessener Weise zur Veranschaulichung des Textes bei.

Verscholl'ne Mär. Ein Novellencyclus von König Artus' Tafelrunde. Von Villamaria. Berlin, A. Haack. 1888.

Der hübsch ausgestattete und mit dem Porträt der Verfasserin geschmückte Band enthält zwölf Novellen, welche sämmtlich die Schicksale der heldenhaften Mitglieder von König Artus' Tafelrunde zum Hintergrund haben. Das liebenswürdige Talent der namentlich von der Jugend gern gelesenen Autorin zeigt sich hier von neuem, sie versteht poetisch zu schildern und für ihre Heldinnen wie Helden Sympathie zu erwecken. Ihre obige Gabe wird ohne Zweifel von vielen Seiten freundlich entgegengenommen werden.

Von den übrigen bei uns eingelaufenen Jugendschriften erwähnen wir besonders die aus dem Verlage von Otto Spamer in Leipzig stammenden: „Masaniello". Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts von Adolf Glaser. Den Hintergrund der gehaltvollen, von gediegenen Studien Zeugniß gebenden Erzählung bildet der verzweifelte Kampf der Neapolitaner gegen die drückende Fremdherrschaft der Spanier, in welchem der Fischer Masaniello eine hervorragende Rolle spielte. Glaser's Absicht war, ein allgemein interessirendes historisches Gemälde zu geben, in welchem auch die geistigen und künstlerischen Strömungen jener Zeit zum Ausdrucke gelangten, verkörpert in den Figuren eines Galilei und Salvator Rosa. Die Erzählung, mit hübschem, sorgfältigem Bilderschmuck versehen, wird sich gewiß einen dankbaren Freundeskreis erwerben. — In dem in neuer und zwar in vierter Auflage erschienenen zweiten Bande der „Welt in Waffen" von K. G. von Berneck und J. Schnackenburg erhalten wir eine gedrängte Uebersicht aller kriegerischen Ereignisse vom Ausbruch der französischen Revolution 1789 bis zum Jahre 1860. Mit Sorgfalt ist die allmälige Vervollkommnung des Heerwesens der einzelnen europäischen Staaten behandelt worden. Auch hier unterstützen viele Abbildungen den Text. — In drei Bändchen mannigfachen, unterhaltenden Inhalts liegen Ferdinand Schmidt's „Volkserzählungen und Schilderungen aus dem Berliner Volksleben" vor, die durch ihren gemüthvollen Ton und die gewählten Themata fesseln. Die Berliner Localfarbe verleiht den einzelnen Geschichten ihren besonderen Reiz.

An einen jüngeren Leserkreis wenden sich die durch dichterischen Gehalt und eine sorgfältige Sprache sich auszeichnenden „Neuen Märchen und Erzählungen" von F. Wulff (Berlin, Otto Drewitz' Nachfolger), und Maximilian Bern's Auswahl der besten Gedichte „Für kleine Leute" (Leipzig, J. Twietmeyer), ferner zwei in prächtiger und origineller Ausstattung erschienene Werke des bewährten Verlages von Ambr. Abel in Leipzig: „Der Märchenquell", eine von Victor Blüthgen veranstaltete Auswahl der schönsten Märchen aus aller Welt, und: „Mit Ränzel und Stab", eine Pensions- und Reise-Geschichte von Frida Schanz, welche in anmuthender Weise die jungen Leser mit der weiten Welt bekannt macht und sich durch allerliebste Buntdrucke auszeichnet.

o. β. **Scheffel's Leben und Dichten** von Johannes Proelß. Mit vielen Original-Briefen des Dichters und zehn Abbildungen. Berlin, Freund & Jeckel. 1887.

Der Tod des vielverehrten Gaudeamus-Dichters hat eine Anzahl kleinerer und größerer Beiträge zur Kenntniß des Geschiedenen hervorgerufen, unter denen der vorliegende durch Umfang, exakten Fleiß und feine Sparsamkeit des Details die weiteste Beachtung verdient. Der Verfasser hat die ihm reichlich zuströmenden Berichte und Documente eifrig gesammelt und klug gesichtet, und er breitet nun eine Lebensschilderung vor uns aus, reich an wechselnden Schicksalen, Umschwüngen und Katastrophen, die an jedem Punkte auf streng Thatsächlichem beruht und den zahlreichen Mythen, welche sich um die populäre Gestalt Scheffel's gebreitet haben, ein für allemal ein Ende macht. Mehr auf dem biographischen Element, als auf dem ästhetischen beruht das Interesse des Buches; der Autor will weniger die Dichtungen analysiren und literarhistorisch einleiten, als die inneren Hemmungen und peinvollen Störungen aufweisen, welche der Entwicklung dieses scheinbar so leicht ausströmenden, in Wahrheit so tiefen und spröden Talents immer von Neuem erwachsen sind; er will den nahen innern Zusammenhang feststellen, in welchen hier Leben und Dichten getreten sind. Der quellenmäßige Nachweis dieser Zustände hat, wie der Verfasser selbst erkennt, die Leichtigkeit der Darstellung zuweilen gestört; aber das Fundament für eine künstlerisch abrundende Biographie ist nun auch in aller Breite geliefert, und Proelß selbst stellt in Aussicht, den Stoff später einmal noch freier und plastischer auszugestalten.

ϱ. **Englisch-Deutsches Supplement-Lexikon.** Als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen englisch-deutschen Wörterbüchern. Durchweg nach englischen Quellen bearbeitet von Dr. A. Hoppe, Prof. am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster. I. Abtheilung: A.—Close. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1888.

Schon diese erste Lieferung zeigt, daß wir es hier mit einem Werk erstaunlichen Fleißes und ungemeiner Belesenheit zu thun haben, welches in Wirklichkeit einem Bedürfniß entgegenkommt und für welches Freunde der englischen Literatur nicht dankbar genug sein können. Die englisch-deutschen Wörterbücher, die wir besitzen — und es sind sehr vortreffliche darunter — beruhen auf der Schriftsprache, welche bis zu einem gewissen Grad ein abgeschlossenes Ganzes bildet. Aber die Sprache selbst kennt keinen solchen Stillstand; sie ist nichts Abgeschlossenes, sondern Etwas, das sich immer weiter entwickelt und bildet, wie das Volk, das sie spricht. Von allen Schätzen einer lebenden Nation ist sein Sprachschatz derjenige, der sich unfehlbar vermehrt, und seine Münzmeister sind das Leben selber, das sie lebt, jeder Tag, jede kraftvolle Persönlichkeit, ihre Redner, ihre Schriftsteller, ihre Zeitungen. Man muß sehr vertraut sein mit dem täglichen Leben einer Nation, um es in all' seinen Aeußerungen ganz zu verstehen; man erstaunt, wenn man ein Land nach längerer Abwesenheit wieder besucht, wie viel Neues hinzugekommen ist und wie selbst Bekanntes einen neuen Sinn oder einen neuen Ausdruck angenommen hat. Auch den besten Kennern der englischen Sprache unter uns wird es so gehen, wenn sie einen Tauchnitz-Band in die Hand nehmen; sie werden in jedem solche Worte finden, nach denen sie umsonst ihr Lexikon aufschlagen: entweder das Wort steht nicht darin, oder der Sinn paßt nicht. In diese Lücke, deren ganze Breite nur Derjenige zu ermessen vermag, der sich professionell mit diesen Dingen befaßt, tritt Hoppe's englisch-deutsches Supplement-Lexikon ein. Im Verlauf eines Vierteljahrhunderts gesammelt, gibt sein Material in der That das Resultat der englischen Sprachentwicklung, welche gleichbedeutend ist mit der Entwicklung des englischen Lebens überhaupt, und umfaßt alle Schriftwerke von einiger Wichtigkeit, welche während jenes Zeitraums auf die Weiterbildung der Sprache eingewirkt haben oder sie documentiren. Von welch' hohem wissenschaftlichen Werth Hoppe's Arbeit sein wird, leuchtet hiernach ohne Weiteres ein; aber sie wird auch von einem praktischen und unmittelbaren Nutzen sein, und Niemand, der sich wirklich mit der modernen englischen Literatur und Sprache beschäftigt, wird sie künftig entbehren können. Der Verlagsbuchhandlung gebührt das Lob, sie mit derselben Solidität ausgestattet zu haben, die wir an ihren großen lexikalischen Publikationen gewohnt sind.

βλ. **She** by H. Rider Haggard. Leipzig, Tauchnitz Edition. 1887.

Jess by H. Rider Haggard. Leipzig, Tauchnitz Edition. 1887.

Mr. Rider Haggard hatte schon einige verunglückte Romane hinter sich, bevor er mit „King Solomon's Mines" einen entschiedenen Treffer machte. Den Spuren dieses Triumphes folgt die Erzählung „She", welche durchschlagenden Erfolg gewann und seit dem Frühling der Roman der Saison ist. Nicht umsonst hat der Verfasser dem kurzen Titel die Worte beigefügt „A History of Adventure"; in der That ist selten eine abenteuerlichere Geschichte geschrieben worden, ja, wie sie zuerst, von derben Holzschnitten begleitet, durch die Spalten von „Harper's Weekly" lief, schien es, als ob sie nur das größte Sensationsbedürfniß zu befriedigen vermöchte. Das ist nun doch wohl nicht ganz so, eine wunderliche Arbeit jedoch bleibt das Buch. Wie der junge De Vincey und sein Erzieher durch eine Anzahl der erstaunlichsten Dokumente, die sich über zweitausend Jahre hin erstrecken, zu der Fahrt nach Centralafrika angeregt werden, dort das sumpfumgebene Volk der Amahagger, dann die Ruinen der vieltausendjährigen Felsenstadt Kôr, die Stätte ältester Civilisation, endlich die zauberkundige Herrscherin des hohlen Berges finden, Ayesha, welche in ewiger Jugend und Schönheit auf den wiedererstandenen Geliebten wartet; wie sie mit ihr nach dem Quell des Unsterblichkeitsfeuers ausziehen und von der verhängnißvollen Wanderung zurückkehren: das ist Alles einer Einbildungskraft von höchst achtenswerther Stärke entsprungen. Die Elemente sind freilich nicht zu verkennen: die altenglische Liebe zur Allegorie, die Begeisterung

für die Wunder des Orientes, wie sie Southey, Walter Savage Landor und unzählige Andere zur Gestaltung reizte, dazu die Sammlungen des British Museum, die Städteruinen des Haurân, vielleicht noch die Burgen der Zuñis in Arizona und New Mexico, Stanley's Reisen, Jules Verne — dies und Aehnliches mehr mag zu der merkwürdigen Schöpfung veranlaßt haben. Genießbar wird das Ganze erst durch die ruhige Schreibart, in der das Unglaublichste ganz kühl und einfach berichtet wird, durch den raschen Fluß der Erzählung. Würde der Verfasser nur einmal stocken, so hätte man Zeit, sich zu besinnen, und das Gelesene würde nicht anders wirken als ein fieberhafter Traum, dessen Abschnitte die Ueberlegung des Morgens geordnet hat. Aber so wird man fortgerissen, die Spannung wird durch die Unbefangenheit erhöht, womit sich die kleinen Einzelnheiten des modernen Culturlebens unter die fabulosesten Sachen mischen, und dauert an bis zum Schluß. Man legt aber doch das Buch mit einem Gefühl der Erleichterung aus der Hand und gönnt der aufgestachelten Phantasie gerne die verdiente Ruhe. — Solche Experimente glücken ja, wie diesmal, der geschickten Feder; aber eine Gattung läßt sich nicht darauf gründen, wie Rider Haggard selbst es neulich in einem Aufsatz der „Contemporary Review" annahm. Damit ein derartiger Aufbau von Phantasmen länger als augenblicklich wirke, dazu bedarf es vor Allem eines soliden Grundrisses, den nur ein „Problem" bieten kann, sei es historisch, ethisch, psychologisch, immer aber poetisch. Und auch der Zügel darf die Einbildungskraft nicht entrathen, man möchte sonst leicht meinen, es komme dem Verfasser nur darauf an, ein großes Publicum in Erstaunen zu versetzen und dadurch zu erobern.

Mr. Rider Haggard, der sonst die Kunst des Romanschreibers sehr hoch stellt, bringt selbst den Leser auf derlei Gedanken durch die folgende Erzählung „Jess". Das ist eine ziemlich rohe Arbeit, die an die Schauergeschichten „Ratcliffe's" aus der indischen Meuterei erinnert und vergebens darnach strebt, eine bloß skizzirte, viel zu fein angelegte Liebesgeschichte mit einer ganzen Kette wiederum sehr spannend berichteter Schreckniſse aus dem letzten Kriege der Engländer mit den Boeren Südafrika's zu verbinden. Daß die Boeren alle mehr oder minder eingefleischte Teufel sind, versteht sich von selbst, aber auch die feige Politik England's kommt übel weg. Wenn man nicht zu viel von dem Buche erwartet, wird es ein paar heiße Sommertage oder lange Winterabende angenehm ausfüllen.

o. **Shakespeare-Notes.** By F. A. Leo. London, Trübner & Co. 1885.

Das Feld der Conjecturalkritik ist meist verlockender für den, der es bebauen will, als für denjenigen, welcher seine Früchte prüfen soll. Und vielleicht sind selbst von den classischen Autoren keinem so viel Emendations and Conjectures zu Theil geworden, wie Shakespeare. Der Kritiker, der hier mit neuen Vorschlägen hervortritt und für diese auf Beachtung hofft, muß bereits das Vertrauen der Fachgenossen in nicht gewöhnlichem Grade sich erworben haben. Ein solches Vertrauen darf aber in Deutschland neben Delius, Elze und Alexander Schmidt kaum ein Andrer in höherem Grade beanspruchen, als der verdiente Leiter des Jahrbuchs der deutschen Shakespearegesellschaft, dem wir für eine Reihe von gediegenen Leistungen, Ausgaben und Erläuterungen Shakespeare's Dank schulden. Daß auf einem, subjectiven Anschauungen so sehr unterworfenen Studiengebiet nicht alle Vorschläge zuletzt Anerkennung finden, ist selbstverständlich. Eine Reihe der von Leo vorgeschlagenen Lesarten wird aber, davon sind wir fest überzeugt, mit der Zeit ihren Weg in die Ausgaben finden. Sprachkenntniß, poetisches Empfinden, kritische Vorsicht und Erkenntniß der Shakespeare'schen Eigenart haben Leo befähigt, sich schon mehrfach als wirklichen Verbesserer des noch immer so vielumstrittenen alten Textes zu bethätigen. Wir heißen darum auch dies sein neues ebenso geschmackvoll ausgestattetes wie innerlich werthvolles Buch im Namen der Shakespearefreunde willkommen.

er. **Music-Study in Germany.** From the Home Correspondence of Amy Fay. London, Macmillan and Co. 1886.

Die Verfasserin, Amerikanerin von Geburt, lebte von 1869 bis 1875 in Deutschland, um sich zur Pianistin auszubilden. Ihre Briefe sind früher bereits in Amerika (auch in deutscher Uebersetzung) erschienen und liegen jetzt in einer englischen Ausgabe vor, welche Sir George Grove, der verdienstvolle Herausgeber des „Dictionary of Music and Musicians", mit einer Vorrede begleitet hat. Miß Fay schreibt in anmuthigem Plauderton vorwiegend über Musik und Musiker, gelegentlich aber auch über Anderes, wie z. B. über Krieg, Religion, deutsche Lebensweise u. s. w. „Vielleicht" — so meint Grove — „lächelt der Leser über den Enthusiasmus, mit dem die Verfasserin jeden neuen Künstler, den sie gehört, für den besten erklärt; über die Bereitwilligkeit, mit der sie ihre Methoden ändert, alles Gelernte auf Wunsch eines neuen Lehrers aufgibt." Gewiß. Aber die Verfasserin ist offen und ehrlich, und die Schilderungen der Eigenthümlichkeiten ihrer Lehrer — Ehlert, Tausig, Kullak, Liszt, Deppe — zeugen von guter Beobachtungsgabe. Daß die Anschauungen und Urtheile der Amerikanerin gelegentlich auch etwas erheiternd wirken, mögen ein paar Auszüge darthun. „Hier zu Lande ist dem Genie und der Kühnheit Alles erlaubt, und ich muß sagen, wenn Deutschland uns Musik lehren kann, so können wir ihm Moral lehren." — „Alles in Europa ist für unsere moralischen Begriffe grundverkehrt, und es gibt hier nicht, was wir Männer nennen. Aber sie haben Künstler, wie wir sie nicht annähernd besitzen." — „Vermuthlich gibt es Religion in Deutschland, aber ich habe weder bei Katholiken noch Protestanten viel davon entdecken können, und die Folgen sind einfach schrecklich". — Auch die Kleiderfrage scheint Miß Fay zeitweise in böse Aufregung versetzt zu haben; sie „dankt ihrem Schöpfer", daß sie sich in Deutschland keine Kleider machen zu lassen

braucht, da „alle deutschen Kleider abscheulich sitzen". „Die deutschen Frauen" — so schreibt sie ein anderes Mal — „tragen ausgeschnittene Kleider, um Kragen zu sparen, sind dick und nicht hübsch. Dagegen gibt es hübsche Herren, viel mehr als in Amerika." — Abgesehen von solchen kleinen Absonderlichkeiten, oder vielleicht eben wegen derselben, ist das Buch übrigens recht unterhaltend.

εν. **Geschichte des musikalischen Dramas** in Frankreich während der Revolution bis zum Directorium (1787 bis 1795) in künstlerischer, sittlicher und politischer Beziehung. Von Dr. Max Diez. Wien, Groscher & Blahn. Leipzig, Fr. Hofmeister. 1885.

Die vorliegende Schrift gibt zunächst einen kurzen Ueberblick über den Zustand der französischen Oper während der Gluck'schen Periode (1774). Daran schließt sich die Geschichte der großen Oper vom Tode Sacchini's (1786) bis zum Ausbruch der Revolution. Das berühmte Institut vermochte sich nicht auf der Höhe des Ruhms zu erhalten, auf die es die letzten Jahrzehnte gehoben hatten. Die besten Talente wandten sich den kleineren Bühnen zu, der italienischen und der französischen komischen Oper. Die folgenden Capitel beschäftigen sich mit der großen Oper und den kleineren Bühnen bis zum Sturz des Königthums 1792. Cherubini's „Lodoiska" bezeichnet den Höhepunkt dieser Zeit. Der letzte Abschnitt behandelt die Musik der Schreckenszeit, 1793 und 94, wo die Blutherrschaft Robespierre's ihr Ende erreichte. Der Verf. sucht den Einfluß der Revolution auf die Umgestaltung des Musikstils nachzuweisen und beleuchtet eingehend die hervorragenden Opern dieser Epoche; Hand in Hand damit geht die Schilderung des ungeheuerlichen Zustandes der Stadt, in welcher sie ans Licht traten. „Diese Musik der neunziger Jahre" — so heißt es am Schlusse — „namentlich aber die der Conventszeit, ist eine höchst bedeutsame Erscheinung. Aus ihr tönt mitunter eine düstere Gewalt, die zäh und kühn wie das unbeugsame Geschick einherschreitet. Großartig in ihren Dimensionen und in der Beherrschung der Leidenschaften, ist sie ein Schrecken für den dilettirenden Modesinn, für den Kenner aber ein Labsal." Das Buch ist die Frucht umfassender Studien und wird hoffentlich die vom Verf. in Aussicht gestellte Fortsetzung finden.

γ. **Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich** mit besonderer Berücksichtigung der literarischen Einwirkung. Von Professor Dr. Th. Süpfle. 1. Band. Von den ältesten germanischen Einflüssen bis auf die Zeit Klopstock's. Gotha, E. F. Thienemann. 1886.

Titel wie der obenstehende bezeichnen die schönsten Aufgaben der literargeschichtlichen Forschung — freilich auch die schwierigsten, und es mag von vorn herein der Zweifel auftauchen, ob unser Wissen reich und tief, unsere Methode sicher und feinfühlig genug sei, um an die Lösung derselben sich schon jetzt heranwagen zu können. Freilich würde selbst die beste gelehrte Ausrüstung dem Manne nichts nützen, dem nicht eine intime Kenntniß des Volkscharakters hüben und drüben zu Gebote steht. Was ein eifriger und reich belesener Sammler an Bausteinen herbeischaffen kann, wird man in dem Buche von Professor Süpfle, einem reichsländischen Schulmanne, vereinigt finden: es ist eine reichhaltige, wohlgeordnete und sorgsam aufgereihte Notizensammlung, die neben vielem Bekannten doch auch mancherlei Abgelegenes ans Licht bringt und jedenfalls hinlänglich Abwechselung bietet, um den Leser nicht zu ermüden. In der Galerie der Persönlichkeiten, welche deutsches Wesen und deutsche Kultur in Frankreich vertreten und vermitteln, habe ich nur eine vermißt, Elisabeth Charlotte von Orleans! Wirkliche Fehler und Irrthümer finden sich fast nur in der ersten Hälfte des Buches, wo Herr Süpfle fast überall abhängig erscheint; selbständiger und verdienstlicher sind die spätern Partien, und besonders über das Bekanntwerden der deutschen Dichter des vorigen Jahrhunderts, zunächst Haller's, Gellert's, Geßner's, Klopstock's in Frankreich, wird auf Grund eigener Studien zuverlässig und erschöpfend berichtet. Ein bischen umständlich und ein bischen äußerlich freilich bleibt die Darstellung auch hier: es sollte uns freuen, wenn die Kräfte des Verfassers mit den größern Aufgaben wüchsen, welche der folgende Band stellen wird.

γεο **Jahresberichte der Geschichtswissenschaft i. A. der Historischen Gesellschaft zu Berlin.** Herausgegeben von J. Hermann, J. Jastrow, E. Meyer. IV. Jahrg. 1881. Berlin, Mittler u. Sohn, 1885. V. Jahrg. 1882. Ebendas. 1886.

Das große, längst rühmlich bekannte Unternehmen der historischen Gesellschaft zu Berlin, welches in umfassender, internationaler Anlage den Fachgenossen einen Ueberblick über die gesammte historische Literatur zu vermitteln unternimmt, ist unter dankenswerther Unterstützung des Preußischen Cultus-Ministeriums in den vorliegenden zwei Bänden für die Jahre 1881 und 1882 fortgeführt. Bei einem Werke, welches mit seinem ersten Erscheinen einem Bedürfniß abgeholfen hat und welches seither immer mehr zu einem völlig unentbehrlichen Hilfsmittel für jeden Geschichtsforscher geworden ist, erscheint jede Empfehlung überflüssig. Wir wollen nur hervorheben, daß die Redaction, für deren aufopferungsvolle und schwierige Mühewaltung nicht genug gedankt werden kann, unausgesetzt und mit bestem Erfolg an der Vervollkommnung des Unternehmens gearbeitet hat. Zum Beweis dafür mag der Hinweis genügen, daß der Index für das Jahr 1881 etwa 7000, für 1882 8300 Titel historischer Arbeiten gegen 5500, 3400 und 2300 Nummern in den Jahrgängen 1880, 1879 und 1878 aufweist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. November zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Asbóth. — Bosnien und die Herzegowina. Reisebilder und Studien von Johann von Asbóth. 1. Lfg. Wien, Alfred Hölder. 1887.

Bergner. — Rumänien. Eine Darstellung des Landes und der Leute von Rudolf Bergner. Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller). 1887.

Biese. — Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Von Alfred Biese. Leipzig, Veit & Comp. 1888.

Bodenstedt. — Sakuntala. Eine Dichtung in fünf Gesängen von Friedrich von Bodenstedt. Illustrirt von Alexander Zick. Leipzig, Adolf Titze.

Böhm. — Von Sansibar zum Tanganjika. Briefe aus Ostafrika, von Dr. Richard Böhm. Nach dem Tode des Reisenden mit einer biographischen Skizze herausgegeben von Hermann Schalow. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1888.

Böhme. — Die Geschichte des Oratoriums für Musikfreunde kurz und faßlich dargestellt von Franz M. Böhme. Zweite, gänzlich umg. Aufl. Gütersloh, Fr. Bertelsmann. 1887.

Brennecke. — Alt-England. Eine Studienreise durch London und die Grafschaften zwischen Kanal und Piktenwall. Von Adolf Brennecke. Mit zahlreichen Abbildungen ꝛc. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. 1888.

Bußler. — Aus meinem Kriegsleben. Von Wilhelm Bußler. Gotha, Gust. Schloeßmann. 1887.

Cantares. — Aus dem Spanischen in das Deutsche übertragen von Emil Blumenau. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1887.

Combes. — Profils et types de la littérature allemande par Ernest Combes. Paris, Librairie Fischbacher. 1888.

Degen. — Zufall oder nicht? Roman aus unseren Adelskreisen von Alexander von Degen. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1887.

Der Serbisch-Bulgarische Krieg von 1885. Eine militärische Studie von einem deutschen Offizier. Darmstadt u. Leipzig, E. Zernin. 1887.

Deutsche Tondichter. Zwölf Photographien nach Original-Gemälden von Carl Jäger. Mit biographischem Text von Dr. E. Hanslick. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vormals Bruckmann). 1887.

Die Provinz Hannover in Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern. Herausgegeben von Joh. Meyer. Erster Halbband. Mit 48 Abbild. Zweite vollständ. umg. Aufl. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1887.

Diffrei. — Adam. Ein dramatisches Gedicht von A. Diffrei. Heidelberg, Carl Burow. 1887.

Dostojewski. — Die Besessenen. Roman von F. M. Dostojewski. 3 Bde. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1888.

Dunger. — Die Sprachreinigung und ihre Gegner. Eine Erwiderung auf die Angriffe von Gildemeister, Grimm, Rümelin und Delbrück. Von Hermann Dunger. Dresden, Albanus'sche Buchdruckerei (Christian Teich).

Eckart. — Licht und Schatten. Gedichte von Rudolf Eckart. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1887.

Ein französisches Urtheil über die Berliner Gemeinde-Verwaltung nach dem Bericht des französischen Ingenieurs D. Mayer. Herausgegeben von Dr. Carl Gerstenberg, Stadtverordneter von Berlin. — Berlin, George & Fiedler. 1887.

Engel. — Die Don Juan-Sage auf der Bühne. Von Carl Engel. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1887.

Engelhorn. — Schulgesundheitspflege. Zum Gebrauch für Schulvorstände, Lehrer und Eltern. Von Dr. Ernst Engelhorn. Stuttgart, Carl Krabbe. 1888.

Erinnerungsblätter an die schleswig-holsteinischen Feldzüge von 1848–51. Zum vierzigjährigen Gedächtnißtage der Erhebung der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Gesammelt und herausgegeben von F. Möller. Altona, A. C. Reher. 1888.

Ernst II. — Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II. Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Erster Band. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandl.). 1887.

Ferrieri. — Francesco de Sanctis e la critica letteraria. Studio di Pio Ferrieri. Milano, Ulrico Hoepli. 1888.

Fircks. — General-Feldmarschall Helmuth Karl Bernhard Graf von Moltke und der Preußische Generalstab. Von A. Freiherr von Fircks. Kottbus, Paul Kittel. 1887.

Frenzel. — Schönheit. Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Fritsch. — Eine Heimstätte. Roman von F. v. Fritsch. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Für Herz und Gemüth. Zwölf Phototypien nach Originalgemälden von Robert Beyschlag, Frz. von Defregger, Theodor Grosse, H. Kaulbach, G. Pappenitz, Karl Raupp ꝛc., ꝛc. Mit Gedichten von Julius Grosse. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. Friedrich Bruckmann.

Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen. Band IX: Geschichte der niederländischen Literatur. Mit Benutzung der hinterlassenen Arbeit von Ferdinand von Hellwald, verfasst und durch Proben veranschaulicht von L. Schneider. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Godin. — Gedichte von Amelie Godin. München, Theodor Ackermann. 1888.

Göller. — Die Entstehung der architektonischen Stilformen. Eine Geschichte der Baukunst nach dem Werden und Wandern der Formgedanken von Adolf Göller. Stuttgart, Konrad Wittwer. 1888.

Greinz. — Wer steinigt sie? Eine Geschichte armer Leute von Rudolf Heinrich Greinz. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1888.

Grosse. — Episoden und Epiloge. Kleinere erzählende Dichtungen nebst einem lyrischen Anhange von Julius Grosse. München, Georg D. W. Callwey. 1888.

Grünstein. — Wegerich. Lose Blätter von Josef Grünstein. Zweite verm. Aufl. Berlin, Rich. Wilhelmi. 1887.

Günthert. — Agnes. Eine Herzensgeschichte aus dem 16. Jahrhundert von Julius Ernst von Günthert. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1887.

Güßfeldt. — Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Von Paul Güßfeldt. Mit 20 Abbildungen in Lichtdruck, 1 Uebersichtskarte und 2 Specialkarten. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Hanslick. — Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Theil.) Neue Kritiken und Schilderungen von Ed. Hanslick. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1888.

Hänselmann. — Werkstücke. Gesammelte Studien und Vorträge zur Braunschweigischen Geschichte von Ludwig Hänselmann. 2 Bde. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1887.

Harmuth. — Der chronologische Rhythmus des Alten Testaments. Eine historisch-philosophische Studie von C. F. Aug. Harmuth. Breslau, Preuss & Jünger. 1887.

Henle. — Was soll ich declamiren? Eine Auslese der besten älteren und neueren Declamationsstücke ernsten und heiteren Inhalts. Gesammelt und herausgegeben von Elise Henle. Neue Folge. Stuttgart, Levy & Müller. 1887.

Hermann. — Das Kaiser-Wilhelm-Spiel. Ein Gedankenspiel in Fragen und Antworten bezüglich des Lebensganges Sr. Majestät unseres Kaisers. Dargestellt von M. Hermann. Leipzig u. Berlin, Otto Spamer. 1887.

Jahresberichte über das höhere Schulwesen. Herausgegeben von Conrad Rethwisch. I. Jahrg. 1886. Berlin, K. Gaertner's Verlagsbuchhandl. 1887.

Jhr. — Die allgemeine Altersversorgung. Eine Studie von Franz Jhr. Berlin, Walther & Apolant. 1887.

Klaar. — König Ottokar's Glück und Ende. Eine Untersuchung über die Quellen der Grillparzer'schen Tragödie von Alfred Klaar. Leipzig, G. Freytag.

Kluge. — Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Friedrich Kluge. Vierte verb. Aufl. 1. Lfg. Straßburg, Karl G. Trübner. 1888.

Kohut. — Leuchtende Fackeln. Beiträge zur Cultur-, Theater- und Kunstgeschichte der letzten Jahrhunderte. Essays und Skizzen von Dr. Adolph Kohut. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1887.

Kohut. — Ragende Gipfel. Beiträge zur Literaturgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte. Essays und Skizzen von Dr. Adolph Kohut. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1887.

Kronoff. — Narziß. Novellen von Frida von Kronoff (Frida Hummel). Berlin u. Rostock, Verlag der Album-Stiftung (Carl Hinstorff's Verlag). 1887.

Kruse. — Fastnachtsspiele von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1887.

Langguth. — Goethe als Pädagog. Von Adolf Langguth. Halle a./S., Max Niemeyer. 1887.

Lindau. — Arme Mädchen. Roman von Paul Lindau. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1888.

Linke. — Die Bienen. Ein neuer Xenienalmanach von Oscar Linke. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1887.

Litzmann. — Schröder und Gotter. Eine Episode aus der deutschen Theatergeschichte. Briefe Schröder's an Gotter. Eingel. und herausg. von Dr. B. Litzmann. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß. 1887.

Ludorff. — Elgeva, Königin von England. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Dr. Franz Ludorff. Münster i./W., Selbstverlag des Verfassers. 1888.

Mahaffy. — Greek life and thougt from the age of Alexander to the roman conquest by J. P. Mahaffy. London, Macmillan & Co. 1887.

Matthias. — Die Heilung des Orest in Goethe's Iphigenie, eine religiös-sittliche Lösung im Geiste des Christenthums. Von Dr. Adolf Matthias. Düsseldorf, L. Voß & Co. 1887.

Merian. — Die Urahnen. Ein Zyklus vorsündfluthlicher Romane von Hans Merian. Leipzig, Reinhold Werther. 1888.

Meyer. — Die Gesänge von dem ewigen Leben der Seele in Christo. Von Gertraut Meyer. Leipzig, Im Selbstverlage der Verfasserin. 1887.

Meyer. — Le Nozze del Monaco. Novella di Corrado Ferdinando Meyer. Versione dal tedesco di P. Valabrega. Milano, Ulrico Hoepli. 1888.

Meyer's Reisebücher. Türkei und Griechenland, untere Donauländer und Kleinasien. Zweite Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1888.

Mickiewicz. — Todtenfeier (Dziady) von Adam Mickiewicz. Uebersetzt und mit erklärender Einleitung versehen von Siegfried Lipiner. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1887.

Milow. — König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Stephan Milow. Zweite, wesentl. verb. Aufl. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1888.

Muff. — Das Schöne. Aesthetische Betrachtungen für gebildete Kreise von Prof. Dr. Chr. Muff. Halle a./S., Richard Mühlmann. 1888.

Müller. — Verhaltene Gluten. Gedichte von Ewald Müller. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1888.

Najmájer. — Johannisfeuer. Eine Dichtung von Marie von Najmájer. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1888.

Neuhaus. — Die Sagen von den Göttern und Heroen der Griechen und Römer. Ein mythologisches Handbüchlein von Prof. Dr. J. C. Neuhaus. Zweite verb. Aufl. Düsseldorf, L. Schwann'sche Verlagshandlung.

Neumayr. — Erdgeschichte von Dr. Melchior Neumayr. Zweiter Band: Beschreibende Geologie. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1888.

Nordau. — Die Krankheit des Jahrhunderts. Von Max Nordau. Dritte Auflage. 2 Bde. Leipzig, B. Elischer. 1888.

Nos poètes flamands. 1830—1880, choix de morceaux traduits en vers français. Préface de Mr. J. Stecher. Roulers, De Seyn-Verhougstraete, Editeur. 1887.

Pasqué. — Musikanten-Geschichten. Von Ernst Pasqué. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1888.

Petersen. — Die Irrlichter von Marie Petersen. 43. Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Phelps. — Der stille Theilhaber. Frei dem Englischen des Phelps nacherzählt von A v. Schneffer. Hameln, Th. Fuendeling.

Pirazzi. — Im Herbste des Lebens. Gesammelte Dichtungen von Emil Pirazzi. Offenbach a./M., Theodor Steinmetz. 1888.

Putlitz. — Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß von Gustav Putlitz. 46. Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Rasi. — Il libro dei Monologhi. Par Luigi Rasi. Con 110 illustrazioni di artisti fiorentini. Milano, Ulrico Hoepli. 1888.

Reden des Fürsten von Bismarck. Herausgegeben von Otto de Grahl (W. Wohlgemuth), fünfter Band: Reden aus den Jahren 1884—1885; sechster Band: Reden aus den Jahren 1885—1887. Cöthen, Paul Schettler's Erben. 1888.

Redwitz. — Hymen. Ein Roman von Oscar von Redwitz. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1887.

Rinhart. — Neue Novellen von K. Rinhart (Katharina Zitelmann). Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1888.

Schack. — Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. Von Adolf Friedrich Graf von Schack. 3 Bde. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1888.

Schmidt-Cabanis. — Pessimistbeetblüthen jüngstdeutscher Lyrik. Gesammelt und herausgegeben von R. Schmidt-Cabanis. Berlin, Friedrich Pfeilstücker, 1887.

Schmidt-Weißenfels. — Krupp und sein Werk. Lebensbild einer industriellen Größe dieses Jahrhunderts von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Rosenbaum und Hart. 1888.

Schubart. — Novalis' Leben, Dichten und Denken. Auf Grund neuerer Publicationen im Zusammenhang dargestellt von Dr. A. Schubart. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1887.

Schubin. — Unter uns. Roman in drei Büchern von Ossip Schubin. 3. Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887

Schwartzkoppen. — Gesammelte Novellen von C. v. Schwartzkoppen. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1888.

Siddy. — Räthsel. Eine moderne Liebesgeschichte in Versen von Siddy. Wien, Carl Konegen. 1887.

Sievers. — Demetrius. Geschichtliches Trauerspiel in vier Aufzügen von Otto Sievers. Braunschweig, Benno Göritz. 1888.

Soltau. — Die Mythen- und Sagen-Kreise im Homerischen Schiffer-Epos, genannt Odyssee, desgleichen der Ilias, wie auch der Argonauten-Sage, zeitgeschichtlich, naturwissenschaftlich und sprachlich beurtheilt und erläutert von Friedrich Soltau. Berlin, J. A. Stargardt. 1887.

Stickel. — Das Hohelied in seiner Einheit und dramatischen Gliederung mit Uebersetzung und Beigaben von Dr. Johann Gustav Stickel. Berlin, H. Reuther's Verlag. 1888.

Storm. — Ein Bekenntniß. Novelle von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Sudermann. — Frau Sorge. Roman von Hermann Sudermann. Zweite Auflage. Berlin, F. & P. Lehmann. 1888.

Sudermann. — Geschwister. Zwei Novellen von Hermann Sudermann. Berlin, F. & P. Lehmann. 1888.

Suttner. — Schriftsteller-Roman. Von B. von Suttner. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1888.

Taylor. — Lars. Norwegisches Idyll von Bayard Taylor. Deutsch von Margaretha Jacoby. Stuttgart, Robert Lutz. 1887.

Tennyson. — Locksley Hall nach sechzig Jahren. Aus dem Englischen des Alfred Lord Tennyson von Jakob Feis. Hamburg, Hermann Grüning. 1888.

Teza. — Traduzioni di Goethe, Groth, Voss, Puschkin etc. Par E. Teza. Milano, Ulrico Hoepli. 1888.

Trinius. — Die Umgebungen der Kaiserstadt Berlin in Wort und Bild. Von A. Trinius. Illustriert von hervorragenden Berliner Künstlern. 1. Lfg. Berlin, Otto Tesmer. 1887.

Valentiner. — Der gestirnte Himmel. Eine gemeinverständliche Astronomie von Prof. Dr. W. Valentiner. Mit 69 Abbild. ꝛc. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1887.

Vallady. — France et Allemagne: Les deux races. Par Matyas Vallady. Paris, Paul Ollendorf. 1887.

Villamaria. — Verscholl'ne Mär. Ein Novellencyclus von König Artus' Tafelrunde. Von Villamaria. Berlin, A. Haack. 1888.

Villinger. — Sommerfrischen. Von H. Villinger. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1887.

Walcker. — Handbuch der Nationalökonomie. Von Dr. Karl Walcker. IV./V. Bd. Zweite verbess. Aufl. Leipzig, Rossberg'sche Buchhandlung. 1888.

Wandel der Zeiten. Vier Erzählungen. Vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Offiziers". Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1888.

Weber. — Jugendeindrücke und Erlebnisse von Georg Weber. Ein historisches Zeitbild. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1887.

Weyergang. — Theodor Körner und sein Vaterhaus. Historische Erzählung für Jugend und Volk. Von W. Weyergang. Leipzig u. Berlin, Otto Spamer. 1887.

Wildenradt. — Lavinia Colonna. Roman von Johann von Wildenradt. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1887.

Zacharias. — Gelöste und ungelöste Probleme der Naturforschung. Gemeinverständliche wissenschaftl. Abhandlungen von Dr. Otto Zacharias. Zweite verbess. Aufl. Leipzig, Denicke's Verlag. 1887.

Zerffi. — Studies on the Science of General History. Par Dr. G. G. Zerffi. Vol. I. Ancient History. London, Hirschfeld Brothers. 1887.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Erwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING [illegible] JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.53

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY